Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte
und Altertumskunde Band 74/1994

Alle Rechte vorbehalten
© 1994 by Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde
Printed in Germany
Druck: Schmidt-Römhild, Lübeck
ISSN: 0083-5609

In seinem Testament bestimmte Senator Emil Possehl (1850–1919) die Einrichtung einer Stiftung zur Erhaltung des schönen Bildes und der öffentlichen Anlagen der Stadt, zur Unterstützung gemeinnütziger Einrichtungen, zur Pflege von Kunst und Wissenschaft, zur Förderung der Jugend und zur Linderung der Not der Bedürftigen.

Im Sinne dieses Vermächtnisses unterstützt die Possehl-Stiftung seit Jahrzehnten die Tätigkeit des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, insbesondere die Drucklegung seiner wissenschaftlichen Zeitschrift, durch namhafte finanzielle Zuschüsse.

Zu ihrem 75. Jubiläum sei der

Possehl-Stiftung

daher zum Dank dieser Band der Zeitschrift des Vereins gewidmet.

Der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

Zeitschrift

des Vereins für Lübeckische Geschichte

und Altertumskunde

Band 74

Verlag

Max Schmidt-Römhild, Lübeck

1994

Die Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde erscheint, soweit es die wirtschaftliche Lage zuläßt, jährlich mit einem Band.

Manuskriptsendungen und Besprechungsstücke werden an die Schriftleitung, Mühlendamm 1–3, Tel. 1224152 (Archiv der Hansestadt Lübeck), 23552 Lübeck, erbeten. Exemplare im Zeitschriftentauschverkehr bitte ebenfalls an die obige Adresse.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt, nimmt die Geschäftsstelle des Vereins unter der gleichen Anschrift entgegen. Der Mitgliedsbeitrag beläuft sich zur Zeit auf jährlich 50,– DM.

Bankkonten: Sparkasse zu Lübeck (BLZ 230 501 01) Nr. 1-012749 und
Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20) Nr. 285 40-204
Herausgeber des vorliegenden Bandes: Dr. Antjekathrin Graßmann

Für mühevolle Korrekturarbeit sei Herrn Stadtamtmann Otto Wiehmann, Frau Dipl.-Bibl. Helga Wutz M. A., Herrn Archivrat Dr. Ulrich Simon M. A. und Frau Archivinspektorin Kerstin Letz vielmals gedankt.

Die Veröffentlichung dieses Bandes wurde durch namhafte Beihilfen der Hansestadt Lübeck, der Possehl-Stiftung, der Sparkasse zu Lübeck und der Dräger-Stiftung, Sitz München, unterstützt.

Jeder Autor ist für seinen Beitrag selbst verantwortlich.



Inhaltsverzeichnis

Abkürzungen 6

Mitarbeiterverzeichnis 7

Aufsätze:

Lübeckische Islandfahrt vom 15. bis 17. Jahrhundert 9
Helge Bei der Wieden

Zu einer Geschichte der Buchhaltung im hansischen Bereich: Die Handelsbücher der Lübecker Kaufleute vom Anfang des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts 31
Marie-Louise Pelus-Kaplan

Die Kanzel in Zarrentin – Lübecks erste evangelische Kanzel .. 47
Wolfgang Teuchert

Die Sängerkanzel in der Petrikirche zu Lübeck 115
Adolf Clasen

Garlieb Merkels zweiter Reisebericht über Lübeck 149
Hans-Bernd Spies

„Betrachtungswerthe alte Ägyptische Mumie" 167
Ursula Buske

Psychiatrie in der Hansestadt Lübeck im 19. Jahrhundert. Lübeck als Beispiel eines Stadtstaates 189
Karl-Heinz Reger

Kurd von Schlözer 209
Friedrich Hassenstein

Die Stadt als bürgerliche Heimat. Eine Untersuchung zum Geschichtsbild der mittelalterlichen Stadt in der 700-Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks 225
Wolfgang G. Krogel

Archäologische Denkmalpflege in Lübeck. Bericht 1993–1994 .. 279
Zusammengestellt von Alfred Falk

Zwei Madonnen in Lübeck. Bemerkenswerte Funde der Grabung auf dem Schrangen (1992) 307
Sabine Schmidt-Hofmann

Kleine Beiträge:

Ein weiterer Flügel vom Maria Magdalenen-Altar der Lübecker Bruderschaft der Schneider 323
Kurt Löcher

Ein Bild im Behnhaus – Richtig zugewiesen. Leopold Schulz, Gotische Kirchenruine am Mittelmeer 1842 329
Brigitte Heise

Lübeck 1848. Drei Briefe an Ernst Deecke 339
Bearb. von Gerhard Ahrens

Besprechungen und Hinweise

Allgemeines, Hanse 349
Lübeck 360
Hamburg und Bremen 408
Schleswig-Holstein und weitere Nachbargebiete 417
Verfasserregister 432

Jahresbericht 1993 433

Abkürzungen

AHL	Archiv der Hansestadt Lübeck
BKDHL	Bau- und Kunstdenkmäler der (Freien und) Hansestadt Lübeck
HGBll	Hansische Geschichtsblätter
HR	Hanserezesse
LSAK	Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte
LUB	Lübeckisches Urkundenbuch
MVLGA	Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde
NStB	Niederstadtbuch
OStB	Oberstadtbuch
ZSHG	Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte
ZVLGA	Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Mitarbeiterverzeichnis

Ahrens, Prof. Dr. Gerhard, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Hamburg, Allende-Platz 1, 20146 Hamburg

Anderl, Friedhelm, Amt für Archäologische Denkmalpflege, Meesenring 8, 23566 Lübeck

Bei der Wieden, Dr. Helge, Oberstudienrat, Wiesenweg 5, 31675 Bückeburg

Brinkmann, Dr. Jens-Uwe, Städt. Museum, Ritterplan 7, 37073 Göttingen

Buske, Dr. Ursula, Goldberg 32, 23562 Lübeck

Clasen, Adolf, Studiendirektor a.D., Bonnusstraße 6, 23568 Lübeck

Eickhölter, Dr. Manfred, Neptunstr. 7, 23562 Lübeck

Falk, Alfred, M.A., Amt für Archäologische Denkmalpflege, Meesenring 8, 23566 Lübeck

Freytag, Prof. Dr. Hartmut, Germanisches Seminar der Universität, von Melle-Park 6, 20146 Hamburg

Fritze, Ernst, Pfarrer i.R., CH-4938 Rohrbach bei Huttwil

Gerkens, Dr. Gerhard, Museumsdirektor, Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Düvekenstraße 21, 23552 Lübeck

Grabowski, Mieczyslaw M. A., Amt für Archäologische Denkmalpflege, Meesenring 8, 23566 Lübeck

Graßmann, Dr. Antjekathrin, Archivdirektorin, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1–3, 23552 Lübeck

Hassenstein, Prof. Dr. Friedrich, Stauffenbergring 24, 37075 Göttingen

Hauschild, Prof. Dr. Wolf-Dieter, Seminar für alte Kirchengeschichte der Universität, Universitätsstraße 13–17, 48143 Münster

Hauschild-Thiessen, Dr. Renate, Tönninger Weg 118, 22609 Hamburg

Heise, Brigitte, Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Düvekenstr. 15, 23552 Lübeck

Hundt, Dr. Michael, M.A., Löwigstraße 31, 23566 Lübeck

Ibs, Dr. Jürgen, Meisensteg 3, 23562 Lübeck

Kliemann, Katja M. A., Amt für Archäologische Denkmalpflege, Meesenring 8, 23566 Lübeck

Kopitzsch, PD Dr. Franklin, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität, von Melle-Park 6, 20146 Hamburg

Krogel, Dr. Wolfgang G., Rolandstraße 21, 33615 Bielefeld

Löcher, Dr. Kurt, Germanisches Nationalmuseum, Postfach 9580, 90105 Nürnberg

Meyer, Dr. Gerhard, Wateweg 14, 22559 Hamburg

Meyer, Günter, Studiendirektor, Kelterstraße 23, 22391 Hamburg

Meyer-Stoll, Dr. Cornelia, Bayerische Akademie der Wissenschaften, Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Marstallplatz 8, 80539 München

Ostersehlte, Dr. Christian, M.A., Tettenbornstraße 4a, 28211 Bremen

Pelus-Kaplan, Dr. Marie-Louise, 20 rue Arnoux, F-92340 Bourg-la-Reine

Pitz, Prof. Dr. Ernst, Königin-Luise-Straße 73, 14195 Berlin

Radis, Ursula M. A., Amt für Archäologische Denkmalpflege, Meesenring 8, 23566 Lübeck

Reger, Dr. Karl-Heinz, Stadtweg 9, 24837 Schleswig

Schalies, Ingrid M. A., Amt für Archäologische Denkmalpflege, Meesenring 8, 23566 Lübeck

Schmidt-Hofmann, Sabine, Dankwartsgrube 49, 23552 Lübeck

Schweitzer, Dr. Robert, Bibliotheksrat, Bibliothek der Hansestadt Lübeck, Hundestraße 5–17, 23552 Lübeck

Simon, Dr. Ulrich, M.A., Archivrat, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1–3, 23552 Lübeck

Spies, M.A., Dr. Hans-Bernd, Neubaustraße 27, 63814 Mainaschaff

Teuchert, Dr. Wolfgang, Holtenauer Straße 270, 24106 Kiel

Vogeler, Dr. Hildegard, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, Düvekenstraße 21, 23552 Lübeck

Vogtherr, Dr. Hans-Jürgen, Farinastraße 68, 29525 Uelzen

Wiehmann, Otto, Stadtamtmann, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1–3, 23552 Lübeck

Lübeckische Islandfahrt vom 15. bis zum 17. Jahrhundert

Helge Bei der Wieden

Die Islandfahrt der Hansestädte dauerte nur verhältnismäßig kurze Zeit. Wenn auch ihre Anfänge vor die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreichen[1]), so erlangte sie doch erst gegen dessen Ende einen nennenswerten Umfang.[2]) Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erlosch sie wieder. Mußte zunächst das hansische Monopol in Bergen gebrochen werden, um die Islandfahrt zu ermöglichen, so bedeutete ein dänisches ein gutes Jahrhundert später ihr Ende. In den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts war der Islandhandel jedoch so verlockend und gewinnbringend, daß sich nicht nur Hansestädte, sondern auch Angehörige des Reichsfürstenstandes an ihm beteiligten. Die führende Stelle in der Fahrt auf Island nahmen Schiffer und Kaufleute aus Hamburg ein. Sie gründeten sogar eine eigene Kompanie.[3]) Neben ihnen verblaßten die Beziehungen, die auch andere Städte zu der Insel im Europäischen Nordmeer unterhielten. Neben Hamburg wird in der Literatur eigentlich nur noch Bremen genannt.[4]) Doch Lübeck war ebenso in nicht geringem Maße an der Islandfahrt beteiligt, wenn auch die Rezesse der Hansetage es in diesem Zusammenhang kaum erwähnen.

Island war seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Nebenland der Krone Norwegen, die seit 1387 in Personalunion mit Dänemark verbunden war. Den Schlüssel zur Islandfahrt hielt also der König von Dänemark als Herr Norwegens in seinen Händen.

---

[1]) Knut *Gjerset*: History of Iceland. London 1922, S. 272.

[2]) Bjørn *Thorsteinsson*: Island. In: Det nordiske syn på forbindelsen mellem Hansestæderne og Norden. (Det nordiske historikermøde i Århus 7.-9. august 1957). Århus 1957, S. 165-195, hier: S. 165.

[3]) Ernst *Baasch*: Forschungen zur hamburgischen Handelsgeschichte. I: Die Islandfahrt der Deutschen, namentlich der Hamburger vom 15. bis 17. Jahrhundert. Hamburg 1889.

[4]) Marie Simon *Thomas*: Onze IJslandsvaarders in de 17de en 18de eeuw. Bijdrage tot de geschiedenis van de nederlandsche handel en visscherij. Diss. Utrecht 1935. Amsterdam 1935, S. 8. - Philippe *Dollinger*: Die Hanse. (Kröners Taschenausgabe. 371). 2. Aufl., Stuttgart 1976, S. 405. - Konrad *Fritze*, Johannes *Schildhauer*, Walter *Stark*: Die Geschichte der Hanse. Berlin 1985, S. 187 f. - Karl *Pagel*: Die Hanse. Neu bearb. v. Friedrich *Naab*. Braunschweig 1983, S. 232. - Klaus *Friedland*: Die Hanse. (Kohlhammer Urban-Taschenbücher. 409). Stuttgart / Berlin / Köln 1991, S. 179.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entwickelte sich Bergen zum Stapelplatz für die Waren, die aus den Gebieten Norwegens kamen, die nördlicher lagen. Den Kaufleuten wurde gestattet, was bislang verboten war, sich den Winter über dort aufzuhalten und auch eigene Höfe zu erwerben. So kam es um die Mitte des folgenden Jahrhunderts unter Führung Lübecks zur Bildung des hansischen Kontors in Bergen.[5]) Den deutschen Kaufleuten wurde es aber ausdrücklich verboten, in die Landschaften nördlich von Bergen zu segeln sowie zu den von Norwegen abhängigen Schatzländern Island, Shetlandinseln, Färöer und Orkaden. Andererseits mußten die Bewohner von Halogaland und Finnmarken ihre Waren nach Bergen zum Verkauf bringen. Was als Handelsbeschränkung gedacht war, erwies sich für die deutschen Kaufleute als Vorteil. Auf diese Weise wurde der Fischhandel in Bergen zusammengefaßt. Die Hanse achtete daher streng darauf, daß der Stapelzwang eingehalten wurde.[6])

Das Monopol war aber nie vollständig durchzusetzen. Bereits im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts liefen deutsche Schiffe Island an. Das währte aber nur kurze Zeit, da die Deutschen den Engländern auf der Insel weichen mußten, die sich dort festzusetzen begannen.[7]) Nachhaltig durchbrochen wurde das Monopol dann durch den Geldbedarf der dänischen Könige. Christian I. erteilte 1468 den Hansen das Recht, nach Island zu segeln. Auf diese Weise wollte er den unerlaubten Handel der Engländer unterbinden. Diese hätten sich, als sie in Norwegen nicht Fuß fassen konnten, den ganzen Islandhandel unterworfen.[8]) Insbesondere Hamburg beteiligte sich an der Möglichkeit, am hansischen Kontor in Bergen vorbei Handel mit der Insel zu treiben, indem es sogar Schiffe auf städtische Rechnung dorthin ausrüstete. Aber auch andere Städte wie Danzig und Bremen nahmen die Fahrt nach Island auf.[9]) Die königliche Geldnot in Dänemark allein hätte kaum bewirkt, daß hansische Kaufleute sich auf die gefahrvolle Reise machten, wenn sie die Insel nicht längst im Blick gehabt und immer wieder versucht hätten, dorthin Handel zu treiben. Das isländische Warenangebot hatte für den Kontinent im Spätmit-

---

[5]) Friedrich *Bruns*: Die Lübecker Bergenfahrer und ihre Chronistik. (Hansische Geschichtsquellen. NF 2). Berlin 1900, S. III-VII.

[6]) Ebd., S. LXV. - Oscar Albert *Johnsen*: Norwegische Wirtschaftsgeschichte. Jena 1939, S. 164.

[7]) *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 170-172.

[8]) Ebd., S. 169.

[9]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 8. - *Bruns* (wie Anm. 5), S. LXV f. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 175. - Bruce E. *Gelsinger*: Icelandic Enterprise. Commerce and Economy in the Middle Ages. Columbia, S. C. 1981, S. 193.

telalter eine größere Bedeutung als in späterer Zeit. Vor der Entdeckung der Großen Neufundlandbank waren Island und Norwegen die wichtigsten Lieferanten von Fisch.[10]) Der Stockfisch aus Island, den Shetlandinseln und den Färöern war jedoch zunächst weniger begehrt als der norwegische, weil sein Fleisch härter war. Er verdrängte aber teilweise den Bergenfisch, nachdem man in Oberdeutschland Mühlen entwickelt hatte, sein Fleisch weichzuklopfen.[11]) Weiterhin war Island führend in der Ausfuhr von Schwefel. Dazu kamen Falken, Eiderdaunen, Wolle, Wollstoffe, Hammelfleisch, Schaffelle, Butter, Talg und Tran. Island dagegen war angewiesen auf die Einfuhr von Getreide, Mehl, Bauholz, Eisen, Leinwand, Pech und Teer sowie Bier, Malz, Zucker und Honig.[12]) Die Fahrt nach Island war offensichtlich trotz ihrer Gefahren gewinnbringend.

Hamburg und Bremen nutzten sofort das Privileg des dänischen Königs, während Lübeck bestrebt war, seine Monopolstellung in Bergen zu wahren und die anderen Hansestädte von der Islandfahrt abzuhalten. Doch Lübecks Möglichkeiten hierzu waren beschränkt. Als sich der norwegische Reichsrat, der ebenfalls daran interessiert war, den Stapel in seinem Lande zu sichern, nach dem Tode Christians I. an Lübeck wandte mit dem Ersuchen, die alten Verhältnisse wieder herzustellen, verbot zwar der Hansetag 1482 den Städten, vom nächsten Jahr an nach Island zu segeln, doch Hamburg, Bremen und Danzig richteten sich nicht nach dem Beschluß. Isländische Häfen wurden immer häufiger angelaufen.[13]) Um ihre Bürger nicht zu benachteiligen, gaben die wendischen Städte 1489 gegen den Widerstand der Lübecker Bergenfahrer den direkten Handel mit Island frei.[14]) 1490 liefen fünf hamburgische Schiffe und auch ein lübeckisches nach Island aus.[15]) Für die Hansen war es von Vorteil, daß es das erklärte Ziel der dänischen Politik war, die Engländer von der Insel fernzuhalten. Der Statthalter des dänischen Königs in jener Zeit, Didrik Pining, der aus Deutschland stammte, festigte durch seinen Kampf

---

[10]) *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 272 f.

[11]) *Bruns* (wie Anm. 5), S. LXXXI.

[12]) *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 273. - Vgl. auch die Angaben bei David *Chytraeus*: Saxonia, ab anno Christi 1500. usque ad M. D. XCIX. recognita. Leipzig 1599, S. 107 f. - Über diesen Bericht siehe Helge *Bei der Wieden*: Die Darstellung Islands in der „Saxonia" des David Chytraeus. In: David und Nathan Chytraeus. Humanismus im konfessionellen Zeitalter. Hg. v. Karl-Heinz *Glaser*, Hanno *Lietz* und Stefan *Rhein*. Ubstadt-Weiher 1993, S. 83-94, 195-199.

[13]) *Bruns* (wie Anm. 5), S. LXVI. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 176. - *Gelsinger* (wie Anm. 9), S. 193 f.

[14]) HR III 2 Nr. 270 § 30.

[15]) HR III 2 Nr. 511 § 25.

gegen die Engländer und die Förderung des privilegierten Handels die Macht seines Herrn auf Island.[16])

Wenn auch Lübeck immer wieder versuchte, durch Unterbindung des direkten Islandhandels die Stellung des Kontors im nordischen Handel zu festigen, so war doch in ihren Mauern der Wunsch, Handel mit Island zu treiben, so groß, daß man sich über alle Verbote hinwegsetzte. Die Fischbestände vor der norwegischen Küste gingen nämlich zurück, und so sahen sich auch Lübecker in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts genötigt, bis Island zu segeln, um billiger Stockfisch einkaufen zu können.[17]) Der Lübecker Rat hat, wie dies ebenso in anderen Hansestädten der Fall war, die Islandfahrt offenbar stillschweigend geduldet, während einzelne Interessengruppen sich ihr heftig widersetzten. In Lübeck waren dies die Bergenfahrer, die durch den direkten Handel mit der Insel ihre wirtschaftliche Grundlage bedroht sahen. Um beiden Seiten gerecht zu werden und den sozialen Frieden in der Stadt nicht zu gefährden, verschleierte der Rat seine Haltung. Daher erscheint die Lübecker Islandfahrt nicht in den Abschieden der Hansetage. Es gibt aber genügend andere Hinweise, die ihren nicht geringen Umfang erkennen lassen.[18])

Bereits ein Testament aus dem Jahre 1429 deutet darauf, daß ein Lübecker Handel mit Isländern trieb.[19]) Die nächste Nachricht stammt aus dem Jahr 1442. Cord Sten versprach Remmert Ulenhot hundert Mark, wenn er nach Island reiste, um seinen dort verschollenen Bruder Henning zu suchen und nach Lübeck zurückzubringen oder seinen Tod festzustellen. Henning Sten wurde gefunden und kehrte zurück. Er ist der erste Lübecker Islandfahrer, der mit Namen bekannt ist.[20]) Danach fehlen über lange Zeit die Nachrichten. Erst gegen Ende des Jahrhunderts werden sie dichter. 1492 erwähnt das Niederstadtbuch „etlike Islandes varer".[21]) Eine Gesellschaft der Islandfahrer[22])

---

[16]) *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 177.

[17]) Ulrich *Pietsch*: Die Lübecker Seeschiffahrt vom Mittelalter bis zur Neuzeit. (Hefte zur Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck. 5). Lübeck 1982, S. 15.

[18]) Klaus *Friedland*: Kaufmannstum und Ratspolitik im späthansischen Lübeck. In: ZVLGA 43 (1963), S. 5-17, hier: S. 15. - Ders.: Lübeck und Island. In: Island. Deutsch-Isländisches Jahrbuch 1962/63. Köln/Düsseldorf [1963], S. 20-27, hier: S. 23 f.

[19]) *Bruns* (wie Anm. 5), S. 61 Nr. 88.

[20]) LUB VIII, 81 f. Nr. 61. - C[arl] W[ilhem] *Pauli*: Lübeckische Zustände im Mittelalter. Bd. 2. Lübeck 1872, S. 61. - *Baasch* (wie Anm. 3), S. 7. - *Bruns* (wie Anm. 5), S. LXVI.

[21]) *Pauli* (wie Anm. 20), S. 69 Anm. 42.

[22]) Ebd., S. 61.

wird man in ihnen jedoch kaum sehen dürfen. Zwei Jahre später wird „eyn copgeselle, in Yßlande syne vorkeringe hebbende" genannt und im folgenden wird vermerkt, daß „Clawes Swarte up der Yslandeschen reyse vordrunken" sei. 1503 sind zwei Last isländischen Fisches Gegenstand eines Prozesses.[23])

So deutlich die Lübeckische Islandfahrt im 15. Jahrhundert und besonders zu seinem Ende hin erkennbar ist, so darf nicht übersehen werden, daß das Schwergewicht des Handels bei Hamburg lag. Um die Wende zum 16. Jahrhundert war die Zahl der Schiffe, die von der Elbe nach Island liefen, von ein bis drei auf sechs bis zehn im Jahr gestiegen. Brachten sie zunächst den Fisch, den sie als Rückfracht geladen hatten, nach England, so geschah dies jetzt entgegen dem königlichen Gebot nach Hamburg.[24]) Dazu kam, daß König Johann 1490 nicht nur den Hansen, sondern auch den Holländern erlaubt hatte, in Dänemark, Norwegen, den Shetlandinseln und Island Handel zu treiben. Diese waren zwar im Augenblick noch keine Gefahr für die Hansestädte, entwickelten sich aber bald zu mächtigen Konkurrenten.[25]) Für das Hansekontor in Bergen bedeutete das den Beginn des Verlusts seiner Machtstellung. Das Privileg für den Islandhandel wurde nachhaltig durchbrochen.[26]) In Hamburg aber entstand um diese Zeit die Gesellschaft der Islandfahrer, die im Jahr 1500 erstmals erwähnt wird.[27])

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ist zunächst wenig von Lübeckern zu hören, die zu der Insel segelten. Vielmehr bemühte sich der Rat weiterhin, den direkten Verkehr der Hansen mit Island zu verhindern, denn der isländische Stockfisch wurde in immer stärkerem Maße durch Hamburger und Bremer auf den kontinentalen Markt gebracht. Die Lübecker Bergenfahrer fühlten sich durch diese Entwicklung bedrängt. Wenn Christian II. von Dänemark der Hanse auch nicht wohlgesonnen war, so lag doch der Erhalt des Kontors in Bergen wegen dessen Nutzen für Norwegen in seinem eigenen Interesse. Daher griff er auf das alte Recht zurück und verbot 1513 den Hansen die Direktfahrt nach Island. Sie durften den isländischen Fisch wieder nur

---

[23]) Ebd., S. 69 f.

[24]) *Bruns* (wie Anm. 5), S. 212.

[25]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 16. - *Bruns* (wie Anm. 5), S. LXVI. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 273. - *Thomas* (wie Anm. 4), S. 8.

[26]) *Bruns* (wie Anm. 5), S. LXVII, 211. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 179.

[27]) [Hildegard *Bonde*:] Hamburg und Island. Festgabe der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek zur Jahrtausendfeier des isländischen Allthings. Hamburg 1930, S. 23.

nach England führen.[28]) Doch das Verbot war nicht aufrechtzuerhalten. 1524 versuchten die Bergenfahrer wieder, ein dänisches Privileg gegen die direkte Islandfahrt zu erlangen. Aber im Lübecker Rat und in den Städten der wendischen Hanse setzte sich schließlich die Erkenntnis durch, daß die Islandfahrt nicht zu vereiteln sei und daß man sich auf sie einstellen müsse. Das war 1525.[29]) Damit hatten die Hamburger ihre Interessen auf diesem Gebiet endgültig durchgesetzt.[30]) Aber auch Lübecker begannen im nächsten Jahrzehnt, ohne noch auf heimische Sonderwünsche Rücksicht zu nehmen, nach Island zu segeln und dort Handel zu treiben.[31])

Danach erreichte in den Dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts der Islandhandel unter Führung Hamburgs seine höchste Blüte. Mochte auch in späteren Jahren die Anzahl der Schiffe, die nach Island segelten, und die Menge der Waren, die sie beförderten, größer gewesen sein, so war der Verkehr doch nicht mehr so ungestört wie in jenem Jahrzehnt. 1533 lagen sechzehn oder siebzehn Schiffe im Hamburger Hafen, um nach Island oder Bergen zu segeln. Auch Schiffe aus Bremen und Lüneburg werden genannt. Die Kaufleute aus Danzig und Lübeck blieben hinter dieser Entwicklung zurück. Der deutsche Einfluß auf Island war in dieser Zeit wohl am größten. Die Hamburger errichteten in Hafnarfjördur (Hanefiord, Havnefiord, Hafnafurt u. a.; südl. v. Reykjavík), ihrem Haupthafen und -handelsplatz auf der Insel, eine deutsche Kirche. Das Verbot des Winterlagers wurde kaum beachtet.[32])

In der Zeit der Grafenfehde und der Wullenweverschen Wirren in Lübeck scheiterten die Versuche des Rates endgültig, die Stellung des Kontors in Bergen, soweit es ging, zu erhalten. Der Lübecker Kriegshauptmann Marx Meyer[33]) versetzte allen diesen Bemühungen den Todesstoß. Graf Christoph von Oldenburg unterwarf als Söldnerführer in Diensten der Stadt und als Parteigänger des Dänenkönigs Christian II. im Sommer 1534 große Teile Dänemarks. Da der König sich in Sonderburg in Haft befand, trat der Graf in

---

[28]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 17 f. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 274. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 179.

[29]) HR III, 9 Nr. 131 §§ 161, 168.

[30]) *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 180. - *Friedland*: Lübeck (wie Anm. 18), S. 24.

[31]) *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 188.

[32]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 31. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 275. -*Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 180.

[33]) Alken *Bruns*: Meyer, Marx (Markus, Marquard). In: Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten. Hg. v. dems. Neumünster 1993, S. 257-261.

Kopenhagen als dessen Statthalter auf. Anfang 1535 belehnte er Marx Meyer im Namen des Königs mit Island. Unmittelbar danach hat jener seinen Bruder Gert „an szine stede volmechtich darhenne tho tehende und szine stede tho vorwesende affgeferdigt".[34]) Marx Meyer ist nie auf der Insel gewesen, denn noch im Januar wurde er vernichtend geschlagen, gefangengenommen und auf die Festung Varberg (südl. v. Göteborg) gebracht. Bereits im nächsten Jahr fand er den Tod. Auch sein Bruder Gert ist vermutlich nicht nach Island gekommen. Kurze Zeit nach seinem Bruder wurde er wegen Seeraubs hingerichtet.[35]) Die Belehnung mit Island hat also Marx Meyer keinen Nutzen gebracht. Wenn aber ein Mann in führender Stellung wie er sich über die Belange der Bergenfahrer hinwegsetzen konnte, so war der Damm durchbrochen, und es war in Zukunft für den Lübecker Rat nicht mehr möglich, sie zu schützen.

Die Lübecker Islandfahrt brauchte nun nicht mehr vertuscht zu werden. In Hamburg erregte es Aufsehen, als im Frühjahr 1538 ganz öffentlich zwei Schiffe von der Trave aus die Reise nach Island antraten. Der Hamburger Bierprobenschreiber Bernd Gyseke vermerkte deswegen in seiner Chronik: „Anno 38 int vorjar [Frühling] do reden de van Lubeke erstmals twe scepe in Island, dat vorhen newerle [nie] gehort was, dat de Lubeschen in Island segelden. Auerst van den tween quam man een scip in Island vnd van dar hir wedder vp de Elue".[36]) Es war natürlich nicht das erstemal, aber in Hamburg empfand man es als Neuigkeit.[37]) Man sah in den Lübeckern unliebsame Konkurrenten, die man nicht aufkommen lassen wollte.[38]) Der Lübecker Schiffer Hermann Vurborn segelte mit einem königlichen Paß nach der Insel. Ein Bote sollte das Schriftstück dem dänischen Vogt vorlegen, doch die Hamburger versuchten, den Überbringer zu erschlagen. Daher mußte der Lübecker Rat am 5. Februar 1539 an der Elbe vorstellig werden und darum ersuchen, die Lübecker auf Island nicht weiter zu behindern.[39])

---

[34]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 31, 135.

[35]) *Bruns* (wie Anm. 5), S. 260.

[36]) Bernd Gyseke's Chronik von 810-1542. In: Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache. Hg. v. J[ohann] M[artin] *Lappenberg*. Hamburg 1861, S. 1-192, hier: S. 149.

[37]) *Friedland*: Lübeck (wie Anm. 18), S. 20-25. - Ders.: Kaufmannstum (wie Anm. 18), S. 15. - Vgl. unten S. 28 die Angaben des Olaus Magnus.

[38]) *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 275.

[39]) *Bonde* (wie Anm. 27), S. 30 Nr. 26. - *Baasch* (wie Anm. 3), S. 33.

Nachdem Christian III. endgültig die dänische Königskrone erlangt und die Reformation in seinem Reich durchgesetzt hatte, wollte er Island weder den Engländern noch den Hansen überlassen. Zunächst hatten die dänischen Könige die Hansen erfolgreich gegen die Engländer einsetzen können. Beide Seiten befanden sich in einem ständigen harten Kampf um den Besitz von Häfen, von denen aus sie die reichen Fischgründe vor der Südwestküste erreichen konnten. Dabei gelang es, die Engländer zunehmend zurückzudrängen. Die Hamburger fanden in diesem Kampf die Unterstützung des dänischen Statthalters Pining.[40]) Zwischen 1486 und 1532 gab es acht schwere Zusammenstöße zwischen Engländern und Deutschen.[41]) Unter Christian III. kam Island aber unter stärkere Kontrolle des Königs. Er wandte sich besonders gegen die Fischerei der Engländer. Um sie endgültig zu vertreiben, hielten sich 1538-1555 dänische Truppen auf der Insel auf.[42])

Doch auch den Einfluß der Hansen wollte der König zurückdrängen. Er konnte dabei auf das Verbot des Winterlagers zurückgreifen, das schon 1480 ergangen war, aber immer wieder erneuert werden mußte. Es sollte verhindern, daß sich Fremde ständig auf Island niederließen, und dem Schutz der einheimischen Bevölkerung dienen. Arbeitskräfte sollten nicht von den Bauern abgezogen werden, den Isländern sollte der Fischfang vorbehalten bleiben und außerdem sollten sie nicht den höheren Preisen der Kaufleute im Winter ausgesetzt werden.[43]) 1542 erließ Christian III. eine neue Verordnung über das Winterlager, die auch durchgesetzt werden konnte.[44]) Es gab allerdings einige Ausnahmen von dem Verbot, den Winter über auf der Insel zu bleiben. Jungen durften dort sich aufhalten, um die Sprache zu lernen oder Schulden einzutreiben. Mit Genehmigung des Vogtes mußte nicht zurück, wer bei seiner Ankunft schon alle Fische verkauft fand. Für die Erlaubnis durfte jener keine Geschenke annehmen.[45])

---

[40]) *Thorsteinsson(wie* Anm. 2), S. 181 f.

[41]) *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 274.

[42]) *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 184. - Gisli *Gunnarsson*: Monopoly Trade and Economic Stagnation. Studies in the Foreign Trade of Iceland 1602-1787. (Skrifter utgivna av Ekonomisk-Historiska Föreningen i Lund. 38). Diss. Lund 1983. Lund 1983, S. 53.

[43]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 9, 33. - *Bruns* (wie Anm. 5), S. LXVI. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 273. - *Thomas* (wie Anm. 4), S. 12. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 182.

[44]) Jón J. *Adils*: Den Danske Monopolhandel på Island 1602-1787. Kopenhagen 1926-1927, S. 27. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 185. - *Gunnarsson* (wie Anm. 42), S. 23.

[45]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 33.

Damit aber begnügte sich der König nicht. Er wollte die Fremden überhaupt zurückdrängen und den Gewinn der Islandfahrt seinen eigenen Untertanen zugutekommen lassen. 1542 befahl er den Bürgern von Kopenhagen, Helsingör und anderen Städten, sich an der Islandfahrt zu beteiligen und u. a. Mehl und Malz zu der Insel zu bringen. Da offenbar das Ergebnis dieser Anordnung seinen Wünschen nicht entsprach, verpachtete er 1547 die Insel gegen eine jährliche Abgabe von tausend Mark an Bürgermeister und Rat der Stadt Kopenhagen. Der Erfolg dieser Maßnahme war jedoch gering, weil es den Kopenhagenern an Transportraum fehlte und sie sich auf Island nicht gegen die Hansen durchsetzen konnten.[46]) Vielmehr mußte Laurentz Mule, der Vogt, den die Kopenhagener und der König auf der Insel eingesetzt hatten, 1549 Christian III. um Hilfe bitten: Er hatte „5 kauffgesellen vann Hamburgk unnd Lübeck, die sich vast ungeburlich inn vielenn, auch winterlager darzuhaltenn mudtvillich undernhommte", in Haft genommen, doch sie waren geflohen, obwohl sie Bürgen gestellt und sich schriftlich verpflichtet hatten, vor Gericht zu erscheinen. Mule bat nun den König, „bey denn vonn Hamburgk und Lübeck" darauf zu dringen, daß die Rechte der Isländer nicht verletzt würden. Es kam zu Verhandlungen, an denen auch ein Vertreter Lübecks beteiligt war.[47])

Der Mißerfolg der Kopenhagener war offenkundig, so daß der König 1552 wieder einen eigenen Vogt auf die Insel sandte.[48]) Aus den Abrechnungen des Landeshauptmanns („fógeti", „hirdstjóri") Eggert Hannesson für die Jahre 1551 bis 1553 lernen wir die Namen von Lübecker Islandfahrern kennen und die Orte, an denen ihre Schiffe lagen: Kort Staal und Kort Vebbeke hatten ihr Schiff in „Syderhaffen".[49]) Das Schiff Henrick Krons lag vor dem Hof Hólmurinn (Holm, Holmen, auf dem Gebiet des heutigen Reykjavík), das von Claus Rode im Eyjafördur („Öeyeffyor", nördl. v. Akureyri).[50])

Wie so oft, ist es auch hier nicht der friedliche Handel, der in die Akten gelangte, sondern die Ausnahme, wenn es zu Beschwerden und Streitigkeiten kam. 1555 gab es Mißhelligkeiten zwischen dem Lübecker Jacob van Salthen

---

[46]) Ebd., S. 33. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 275. - *Thomas* (wie Anm. 4), S. 12. - *Bonde* (wie Anm. 27), S. 27. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 185.

[47]) *Bonde* (wie Anm. 27), S. 30 f. Nr. 29. - *Baasch* (wie Anm. 3), S. 34-35.

[48]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 37.

[49]) Diplomatarium Islandicum (zit. DI). Bd. 12: 1200-1554. Reykjavik 1923-1932, S. 416-434 Nr. 222, hier: S. 420.

[50]) DI 12 (wie Anm. 49), S. 572-598 Nr. 323, hier: S. 578 f.

und einem Isländer. Christian III. wies daher seinem Landeshauptmann Knud Stensen an, er solle den Fisch der Lübecker beschlagnahmen.[51]) Im folgenden Jahr mußte man sich an der Trave mit schwerwiegenden Vorwürfen gegen Lübecker Kaufleute auseinandersetzen, die man beschuldigte, die Isländer zu übervorteilen. Der dänische Vogt habe berichtet, „wie ewer burger unnd kauffleutt. als gemelt unnser lanndtt ersuchenn. sehr vil falscher unnd untuchtiger wahre dahin verfurenn unnd denn armen leuthenn unnsern underthonen doselbst dieselbe gleichwol inn hohem werdtt. als wann es rechtschaffene gutte wahr were. ufhengenn. zudem auch falsche masse gebrauchenn. unangesehen das sie dargegen gutten fisch unnd anders erlangen. domit den unnser arme underthone doselbst mercklich verforteilt unnd ihne zu schadenn gehanndelt. das dann sich in ufrichtigenn kauffhendelln mit nichte geburtt. Unnd will unns auch unnser underthanen halbenn nicht zu geduldenn sein". Der König hätte die Missetäter in Strafe nehmen und die falschen Güter beschlagnahmen können, ohne vorher davon berichtet zu haben, und erwarte, „ir willet euern burgern und kauffleuttenn. so unnser lanndt Islandt aus unnser gnedigsten zulassung besigeln. anzeigenn unnd verwahrnen. das sie gutte unnd unverfelschte wahr furen. auch rechte bestendige masse gebrauchenn unnd mit unnsern armen unnderthanen ufrichtig handelln". Wenn man sich nicht danach richte, werde das beanstandete Gut beschlagnahmt und die Kaufleute, die es anböten, würden in Strafe genommen.[52]) 1557 ist von einer Bittschrift von Bürgern, die „auff Isslandt hantirende", die Rede, die der Lübecker Rat nach Hamburg sandte.[53])

In der Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir Lübecker auch im isländischen Schwefelhandel. Für die Deutschen war Schwefel nach dem Stockfisch in Island das wichtigste Ausfuhrgut. Die isländischen Vorkommen wurden seit dem Mittelalter ausgebeutet. Schwefel war als ein wesentlicher Bestandteil des Schwarzpulvers begehrt. Da der dänische König seinen Bedarf an dem Rohstoff bei deutschen oder holländischen Kaufleuten decken mußte, versuchte er, den Handel in seiner Hand zu monopolisieren. Das betraf besonders die Hamburger, aber 1557 hören wir von den Lübecker Bürgern Gerdt Ruther, Iorgen Koninck und Cordt Kroene, daß sie ein Schiff ausrüsten wollen, um aus Island Schwefel zu holen.[54]) 1560 verbot König Friedrich II. Ausländern endgültig den Handel mit dem Element und setzte seinen Willen auch

[51]) DI Bd. 13: 1555-1562. Reykjavik 1933-1939, S. 8 Nr. 6.

[52]) DI 13 (wie Anm. 51), S. 97-98 Nr. 76.

[53]) DI 13 (wie Anm. 51), S. 181 f. Nr. 138.

[54]) DI 13 (wie Anm. 51), S. 266 f. Nr. 196. - *Baasch* (wie Anm. 3), S. 79 Anm. 3.

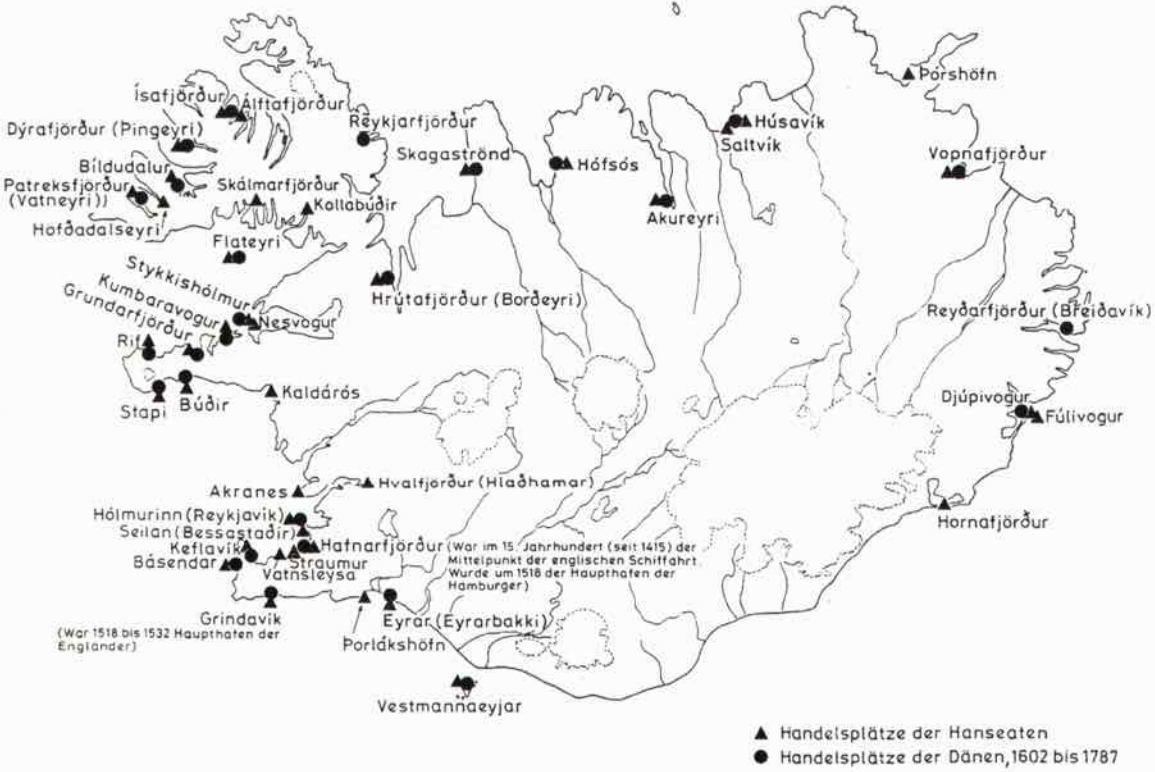


Abb. 1: Die Handelplätze der Hansen vor 1602 und der Dänen in der Monopolzeit auf Island.
Nach: Werner *Schutzbach* (wie Anm. 55), S. 34

mit Härte durch.[55]) Im Januar 1561 schrieb der König seinem Landeshauptmann Páll Stígsson und betonte ausdrücklich, daß Lübeckern, Hamburgern und Bremern der Handel mit Schwefel verboten sei.[56]) Damit endete die freie Schwefelausfuhr. Ein deutsches Handelshaus blieb jedoch noch einige Jahre im Geschäft. Friedrich schoß nämlich im gleichen Jahr mit Stephan Loitz in Stettin einen Vertrag und übertrug ihm und seinen Verwandten die alleinige Ausfuhr von Schwefel aus Island.[57]) Als es jedoch 1568 zu einer schweren Auseinandersetzung zwischen den Loitz und dem dänischen König kam, mußten auch sie sich zurückziehen.[58])

Nicht nur Schwefel entzog Friedrich II. den hansischen Kaufleuten, sondern auch andere Güter mit hohen Gewinnspannen wie Tran, Pferde, Fuchs- und Bärenfelle, Walroß- und Walzähne. Dazu kamen weitere Behinderungen des Handels.[59]) Dennoch muß es für die Kaufleute lohnend geblieben sein, Island aufzusuchen, ja selbst entlegene Fjorde anzusteuern.

Wie wenig man an der Trave schließlich noch bereit war, auf das Hansekontor in Bergen Rücksicht zu nehmen, wird darin deutlich, daß selbst ein Bürgermeister Lübecks sich am Islandhandel beteiligte. Bartholomeus Tinnappel[60]) ließ sich 1565 vom dänischen König mit den beiden Häfen „Durefoerde" (Dýrafjördur) und „Ißefoerde" (Ísafjördur) im Gebiet der Nordwestfjorde (isl. Vestfirdir) belehnen.[61]) Der Dýrafjördur gilt auch heute noch für

---

[55]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 39. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 275. - *Adils* (wie Anm. 44), S. 545. - *Bonde* (wie Anm. 27), S. 27. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 186. - Werner *Schutzbach*: Island. Feuerinsel am Polarkreis. 3. Aufl., Bonn 1985, S. 128.

[56]) DI 13, 568 f. Nr. 427.

[57]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 41.

[58]) Joh[annes] *Papritz*: Das Handelshaus der Loitz zu Stettin, Danzig und Lüneburg. In: Baltische Studien. (90) NF 44 (1957), S. 73-94, hier: S. 86 f.

[59]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 42. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 276. - *Bonde* (wie Anm. 27), S. 27. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 188.

[60]) E[mil] F[erdinand] *Fehling*: Lübeckische Ratslinie von den Anfängen der Stadt bis auf die Gegenwart. (Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck. 7,1). Lübeck 1925 (ND Lübeck 1978), S. 102 Nr. 657. - Gunnar *Svahnström*: Das Epitaph des Lübecker Bürgermeisters Bartholomeus Tinnappel in der Visbyer Domkirche. In: Mare Balticum. Beiträge zur Geschichte des Ostseeraums in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift zum 65. Geburtstag von Erich Hoffmann. Hg. v. Werner Paravicini unter Mitwirkung v. Frank Lubowitz u. Henning Unverhau. (Kieler Historische Studien. 36). Sigmaringen 1992, S. 241-244.

[61]) Norske Rigs-Registranter. Bd. 1: 1523-1571. Unter Mitarbeit v. Edv. O. *Heiberg* u. Siegw. *Petersen* hg. v. Christian C. A. *Lange*. Christiania 1861, S. 466.

die Schiffahrt als der beste Fjord im Nordwesten der Insel.[62]) Die Namen der Häfen erfahren wir allerdings erst, als Tinnappel während des Nordischen Siebenjährigen Krieges als Admiral des lübischen Geschwaders mit diesem 1566 vor Visby gescheitert war und den Tod gefunden hatte. Friedrich II. belehnte 1567 nun den Amtsschreiber Christoffer Voegler in Segeberg mit den beiden Häfen. Dieser erhielt die Erlaubnis, sie ungehindert zu besuchen, wenn er die entsprechenden Abgaben bezahlte. Außer Schwefel und Salpeter durfte er alle Waren ausführen. Andererseits durfte er zum Wohl der Isländer nur gute und unverfälschte Waren einzuführen.[63])

Das werden auch die Bedingungen gewesen sein, unter denen Tinnappel die beiden Häfen innehatte. Auch nach Tinnappels Tod und der Vergabe des Lehens an Voegler scheinen Lübecker Handel nach Island getrieben zu haben. Tinnappels Witwe erhielt 1567 das Recht, dort einen Hafen zu besegeln.[64]) Im gleichen Jahr beschwerten sich drei Hamburger Islandfahrer bei Bürgermeister und Rat der Stadt Hamburg, daß einige Lübecker in Hamburg ein Schiff nach Dýrafjördur und Ísafjördur hätten ausrüsten und abfertigen lassen. Dies sei zum Schaden der Hamburger Kaufmannschaft geschehen. Sie baten daher, beim Lübecker Rat einen Befehl zu erwirken, daß Lübecker sich in Zukunft „solcher Segellation" enthielten.[65]) Schon 1566 hatte Herman von Oldenseel, Bürger zu Lübeck, das Recht erhalten, einen Hafen in Island anzulaufen.[66])

Während Christian III. Erlaubnis erteilte, allgemein nach Island zu segeln, verlehnte Friedrich II. nur einzelne Häfen an bestimmte Personen für einen festgelegten Zeitraum. Das brachte dem König größeren Nutzen, denn es entstand nun ein Wettbewerb der Interessenten um die königlichen Lizenzen. Das führte aber auch zu Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten. Hamburg versuchte, soviel Häfen wie möglich zu bekommen, und drang damit in die Handelsgebiete Bremens und Lübecks ein. Beide Städte suchten, sich dem zu widersetzen. Verschärft wurde die Konkurrenz dadurch, daß auch dänische Kaufleute begannen, sich für Island zu interessieren, und vom König bei Abschluß der Kontrakte gegenüber den Deutschen bevorzugt wurden. Eine große Ausnahme war es aber, daß auch ein Isländer einen Hafen pachtete

---

[62]) Deutsches Hydrographisches Institut. Handbuch für Island, die Färöer und Jan Mayen. 5. Aufl., Hamburg 1960, S. 263.

[63]) *Bonde* (wie Anm. 27), S. 31 Nr. 33.

[64]) Norske Rigs-Registranter. Bd. 1 (wie Anm. 61), S. 571.

[65]) *Bonde* (wie Anm. 27), S. 31 f. Nr. 34. - *Baasch* (wie Anm. 3), S. 44.

[66]) Norske Rigs-Registranter. Bd. 1 (wie Anm. 61), S. 495.

und ein seegehendes Schiff besaß.[67]) Allerdings sind die Fronten nicht immer klar geschieden. 1578 erhielt der Däne Jørgen Kydt einen Freibrief für die Häfen Eyrarbakki und Thorlákshöfn im Südland in Gemeinschaft mit Lübecker Bürgern.[68])

In diesem Kampf um die Häfen gelang es einzelnen Städten, sich an bestimmten Orten zu behaupten. Nach einer königlichen Resolution von 1585 durfte Hamburg jährlich vierzehn Schiffe nach fünfzehn Häfen abfertigen. Bremen, Lübeck und Stade pachteten zusammen acht Häfen und konnten ebenso viele Schiffe dorthin entsenden. Hamburg hatte sich in den Südhäfen festgesetzt, deren wichtigste Hafnarfjördur, Keflavík, Básendar und Grindavík waren. Die Bremer hatten ihre Handelsplätze an der Halbinsel Snæfellsnæs in Búdir, Rif und Kumbaravogur sowie am Berufjördur im Osten. Die Lübecker segelten in die Nordwestfjorde, zum Patreksfjördur, zum Dýrafjördur und zum Álftafjördur, aber auch zum Vopnafjördur im Ostland.[69]) Wir hören aber auch noch von anderen Häfen, die Lübeckern verlehnt wurden. 1579 erlaubte Friedrich II. Henrik Slyther nach Flatey im Breidafjördur zu segeln.[70]) 1583 erhielt Lyder Ottssøn (Luder Ottersen) für drei Jahre die Erlaubnis, den Hafen Vatneyri im Patreksfjördur aufzusuchen.[71]) Hans von Delmenhorst (Hans Elmenhorst) bekam 1586 einen königlichen Brief, der ihm gestattete, zehn Jahre den Hafen Hólmurinn anzulaufen und Handel zu treiben.[72])

Luder Ottersen war Ende des 16. Jahrhunderts in Lübeck Faktor König Christians IV. von Dänemark. Als Bürger der Stadt trieb er Handel, mit dem er ein beträchtliches Vermögen erwarb.[73]) Bevor er sich der Spanienfahrt zuwandte, war er während des letzten Viertels des Jahrhunderts im Islandgeschäft tätig. Er befrachtete jährlich ein bis zwei Schiffe für die Insel. Die Rück-

---

[67]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 43-45. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 275 f. - *Adils* (wie Anm. 44), S. 54-59. - *Thomas* (wie Anm. 4), S. 13 f. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 188 f.

[68]) *Adils* (wie Anm. 44), S. 58.

[69]) Siehe Anm. 67.

[70]) Norske Rigs-Registranter tildeels i Uddrag. Bd. 2: 1572-1588. Hg. v. Siegw. *Petersen* u. Otto Gr. *Lundh*. Christiania 1863, S. 366.

[71]) Norske Rigs-Registranter. Bd. 2 (wie Anm. 70), S. 523.

[72]) Norske Rigs-Registranter. Bd. 2 (wie Anm. 70), S. 643. - Pierre *Jeannin:* Luder Ottersen. Facteur de Christian IV à Lübeck. In: A Special Brew... Essays in Honour of Kristof Glamann. Hg. v. Thomas *Riis*. Odense 1993, S. 355-376, hier: S. 359.

[73]) *Jeannin* (wie Anm. 72), S. 367 ff.

fracht ließ Luder Ottersen gelegentlich nach England, meistens aber nach Hamburg bringen. Er nutzte nicht nur Lübecker, sondern auch Bremer Schiffe. Überhaupt arbeitete er gern mit Kaufleuten aus anderen Städten zusammen, so 1577-1578 mit Markus Hess, dem Bürgermeister von Kopenhagen. Für 1590 ist überliefert, daß er drei Viertel oder fünf Achtel der Ladung besaß. Das übrige gehörte den Hamburgern Jasper von Dorne und seinen Brüdern Hans und Hinrich, Hermann Wegener oder Bartold Elerts. Schließlich kaufte er 1593 von der Witwe des Hans von Delmenhorst auf Island für zwanzig Reichstaler ein Haus.[74])

Über die Anzahl der Schiffe, die von Lübeck aus jährlich Island ansteuerten, haben wir kein klares Bild. Für Hamburg dagegen gibt es genaue Angaben. 1554 werden siebzehn und 1591 wird die bis dahin höchste Zahl von einundzwanzig Schiffen aufgeführt. Allerdings sank sie 1565 auf drei ab, vermutlich in Folge der gegen Hamburg gerichteten Politik König Friedrichs II.[75]) Wenn auch Hamburg im Islandhandel unbestritten den ersten Platz einnahm, so dürften doch die ein bis zwei Schiffe, welche die Sundzollregister für Lübeck in den Jahren 1557, 1558, 1560, 1575-1577 verzeichnen[76]), wobei die Jahrgänge 1559 und 1562-1569 fehlen[77]), zu gering sein. Auffällig ist, daß zwischen 1577 und 1598 kein Lübecker Schiff in den Listen erscheint. Das läßt sich nicht nur durch die Handelshemmnisse des dänischen Königs, die sich nicht auf Hamburg beschränkten, erklären, sondern auch dadurch, daß die Rückfracht vielfach nicht zur Trave gebracht wurde, sondern vermutlich nach Hamburg, wo sich der größte Markt für isländische Waren befand.

Da zur Zeit König Christians IV. auch Dänen seit langem erfolgreich im Islandhandel tätig waren, wollte er die Hansestädte nicht länger in dem ertragreichen Geschäft sehen. Am 24. Juli 1601 teilte er dem Hamburger Rat mit, daß in Zukunft nur noch seine eigenen Untertanen die Insel aufsuchen dürften. Im folgenden Jahr verlieh der König den Kaufleuten der Städte Kopenhagen, Malmö und Helsingör auf zwölf Jahre das alleinige Recht, mit Island

---

[74]) Ebd., S. 358-359.

[75]) R[ichard] *Ehrenberg:* Aus der Hamburgischen Handelsgeschichte. II: Zur Hamburger Islandfahrt. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. 10 (1899), S. 16-29, hier: S. 19.

[76]) Tabeller over Skibsfart og Varetransport gennem Øresund 1497-1660. Hg. v. Nina *Ellinger Bang*: 1. Teil: Tabeller over Skibsfarten. Kopenhagen/Leipzig 1906.

[77]) Dietrich *Schäfer:* Die Sundzollrechungen als internationale Geschichtsquelle. In: Ders.: Aufsätze, Vorträge und Reden. Bd. 2. Jena 1913, S. 260-280, hier: S. 261.

Handel zu treiben. 1602 lief offenbar eine Anzahl von Privilegien aus. Diejenigen, die noch bestanden, scheinen nicht angetastet worden zu sein. Allgemein erhielten die hansischen Kaufleute das Recht, die Insel noch einmal zu besuchen, um ausstehende Schulden einzutreiben. Handel durfte dabei aber nicht mehr getrieben werden. Damit endete die große Zeit der hansischen Islandfahrt, und der dänische Monopolhandel, der bis 1787 andauerte, setzte ein.

Die vom König gewünschte Zusammenballung des Handels bei drei dänischen Städten wirkte sich verhängnisvoll für die Isländer aus, weil es keine Konkurrenz mehr gab, wie sie unter den einzelnen Hansestädten bestanden hatte. Dazu kam, daß die dänischen Kaufleute mit der Ausübung des Monopols überfordert waren. Es fehlte ihnen an Schiffsraum, an ausreichender Kenntnis der isländischen Verhältnisse sowie an Seeleuten, die mit dem Seegebiet vertraut waren. Die Folge war 1620 die Gründung der Isländischen Handelskompanie in Kopenhagen und damit die endgültige Beseitigung des Wettbewerbs.[78]) „The Icelandic people were in effect enslaved by this commercial monopoly, to become its servants... It has been said that of the many plagues which have afflicted the Icelanders in the course of the centuries, the Danish trade monopoly was probably the worst."[79])

Die Interessen des dänischen Königs und seiner isländischen Untertanen gingen entschieden auseinander. Der offizielle Grund für die Errichtung des Monopols war der angebliche Schutz der Isländer vor den Fremden. Doch bereits 1592 hatten führende Isländer den König gebeten, ausländischen Kaufleuten zu erlauben, ohne Pässe jeden Hafen anlaufen zu dürfen. Christian IV. versagte die Genehmigung.[80]) Die Dänen kamen aber ohne die Hilfe der Hansen, besonders der Hamburger, zunächst nicht zurecht. Man nutzte auf beiden Seiten die verschiedensten Arten der Zusammenarbeit. Außerdem blühte auch in den kleineren isländischen Häfen der Schmuggelhandel auf, an dem sich nicht nur Deutsche, sondern auch Engländer und Holländer beteiligten.

---

[78]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 47-51. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 276. - *Adils* (wie Anm. 44), S. 67, 82, 98. - *Bonde* (wie Anm. 27), S. 27. - *Thomas* (wie Anm. 4), S. 16 f. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 189. - *Gunnarsson* (wie Anm. 42), S. 67.

[79]) Jón R. *Hjálmarsson:* History of Iceland. From the Settlement to the Present Day. Reykjavík 1993, S. 77.

[80]) *Gunnarsson* (wie Anm. 42), S. 53 f., 57 Anm. 13.

Das währte jedoch nur so lange, bis der dänische König Kriegsschiffe nach Island entsandte, um Handel und Fischerei der Fremden zu unterbinden.[81])

Auch in der Zeit zwischen der Errichtung des Monopols und seiner endgültigen Durchsetzung war Lübeck an der Islandfahrt beteiligt. Der Befehl des dänischen Königs, für den Handel mit der Insel nur Schiffe dänischer Eigner einzusetzen, ließ sich lange Zeit nicht verwirklichen.[82]) Daher finden wir um 1613 Lübecker in Kumbaravogur, in Stapi (an der Südseite der Halbinsel Snæfellsnæs), in Rif und Grundarfjördur, in Hólmurinn und Eyrarbakki.[83]) Um den Islandhandel wenigstens zum Teil nach Kopenhagen zu ziehen, bestimmte die Handelsverordnung von 1619, daß mindestens die Hälfte aller isländischen Waren dorthin zu bringen sei. Es wurde den Kaufleuten aber erlaubt, die andere nicht nur nach Hamburg und zu den holländischen Häfen zu führen, sondern auch in Ostseestädte wie Lübeck, Stralsund und Danzig.[84]) Selbst 1661 segelten Hamburger und Lübecker offenbar immer noch nach Island. Die Isländische Gesellschaft in Kopenhagen besaß nicht genug Kapital, um anfangs ohne die Hilfe der Kaufleute aus den beiden Städten auszukommen.[85]) In den Sundzollregistern spiegelt sich seit Beginn des Handesmonopols und der Verordnung von 1619 die Verbindung Lübecks zu Island stärker als in den Jahren davor. Von 1619 bis 1637 ist Lübeck fast jährlich mit ein bis zwei Schiffen, 1636 sogar mit dreien, in den Zollrollen vertreten. Schließlich ist in den Jahren 1654 und 1657 noch je ein Schiff aufgeführt.[86])

Die Islandfahrt der Lübecker reicht zwar in ihrem Umfang bei weitem nicht an diejenige der Hamburger heran, andererseits ist sie aber neben der Bremens im 16. und 17. Jahrhundert deutlich erkennbar.[87]) Die Zuordnung der Schiffe zu einer Stadt ist jedoch wegen der häufig verschlungenen Eigen-

---

[81]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 53-55. - *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 277. - *Adils* (wie Anm. 44), S. 86. - *Thomas* (wie Anm. 4), S. 17. - *Thorsteinsson* (wie Anm. 2), S. 189 f. - *Gunnarsson* (wie Anm. 42), S. 67 f.

[82]) *Gunnarsson* (wie Anm. 42), S. 61. - Vgl. auch *Ehrenberg* (wie Anm. 75), S. 20. - *Thomas* (wie Anm. 4), S. 77.

[83]) *Adils* (wie Anm. 44), S. 84.

[84]) Ebd., S. 510. - Axel *Nielsen:* Dänische Wirtschaftsgeschichte. (Handbuch der Wirtschaftsgeschichte). Jena 1933, S. 269.

[85]) *Thomas* (wie Anm. 4), S. 112, 252.

[86]) *Ellinger Bang* (wie Anm. 76): 1605 2, 1619 1, 1620 1, 1621 1, 1623 1, 1624 1, 1625 2, 1626 1, 1630 1, 1631 2, 1635 2, 1636 3, 1637 1, 1654 1, 1657 1.

[87]) *Nielsen* (wie Anm. 84), S. 267.



Abb.2: Schiffe vor Island

Ausschnitt aus der Carta marina des Olaus Magnus, 1539.
Nach: Reise durch die Nordischen Länder. Hg. v. Carl-Heinrich *Seebach*. Neumünster 1980, Beilage

tumsverhältnisse nicht immer möglich.[88]) Den Schriftstellern der Zeit ist der Handel Lübecker Kaufleute mit der Insel bewußt. Von Erzeugnissen, die in Lübeck hergestellt wurden, wird ausdrücklich Bier auf Island erwähnt. Bischof Oddur Einarsson führte es in seiner 1589 verfaßten Beschreibung Islands neben solchem aus England, Hamburg und Dänemark auf.[89]) Durch das dänische Handelsmonopol wurde es schließlich zurückgedrängt. 1684 ist von Lübecker Bier auf der Insel nicht mehr die Rede.[90])

Die Fahrt eines Lübecker Schiffs nach Island zeigt uns der Schwede Olaus Magnus auf seiner „Carta marina et descriptio septemtrionalium (!) terrarum ac mirabilium rerum in eis contentarum diligentissime elaborata", die 1539 in Venedig erschien. Er hatte sein Heimatland wegen des Fortschreitens der Reformation verlassen und sich 1525 und 1532 in Lübeck aufgehalten, bevor er sich endgültig nach Italien begab.[91]) Olaus Magnus kannte also die Lübecker Verhältnisse nicht nur vom Hörensagen, wenn er wohl auch nicht direkt mit Seeleuten in Verbindung getreten ist.[92]) Die „Carta marina" ist die erste großmaßstäbliche Karte Skandinaviens.[93]) Olaus Magnus zeichnete auf ihr drei vor Island ankernde Schiffe ein, von denen eines einen Hinweis auf Bremen erhielt. Im Seegebiet zwischen der Insel und den Färöern sind vier Schiffe zu sehen. Ein Hamburger beschießt einen Schotten, ein Engländer betreibt Walfang. Zwischen diesen beiden Gruppen - und damit an bevorzugter Stelle - befindet sich ein Lübecker. Von allen Schiffen vor Island ist es am größten gezeichnet. Seine Besatzung wehrt Wale ab, die das Schiff offenbar angreifen wollen, indem sie Fässer ins Meer wirft und mit einer Trompete Lärm verursacht, um die geräuschempfindlichen Tiere zu vertreiben (Abb. 2).[94]) Im glei-

---

[88]) Vgl. *Jeannin* (wie Anm. 72), S. 358-359.

[89]) [Oddur *Einarsson:*] Qualiscunque Descriptio Islandiae. Nach der Handschrift der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek. Hg. v. Fritz *Burg*. (Veröffentlichungen aus der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek. NF der Veröffentlichungen aus der Hamburger Stadtbibliothek. 1). Hamburg 1928, S. 63.

[90]) *Baasch* (wie Anm. 3), S. 92.

[91]) Herman *Richter:* Olaus Magnus. Carta marina 1539. (Lychnos-Bibliotek. 11:2). Lund 1967, S. 27, 29.

[92]) Ebd., S. 130.

[93]) Oswald *Dreyer-Eimbcke:* Island, Grönland und das nördliche Eismeer im Bild der Kartographie seit dem 10. Jahrhundert. (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. 77). Hamburg/Wiesbaden 1987, S. 55-60.

[94]) David V. *Proctor:* Musik an Bord im hansischen Raum. In: HGBll. 110 (1992), S. 1-16, veröffentlicht auf S. 4 das Lübecker Schiff. Er kennt aus *Pietsch* (wie Anm. 17) nur diesen Ausschnitt aus der „Carta marina". Daher blieb ihm auch die dazugehörige Legende unbekannt. Procter geht auf das Bild in seinem Aufsatz nicht ein.

chen Jahr wie die „Carta marina" veröffentlichte Olaus Magnus ebenfalls in Venedig Erläuterungen zu ihr in italienischer und in deutscher Sprache, die sich im Inhalt jedoch unterscheiden. Zu dem Lübecker Schiff heißt es: „Gran Balene a similitudine di grandezza di monti, subvertono le nave se col clangore estre pito delle trombe, o con vasi tondi vacui gittati in mare, non sono spa ventate et ritardate."[95]) In der deutschen Ausgabe wird nur bemerkt, daß die Wale die Schiffe umwerfen können. Dafür macht sie zur Signatur Ag noch Angaben zum Islandhandel: „G Bedeut der grossen vilhait der visch, die ihn den heissern und umm die heuser seindt und under dem plossen himmel auff gericht zu verkauffen, dann die selbigen leut des lands haben ihre speyss das maisttail an visch, und haben wenig brot, wann sy seen lyzel getrait, darumb versamen sy nit vil und werden versorgt mit brot und ander speys genug, dan es kummen vil frembder schiffleut als auss Leubich [Lübeck], Rosstock, Sunde [Stralsund], Hamburg und Bremenn, welche grossen gewinn wider zu hauss fieren."[96])

Doch wir sind nicht nur auf dieses Bildzeugnis für die Islandfahrt der Lübecker angewiesen. Der Rostocker Theologe und Historiker David Chytraeus geht in seiner „Saxonia, ab anno Christi 1500. usque ad M. D. XCIX. recognita", die in mehreren immer wieder überarbeiteten und ergänzten Auflagen erschien, auch auf Island ein. In der Ausgabe von 1599, der letzten, die er noch selbst zum Druck gebracht hat, nennt er beim Islandhandel „mercatores Hamburgenses, Lubecanos, Bremenses, Hafnienses".[97]) Bei der Sorgfalt, mit der Chytraeus arbeitete, scheint die Reihenfolge der Städte nicht ohne Bedeutung zu sein. Vor allem ist bemerkenswert, daß er zum erstenmal auf den sich verstärkenden dänischen Handel eingeht und Kaufleute aus Kopenhagen nennt. In der deutschen Ausgabe der „Saxonia" von 1597 fehlt diese Angabe noch.[98])

---

[95]) *Richter* (wie Anm. 91), Faksimileanhang: Opera breve, laquale demonstra, e dechiara, overo da il modo facile de intendere la charta, over del le terre frigidissime di Settentrione: oltra il mare Germanico, dove si contengono le cose mirabilissime de quelli paesi, fin'a quest'hora non cognosciute, ne da Greci, ne da Latini. Venedig 1539, S. A ii v., zu Ak. - Vgl. Sebastian *Münster*: Cosmographey. Basel 1588, S. 1174 zu A.

[96]) *Richter* (wie Anm. 91), Faksimileanhang: Ain kurze Auslegung und Verklerung der newen Mappen von den alten Goettenreich und andern Nordlenden sampt mit den wunderlichen dingen in land und wasser darinnen begriffen biss her als klerlich nieintvelt beschrieben. Venedig 1539, S. A ii f.

[97]) *Chytraeus* (wie Anm. 12), S. 108.

[98]) *Bei der Wieden* (wie Anm. 12), S. 93, 198 Anm. 71.

Schließlich erwähnt auch ein Isländer Lübecker Kaufleute in seinem Vaterland. Es ist Arngrímur Jónsson (latinisiert Arngrimus Jonas), der bedeutendste isländische Humanist. Er veröffentlichte 1593 in Kopenhagen ein Büchlein mit dem Titel „Brevis commentarius de Islandia", in dem er die Unrichtigkeiten in den Werken der Geographen und Historiker über Island richtigstellt und heftig gegen vermeintliche Verleumdungen angeht. Nachdem Arngrímur auf Hamburg und den früheren Handel der Holländer und Engländer eingegangen war, schrieb er: „præterea Danis, Bremensibus et Lubecensibus cum Islandis commercia diu fuerunt".[99])

Mit der Errichtung des Handelsmonopols hörte der direkte Handel deutscher Städte mit Island auf. Dazu kam, daß die Insel in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts schwer unter den Überfällen englischer, spanischer und sogar algerischer Seeräuber zu leiden hatte. König Christian IV. entsandte Kriegsschiffe, um die Piraten zu vertreiben. Doch der Erfolg war gering.[100]) Offensichtlich waren zunächst weiterhin Lübecker an der Islandfahrt beteiligt. Als diese dann doch nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, mag die Kenntnis des Seegebiets dazu beigetragen haben, daß Lübecker sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem Walfang vor Grönland zuwandten.[101]) Die Lübeckische Islandfahrt hatte ihr Ende gefunden, und die Kaufleute der Stadt suchten sich neue Betätigungsfelder.

---

[99]) Arngrimus *Jonas*: Brevis commentarius de Islandia... Kopenhagen 1593. In: Arngrimi Jonae Opera Latine conscripta. Bd. 1. Hg. v. Jakob Benediktsson. (Bibliotheca Arnamagnæana. 9). Kopenhagen 1950, S. 1-85, hier: S. 81.

[100]) *Gjerset* (wie Anm. 1), S. 318 f.

[101]) A[hasver] *von Brandt*: Lübecker Grönlandfahrt im 17. Jahrhundert. In: ZVLGA. 29 (1938), S. 333-337.

Zu einer Geschichte der Buchhaltung im hansischen Bereich: die Handelsbücher der Lübecker Kaufleute vom Anfang des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts

Marie-Louise Pelus-Kaplan

Niemand wird die Bedeutung der Buchhaltung [1]) im Leben der Unternehmen in Frage stellen; der belgische Historiker Raymond De Roover sagte: „Im Räderwerk unserer Handels- oder Industrieunternehmen ist die Buchhaltung ein wesentliches Glied...Ohne regelmässig geführte Bücher wären die Unternehmungen so verloren wie ein Segelschiff ohne Steuer. Doch was wahr ist für die Gegenwart gilt auch für die Vergangenheit" [2]). Die Geschichte des Unternehmens versteht man also nicht ohne die Geschichte ihrer Buchhaltung.

Zu jeder Zeit war das Ziel der Buchhaltung, dem Unternehmer eine ständige und wirksame Kontrolle über den Stand seiner Vermögensangelegenheiten zu ermöglichen, in der Absicht, keine Fehler zu begehen, und somit den Profit zu begünstigen. Die Buchhaltung erlaubt auch, die Gewinne bzw. Verluste zu berechnen, und somit die Rentabilität des Unternehmens zu veranschaulichen.

---

* (übersetzt aus dem Französischen von Amélie *Rupp* und Marie-Louise *Pelus-Kaplan*).

[1]) Die Ausdrücke der germanischen Sprachen (bookkeeping, Buchhaltung, Buchführung, boekhouding) werden im Französischen durch das Wort "comptabilité" übersetzt; gleichfalls entsprechen die Ausdrücke "Rechenbücher", "Rechnungsbücher", "Kaufmannsbücher", "Handlungsbücher" dem französischen Wort "livres de comptes". In Wirklichkeit besteht die kaufmännische Buchführung aus zweierlei Operationen: zuerst wird jedes Handelsgeschäft in einem oder mehreren Büchern registriert, und dann kommt, auf der Basis der Eintragungen, die Berechnung der Ergebnisse (Gewinn oder Verlust). Beide Elemente (Eintragung und Berechnung) sind gleich wichtig für die Geschäftsführung. Jedoch kann die Berechnung gesondert für sich gemacht werden, ohne im gleichen Buch wie die Registrierung der Geschäfte zu erscheinen. Es war sogar die übliche Praxis vor der Übernahme der doppelten Buchführung. Deshalb ist der Ausdruck "Buchführung" oder "Buchhaltung" im Hinblick auf die Handlungsbücher des Mittelalters und der frühen Neuzeit zutreffender als das Wort "comptabilité".

[2]) Raymond *De Roover*, Aux origines d'une technique intellectuelle. Formation et expansion de la comptabilité à partie double, in: Annales Economie-Sociétés-Civilisations, 1937, S. 139 (unsere Übersetzung).

Werner Sombart hat weitgehend dazu beigetragen, die Idee zu verbreiten, laut welcher die systematische oder wissenschaftliche Buchhaltung, die mit der doppelten Buchführung identifiziert wird, eine unabdingbare Komponente in der Entwicklung des Kapitalismus ist. "Man kann schlechthin Kapitalismus ohne doppelte Buchhaltung nicht denken: sie verhalten sich wie Form und Inhalt zu einander. Und man kann in Zweifel sein, ob sich der Kapitalismus in der doppelten Buchhaltung ein Werkzeug, um seine Kräfte zu betätigen, geschaffen, oder ob die doppelte Buchhaltung erst den Kapitalismus aus ihrem Geiste geboren habe" [3]). Für ihn besitzen die Begriffe "Kapital" und "kapitalistisches Unternehmen" keine echte Existenzgrundlage vor dem Erscheinen dieser Technik: "man kann also sagen, daß vor der doppelten Buchführung die Kategorie des Kapitals nicht in der Welt war, und daß sie ohne sie nicht da sein würde. Man kann Kapital geradezu definieren als das mit der doppelten Buchführung erfaßte Erwerbsvermögen...Indem nun die doppelte Buchführung erst den Begriff des Kapitals schafft, schafft sie gleichzeitig den Begriff der kapitalistischen Unternehmung als derjenigen Organisation der Wirtschaft, derjenigen Wirtschaftsform, deren Zweck es ist, ein bestimmtes Kapital zu verwerten" [4]). Da sie ein genaues und rationelles Kalkül des Gewinns möglich macht, führt die doppelte Buchhaltung laut Sombart zur Profitsuche, und trägt zur Entfaltung des sog. „kapitalistischen Geistes" bei. Indem sie andererseits eine Entpersönlichung des Unternehmens fördert, erleichtert sie den Übergang vom Familienbetrieb zum kapitalistischen Großbetrieb [5]).

Sich auf diese These stützend, haben andere Historiker daraus geschlossen, daß die doppelte Buchhaltung eine unumgängliche Vorbedingung ist, nicht nur des technischen Fortschrittes in der Unternehmung, sondern auch der wirtschaftlichen Entwicklung und des ökonomischen Erfolgs in allgemeiner Weise. So schrieb z.B. Walter Eucken im Jahre 1950: "The knowledge of double entry book-keeping was a precondition for the south German expansion of the beginning of the sixteenth century. Where this knowledge was lacking or slow to penetrate, as in the Hansa towns, economic development was delayed. It would seem that the conclusion must be that, as the methods of economic calculation improved, a complete transformation occurred in men's attitude to economic life"[6]).

---

[3]) Werner *Sombart*, Der moderne Kapitalismus, Bd. II: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert, München und Leipzig, 1917, S. 118.

[4]) *Sombart* (wie Anm.3), S. 120-122.

[5]) *Sombart* (wie Anm. 3), S.118-125.

Eine solche Behauptung zeigt wohl die Gefahr einer theoretischen Reflexion, die durch kein seriöses Studium der Geschichtsquellen überprüft worden ist: jeder weiß heutzutage, daß die berühmtesten süddeutschen Geldfürsten aus dem 16. Jahrhundert, die Fugger, Zeit gebraucht haben, um endlich die doppelte Buchhaltung anzuwenden [7]); andererseits, in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die Fugger und die anderen Augsburger Großfirmen bedeutende wirtschaftliche Schwierigkeiten erfuhren, und dies trotz der Anwendung der doppelten Buchhaltung, erlebten die hansischen Kaufleute, die keinen Gebrauch von dieser Technik machten, zur gleichen Zeit dank dem damaligen Aufschwung des Ostseehandels eine große Blütezeit.

Es ist nicht nötig, hier weiterhin die Unzulänglichkeit der Sombartschen These zu demonstrieren: mehrere Historiker der Buchhaltung, wie namentlich Basil Yamey, haben sie seit langem in überzeugender Weise in Frage gestellt [8]). Es lohnt sich aber, von den Quellen auszugehen, um am Beispiel der im Lübecker Archiv befindlichen oder kürzlich wiedererhaltenen Aufzeichnungen zu sehen, worin eben die Buchhaltung der hansischen Kaufleute bis zur Annahme der doppelten Buchführung bestand, und inwieweit diese Art von Buchhaltung den Erfolg der hansischen Unternehmungen und die Akkumulation ihres Kapitals begünstigen konnte [9]).

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ist in Lübeck kaum reicher an Dokumenten über die Buchhaltung als die früheren Epochen: außer dem Memorial des Krämers Hinrich Dunkelgud, welches, Ende des 15. Jahrhunderts angefangen, über die zwei ersten Jahrzehnte hinausgeht, aber jetzt verloren und nur durch das Studium von Wilhelm Mantels bekannt ist, haben wir nicht mehr als drei Bücher, nämlich die zwei Rechnungsbücher des Paul Hartwich (1528-1537, 1538-1554) und das Rechnungsbuch des späteren Ratsherrn Hin-

---

[6]) Walter *Eucken*, The Foundations of Economics: History and Theory in the Analysis of Economic Reality, London, 1950, S. 283. Zitiert in: Basil S. *Yamey*, Accounting and the Rise of Capitalism: further notes on a theme by Sombart, in: Studi in onore di Amintore Fanfani VI, Milano, 1962, S.833-857.

[7]) *De Roover* (wie Anm. 2), S. 283-284.

[8]) *Yamey* (wie Anm. 6); Basil S. *Yamey*, Scientific Bookkeeping and the Rise of Capitalism, in: Economic History Review, 2nd. series, vol.I (1949), S. 99-113; reprinted in W.T. Baxter (Ed.), Studies in Accounting, London, 1950, S. 13-30; Basil S. *Yamey*, Bookkeeping and Accounts, 1200-1800, in: L'Impresa. Industria. Commercio. Banca. Secc. XIII-XVIII. Istituto Internazionale di Storia Economica "F. Datini". Serie II, Atti delle "Settimane di Studi" 22, Prato, 1991, S.163-187. S. auch Peter H. *Ramsey*, The Unimportance of Double-Entry Bookkeeping: did Luca Pacioli really Matter? in: L'Impresa, S.189-196.

[9]) Der vorliegende Artikel ist eine erweiterte und verbesserte Fassung eines von mir schon veröffentlichten Artikels: Marie-Louise *Pelus-Kaplan*, Comptabilité et entreprise commerciale hanséatique (XVIe-XVIIe siècle), in: L'Impresa (wie oben Anm.8), S.509-518.

rich Köhler (1517-1520) [10]). Zum Glück steigert sich die Zahl und die Qualität der Dokumente merklich seit 1550, sowohl aufgrund des Vorhandenseins der Archivalien der frommen Stiftungen, als auch der Akten der Reichskammergerichtsprozesse, in denen ab und zu mehr oder weniger lange Exzerpte aus den Handelsbüchern Lübecker Kaufleute enthalten sind. Aus dieser Periode stammen mehrere einzelne Geschäftsbücher (das Handlungsbuch des Matthias Schulte, 1554 angefangen, das Memorial eines unbekannten Krämers von 1557-58, das Maklerbuch von Steffen Molhusen in den 60er Jahren, das Handelsbuch von Hans Moller, 1575 angefangen, das Buch des Kaufmanns Hans Munter für die Jahre 1591-1605) [11]), mehrere Auszüge aus Kaufmannsbüchern in den Akten des Reichskammergerichts, unter anderen die Rechnungslegung von Hans Thessinge über die Geschäfte einer Handelsgesellschaft in Stockholm von 1556 bis 1563 [12]), und sogar eine relativ vollständige Buchhaltung, die der Gebrüder Reimers und ihres Gesellschafters Wolter von Holsten in den Jahren 1572-75 [13]). Die erste Hälfte des 17.Jahrhunderts bietet uns gleichfalls mehrere Handelsbücher oder Auszüge: dem Rechnungsbuch von Hans Schloter (1603-1608), den vielen Büchern der Ratsherren Johann Glandorp und Johann Füchting kommen die neulich wiedergefundenen Rechnungen von Warner Gantenberg (1606-1607) und das Schuldbuch des Wilm Humborch aus den 40er Jahren hinzu [14]); die Akten des Reichskammergerichts dieser Epoche sind auch reich an langen und besonders interessanten Auszü-

---

[10]) Wilhelm Mantels, Aus dem Memorial oder Geheimbuche des Lübecker Krämers Hinrich Dunkelgud von 1479 bis 1517, in: Ders., Beiträge zur lübisch-hansischen Geschichte, Jena 1881, S. 341-369; Archiv der Hansestadt Lübeck (AHL), Firmen- und Geschäftsarchive, Paul Hartwich, Rechnungsbücher 1528-1537, 1538-1554; AHL, Familienarchiv Köhler 1, Rechnungsbuch Hinrich Köhlers 1517-1520.

[11]) AHL, Handlungsbuch von Matthias Schulte; Firmen- und Geschäftsarchive: Rechnungsbuch eines unbekannten Krämers 1557, Steffen Molhusen Maklerbuch (1560-1564); Hans Moller Testament (Rechnungsbuch 1575 ff); Hans Munters Rechnungsbuch.

[12]) AHL, Reichskammergericht, u.a. T 3, H 55, S 142. Über Reichskammergericht B 31, B 70, 71, 72, 74, G 20, H 39, s. Pierre Jeannin, Lübecker Handelsunternehmungen um die Mitte des 16. Jahrhunderts, ZVLGA 43 (1963), S. 19-67.

[13]) AHL, Stiftungen, Wolter von Holsten Testament 2,3,4,5; Sämtliche Rechnungsbücher und Rechnungen auf losen Blättern dieses Fonds wurden analysiert in: Marie-Louise Pelus, Wolter von Holsten, marchand lubeckois dans la seconde moitié du XVIe siècle, Paris, Köln, Wien, 1981, S.152-186.

[14]) AHL, Firmen- und Geschäftsarchive: Rechnungsbuch des Kaufmanns Hermann Schloter 1603-1608; Johann Glandorp Testament: s. Michaela Blunk, Der Handel des Lübecker Kaufmannes Johann Glandorp an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, Lübeck, 1985, S.18-30; Johann Füchtings Testament: s. Günther Kohlmorgen, Johann Füchting und Füchtingshof in Lübeck, Lübeck, 1982, S. 59-65; Warner Gantenberg Testament, S. 222-243, S. 244-249, S. 250-260; Firmenarchiv Humborch.

gen aus Kaufmannsbüchern [15]). Die zweite Hälfte des Jahrhunderts hingegen hat bis jetzt bloß drei Bücher geliefert: das Geschäftsbuch des Hieronymus Möller von 1664-67, das „Secretbuch" des Krämers Anton von Cölln, 1682-1701, und das Hauptbuch eines unbekannten Kaufmanns für das Jahr 1690, sowie einige Auszüge aus den Rechnungsbilanzen von Peter Hinrich Tesdorpf [16]).

Neben diesen Beispielen an Buchhaltungen, zu denen man, der Vollständigkeit halber, auch ein paar Rechnungsbücher von Testamentsvollstreckern zählen sollte [17]), verfügen wir glücklicherweise seit der Mitte des 16. Jahrhunderts über die sehr interessanten Listen von Handelsbüchern, die in den Nachlaßinventaren enthalten sind, d. h. über ungefähr 15 Listen in jedem halben Jahrhundert zwischen 1550 und 1700 [18]). Diese Listen erwähnen leider nicht sämtliche Bücher des Verstorbenen, weil es Sitte war, nur die für die Erbschaftsregelung als nützlich geschätzten Bücher ins Inventar aufzunehmen; hingegen enthalten manche Inventare, wie z.B. jenes von Johann Spangenberg im Jahre 1626, eine detaillierte Beschreibung des Inhalts dieser Bücher und der Art und Weise der Eintragungen.

Können wir uns, von dieser Dokumentation ausgehend, eine Vorstellung von der Lübecker Buchhaltung zur hansischen Spätzeit machen? Die Antwort kann nur nuanciert sein. Es ist klar, daß die Zahl der erhaltenen Bücher oder der Auszüge aus Büchern insgesamt relativ gering ist, und man kann sich mit Recht fragen, ob diese Funde als repräsentativ betrachtet werden können. Jede Schlußfolgerung muß sicher vorsichtig gezogen werden. Nichtsdestoweniger ist dieser Dokumentationsfonds in Lübeck nicht ärmer als in den meisten Handelsstädten von einiger Wichtigkeit. Andererseits, das, was wir von

---

[15]) u.a. AHL, Reichskammergericht G 16 und G 17; s. Pierre *Jeannin*, Le commerce à Narva au début du XVIIe siècle et le problème de la balance commerciale russe, in: Spoleczenstwo gospodarka kultura. Studia ofiarowane Marianowi Malowistowi w czerdiestolecie pracy naukowej (M. Malowist gewidmet), Warszawa, 1974, S. 129-144.

[16]) AHL, Geschäftsbuch des Hieronymus Möller 1664-67; Firmen- und Geschäftsarchive: Geheimbuch des Handelsmanns Anton Von Cölln, 1682-1701; Handels- und Haushaltungsbücher: Hauptbuch Lit. A, Anno 1690, Eigentümer unbekannt; Reichskammergericht P 18.

[17]) Diese "Testamentbücher" können interessante Hinweise auf die Rechnungsbücher des Verstorbenen, so wie Rechnungen, die von den Testamentsvollstreckern gemacht wurden, enthalten. S. *Pelus* (wie Anm.13), S.175-178.

[18]) Die Liste sowie eine Vorstellung dieser Inventare befinden sich bei: Manfred *Eickhölter*/Marie-Louise *Pelus-Kaplan*, Lübecker Inventare des 16.-18. Jahrhunderts und ihre rechtliche Grundlage. Chancen der Auswertung, in: Rolf *Hammel-Kiesow* (Hrsg.), Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe. Beiträge zur flächenübergreifenden Zusammenarbeit am Beispiel Lübecks im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (Häuser und Höfe in Lübeck...Bd. 1). Neumünster, 1993, S.279-326.

den in anderen Hansestädten erhaltenen Büchern der frühen Neuzeit wissen, namentlich in Reval und in Bremen [19]), bringt uns dazu, jene Lübecker Auswahl, so beschränkt sie auch sei, als repräsentativ genug zu betrachten. Ausserdem helfen uns die in den Inventaren enthaltenen Listen, für die Neuzeit wenigstens, die Stellung der einzelnen erhaltenen Exemplare von Buchhaltungen unter den gesamten Büchern eines Händlers festzustellen.

Die erste zu klärende Frage ist folgende: Haben die Kaufleute zur Zeit der Hanse alle eine Buchhaltung geführt? Diese Frage ist höchstwahrscheinlich positiv zu beantworten, jedenfalls für das 16. und das 17. Jahrhundert: sogar bescheidene Kaufleute wie die zwei Schiffskapitäne Claus Holste und Hans Schroeder haben im Jahre 1593 Spuren ihrer Buchhaltung hinterlassen; selbst ein einfacher Handelsdiener wie Mathias Wahlhorn, 1562 gestorben, besaß nicht weniger als 13 Handelsbücher [20]). Ein jung verstorbener Kaufmann wie Wolter von Holsten hinterläßt 1575 zwei noch unbeschriebene Bücher, offensichtlich dazu bestimmt, die zahlreichen auf losen Blättern vermerkten Rechnungen aufzunehmen.

Wir wissen nicht, ob die mittelalterlichen Kaufleute zuerst Konzepte machten. Der unmethodische Charakter der Bücher im 14. und 15. Jahrhundert erlaubt uns anzunehmen, daß die meisten Kaufleute jener Epoche über das primitive Stadium des Memorandums nicht hinausgingen, in anderen Worten, daß sie sich damit begnügten, tagtäglich zu notieren, was ihnen wichtig vorkam, ohne zu versuchen, daraus in der Folge andere Bücher aufzustellen. Im 15. Jhdt. aber zeichnet sich schon die lübeckische Buchhaltung durch die relativ große Zahl und die Verschiedenartigkeit der Bücher jedes Kaufmanns aus: Hildebrand Veckinchusen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hat 13 Bücher hinterlassen, Hinrich Dunkelgud am Ende des Jahrhunderts besaß davon sieben bis zehn. Es ist möglich, in der hansischen Buchführung schon für das Mittelalter mehrere Buchtypen zu unterscheiden. Der erste Typus hat die Registrierung der Kreditgeschäfte zum Gegenstand und die Führung der Konten der Handelspartner; es ist, was man später ein „Schuldbuch" nennen wird. Der zweite Typus ist, was die Historiker der Buchhaltung gern als „Warenbuch" oder "Kontorbuch" bezeichnen, nämlich ein Buch, das dem Waren- und Geldverkehr gewidmet ist. Während das Buch der Wittenborgs (Vater und Sohn) zu Anfang des 14. Jahrhunderts als ein "Schuldbuch" bezeichnet werden kann, ist zur gleichen Zeit das Buch der beiden Schwäger Hermann Warendorp und

[19]) Gunnar *Mickwitz*, Aus Revaler Handelsbüchern (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum, IX), Helsingfors, 1938; Ludwig Beutin, Alte Bremische Handlungsbücher, Bremisches Jahrbuch 34 (1933), S. 118-130.

[20]) AHL, Reichskammergericht H 55, K 23.

Johann Clingenberg ein „Warenbuch"; die Veckinchusenschen Handelsbücher teilen sich, laut Paul Lesnikov und Claus Nordmann, in zwei Gruppen auf: die „Memoranda" oder "Schuldbücher", die in unordentlicher Weise geführt sind, und die „Kontorbücher" oder "Warenbücher", von Nordmann ganz einfach auch „Handelsbücher" genannt, die dem Warenverkehr gewidmet sind [21]).

Wie gestaltet sich die Lübeckische Buchhaltung am Anfang des 16. Jahrhunderts? Das Buch des Hinrich Dunkelgud, „Memorial" oder „Geheimbuch" genannt, war eine Art Tagebuch, in welchem der Lübecker Krämer sowohl biographische Elemente wie seine Vermächtnisse oder seine mit seiner Wallfahrt nach Compostella in Verbindung stehenden Ausgaben für sich aufschrieb; es ist, was wir im Französischen ein „livre de raison" nennen würden; aber Dunkelgud weist dort auf seine anderen Bücher hin: mehrere Bücher, durch Buchstaben auseinandergehalten, betrafen sowohl seinen Handel auf eigene Rechnung wie seine Kommissions- oder Gesellschaftsgeschäfte; es waren also „Warenbücher"; Dunkelgud besaß auch ein „Vormünderbuch", das zur Verwaltung der Güter einiger Waisenkinder diente, sowie ein rotes, als „Register" bezeichnetes Buch: diese beiden letzten Bücher gehören wahrscheinlich zur Gattung der "Schuldbücher"; dazu besaß er noch ein weißes Buch, dessen er sich täglich bediente („des ik alle dage bruke"), also eine Art Tagebuch, wahrscheinlich eine frühe Erscheinung der im folgenden Jahrhundert üblichen Konzepte [22]).

Es scheint tatsächlich, daß die meisten Handelsmänner im 15., 16. und 17. Jahrhundert so vorgegangen sind, zunächst einmal Konzepte zu machen, die die äußere Form eines Buchs ("Kladtbuch", "Kladdebuch", "Memorial") annehmen konnten, die sich aber auch auf losen „Zetteln" befinden konnten; von diesen Konzepten ausgehend stellten die Kaufleute etwas später sorgfältig ihre Rechnungsbücher her. Im Laufe der 16. und 17. Jahrhunderte gestaltet sich diese Buchhaltung in immer komplizierterer Art und Weise.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts besitzt Hinrich Köhler von vier bis zu zehn Bücher, von denen eines als „Schuldbuch", ein anderes als „Großes Buch" („myn grote bock"), und ein drittes als „Kaufmannsbuch" („myn kop-

---

[21]) S. Fritz *Rörig*, Das älteste erhaltene deutsche Kaufmannsbüchlein, in: HGBll (1925), S. 48-66; Carl *Mollwo*, Das Handlungsbuch von Hermann und Johann Wittenborg, Leipzig, 1901; Ahasver *von Brandt*, Ein Stück kaufmännischer Buchführung aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts. (Aufzeichnungen aus dem Detailgeschäft eines Lübecker Gewandschneiders), in: ZVLGA 44 (1964), S. 5-34; Karl *Koppmann*, Johann Tölners Handlungsbuch von 1345-1350, Rostock, 1855; Claus *Nordmann*, Die Veckinchusenschen Handelsbücher. Zur Frage ihrer Edition, HGBll 65-66 (1940-41), S.79-144; Michaïl P. *Lesnikov*, Die Handelsbücher des hansischen Kaufmannes Veckinchusen, Berlin, 1973.

[22]) *Mantels* (wie Anm. 10).

mansbock A") bezeichnet werden. Die Bezeichnung „großes Buch" darf uns in keinem Fall zur Annahme verleiten, daß dieser reiche, aus Westfalen gebürtige Kaufmann, der später Ratsherr wurde, und wegen seiner religiösen und politischen Rolle bekannt ist [23]), die Prinzipien der doppelten Buchhaltung kannte und praktizierte. Im Gegenteil weist das von ihm hinterlassene Buch aus den Jahren 1517-1520, allem Anschein nach ein "Schuldbuch", einen noch primitiven Charakter auf: Köhler kennt nicht einmal das doch einfache Prinzip der Konten „alla veneziana", das heißt mit der Gegenüberstellung von „debet" oder „soll" auf der linken Seite und „credit" oder „soll haben" auf der rechten Seite. Diese Praxis installiert sich in Lübeck progressiv ab 1550 in den "Schuldbüchern", aber man muß die Mitte des 17. Jahrhunderts abwarten, um sie wirklich verbreitet und beherrscht zu sehen, was namentlich in den Testamentbüchern deutlich wird, und von den neulich wiedergefundenen Büchern jener Zeit bestätigt wird [24]).

Zwischen 1550 und 1650 haben wir es tatsächlich mit einer Übergangsphase zu tun, die durch Verbesserungen der traditionellen Praxis charakterisiert wird, und durch Entlehnungen von den italienischen Methoden, wie z. B. durch die eben erwähnte Darstellung der Personenkonten in den "Schuldbüchern" nach venezianischer Art. In dieser Periode führen die Kaufleute eine bedeutende Anzahl von Büchern: je nach den Inventaren haben die Testamentsvollstrecker zwischen 3 und 23 Handlungsbücher beibehalten. Neben den Konzepten, „Kladdebücher" oder „Memoriale" genannt (beide Termini werden als Synonyma gebraucht, manchmal werden sie auch "Handbücher"

---

[23]) S. Klaus *Friedland*, Kaufmannstum und Ratspolitik im späthansischen Lübeck, in: ZVLGA 43 (1963), S.5-17; Wilhelm Jannasch, Reformationsgeschichte Lübecks vom Petersablaß bis zum Augsburger Reichstag 1515-1530, Lübeck, 1958, insb. S. 74, 97; Günther *Korell*, Jürgen Wullenwever, sein sozial-politisches Wirken in Lübeck und der Kampf mit den erstarkenden Mächten Nordeuropas, Weimar, 1980, S.71f.; Emil F. *Fehling*, Lübeckische Ratslinie von den Anfängen bis auf die Gegenwart, Lübeck, 1925, Nachdruck. 1978, Nr.648; Marie-Louise *Pelus*, Investitionsformen in Lübeck und ihre Rolle in der Vermögensbildung, in: Stuart *Jenks* und Michael *North* (Hrsg.), Der hansische Sonderweg? Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hanse, Köln, Weimar, Wien, 1993, S.100 Anm. 22, S.104-106; *Dieselbe*, Niederdeutsch-Westfälische Einwanderer in Lübeck 1500-1570. Formen und Bedeutung einer Emigrationsbewegung in der frühen Neuzeit, in: Wandlungen der frühneuzeitlichen Reichsstruktur im kontinentalen Nordeuropa unter dem Einfluß der burgundisch-habsburgischen Vormachtstellung. Grundfragen der Reichsgeschichte im Zeitalter Karls V. Akten des Münster Kolloquiums, 14.-16. Juni 1990. Soll 1994 in der Serie "Städteforschung", Böhlau, Köln-Wien, erscheinen.

[24]) *Pelus* (wie Anm.13), S. 173-175; während Matthias Schultes und Hans Munters Bücher in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts noch durch eine große Ungeschicktheit bei der Niederschrift der Schulden und Aussenstände charakterisiert sind (Unregelmäßigkeit der Eintragungen, keine Saldierung der Konten...), weisen die Schuldbücher des Salzhändlers Wilm Humborch in den 1640er Jahren und des Hieronymus Möller in den 1660er Jahren eine vollkommene Meisterschaft der Konten "alla Veneziana" (mit Gegenüberstellung von "soll-soll haben" und Saldierung der Konten) auf, aber ohne deutliche Verweisung von den Personenkonten auf Sachkonten, was von einer Praxis der einfachen Buchhaltung zeugt.

genannt), und den "Schuldbüchern" finden wir eine Mannigfaltigkeit von Büchern verzeichnet, meistens benannt nach dem spezifischen Charakter eines besonderen Handelszweiges: so z.B. im Inventar des Krämers Paul Meyer (1597 gestorben) ein Buch "der maschopey handlung bolangendt" (das heißt den Gesellschaftshandel betreffend), ein "meckelnborger bock", usw.. Außerdem besitzen die Kaufleute sehr häufig ein oder mehrere "Rentenbücher", dazu oft „Schiffspartenbücher", zu denen, immer öfter nach 1600, ein „Copeybuch" hinzukommt, das die Korrespondenz, die auf losen Blättern aufgeschriebenen Rechnungen und etliche andere Schriften gesammelt enthält. Die Inventare dieser Periode erwähnen auch manchmal „Journale", „große Bücher" oder „Hauptbücher", „Kassabücher", „Bilanzen"; diese Termini erscheinen aber bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in den gleichen Inventaren mit anderen traditionell bezeichneten Büchern, wie „Kladdebücher" oder „Schuldbücher", und sind nicht unbedingt ein Hinweis auf die Annahme der doppelten Buchhaltung durch ihren Inhaber.

Nur die Bücher selbst -oder wenigstens Buchauszüge- erlauben uns festzustellen, ob ein Kaufmann damals die doppelte Buchführung schon verwendete oder nicht. In der Tat können wir die langsame Fortentwicklung der italienischen Technik zwischen 1550 und dem Ende des 17. Jahrhunderts beobachten: die von Pierre Jeannin studierte Handelsgesellschaft der Carstens- von Brocke, die die doppelte Eintragung schon Mitte des 16. Jahrhunderts praktizierte, erscheint in ihrer Zeit als ein isoliertes Beispiel [25]); in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts dagegen bekehrt sich mancher Kaufmann, der am Anfang seiner Karriere seine Rechnungen auf die traditionelle Weise erstellte, gegen sein Lebensende zum System der doppelten Buchführung: Hans Spangenberg, der im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts die Rechnungen seines Handels in Rußland nach der herkömmlichen Technik behandelte, konnte 1625, ein Jahr vor seinem Tod, das Buch seines Handels in Gesellschaft mit Harmen Hagen nach den Prinzipien der doppelten Buchhaltung führen [26]). Er war sicher kein isolierter Fall, und das ist wahrscheinlich der Hauptgrund für die Koexistenz in den Inventaren des 17. Jahrhunderts von Büchern mit herkömmlichen Bezeichnungen und von Büchern, die mit denen von Pacioli Gepriesenen konform gingen; es ist aber auch möglich, daß die Kaufleute, die die doppelte Buchhaltung angenommen hatten, der alten Terminologie treu blieben, indem sie ihr „Journal" mit den Worten „Memorial" oder „Kladde" bezeichneten;

---

25) *Jeannin*, Lübecker Handelsunternehmungen (wie Anm.12), S.39.

26) AHL, Reichskammergericht G 17, Acta Priora S. 364 v° ff, S. 375 ff.; Stiftungen, Hans Spangenberg Testament. Während Hans Spangenberg im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts noch eine traditionelle Buchhaltung führt, ist zur gleichen Zeit ein anderer Lübecker Kaufmann in Rußland, Paul Meyer, imstande, seine Rechnungsbücher nach dem Prinzip der doppelten Buchhaltung zu gestalten (*Jeannin*, Le commerce à Narva wie Anm.15).

darauf weist das „Secretbuch" des Krämers Anton von Cölln gegen Ende des 17. Jahrhunderts hin. Die leider sehr selten erhaltenen Auszüge aus den kaufmännischen Buchhaltungen dieser späten Epoche zeugen von der Annahme der doppelten Buchführung durch ihre Autoren [27]).

Die sehr langsame Entwicklung der Buchungstechnik in Lübeck von den sog. „primitiven" Formen bis zum Sieg des hochentwickelten Systems der italienischen Buchhaltung führt uns nun zu Überlegungen über die Vorteile und Nachteile der traditionellen hansischen Buchhaltung, deren Vorherrschaft ungefähr so lange gedauert hat wie die Hanse selbst.

Einer soliden Tradition zufolge, die sich durch die ganze Geschichtsschreibung der Buchhaltung zieht, haben die hansischen Kaufleute die sog. „Faktorenbuchhaltung" betrieben, auch von Raymond De Roover „Système des Facteurs" genannt, eine Methode, welche in den ersten deutschen Lehrbüchern der Buchhaltung, wie die von Grammateus, Gottlieb, Ellenbogen, Hübner, dargestellt worden ist [28]). Dieses „System" ist nichts anderes als eine einfache Buchhaltung (d.h. eine Buchführung, die sich mit einer einzigen Eintragung für jedes Geschäft begnügt), die in drei Büchern aufgeteilt ist: das "Journal", das „Kaps" oder „Capisbuch" in welchem der Warenverkehr festgehalten wird, und das "Schuldbuch". Man kann nicht umhin, eine gewisse Distanz zur vorgefaßten Meinung einzunehmen: einerseits sind die Ausdrücke „Faktorenbuchhaltung", „Système des facteurs" eine Erfindung der Historiker [29]); andererseits benennt sich nur ein einziges Rechnungsbuch in sämtlichen Lübecker Inventaren „Kaps", und wir finden einen ausdrücklichen Hinweis auf ein „Journal" nur in einer relativ beschränkten Zahl von Inventaren, auch während der Übergangszeit im 17. Jahrhundert. Die Mannigfaltigkeit der von den Kaufleuten geführten Bucharten widerlegt außerdem das einfache Prinzip der Trilogie, die von den Autoren des sog. „Faktorensystems" empfohlen wird. Zwar ist es zutreffend daß, außer den „Geheim- oder „Secretbüchern", alle anderen Bücher der Lübecker Kaufleute mehr oder weniger den drei Büchern des „Faktorensystems" gleichen: die „Kladden" oder „Me-

---

[27]) So das "Hauptbuch Lit. A" eines unbekannten Kaufmanns (1690), oder die Auszüge aus Peter Hinrich Tesdorpfs Rechnungsbüchern (1698 ff.) (s. oben, Anm. 16), oder noch die Auszüge aus den Handelsbüchern von Philip Buchau und Gilles von Werlen, 1701-1717 (AHL, Reichskammergericht, B 82).

[28]) *De Roover* (wie Anm. 2), S. 282-283. Die deutschen Lehrbücher der Buchhaltung im 16. Jahrhundert werden eingehend von Balduin *Penndorf*, Geschichte der Buchhaltung in Deutschland, Leipzig, 1913, S.107-156, beschrieben.S. auch Robert *Brown*, A History of accounting and accountants, Edinburgh 1905, S. 123 f.; *Mickwitz* (wie Anm. 19), S. 190.

[29]) *Mickwitz* (wie Anm.19), S.200, Anm.2, hat diese Benennung scharf kritisiert.

moriale" entsprechen in gewisser Hinsicht dem "Journal", die "Schuldbücher" finden sich immer da wie dort, die "Handelsbücher", „Warenbücher" und andere dem Warenhandel gewidmeten Bücher, was immer ihre Bezeichnung sei, gleichen dem „Kaps"; die spezialisierten Bücher schließlich, wie „Vormünderbücher", „Rentebücher" oder „Schiffspartenbücher" stellen eine Variante der "Schuldbücher" dar. Wir finden also wohl in der Vielzahl der hansischen Rechnungsbücher eine Art Trilogie wieder, die an jene des „Faktorensystems" erinnert, die aber keineswegs direkt von den obenerwähnten Lehrbüchern beeinflußt ist, deren Autoren übrigens alle aus Süddeutschland stammten.

Es gilt also, diese Buchhaltung als eine originelle Technik anzusehen, die wir lieber „traditionelle hansische Buchhaltung" nennen möchten. Ihr Prinzip ist relativ einfach: von seinem Konzept ("Kladde", "Memorial") ausgehend stellt einerseits der Kaufmann sein Schuldbuch her, in welchem er aufschreibt, was er anderen schuldet und was man ihm schuldet; andererseits stellt er detaillierte Rechnungen her für seine diversen Geschäfte, mit gesonderten Büchern oder Teilen von Büchern für jeden besonderen Zweig seines Unternehmens, nach dem Grundschema: Ausgaben - Einnahmen - Ergebnisse. Diese an sich einfache Technik, die dem Prinzip der einfachen Buchhaltung entspricht, kompliziert sich durch den Umstand, daß ein Lübecker Kaufmann selten allein tätig war; sein Unternehmen war auch keineswegs in Lübeck konzentriert: die meiste Zeit handelte er in Gemeinschaft mit einem oder mehreren Handelspartnern, ob Handelsdienern, Kommissionären oder Gesellschaftern, welche an einem oder mehreren anderen Orten ansässig waren und selbst eine eigene Buchhaltung an ihrem jeweiligen Arbeitsplatz führten. Es gab also für solche Unternehmungen (für den Kommissionshandel sowie für die von Gunnar Mickwitz beschriebenen "Ferngesellschaften auf Gegenseitigkeit") weder eine gemeinsame Kasse noch eine gemeinsame Buchführung [30]). Beide (oder sämtliche) Buchhaltungen wurden nichtsdestoweniger parallel zueinander geführt, weil sie zusammen ein Ganzes bildeten.

Das Problem, das sich dem Historiker stellt, kommt daher, daß in den meisten Fällen nur einer der verschiedenen Teile dieser an zwei oder mehr Orten geführten Buchhaltung erhalten geblieben ist. Zum Glück erlaubt uns der ausnahmsweise reiche Archivbestand des Testaments von Wolter von Holsten zu beobachten, wie diese Buchhaltung funktionierte [31]). Obwohl im Grundprinzip ähnlich gebaut wie die des Hildebrand Veckinchusen, zeichnen sich die Warenbücher der Gebrüder Reimers, die mit Wolter von Holsten in einer

---

[30]) *Mickwitz* (wie Anm. 19), S. 130-135; Gunnar *Mickwitz*, Neues zur Funktion der hansischen Handelsgesellschaften, in: HGBll 62 (1937), S. 24-39.

[31]) *Pelus* (wie Anm.13), S. 152-186.

Handelsgesellschaft für den Warenhandel zwischen Lübeck und Livland assoziiert waren, aber auch gleichzeitig für ihn Kommissionshandel trieben, durch den systematischen und klaren Charakter ihrer Eintragungen aus: alle Ziffern (arabisch) sind in der Tat ordentlich in mit streng gezogenen Linien von einander abgegrenzten Kolumnen untereinander gereiht; alle Posten sind sorgfältig voneinander getrennt, so daß es ganz einfach ist, sich darin auszukennen. Der Anspruch an Genauigkeit und Vollständigkeit ist in diesen Büchern bemerkenswert: jede Eintragung wird systematisch von einer Vielzahl von Details begleitet: eingehende Beschreibung der Ware, Datum und Ort des An- oder Verkaufs, der Schiffsladung, detaillierte Angabe der Verfügungen und Kosten in Transport, Speicherung und Konditionieren der Ware, Namen der Käufer oder Verkäufer, Bedingungen des Kaufs oder Verkaufs, vorgesehene Termine für die Schuldenregelung, Datum und Modalitäten der Endzahlung, Wechselkurs, und dergleichen. Jedes Buch, in Ausgaben und Einnahmen aufgeteilt, endet mit einer Art Bilanz, die den Kassenbestand am Ende klarstellt: die positive oder negative Summe in der Kasse jedes Gesellschafters oder Kommissionärs wird als Debet oder Credit der Gesellschaft oder dem Auftraggeber gegenüber verzeichnet. Bei Tätigkeitsabschluß oder bei der Neuorganisierung ihrer Gesellschaft begegnen sich die Partner; sie vergleichen dann ihre jeweiligen Rechnungen miteinander, ziehen die allgemeine Bilanz ihrer Zusammenarbeit, und gehen zur Verteilung der Gewinne oder Verluste über, den im Gesellschaftsvertrag festgelegten Bedingungen gemäß.

Wie es in früherer Zeit Stieda und Penndorf behauptet hatten, war diese Buchhaltung zuerst eine Antwort auf zwei grundlegende Bedürfnisse: die Kreditgeschäfte zu notieren, und den Gesellschaftern oder Auftraggebern Rechenschaft zu legen [32]). Darf man dennoch Claus Nordmann und anderen Glauben schenken, nach denen diese Buchhaltung sich nicht zum Ziel setzte, "eine Übersicht über den Gang der Geschäfte zum Zwecke einer wirtschaftlichen Planung zu gewinnen"[33])? Anders gesagt, sollen wir denken, daß diese Buchhaltung nur in nebensächlicher Weise ein geeignetes Mittel zur Verwaltung der Unternehmung darstellte? Am Beispiel der Bücher der Gebrüder Reimers können wir feststellen, daß die Gegenüberstellung der Rechnungen der verschiedenen Handelspartner ihnen erlaubte, eine bestimmte Ware von dem Moment an, wo ihr Kauf beschlossen wurde, bis zum Punkt, wo der Ertrag ihres Verkaufs endgültig in die Kassa der Handelsunternehmung eingegangen war, zu verfolgen; sie ermöglichte auf dieser Weise eine sehr genaue Ausrechnung der verschiedenen Elemente des Gewinns oder des Verlusts,

32) Wilhelm *Stieda*, Ueber die Quellen der Handelsstatistik im Mittelalter, Berlin, 1903, S. 24, S. 37 ff; *Penndorf* (wie Anm. 28), S. 36 ff.

33) *Nordmann* (wie Anm.21), S. 117.

und trug somit zur Förderung der Verwaltung der Handelsgeschäfte bei. Dies setzte natürlich voraus, daß jeder Partner über die Rechnungen der anderen informiert war, oder eine Abschrift davon hatte. Die Gesellschaftsverträge sahen Rechnungslegungen in regelmässigen Zeitabständen vor; es scheint aber, daß die Gesellschafter sich zwischen den abgemachten Terminen gegenseitig provisorische Rechnungen geschickt haben, die eine sektoren- und warenmäßige Ausrechnung der Rentabilität ermöglichten, und somit dem Unternehmensleiter verhalfen, beim Investieren Entschlüsse in guter Sachkenntnis zu fassen. Dieses System ermöglichte auch eine globale Berechnung der Rentabilität. Die Bücher der Gebrüder Reimers zeigen, daß man sehr leicht die von der Unternehmung erreichten Resultate erfassen konnte, wenngleich auch diese Resultate lange Zeit bloß provisorisch bleiben mußten, da die endgültigen Ergebnisse erst nach einer längeren Zeit, wegen der Langsamkeit der Kreditbegleichung, bekannt werden konnten. Gewiß kannte diese Buchhaltung das Kapitalkonto nicht, ein Fortschrittselement, das man unzweifelhaft der doppelten Buchhaltung zuschreiben kann. Im Falle des hansischen Gesellschafts- oder Kommissionshandels jedoch, wo das Grundkapital meistens der Summe der ersten Waren- und Geldsendung gleich war, konnte man durch die Gegenüberstellung dieser Summe mit den erstandenen Nettogewinnen sich leicht eine Vorstellung von dem erlangten Profitzins machen. Obschon "Gewinn" und "Kapital" in dieser Buchhaltung nicht in der klaren Form eines bestimmten Begriffs gefaßt sind, wie es in der doppelten Buchhaltung der Fall ist, kann man das investierte Kapital und den erlangten Profit nicht minder aus diesen hansischen Handelsbüchern herauslesen [34]), was die These von Sombart zunichte macht.

Schwierigkeiten tauchten hingegen auf, wenn ein Kaufmann eine vollständige Übersicht seiner Geschäfte und seines Guthabens haben wollte. Er mußte dann zahlreiche verschieden strukturierte Bücher miteinander konfrontieren, die Resultate seiner unterschiedlichen Geschäftszweige aufarbeiten. Es braucht daher nicht gesagt werden, daß unter diesen Bedingungen, die Herstellung einer globalen Bilanz sehr schwierig, ja sogar unmöglich war. Daher findet man nur Teilbilanzen; die Globalbilanzen konnten erst von den Testamentsvollstreckern des Kaufmanns lange nach dessen Tod erstellt werden. Von dieser Perspektive aus bringt die doppelte Buchführung einen entscheidenden Fortschritt ein, weil sie dem Unternehmensleiter mit einem Blick in seinem "Hauptbuch" seine gesamten Geschäfte zu erfassen erlaubt und ihm die Herstellung der Bilanzen erleichtert. Die doppelte Eintragung erlaubt auch eine sichere Kontrolle der Konten und macht somit jeden Irrtum leicht sichtbar. Eine solche Kontrolle war in der hansischen Buchhaltung viel müh-

34) *Pelus* (wie Anm. 13), S.180-184.

samer und unsicherer: trotz des Prinzips der einzigen Eintragung werden nichtsdestoweniger die meisten Geschäfte gleichzeitig im "Kladdebuch", im "Warenbuch" und im "Schuldbuch" notiert, aber ohne systematische Verweisung von einem Buch zum anderen, und in so verschiedenen Formen, daß es im allgemeinen sehr schwierig ist, die Bücher miteinander zu kontrollieren.

Stellen wir uns jetzt die Frage, warum die Lübecker so lange gezögert haben, die italienische Buchhaltung anzunehmen. Die Antwort liegt auf der Hand: die traditionelle hansische Buchhaltung, mit den Verbesserungen, die sie im Laufe des 16. Jdts erhalten hatte, entsprach vollkommen den Bedürfnissen der Lübecker Handelsunternehmungen, zumindest jenen des Alltags: ohne allzu große intellektuelle Anstrengungen zu erfordern, erlaubte sie den Kaufleuten, anhand der "Schuldbücher" immer über ihre Rechnungen mit ihren Handelspartnern auf dem Laufenden zu sein, und anhand der "Warenbücher" Rentabilitätsrechnungen zu machen, um so klug als möglich investieren zu können.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges sieht sich die Stadt Lübeck, mit der holländischen Konkurrenz wieder konfrontiert, in ihrer Bedeutung geschmälert; in den Jahren 1660 durchlaufen ihr Handel und ihre Wirtschaft eine arge Krise. Selbst ihre Stellung als Haupt der Hanse ist jetzt bedeutungslos: der Hansetag von 1669 sieht zwar eine Reorganisation des alten Städtebundes vor, aber der folgende Hansetag wurde nie berufen. Dennoch sieht das Ende des 17. Jahrhunderts eine Neustrukturierung des Lübecker Handels heranrücken, der auf einer neuen Basis (Handel mit Frankreich, erneute Handelsbeziehungen mit Russland) fortlebt. Die meisten bedeutenden Lübeckischen Kaufleute haben sich anscheinend während dieser Umschwungsphase zur endgültigen Annahme der italienischen Buchführungspraxis entschlossen, eine Bekehrung, die man bei nicht wenigen Lübecker Kaufleuten jedoch schon lange vor 1650 feststellen konnte.

Soll man in dieser progressiven technischen Wandlung den Willen erkennen, sich nach der in den Großhandelskreisen des 17. Jahrhunderts allgemein verbreiteten Praxis zu richten? Wollten die hansischen Kaufleute sich die Methoden ihrer erbittertsten Konkurrenten, nämlich der Niederländer, aneignen, um diese Konkurrenz besser zu bekämpfen?

Wie dem auch sei, man kann behaupten, daß die traditionelle Buchhaltung so lange wie die Hanse selbst lebendig war. Ihr archaischer Charakter, wenn man so will, hat die hansischen Kaufleute nicht daran gehindert, eine hundertjährige zweite Blütezeit nach 1550 zu erleben, ein Zeitpunkt, zu dem sich bei den grossen Handelshäusern Süddeutschlands gerade ein Niedergang anbahnte. Die Unzulänglichkeit der Thesen von Sombart und Eucken tritt noch stärker hervor, wenn man den Umstand berücksichtigt, daß die Lübecker die

doppelte Buchhaltung gerade zu einem Zeitpunkt annehmen, als die Stadt Lübeck aufhört, ein Wirtschaftszentrum erster Größe zu sein.

Zum Schluß kann man sagen, daß die traditionelle hansische Buchhaltung sicher nicht für die wirtschaftlichen Erfolge der hansischen Kaufleute hauptverantwortlich war, daß sie aber wohl zu ihnen beigetragen hat, indem sie ein einfaches und praktisches, den Bedürfnissen der hansischen Handelsunternehmungen entsprechendes Instrument geliefert hat.

Die Kanzel in Zarrentin - Lübecks erste evangelische Kanzel

Wolfgang Teuchert

Obwohl bei dem Luftangriff auf Lübeck vom 28. zum 29. März 1942 die Marienkirche durch Brand den größten Teil ihrer Ausstattung verloren hatte, blieb eine höchst bemerkenswerte ältere Holzkanzel von 1534 erhalten. Diese Kanzel ist allerdings nicht dem Feuer entgangen, sondern befindet sich in der Kirche zu Zarrentin am Schaalsee, wohin sie 1699 als überzählig verkauft worden war. Denn bereits 1691 hatte die Marienkirche aus dem Vermächtnis des Seidenkrämers Hinrich Eckhoff eine neue Marmorkanzel, die der Bildhauer Friedrich Georg Brusewindt geschaffen hatte, erhalten [1]). Diese Marmorkanzel ist 1942 vernichtet worden [2]).

Die ältere Kanzel der Marienkirche ist die erste, die nach Einführung der Reformation im Jahre 1531 in Lübeck errichtet wurde, und sie ist nach unserer heutigen Kenntnis die erste in Deutschland überhaupt, deren Bildern ein Programm nach evangelischem Verständnis zugrunde liegt. Die Bilder sind außerdem anschauliche Zeugnisse der Glaubensauseinandersetzungen in der damaligen Zeit [3]).

---

[1]) Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck, Bd. II 1906, bearbeitet von Fritz *Hirsch*, Gustav *Schaumann*, Friedrich *Bruns*, S. 236-238 (künftig: BKD Lübeck; die Abkürzung BKD mit nachfolgender Länderangabe wird künftig für alle entsprechenden Inventare der deutschen Länder gebraucht).

[2]) Ein eigentümlich paralleles Geschick widerfuhr den Kanzeln in der Petrikirche. Eine 1555 erbaute Kanzel kam 1734, gleichzeitig mit Meister Bertrams berühmtem Altaraufsatz von 1379 aus der Hamburger Petrikirche, in die brandgeschädigte Stadtkirche Grabow in Mecklenburg (Abb. 10) und ist dort noch heute in Funktion (BKD Mecklenburg-Schwerin, III, 1899, S. 189-190). Der Abgabe vorausgegangen war 1725 die Neubeschaffung einer Kanzel aus dem Vermächtnis des Berend Hinrich Stolterfoht (BKD Lübeck, II, S. 56-57). Die Zweitkanzel wurde 1879 durch die Renaissancekanzel aus der Katharinenkirche ersetzt; diese ging 1942 in den Flammen unter. Von der Zweitkanzel blieben Tür und Treppenbrüstung im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck (künftig: St. Annen-Museum) erhalten. - Der Absicht, diese auch sehr frühe evangelische Kanzel (die älteste Kanzel dieser Art in Schleswig-Holstein steht im Schleswiger Dom und ist fünf Jahre jünger!) mit in diese Darstellung einzubeziehen, standen die schlechten Möglichkeiten ihrer genaueren Untersuchung in Grabow entgegen.

[3]) Im Rahmen eines Symposions über den Husumer Reformator Harmen Tast am 3.11.1990 hat sich Verfasser unter dem Titel „Aspekte der bildenden Kunst und Kunstzeugnisse aus den Jahren der Reformation in Schleswig-Holstein", veröffentlicht in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte, Heft 3/4 1990/91, S. 118-129, auch mit der wieder zugänglichen Kanzel in Zarrentin befaßt. Dieser Vortrag gab den Anstoß zu weiterer Beschäftigung. - Herr Pastor Christian Voß in Zarrentin, zugleich sein eigener Küster,hat nicht nur die mehrfachen Besuche in Zarrentin gestattet, sondern im Gespräch auch manche fördernde Anregung gegeben.



Abb 1. Ansicht der Kanzel von 1534 in der Aufstellung von 1699 in der Kirche zu Zarrentin. Das zurückspringende vierte Relief ist auf der Aufnahme fast nicht zu sehen.

Die Kenntnis, daß die Kanzel in Zarrentin Lübecker Herkunft sei, scheint im Laufe der Zeiten verlorengegangen zu sein. Erst Friedrich Schlie verwies in Band III der Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin auf ihre Herkunft aus der Lübecker Marienkirche [4]). In seiner kurzen Beschreibung bezeichnete er ihre geschnitzten Bilder als „figurenreiche Renaissance-Reliefs", die in einem Rahmenwerk von 1760 säßen. Eine weitere Wertung hatte Schlie nicht versucht, obwohl ihn die Bildinhalte und die buchstabengetreu zitierten Bildunterschriften in ihrer Seltenheit zu weiteren Schlüssen hätten veranlassen können. Die Bearbeiter des 1906 erschienenen II. Bandes der Lübecker Bau- und Kunstdenkmäler, Fritz Hirsch, Gustav Schaumann und Friedrich Bruns, in dem auch die Marienkirche vorgestellt wurde, wiesen S. 235-236 anhand der wörtlich zitierten Rechnungen im Wochenbuch der Marienkirche nach, daß die nach Zarrentin verkaufte, im „evangelischen Charakter" gehaltene Kanzel samt Schalldeckel 1533/34 in der Marienkirche aufgestellt worden war [5]).

[4]) BKD Mecklenburg-Schwerin, III, 1899, S. 104-105.

[5]) BDK Lübeck, II, S. 235-236.

Das nun erkannte hohe Alter dieser Kanzel mit evangelischem Bildprogramm weckte umgehend das Interesse an ihr (Abb. 1). Die weiß übermalten Reliefs wurden 1906 durch den Tischlermeister Windt in Zarrentin aufs Holz freigelegt, ebenso das Kanzelportal von 1596, während die übrigen Teile der Kanzel einen Anstrich von derselben Art erhielten, wie er sich damals an Gestühl, Orgel und Emporen vorfand. Gleichzeitig wurde auch das zugesetzte Kanzelportal wieder in Gebrauch genommen. Der Initiator der Maßnahmen, Pastor Bartholdi, veröffentlichte 1907 in einem kleinen Buch, was er über Pastor Nikolaus Andreae, der 1699 die Kanzel nach Zarrentin geholt hatte, und über die Überführungsgeschichte der Kanzel und ihre Wiederaufstellung ermitteln konnte; darüber hinaus gab er eine wohlbedachte Deutung der Bildreliefs [6]).

Auf Betreiben des Direktors der Großherzoglichen Kunstsammlungen, Prof. Dr. E. Steinmann, wurden 1906 die Reliefs im Großherzoglichen Museum in Schwerin ausgestellt (Abb. 11-15). Beabsichtigt war, „von diesen Meisterwerken norddeutscher Holzschnitzerei aus der besten Zeit der Renaissance" photographische Aufnahmen zu machen. Zugleich könnte „auf diese Weise das größere Publikum mit dem Schatz bekannt gemacht werden..." [7]). Zwei kurze Zeitungsartikel wiesen auf die Ausstellung hin. Der eine stammte von E. Steinmann selbst, veröffentlicht in den „Mecklenburger Nachrichten" Nr. 197 vom 25.8.1906, der andere von einem O. v. G., der offenbar zu gleicher Zeit in derselben Zeitung erschien. Die Ausstellung scheint beachtet worden zu sein, denn nach dem zweitgenannten Zeitungsartikel „...scharen sich die Besucher um diese Meisterwerke". Das Lübecker St. Annenmuseum bekundete ein Vierteljahrhundert später Interesse an den Reliefs, indem es 1931 durch den Bildhauer Otto Manzel Gipsabgüsse von den fünf Reliefs anfertigen ließ [8]). Die Anfertigung der Abgüsse geschah sicher im Zusammenhang mit der Abgußsammlung berühmter Lübecker Kunstwerke, die Carl Georg Heise in der Katharinenkirche aufzustellen begonnen hatte. Für Max Hasse bildeten diese Abgüsse eine wichtige Arbeitsgrundlage für seine Forschungen über Benedikt Dreyer und sein Werk.

Gut dreißig Jahre später kam die Kanzel wieder in das Blickfeld der Wissenschaft. In seinem grundlegenden, 1963 erschienenen Werk über die prote-

---

[6]) C. *Bartholdi:* Pastor Nikolaus Andreae und die Kanzel derKirche zu Zarrentin. Wismar 1907. Auf S. 10 werden die eben genannten Veränderungen an der Kanzel geschildert.

[7]) Zitat aus einem Antrag Steinmanns vom 8. August 1906. Quelle: Akten des Pfarrarchivs Zarrentin im Landeskirchlichen Archiv der Evang.-luth. Landeskirche Mecklenburgs in Schwerin. Auch die anschließend genannten Zeitungsartikel sind dort gefunden worden.

[8]) Nach freundlicher Auskunft von Frau Dr. Hildegard Vogeler vom St. Annen-Museum in Lübeck. Quelle: Allgemeine Sammlungsberichte über Gipsabgüsse, Gemälde usw. 1894-1978 im St. Annen-Museum.

stantische Kanzel befaßte sich Peter Poscharsky mit der Kanzel aus der Marienkirche, die er übrigens auch als Deutschlands erste nachgewiesene Kanzel seit Einführung der Reformation erkannte [9]). Poscharsky interessierten weniger künstlerische Fragen als das theologische Programm der Bilder, das er durch Cranachs Lehrbilder zum Thema „Gesetz und Gnade" angeregt sah. Von anderer Seite näherte sich Max Hasse den Bildreliefs. In einer ausführlichen Darstellung des bildhauerischen Werkes von Benedikt Dreyer ging er auch auf die Kanzel von 1534 ein [10]). Er schätzte recht treffend ihre ursprüngliche Grundform (S. 29) ein und brachte mit ihr in Zusammenhang Reste bildnerischen Schmucks von einem Schalldeckel aus der Marienkirche, die sich im St. Annenmuseum erhalten haben (Abb. 7a und 7b). Als Schöpfer der Reliefs von Kanzel und Schalldeckel erkannte Hasse Benedikt Dreyer [11]). Darüber hinaus gelangte auch Hasse, der offenbar Poscharskys Werk nicht kannte, zu der Einsicht, daß die Bildreliefs von Cranachs Gesetz- und Gnadebild, genauer, von der graphischen Umsetzung dieses Bildes durch Albrecht Altdorfer für die erste Niederdeutsche Bibel, die 1534 in Lübeck erschienen war, thematisch beeinflußt seien. Darauf ist noch ausführlicher einzugehen.

Keiner der Autoren ist darüber hinaus der Frage nachgegangen, oder richtiger, hat nachgehen können, ob außer den Reliefs etwas von der zugehörigen Kanzel erhalten sei. Diese Frage zu stellen, war für die letzten Jahrzehnte rein spekulativ, da Zarrentin im Sperrgebiet der DDR gelegen hat und praktisch unzugänglich war. Nach Friedrich Schlie und Ernst Strasser [12]) gab es dazu in jüngerer Zeit nur noch eine weitere Aussage durch die Bearbeiter des Handbuches der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio von 1980 [13]). Sie hielten nur die Reliefs für ursprünglich, datierten das Gehäuse aber aufgrund einer Inschrift auf 1668.

---

[9]) Peter *Poscharsky:* Die Kanzel. Erscheinungsform im Protestantismus bis zum Ende des Barocks. Güterloh 1963, hier: S. 161-162.

[10]) Max *Hasse*: Benedikt Dreyer, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, 21, 1982, S. 9-58.

[11]) Die Autorschaft Dreyers an den Zarrentiner Reliefs hatte bereits Harald *Busch*: Meister des Nordens, Hamburg 1940, S. 22, angedeutet.

[12]) Pfarrer Lic. Ernst *Strasser* bewertete in seinem Aufsatz: Lübeckische Kirchenkunst im Zeitalter der Reformation und Nachreformation..., Neue kirchliche Zeitschrift, 37. Jg. 1927, S. 397-398, die Reliefs der Kanzel in Zarrentin („5 figurenreiche Renaissancereliefs") noch nicht anders als Schlie und Steinmann. Im übrigen, so Strasser, sei die Kanzel vom Typ der evangelischen Kanzeln, wie er überall in Norddeutschland begegne.

[13]) Georg *Dehio*: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Die Bezirke Neubrandenburg, Rostock, Schwerin. Überarbeitet von der Abteilung Forschung des Instituts für Denkmalpflege, 2. Auflage, Berlin 1980, S. 471.

Rekapitulieren wir kurz, was aus den erhaltenen Rechnungen über die Entstehungsgeschichte der Kanzel bekannt ist [14]). Ende des ersten Quartals 1533 wurde mit dem „snyddeker", der an anderer Stelle mit seinem Namen Jacob (Reyge) benannt wurde, der Bau eines Schalldeckels verdungen. Etwa vierzehn Tage später ist dieser in die Kirche gebracht und montiert worden. Anfang November erhielt der Maler für „brede unde papyr" auf dem Schalldeckel eine Vergütung. Ende März/Anfang April 1534 wurde ein neuer Predigtstuhl in die Kirche gebracht und dort „gesettet".

Während also für die Errichtung des Schalldeckels ein Auftrag vorlag, ist ein solcher für die Kanzel nicht überliefert. Am Werk beteiligt waren die Angehörigen zweier Gewerke [15]), der Snyddeker Jacob Reyge als Tischler und ein zum Amt der Maler gehöriger Bildhauer (nach Hasse Benedikt Dreyer), dessen Tätigkeit aber nur für eine Arbeit am Schalldeckel bezeugt ist. Auffällig ist im übrigen, daß der Schalldeckel zuerst, ein volles Jahr vor der Kanzel, geliefert wurde. Wir haben auf diese Merkwürdigkeit noch einzugehen.

Diese offenbar unvollständige Rechnung, die über die eigentliche Kanzel, den Kanzelkorb, nichts weiter aussagt, als daß sie neu angefertigt sei, gilt zweifellos derjenigen, die bis 1691 in der Marienkirche ihren Dienst tat. Wir können sie rund 25 Jahre vor ihrer Entfernung am angestammten Platze identifizieren anhand eines bezeichnenden Details in einem der Reliefs, das Kunrat von Hövelen in seiner Beschreibung „Der... Stadt Lübeck...Herrligkeit", 1666, Seite 57-58, erwähnt: „...daran ein Pfaffe gesnizt so einen Wolf im Ermel."

Eine Veränderung der Kanzel ist für 1596 belegt [16]). Sie erhielt damals durch den Kirchentischler Jochim Werncke d. Ä. [17]) eine neue Treppe und ein neues Kanzelportal, welches die Gestalt einer Säulenaedikula mit reichem Intarsiaschmuck auf dem Türblatt besitzt. Diese Treppenanlage ist noch heute der Kanzel in Zarrentin verbunden, aber in ihrer Brüstung vielleicht nicht mehr original.

Ihre Funktion als Predigtstelle der Marienkirche verlor die Kanzel, als sie 1691 abgebrochen und an ihrer Statt, nämlich am zweiten Nordpfeiler des Mittelschiffes, die schon erwähnte Marmorkanzel als Stiftung von Hinrich Eckhoff errichtet wurde [18]).

---

[14]) Die Rechnungen sind aufgeführt in: BKD Lübeck, II, S. 235-236.

[15]) Hierzu *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 29-30.

[16]) BKD Lübeck, II, S. 236.

[17]) Von Jochim Werncke d. Ä., seit 1565 in Lübeck selbständig, gestorben 1604 (BKD Lübeck, II, S. 192) sind zwischen 1571 und 1600 viele Arbeiten in der Marienkirche bezeugt.

[18]) BKD Lübeck, II, S. 236-238.

Als also 1699 der Zarrentiner Pastor Nikolaus Andreae die alte Kanzel erwarb und nach Zarrentin bringen ließ, befand sich diese nicht mehr am ursprünglichen Orte [19]). Die Vorgänge um Kauf, Überführung und Wiederaufstellung der Kanzel sind anhand der erhaltenen Kirchenrechnung von Sanct Thomae (8. Dez.) 1698 auf 1699 im Kirchenarchiv Schwerin durch C. Bartholdi in seiner Schrift über Pastor Andreae dargestellt worden. Ihrer Anschaulichkeit willen und weil bestimmte Details deutlicher werden, sei die Rechnung hier wörtlich wiedergegeben[20]).

1699	Außgabe Geldt	Rthl. Sch. Pf.
d 12 Juny	waß zu der in Lübeck erhandelten, und von dem Pastoren H. Nicolaus Andreae in hiesiger Kirchen Verehreten Cantzel, - ist Verunkostet worden wie folget: Erstl. Vor die erhandelte Cantzel selbst, an den H. Werckmeister Buxtehude bey S Marien in Lübeck Laudt Quitung bezahlt Nro 6 hundert Marck Lübisch, welche aber dH. Pastor der Kirchen will Verehret haben.	
von 14 biß d 18 Juny	.... Ist dH. Pastor nach Lübeck geweß, und die in der S Marien Kirchen daselbst Abgenommenen Cantzel zu erhandeln, weil aber H. Bürgermeister Ritter, und Herr Freedenhagen, und die Sämtl. HH: Kirch Vorsteher nicht so baldt beysammen kommen (?) Könnten, und dahero dH. Pastor alda	

[19]) Woher Pastor Andreae die Kenntnis hatte, daß in der Lübecker Marienkirche eine Kanzel zur Disposition stand, wissen wir nicht. Aber Beziehungen zu Lübeck sind ihm nachzuweisen. Denn als Pastor Andreae 1668 in Zarrentin seine Stelle antrat, stiftete ihm ein angesehener Lübecker, der damalige Münzwardein und spätere Vorsteher des Burgklosters Hinrich Sesemann, eine schlichte Gedenktafel. Die Tafel, die ursprünglich wohl eine ornamentale Rahmung besessen haben wird, ist seit unbekannter Zeit an der Rückwand zwischen Kanzelkorb und Schalldeckel angebracht. Ihre Inschrift lautet:

> Ihr seit es nicht die da Reden, sondern Euvers Vatters geist ist es, der durch euch Redet: Matth. 10 versa 20
>
> Gott zu Ehren vnd dieser Kirchen Ziehrde Hath. Henrich Seseman. Müntz Guar Dein auß Lubeck bey Antrettung. Pastor H. Nicolay Andreae Anno. 1668 Dieses Verehrett.

Daß sich Sesemann in irgendeiner Weise dem Pastor Andreae verbunden fühlte, besagt der zweite Teil der Inschrift. Der erste bezieht sich auf den Auftrag des Predigers, Gottes Wort zu verkündigen, und steht im engen Zusammenhang mit der Predigtstelle, der Kanzel. Mt. 10,20 ist häufig als Kanzelspruch verwendet worden. Vgl. *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 143. Wir erfahren allerdings nicht, was mit dem „Dieses" gemeint ist, das Sesemann verehrte. Da weder die heutige Kanzel gemeint sein konnte, noch die Vorgängerin, denn die war ja bei Dienstantritt des Pastor Andreae vorhanden, betraf die Stiftung vielleicht etwas zur Kanzel Gehöriges: eine Sanduhr, ein Kanzelpult, einen Kerzenleuchter.

[20]) Original bei den Akten des Pfarrarchivs Zarrentin, wie Anm. 7.

	8 Tage Verweilen müßen, ist an Speiß und Zehrungs Kosten auffgangen	2	14	–
	denen 3 Kirchen Knechten und dem Hunds Voigt, vor ihre mühe, da Sie diese Cantzel auß 4 Capellen zusammen gesuchet, und zu Wagen gebracht, bezahlt	1	–	–
	denen Bierführers welche diese Cantzel auff zwo Langen Wagen nacher Hüxterthor ans Boeth zu fahren bezahlt	–	32	–
d 17 Juny	denen beeden Böhters in Ratzeburg Thönß Langehanß und Michel Schneider vor die Cantzel auß Lübeck biß Ratzeburg zu fahren Laudt Quitung bezahlt Nro 7	2	–	–
	Einn Jurat so mit nach Ratzeburg geweßen, und von da die Cantzel abgeholet, Verunkostet	–	12	–
	denen 3 Soldaten alda welche die Cantzel mit auff dem Wagen helffen müßen gegeben	–	4	6
	Item vor 3 Wagen Brückengeldt geben müßen	–	3	–
d 28 Juny	dem Bildschnitzer H. Budden in Lübeck mit herüber genommen, welche der Cantzel hat helffen behandeln, und waß daran schadhafft wieder verbeßert, und dieselbige in hiesiger Kirchen auffbringen helffen, davor in allem Laut Quitung bezahlt Nro 8	4	–	–
d 28 Juny	Meister Vick Röhmer, welcher mit seinen Gesellen, den Deckel auff der Cantzel Verbeßert, und waß sonsten an Tischler Arbeit bey auffrichtung derselben Verfertiget Laut Quitung bezahlt Nro 9	3	–	–
d 28 Juny	dem Mauermeister Johan Andreaß Weber, den Pfeiler woran der Cantzel gebracht worden herunter zu nehmen, und die Steige dabey zu machen, wie auch sonsten daran Gearbeitet Laut seiner übergebenen Quitung bezahlt Nro 10	4	6	–
d 28....?	Meister Harmen Schröder Vor seiner Verfertigten Kleinschmidt Arbeit, Bey Festigung dieser Cantzel Laudt Quitung bezahlt Nro 11	1	14	–

d 21....?	Meister Stephan Humborg, Vor Verfertigung seiner Grob Schmiede Arbeit und Nagelen Laut Quitung bezahlt Nro 12	3	44	–
d 20 July	Johan Petersen dem Kramer Vor Abgeholte Kleine Nagels Laudt Quitung bezahlt Nro 13	–	10	–
	Ausgabe geldt derer unkosten auff die erhandelten und Verehrten Cantzel	22	43	6

Wir werden auf einzelne Positionen dieser Rechnung noch näher einzugehen haben.

Sehen wir davon ab, daß die Kanzel laut (verlorener) Inschrift 1760 [21]) durch Farbfassung und angebrachte Schnitzornamente dem Empfinden der Rokokozeit angepaßt und wahrscheinlich damals auch der ganze Schalldeckel erneuert worden ist, stellt sie sich im ganzen heute so dar, wie sie damals in die Kirche gekommen ist. Wie sieht sie aus?

*

Die Pfarrkirche des Sprengels Zarrentin [22]) war ehemals die Kirche eines 1555 aufgehobenen Nonnenklosters, die sich ihrerseits baulich durch Aufstockung und teilweisen Neubau aus einer Dorfkirche entwickelt hatte (Abb. 2). Die Kirche ist einschiffig mit seitlichen Kapellen (was ihr einen basilikaähnlichen Charakter verleiht), das Schiff in drei Jochen gewölbt, der unge-

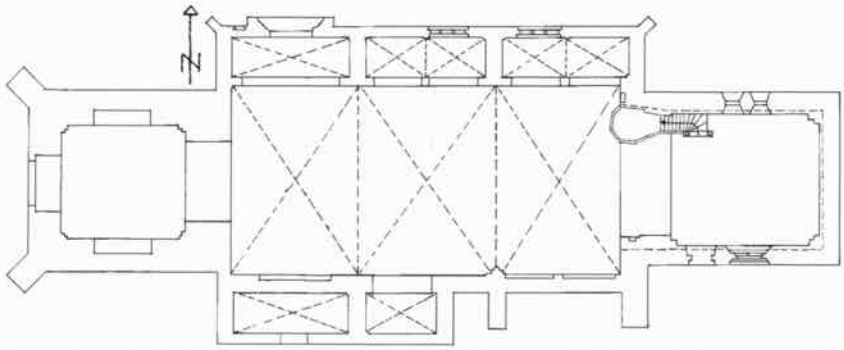


Abb. 2. Grundriß der Kirche in Zarrentin, Maßstab 1:400. Umzeichnung nach dem Grundriß im dritten Band der „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großhztm. Mecklenburg-Schwerin", im Chorbereich berichtigt und der Kanzelgrundriß eingetragen.

[21]) *Bartholdi*, wie Anm. 6, S. 9-10.

[22]) BKD Mecklenburg-Schwerin, III, S. 97-109.

fähr quadratische, ganz vom Vorgängerbau übernommene Chor eingerückt und ungewölbt. Ein breiter Chorbogen trennt Schiff und Chor. Die Kanzel hat ihren Platz an der nordwestlichen Chorecke. Sie lehnt sich mit ihrem Hauptteil an die Chornordwand, ebenso der Treppenaufgang, dessen Portal allerdings um 90 Grad nach Süden gedreht ist. Zu einem kleineren Teil schiebt sich der Kanzelkorb über die Flucht der Chornordwand nach Norden hinaus.

Der Kanzelkorb (Abb. 1) ist recht voluminös und nach barocker Art architektonisch gestaltet. Zwischen kräftigen Gesimsen oben und unten unterteilen derbe kannelierte Pilaster die Felder, die in polygonaler Brechung die Korpuswand bilden. Ungewöhnlicherweise fehlen Sockelzone und Hauptgebälk. Die Felder sind in ganzer Höhe und Breite von Reliefs eingenommen, die unterschiedlich breit sind. Mit der unterschiedlichen Reliefbreite schwankt auch die Gesamtbreite der einzelnen Felder. Über vier Felder bleibt die Winkelbrechung (ca. 42 Grad) der Felder zueinander ziemlich gleich. Sie vermindert sich zum fünften Feld auf 30 Grad und läßt schließlich das letzte Feld um 20 Grad vortreten, damit Anschluß an die Treppenbrüstung gewonnen werden kann.

Die bei gotischen oder barocken Kanzeln üblichen Konstruktionen aus dem Sechseck mit Winkelbrechung von 60 Grad oder aus dem Achteck mit Winkeln von 45 Grad, seltener auch aus dem Zehneck mit 36 Grad liegen hier also nicht vor. Bleibt nun noch zu ergänzen, daß ein umgekehrt zeltförmiger, konkav einschwingender Unterhang mit einfachen gekehlten Rippen nicht mittig unter der Kanzel sitzt, sondern nach Osten verschoben ist, und daß nur zwei seiner sechs Rippen exakt auf die Kanzelecken zielen (Abb. 3).

Dieses etwas unklare Bild wird deutlicher, wenn man die heutige Erscheinung der Kanzel als das Ergebnis zweier Bauzustände erkennt. Den Kern bildet der mittelalterliche Kanzelkorb; alles, was aus Eichenholz ist, gehört dazu. 1699 erfuhr die alte Kanzel eine Erweiterung und eine Umformung, die ihre Veränderung zur Folge hatte.

Der Grundriß der Erstkanzel ist auf zweierlei Wegen zu ermitteln. Die äußeren Endpunkte der Rippen, die auf dem Unterhang sitzen, ergeben auf eine Ebene projiziert einen - nicht ganz regelmäßigen - 5/8 polygonalen Grundriß (Abb. 3). Genau derselbe Grundriß zeichnet sich im Fußboden des Kanzelkorbes ab und wird aus zwei mächtigen, 44 und 50 cm breiten Eichenbohlen gebildet, dem sich gestückte kleinere Nadelholzbretter von der Erweiterung von 1699 anschließen (Abb. 4)

Vor unserem Auge zeichnen sich also deutlich Größe und Gestalt der mittelalterlichen Kanzel ab. Ebenso klar ist ihre Vergrößerung abzulesen: Die an der Chornordwand nahe der Ecke zum breiteren Schiff angebrachte und

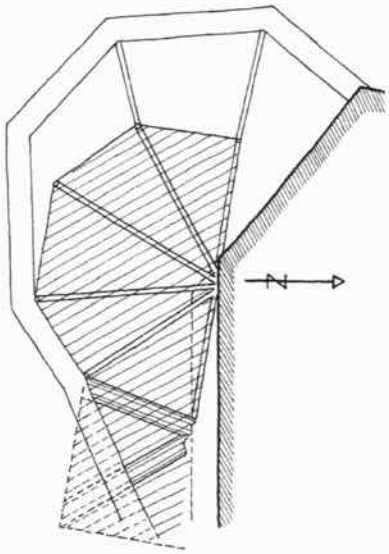


Abb. 3. Grundriß der Kanzel in Unteransicht, Maßstab 1:40.
Die ursprünglichen Teile der Kanzel sind schräg schraffiert, rekonstruierte gestrichelt. Das Übrige stammt von 1699.

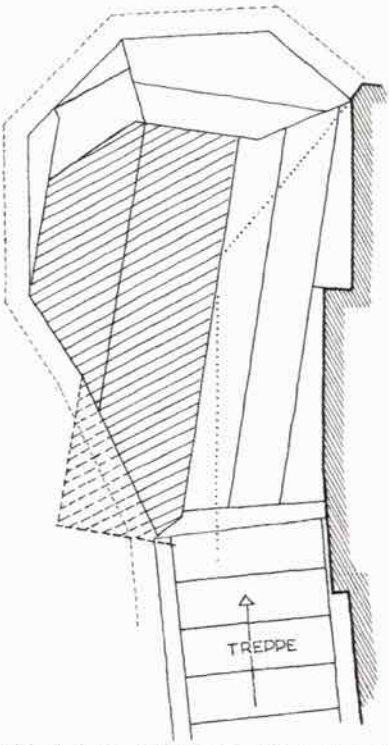


Abb. 4. Grundriß der Kanzel in Aufsicht, Maßstab 1:40.
Eingezeichnet ist nur der Fußbodenbelag. Der ursprüngliche Eichenholzfußboden ist schräg schraffiert, seine verlorenen Abschnitte sind gestrichelt. Die gepunktete Linie gibt die Grenze des 1699 gemauerten steinernen Unterbaues an, der in Abb. 3 dargestellt ist.

eigentlich nach Süden ausgerichtete Kanzel wurde nach Westen, Südwesten und sogar nach Nordwesten in Richtung auf die Gemeinde erweitert, so daß sich ihre Grundfläche mehr als verdoppelte.

Bezeichnen wir die Felder der Erstkanzel von links nach rechts mit den Zahlen I bis V, so blieb bei dem Umbau nur Feld IV an Ort und Stelle (Abb. 5); über Feld V wird gesondert zu sprechen sein. Obwohl die Brüstungsfelder der vergrößerten Kanzel nun breiter wurden als bisher, wurden die alten Felder I, II, III samt Brüstungsrahmen und Reliefs wiederverwendet, indem man sie in den Ecken der Höhe nach auftrennte, vorrückte und die nun entstande-

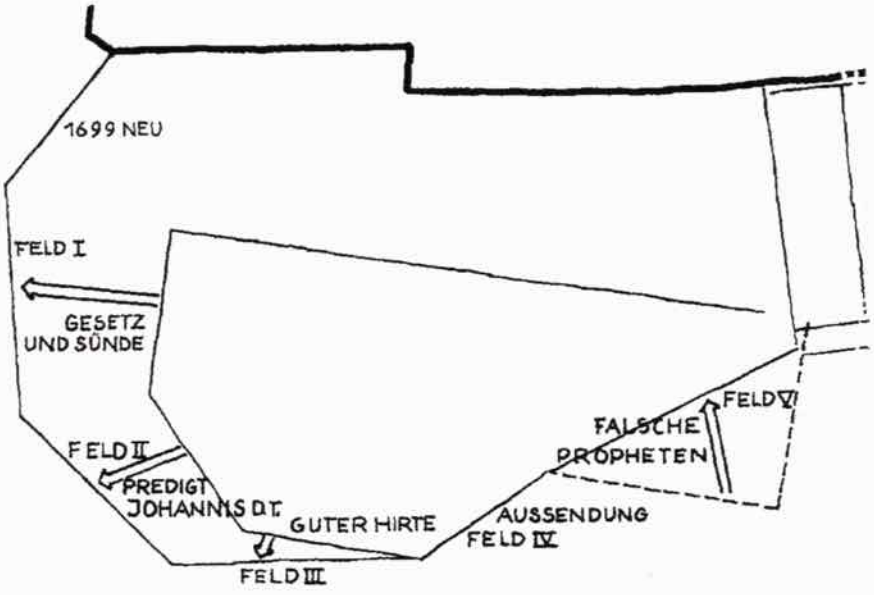


Abb. 5. Der ursprüngliche Sitz der Reliefs und ihre Versetzung 1699 in Zarrentin. Ohne Maßstab.

nen Zwischenräume durch Pilaster abdeckte. Das neu geschaffene Feld im Nordwesten, das allererste aller Felder, erhielt eine glatte schmucklose Brüstungsfüllung. Außer den Pilastern überdecken vorgesetzte barocke Sockel sowie eine zusätzliche Abdeckung des Kranzgesimses die Lücken zwischen den gotischen Brüstungsfeldern und erwecken den Eindruck einer scheinbar einheitlichen barocken Gestaltung.

Der ermittelte Befund wirft ein erhellendes Licht auf die Ankaufsrechnung von 1699. Pastor Andreae mußte von vornherein beabsichtigt haben, die alte Kanzel zu vergrößern, sonst hätte er nicht den Bildschnitzer Budde aus Lübeck mitgenommen. Hatte doch Pastor Andreae mit Kanzeln seine Probleme. Laut einem Visitationsprotokoll von 1668 äußerte sich Pastor Andreae über die damalige Kanzel in der Zarrentiner Kirche folgendermaßen:

„So ist auch die Kanzel überaus schlecht und so enge, dass ich nicht wüsste hinaufzukommen, nebst dem auch so niedrig, dass die, so auf dem fürstlichen Stuhl sitzen, den Prediger nicht hören können..." Andreae glaubte auch, in

der Gemeinde Leute benennen zu können, die zur Erbauung einer anderen Kanzel etwas verehren würden [23]).

Johann Jacob Budde, der mit nach Zarrentin gekommen war, war in Lübeck kein Unbekannter. 1691 war er Bürger in Lübeck geworden, und für die 1690er Jahre sind auch mehrfach bildhauerische Arbeiten von ihm bezeugt. Er lieferte für Arp Schnitgers Orgel von 1696-99 im Dom ornamentalen und figürlichen Schmuck [24]), arbeitete 1696 am neuen Burgtor Wappen [25]), fertigte 1697 für neun Leichenbahren 18 neue Engelsköpfe und zwei Bilder [26]), vor allem aber schuf er 1697/98 die neue Kanzel für die Jakobi-Kirche. Diese hat einen ziemlich schlichten Korb, aber einen aufwendigen Schalldeckel; für beides stellte Budde ohne Malerarbeiten 400 Reichstaler in Rechnung [27]).

Mit Budde stand Pastor Andreae also ein erfahrener Bildhauer zur Seite, der ihm raten und mit Hand anlegen konnte, die Vergrößerung der Kanzel gestalterisch in den Griff zu bekommen und ihr ein zeitgemäßes Gesicht zu geben. Die Wiedernutzung der alten Lübecker Kanzel lohnte sich, denn insgesamt betrugen ihre Kosten nur 56 Reichstaler und 10 Pfennige, die der gleichzeitigen Jakobi-Kanzel mit Malerarbeit das Vielfache.

Ob Pastor Andreaes Bemühung um eine neue Kanzel einen anderen Grund gehabt haben könnte als nur die Möglichkeit billigen Erwerbs? Denn, wie wir nun wissen, Andreaes Anspruch nach Geräumigkeit genügte die Lübecker Kanzel erst nach einem Umbau. Kam es vielleicht auf die Bilder an, die als einziges von der Kanzel im ursprünglichen Zustand sichtbar geblieben waren? Es gibt dafür einen unbestimmten Hinweis: Mit Sorge könnte Pastor Andreae Vorgänge auf dem nahegelegenen Gut Stintenburg, das auf einer Insel im Schaalsee liegt, beobachtet haben, wo eine katholische Reaktion Fuß gefaßt hatte. Stintenburg war der Lieblingssitz von Herzog Friedrich Louis von Mecklenburg, der dort bereits 1661 kontroverse theologische Disputationen zugelassen hatte, 1663 zum katholischen Glauben übergetreten war und bis zu seinem Tode 1692 eine Institutionalisierung der katholischen

---

[23]) Zitat nach *Bartholdi*, wie Anm. 6, S. 5. - Seinen Wunsch nach einer bequemeren Kanzel hat sich Pastor Andreae also erst 31 Jahre später erfüllen können, vier Jahre nach seiner Emeritierung im Jahre 1695. Bis zu seinem Tode 1706 stand ihm sein Schwiegersohn Joh. Peter Konow zur Seite, der dann bis 1719 die Pfarrstelle in Z. innehatte (BKD Mecklenburg-Schwerin, III, S. 101, und Gustav *Willgeroth*: Die mecklenburg-schwerinschen Pfarren seit dem Dreissigjähr. Kriege. 7. Lieferung, Wismar 1925, S. 1119-1120).

[24]) BKD Lübeck, III, S. 166.

[25]) BKD Lübeck, I, 1, S. 162.

[26]) BKD Lübeck, II, S. 443.

[27]) BKD Lübeck, III, S. 372-373.

Kirche betrieben hatte. Die Aufstellung der bildgeschmückten Lübecker Kanzel in Zarrentin könnte unter diesem Gesichtspunkt als ein bewußtes Bekennen lutherischer Gesinnung verstanden werden [27a]).

Etwas mehr als der Bildhauer hatte der Maurermeister für seine Arbeit bekommen. Was er hauptsächlich geleistet hatte, ist in der Rechnung mit genügender Deutlichkeit benannt. Es ging einmal darum, nordseitig die stehengebliebenen Reste der Chorbogenmauer vom Erstbau soweit zu beseitigen, daß die zusätzliche Einengung des Querschnittes, die durch die Aufstellung der Kanzel am Chorbeginn eintrat, sich in Grenzen hielt (Abb. 2). Zum anderen wurde in WO-Richtung ein etwa dreieinhalb Meter langer Mauerblock errichtet, der als Unterbau der Treppe oder als Treppe selbst sowie teilweise als Auflager der Kanzel dient (Abb. 4).

Es war schon beschrieben, daß die Kanzel in ihrem ursprünglichen Zustand aus fünf Seiten eines Achtecks konstruiert war und daß der zugehörige Unterhang mit seinen Rippen noch am alten Orte sitzt. Abweichend allerdings war Feld V gerichtet. Die schon erwähnten beiden Eichenbohlen des Fußbodens (Abb. 4) stoßen in Richtung der Kanzeltreppe über die Flucht des Feldes V hinaus, wodurch das Vorhandensein weiterer Grundfläche außerhalb des durch den Unterhang abgedeckten Bereichs angezeigt ist. Auch sitzt genau darunter - außerhalb dieses abgedeckten Bereichs - eine Stützkonstruktion V-förmig angeordneter Bretter mit gotischer Profilierung, die vorderseitig nachträglich beschnitten sind (Abb. 3). Die Rede ist, kurz gesagt, von einem rechtwinklig ausspringenden Podest, dem sich nach hinten die (verlorene) Kanzeltreppe angeschlossen haben muß. Als vorderer Abschluß dieser Grundfläche diente Brüstungsfeld V. Es muß seitenparallel zu Feld III vorgeschwenkt gewesen sein; das ergibt sich aus der V-förmigen Unterkonstruktion (Abb. 3 und 5): Verlängert man deren gekürzten kürzeren Schenkel, bis er die (gedachte) Vorderlinie schneidet, hätte man genügend Breite zur Verfügung, um das besonders breite Relief dieses Feldes samt Rahmen aufzunehmen. Das Rückschwenken des Feldes V erklärt sich aus seinem Anschluß an die heutige Treppe. Die ursprüngliche Kanzeltreppe ist 1596 durch eine neue ersetzt worden, die sicher in ihrer Stellung der alten folgte. In Zarrentin ließ sich diese zweite Treppe im Rechtwinkelanschluß nicht verwerten. Die Kanzeltreppe wurde um 90 Grad gedreht und parallel zur Chornordwand gelegt [28]). Dabei mußte Feld V zurückgeschwenkt werden, um auf eine normale Treppenbreite zu kommen.

[27a]) Karl Schmaltz: Kirchengeschichte Mecklenburgs, 3, Berlin 1952, S. 54-56.

[28]) Das zugehörige Kanzelportal von 1596 wurde nach Süden gedreht, blieb aber funktionslos. Der Zugang zur Kanzel erfolgte laut Abbildung in BKD Mecklenburg-Schwerin, III, 1899, S. 104, von Osten her über einen Pastorenstuhl. Erst 1906 wurde der Treppenantritt um 90 Grad gedreht, so daß das Portal wiederbenutzt werden konnte (*Bartholdi*, wie Anm. 6, S. 11).

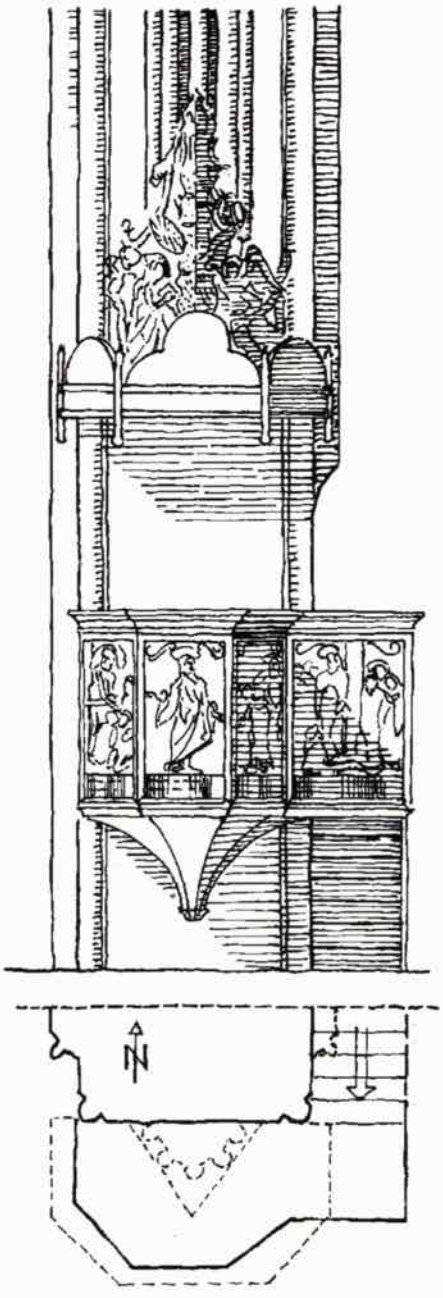


Abb. 6. Die Kanzel in ihrer ursprünglichen Aufstellung in der Lübecker Marienkirche. Grundriß und Ansicht, ohne Maßstab. Vereinfachte Darstellung. Form und Gestalt des Schalldeckels beruhen auf Annahme.

Mit Ausnahme des ursprünglichen Treppenaufganges also haben wir nun einige Klarheit über die Gestalt der Kanzel gewonnen. Vervollständigen wir das Bild von ihr, indem wir feststellen, daß ihre einzelnen Brüstungselemente komplett wiederverwendet wurden, also die Reliefs einschließlich ihrer Rahmen. Es ist anzunehmen, daß nach Abnahme der barocken Zufügungen die gotische Kanzel mit Ausnahme der meisten Eckpfosten oder Eckkanten ziemlich vollständig zusammengesetzt werden könnte. Letzte Gewißheit darüber wäre allerdings erst nach Abnahme der verdeckenden barocken Pilaster und rückseitiger Bretter zu erlangen. Sie würde etwa so aussehen, wie in der Skizze angedeutet (Abb. 6): ein schlichtes, aus dem Achteck entwickelte Gehäuse, das aus Pfosten und (waagerechten) Riegelhölzern konstruiert ist. Das überfassende Kranzgesims ist kräftig betont, das (gänzlich von barocken Profilen überdeckte) leicht abgeschrägte Sockelgesims war schwächer und ist als Kaffgesims vorzustellen. Die Ecken der Kanzel hatten offenbar keine besondere architektonische Kennzeichnung. Die Füllungen werden oben und an den Seiten von feinen Profilen umrahmt, die direkt aus den Riegelhölzern und den Pfosten herausgearbeitet sind und unten gegen das glatt gelassene und leicht abgeschrägte Sockelgesims oder das untere Riegelholz stoßen. Die eigentlichen Füllungen bestehen aus einfachen Brettern, die rückseitig in Nuten der Pfosten und Riegelhölzer bündig eingelassen und dort festgenagelt sind. Die etwa 5,5 cm dicken Reliefs sind den Füllungsbrettern vorderseitig aufgenagelt (heute geschraubt), so daß sie sich deutlich erkennbar aus den Rahmenprofilen herausheben. Sie besitzen daher folgerichtig eigene schmale Einfassungen, die stehengebliebene Reste des vollen Bohlenholzes sind.

Die Beschreibung der Reliefs stellen wir hintenan und versuchen, uns die Kanzel in ihrer Gesamtanlage vorzustellen. Dazu ist auch auf ihren Standort und auf den Schalldeckel einzugehen.

*

Es ist bekannt, daß die alte Kanzel in der Marienkirche am Platze ihrer Nachfolgerin gesessen hatte, am dritten Pfeiler der Nordreihe im Mittelschiff [29]). Wie ihre Nachfolgerin von 1691, deren Grundrißschema exakt dem der Kanzel von 1533/34 folgte, beanspruchte sie die ganze Pfeilerbreite, das Treppenpodest und die Treppe nicht gerechnet (Abb. 6). Das mittige Dienstbündel des Pfeilers muß damals schon soweit weggestemmt worden sein, daß dem Kanzelkorb samt Unterhang und dem Schalldeckel Platz blieb. Daß zur Kanzel ein Schalldeckel gehörte und daß er auch montiert war, ergibt sich aus den erhaltenen Rechnungen von 1533/34.

[29]) Dies geht u. a. hervor aus dem Protokoll zur Aufstellung der barocken Kanzel im Jahr 1691 (BKD Lübeck, II, S. 236, Anm. 3).

Als Pastor Andreae 1699 die Kanzel(anlage) kaufte, wurden ihre Teile „auß 4 Capellen zusammen gesuchet", das sind nach allgemeinem Verständnis: Kanzelkorb mit Unterhang, Kanzeltreppe, Kanzelportal und Schalldeckel. In Zarrentin wurde mit der Kanzel auch der Schalldeckel aufgerichtet und verbessert. Er muß von vornherein zur erweiterten Kanzel schlecht gepaßt haben, und dies wird wohl der Grund gewesen sein, ihn - vermutlich 1760 - durch einen neuen von besseren Zuschnitt, der heute noch vorhanden ist, zu ersetzen.

Nun sind merkwürdigerweise zwei große durchbrochene Reliefs in Dreiecksform, die Verkündigung an Maria darstellend (Abb. 7a), sowie vier halbkreisförmige Aufsätze und ein dreipaßförmiger (Abb. 7b), alle mit Fächerrosetten gefüllt, 1892 aus dem Besitz der Marienkirche in das St. Annenmuseum gelangt. Nicht nur stimmen die Stücke mit ihrem reichen vegetabilischen Schmuck, durchsetzt mit phantastischen Lebewesen und Putten, untereinander überein, sondern auch mit den Reliefs an der Kanzel: Die Aufsätze und Schnitzereien müssen trotz ihrer etwas gröberen Ausführung ebenfalls aus der Hand Benedikt Dreyers stammen. Darüber hinaus weisen die fünf Aufsätze schräge Gehrungsschnitte auf, so daß sie, aneinandergerückt, fünf Seiten eines Achtecks ergeben - genau wie der Kanzelgrundriß und dazu noch in passenden Größenverhältnissen. Wenn also die erhaltenen Stücke nach Zeit der Entstehung, Stil und Form sich der Kanzel von 1533/34 zuordnen lassen, so hat schon Hasse zurecht geschlossen, daß sie Überreste des Schalldeckels der Kanzel von 1533/34 sein müssen [30]) oder, vorsichtiger ausgedrückt, sein können.

Rein unter gestalterischen Gesichtspunkten betrachtet, könnten die beiden großen Reliefs in spitzwinkliger Aufstellung dazu gedient haben, den Stumpf des bis oberhalb des Schalldeckels abgeschlagenen Dienstbündels durch eine Art Manschette zu kaschieren und damit eine gestalterisch glücklichere Überleitung zu den architektonischen Formen zu schaffen (Abb. 6). Auch Hasse dachte an diese Art der Aufstellung.

Zwei Fragen bleiben unbeantwortet. Wie konnte es sein, daß zwar der Schalldeckel nach Zarrentin ging, nicht aber seine Aufsätze? Hieß es doch im Wochenbuch der Marienkirche in der zehnten Woche nach Ostern 1699, es sei „die alte Cantzel cum Pertinentiis", also mit allem Zubehör, nach Zarrentin verkauft worden. Vielleicht verhielt es sich so, daß Pastor Andreae auf die Mitnahme der Aufsätze verzichtet hatte, da ihm als Lutheraner die Mariendarstellung nicht viel galt, auch mochte er die wilde Ornamentik der Aufsätze als abgeschmackt empfunden haben; bescheidene ornamentale Aufsätze ließen sich in Zarrentin leicht anfertigen.

---

[30]) *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 29.



Abb. 7a. Zwei Verkündigungsreliefs im St. Annenmuseum im Lübeck.
Vermutlich zum Schalldeckel von 1533 gehörig.

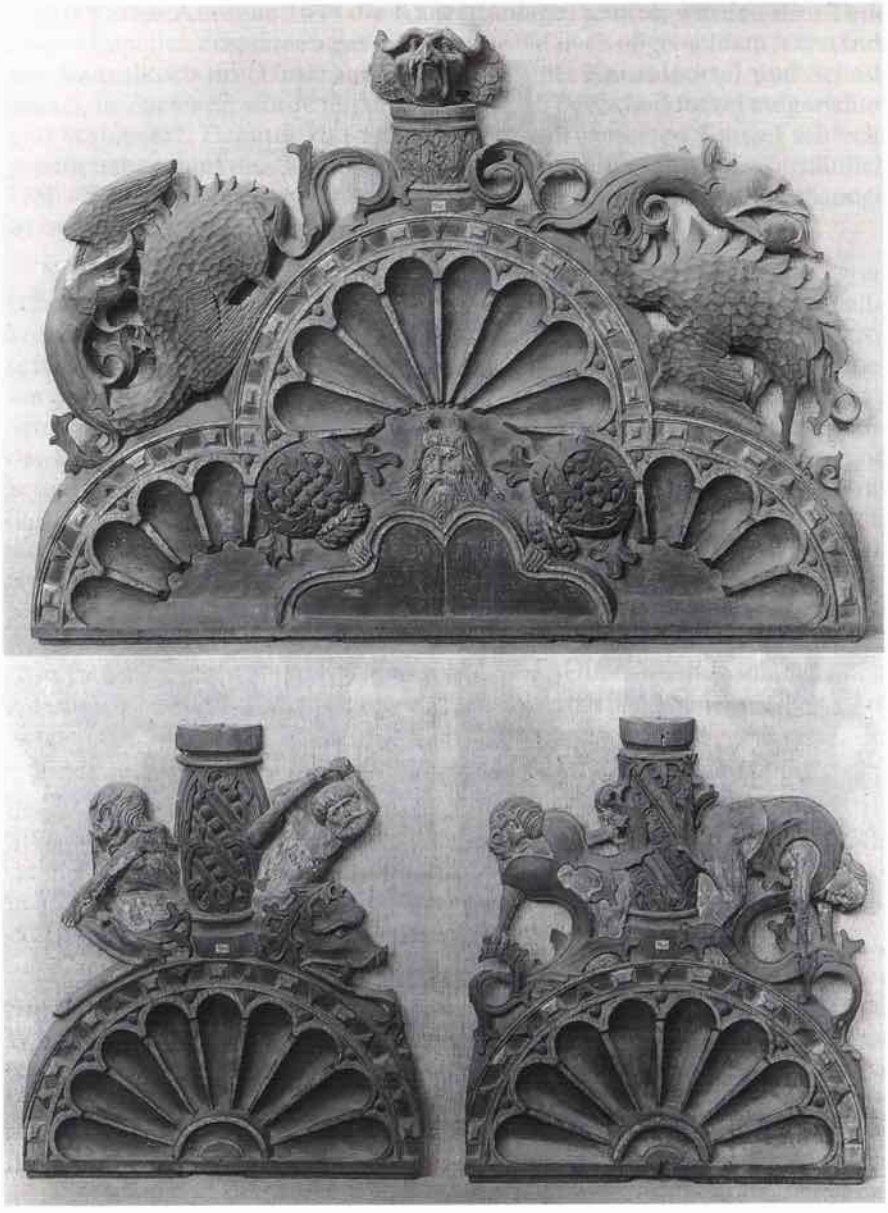


Abb. 7b. Ein dreipaßförmiger Aufsatz und zwei von vier halbkreisförmigen Aufsätzen im St. Annenmuseum in Lübeck. Vermutlich zum Schalldeckel von 1533 gehörig.

Die zweite Frage: Sind Kanzel und Schalldeckel gemeinsam konzipiert worden? Daß ihre Schnitzereien von einer Hand stammen, war gesagt. Hasse sah die Verkündigungsszene auf dem Schalldeckel innerhalb des gesamten Bildprogramms dadurch legitimiert, daß in Bugenhagens Bibel von 1534 der Text des Neuen Testamentes durch eine Verkündigungsszene eingeleitet würde; außerdem würde man mit dieser Darstellung der Kirchenpatronin gerecht, ohne den Geist der Reformation zu verleugnen. Zur zeitlichen Differenz zwischen der Erstellung des Deckels und der Kanzel meinte Hasse [31]), daß die Lieferung eines Schalldeckels in dem (nicht erhaltenen) Hauptvertrag nicht vorgesehen und nachträglich gefordert worden sei. Doch wie steht es mit dem inhaltlichen Zusammenhang?

Wir haben am Kanzelkorb das mit großem Ernst vorgetragene, noch näher zu betrachtende Bildprogramm um das Thema Schuld und Sündenvergebung, welches Hasse zurecht als „das monumentalste Bilddokument bekenntnishaften Charakters" nannte, und am Schalldeckel die Verkündigungsszene. Die Verkündigungsszene ist in der protestantischen Bildkunst selten als selbständiges Bildmotiv gepflegt worden, hat aber im Rahmen der Lebensgeschichte Christi ihren festen Platz. So hat Luther [32]) in seinem Betbüchlein, das 1529 in einer Wittenberger Ausgabe [33])auf seine Veranlassung zur „Erläuterung und Festigung des Textes" bebildert erschien, auch die Verkündigung in betont historisch richtiger Einordnung als Bildmotiv herangezogen. Bei jüngeren Kanzeln ungefähr ab 1570, deren Bildprogramm der Zweite Glaubensartikel zugrunde liegt, ist die Verkündigung in die Linie vom Sündenfall bis zum Jüngsten Gericht sinnvoll eingebunden [34]). Auch zu dem Themenkreis Gesetz und Gnade, der den Bildern am Kanzelkorb zugrunde liegt, findet die Verkündigung ihren Platz. Auf Cranachs Holzschnitt ist nicht nur die Verkündigungsszene dargestellt, sondern auch der ausdrückliche Hinweis

---

[31]) *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 29. Nachfolgendes Zitat auf S. 32.

[32]) Luther hat nur bestimmte Formen der Marienbildverehrung abgelehnt, insbesondere die vor Gericht Fürbittende und die Schutzmantelmadonna („Ist es aber nicht... Ketzerei gewesen, daß wir all unser Vertrauen auf uns lieben Frauenmantel gesetzt haben, da sie doch ihr Blut für uns nicht vergossen hat?" (Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1883-1993 (künftig: WA), hier: Bd. 47, S. 276). Luther sah in Maria nicht die anbetungswürdige Heilige, sondern den von Gott begnadeten Menschen. Vgl. hierzu *Stirm*, wie Anm. 78, S. 70,79.

[33]) „Ein betbüchlein mit eym Calender vnd Passional...", Wittenberg 1529 durch Hans Luft, als Faksimile erschienen in Kassel 1982 (J. *Benzing*: Lutherbibliographie. Verzeichnis der gedruckten Schriften Martin Luthers bis zu dessen Tod. 1966, Nr. 1296).

[34]) *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 168-176.

auf die Textstelle Jes. 7,14. Als Vorankündigung auf das Heilshandeln Christi wird sie also im Gesamtzusammenhang ihre Berechtigung haben, indem sie vertikal dem Mittelfeld mit den Guten Hirten am Kanzelkorb zugeordnet ist. Ein notwendiges Glied in der Kette der anderen Darstellungen aber ist sie nicht.

Einwände gegen die Zusammengehörigkeit beider Bildkomplexe kommen auch von der unterschiedlichen Art der Darstellung. Im Gegensatz zu der übersichtlichen Gliederung der Bilder am Kanzelkorb sind Maria und der Engel fast vexierbildhaft unkenntlich über- und umwuchert von einer Fülle überschießender Formen, in denen sich Putten tummeln und phantastische Tiere ihr Wesen treiben. Nirgendwo hat Dreyer seiner Fabulierlust so viel Lauf gelassen. Dies kann kaum die Zustimmung und Duldung desjenigen gefunden haben, der das Bildprogramm am Kanzelkorb festgelegt hatte. Und weiterhin wäre bei inhaltlicher Abstimmung der beiden Bildprogramme doch wohl vermieden worden, Moses mit den Gesetzestafeln auch am Schalldeckel, nämlich in dem dreipaßförmigen Aufsatz (wenn auch recht klein) zum zweiten Mal darzustellen (Abb. 7b). Auch die zeitliche Abfolge der Herstellung von Schalldeckel und Kanzel spricht gegen eine genau abgestimmte Bildkomposition. Was den wenigen Angaben der Rechnung von 1533/34 zu entnehmen ist, scheint verwirrend. Sie beginnt mit der Auftragserteilung zur Erstellung eines Schalldeckels (zwischen dem 23. und 29.3.1533) und seiner Ablieferung und Montage „baven dem preddickstole" 14 Tage später (zwischen dem 6. und 12.4.1533). Unmöglich konnte Benedikt Dreyer in dieser Zeit seine bildhauerische Arbeit geliefert haben, und nach der Rechnung war das auch gar nicht der Fall; Anfang November 1533 erhielt der Maler (nach Hasse der zum Maleramt gehörige Bildhauer) für Bretter und Papier (nach Hasse zum Hinterlegen der teilweise durchbrochenen Reliefs) eine Vergütung. Der bildhauerische Deckelschmuck dürfte also in die Zeit des Jahresendes zu datieren sein. Die Kanzel, für die ein schriftlicher Auftrag nicht vorliegt, wurde am Ende des ersten Quartals 1534 in der Kirche aufgestellt (zwischen dem 29.3. und 4.4.1534). Zum Zeitpunkt ihrer Aufstellung war die Kanzel mit ihren aus Brettern gebildeten Füllungen jedenfalls funktionsfähig.

Die wörtliche Auslegung der Rechnung führt zu einem ganz schlüssigen Ergebnis. Zunächst wurde der Schalldeckel für eine schon vorhandene Kanzel geschaffen. Dahinter mochte der Wunsch nach verbesserter Akustik stehen, um auch vor großer Menge predigen zu können. Der Neubau der Kanzel war ein zweiter Schritt, die Festlegung eines protestantischen Bildprogramms für sie vielleicht gar ein dritter. Denn die Eigentümlichkeit, daß die Reliefs nicht direkt in die Rahmenkonstruktion der Kanzel eingesetzt, sondern auf eingepaßte Bretter aufgenagelt sind, läßt entweder den Schluß zu, die Reliefs seien zum geforderten Termin nicht fertiggewesen oder man habe sich recht

spät zu einer Ausstattung der Kanzel mit Bildern entschlossen [35]). Was Kanzel und Schalldeckel verband, war ihre Fertigung durch dieselben Hände.

Doch ist anzunehmen, daß die Kanzel am Tage ihrer Aufstellung komplett war. Sowohl Schalldeckel wie Kanzel sind nicht an beliebigen Tagen in die Kirche gekommen, sondern jeweils in der Karwoche der Jahre 1533 und 1534. Das mochte für den Schalldeckel keinen anderen Grund gehabt haben als den Wunsch nach besserer Akustik während der Festgottesdienste (und natürlich in Zukunft überhaupt). Für das vermutete nachträgliche Anbringen der Verkündigungsreliefs, die wir uns aufgrund der Rechnung für Bretter und Papier Ende des Jahres 1533 vollendet vorstellen, würde sich vor der Reformation als annähernd passender feierlicher Anlaß der Festtag „Mariä Empfängnis" am 8. Dezember angeboten haben, aber dieser Feiertag gehörte nicht zu den wenigen besonderen katholischen Feiertagen, die nach der Reformation in Lübeck beibehalten blieben [36]). Aber was die Kanzel angeht, kann man sich einen geeigneteren und feierlicheren Tag im Kirchenjahr vorstellen, als den höchsten Feiertag der evangelischen Christenheit, Karfreitag (3. April 1534), um erstmals von einer Kanzel zu predigen, deren Hauptbild den Text aufweist: Ein Guter Hirte läßt sein Leben für seine Schafe?

*

Im Formalen, nicht im Inhaltlichen, ist die Kanzel nach ihrer Gestalt, ihrer Konstruktion, ihren Maßverhältnissen, und dem Charakter ihrer Bilder ein Werk vom Geiste des Mittelalters. Das erhellt allein aus einem Vergleich mit der 19 Jahre jüngeren Kanzel aus St. Petri, die in ihrem architektonischen Aufbau ganz dem Formenkanon niederländisch/norddeutscher Renaissance verpflichtet ist (Abb. 10). Die Umschau nach vergleichbaren Kanzeln im regionalen Umkreis fördert verschwindend wenig zu Tage. Die Verluste an mittelalterlichen Holzkanzeln - und fast nur solche können wir hier erwarten -, die im Gesamtbestand der erhaltenen mittelalterlichen Kanzeln in Deutsch-

---

[35]) Um in den Herstellungsablauf der Kanzel Einblick zu gewinnen, wurde am 9.9.1993 das kleinste Relief in Feld IV abgenommen. Beobachter: Pastor Voß, vom St. Annen-Museum in Lübeck Frau Dr. H. Vogeler, die Restauratoren R. Bernhardt und Jordan sowie Verfasser. Die hinter dem Relief sichtbar gewordenen Bretter waren aus Spiegeleiche (also hochwertig) und glatt gehobelt, was auf Sichtbarkeit hindeutet. In die Rückseite des Reliefs war wie nach Zimmermannsart ein vierfacher Zacken eingeritzt. Offenbar war damit das Relief als viertes in der Reihe gekennzeichnet. Herr Amtsrestaurator J. Voss vom mecklenburgischen Landesamt für Denkmalpflege in Schwerin hat jedoch, als vor einigen Jahren alle Reliefs abgenommen waren, an den anderen Tafeln nichts Ähnliches beobachtet.

[36]) Wolf-Dieter *Hauschild*: Kirchengeschichte Lübecks, Lübeck 1981, S. 203. Gültig blieben: Lichtmeß, Verkündigung und Heimsuchung Mariä. Hätte man den Tag der Verkündigung zur Einweihung gewählt, wäre nur der 25.3.1534 in Frage gekommen, der wenige Tage vor Aufstellung der Kanzel lag. Solche Terminwahl ist ziemlich unwahrscheinlich.

land ohnehin nur ein Viertel ausmachen, sind im Norden besonders groß [37]). In Lübeck selbst ist außer der Marienkanzel keine erhalten. Dabei ist anzunehmen, daß am Ende des Mittelalters jede Kirche mit einer Kanzel ausgestattet war, denn längst hatte sich die Predigt als selbständiger Bestandteil des Gottesdienstes durchgesetzt. Für Lübeck ist die Existenz bzw. Anschaffung von Kanzeln in folgenden Kirchen belegt: Burgkirche der Dominikaner 1389 (vorhanden) [38]), Dom 1431 [39]) und Kapelle zu Schlutup 1436 (vorhanden) [40]). Auch die Marienkirche besaß vor der Kanzel von 1533/34 eine ältere, wie aus der Rechnung von 1533/34 hervorgeht. Später liegen Daten für Schleswig-Holstein: 1490 Lütjenburg [41]), 1493 Gettorf [42]), 1522 Nikolaikirche in Kiel (Auftrag erteilt) [43]).

Die einzige, fast bis in unsere Zeit überkommene mittelalterliche Kanzel in Mecklenburg stammte aus der Kirche Kambs bei Schwaan. Sie war in schon verstümmeltem Zustand im 19. Jahrhundert in das Großherzogliche Museum in Schwerin gekommen und ist seit 1945 verschollen. Die recht frühe, um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu datierende Kanzel ist nur aus einer mäßigen Abbildung bekannt [44]). Für die Kanzel einer Dorfkirche - sofern sie für Kambs gemacht worden ist - erscheint sie unerwartet aufwendig und plastisch gestaltet: Der Grundriß mehreckig, der Kanzelkorpus aus Brettern und Bohlen gefügt, oben und unten starke Gesimse, vor den Ecken Strebepfeiler, dazwischen eingepaßt in Brechungen vortretende Baldachine, unter denen auf Konsolen freiplastische Einzelgestalten gestanden haben müssen. Die Anordnung

---

[37]) Die beste Zusammenstellung über mittelalterliche Kanzeln in Deutschland bietet immer noch Franz *Rademacher*: Die Kanzel in ihrer archäologischen und künstlerischen Entwicklung in Deutschland bis zum Ende der Gotik. In:Zeitschrift für christliche Kunst 1921, S. 123-156, 171-186. - Verfasser ermittelte ohne Anspruch auf Vollständigkeit für Deutschland in den Grenzen von 1945 etwa 140 mittelalterliche Kanzeln (ohne Außenkanzeln), die er zum Vergleich heranzog.

[38]) BKD Lübeck, IV, S. 217.

[39]) BKD Lübeck, III, S. 149.

[40]) In einer Urkunde von 1436 wird gefordert, der Rektor solle zu den Feiertagen „uppe dem predigerstole" der Stifter der Wohltäter der Kapelle gedenken. - Die vor vielen Jahren gefundene Quelle dieser Nachricht hat Verfasser aus den Augen verloren.

[41]) F. *Witt*: Auszüge aus dem ältesten Lütjenburger Kirchenrechnungsbuch 1463 ff. In: Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte II R., Bd. III, Heft 3 1905, S. 286-299, hier: S. 296.

[42]) Kurt *Hector*: Die Kirche und das Kirchspiel Gettorf im ausgehenden Mittelalter, in: Jahrbuch der Heimatgemeinschaft des Kreises Eckernförde 19, 1961, S. 7-67, hier: S. 35.

[43]) Denkelbok der St. Nicolai-Kirche zu Kiel von 1487-1601, in: ZSHG, 10, 1881, S. 225.

[44]) BKD Mecklenburg-Schwerin, IV, 1901, S. 23. - Weiterführende Informationen sind weder im Museum in Schwerin noch im Pastorat in Kambs erhalten. Auch das Originalfoto der Kanzel hat sich bislang nicht im mecklenburgischen Landesamt für Denkmalpflege in Schwerin auffinden lassen, wohin ein Teil der für das Inventarwerk verwendeten Fotos gelangt ist.

erinnert an norddeutsche Flügelaltäre dieser Zeit, die mit Reihen von Heiligen unter Einzelbaldachinen besetzt sind. Dieser Typ ist wenige Male bei Steinkanzeln vertreten [45]), unter Holzkanzeln nicht, so daß bei dem fast gänzlichen Fehlen älterer Holzkanzeln im Norden jede Prognose über die Häufigkeit dieses Typs auf schwankendem Boden stünde. Sicher ist nur, daß diese Kanzel nicht in die Ahnenreihe der Lübecker Marienkanzel gehört. Wie steht es in Schleswig-Holstein?

Dort gibt es ebenfalls nur noch eine Kanzel, die wahrscheinlich aus der Zeit vor der Reformation stammt, die zu Viöl [46]) (Abb. 8a). Sie hat einige Veränderungen durchgemacht [47]), besteht aber im Kern aus einem Gehäuse (Durchmesser ca. 75 cm), das über vier Seiten eines Sechsecks mit zweigeschossiger Brüstung errichtet ist. Die fortgeschrittene Möbeltechnik der Spätgotik erlaubte eine Konstruktion aus senkrechten Pfosten und eingezapften horizontalen Riegelhölzern mit eingesetzten Füllungen, wie sie im Möbelbau zu der Zeit besonders in Nordwest- und Norddeutschland angewendet wurde [48]). So ist die Kanzel einem oben offenen Möbel vergleichbar, ähnlich einem sechseckigen Pultschränkchen um 1500 aus der Marienkirche, das heute im St. Annenmuseum steht. Selbst die an sich tragenden Eckpfosten (Füße) sind noch vorhanden, denen als schließende Form Konsölchen untergesetzt worden sind. Charakteristisch für diese Art Möbelbau ist, daß Profilierungen als Einrahmungen der Füllungen direkt aus den Pfosten und Riegelhölzern herausgearbeitet sind, an der unteren Schmalseite aber fehlen [49]). Verwandte Holzkanzeln von formal gleichem Aufbau finden sich im Niederländischen, wo die Art ihren Ausgang nimmt, am Niederrhein und Westfälischen. Beispiele: Elte [50]) oder Herdecke [51]).

[45]) Eindrücklichstes Beispiel ist die Kanzel der Kilianskirche in Korbach (BKD Hessen, Kreis des Eisenberges, S. 117-118, Tafel 53) vom Ende des 14. Jh. sowie die Straßburger Münsterkanzel von 1485-87.

[46]) BKD Schleswig-Holstein, Kreis Husum, S. 261-262.

[47]) Kranzgesims barock, 1923 die beiden abgespreizten Kanzelfelder hinzugefügt; Faltwerk wahrscheinlich ursprünglich in allen Füllungen, wie nach einem Original erhaltenen Rest zu schließen ist; Malereien von 1695.

[48]) Heinrich *Kreisel*: Die Kunst des deutschen Möbels, 1, 1968, S. 34-35.

[49]) Der Viöler Kanzel ordnen sich einige andere zu, vor allem die vielleicht auch noch mittelalterliche in Schwesing (BKD Schleswig-Holstein, Kreis Husum, S. 250, Abb. 119), anderthalbgeschossig angelegt und mit Faltwerkfüllungen ausgestattet. Ähnlich konstruiert wie die Viöler Kanzel war vielleicht die 1871 zerstörte in Leezen (BKD Schleswig-Holstein, 2, 1888, S. 365-366). Die Kanzel in Loit (BKD Schleswig-Holstein, Kreis Schleswig, S. 393, Abb. 190), wohl Mitte des 16. Jh. entstanden, ist dreigeschossig. Die Kanzel in Joldelund (BKD Schleswig-Holstein, Kreis Husum, S. 137-138, Abb. 116) vertritt mit durchbrochenem spätgotischem Maßwerk in einem vielleicht jüngeren Gehäuse einen etwas anderen Typ, der in westfälischen Beispielen eine Entsprechung hat, z. B. in Österreiden (BKD Westfalen, Kreis Lippstadt, Taf. 49).

[50]) BKD Westfalen, Kreis Steinfurt, S. 36, Tafel 29.

[51]) BKD Westfalen, Kreis Hagen-Land, S. 41.



Abb. 8a. Spätgotische Kanzel in Viöl/Schleswig-Holstein. Die abgespreizten Felder sind 1923 zugefügt worden.

Wenn auch die Viöler Kanzel und die ihr verwandten alle bilderlos sind und stattdessen die hier üblichen Faltwerkfüllungen besitzen, so verbindet sie mit der Marienkanzel die gleiche Konstruktion und die gleiche flächige Erscheinung. Die Marienkanzel unterscheidet sich von den genannten Beispielen durch das Fehlen der Horizontalteilung in Brüstungsmitte. Doch eingeschossige Brüstungen besitzen beispielsweise auch ein Lesepult in Kotzenbüll [52]), die Kredenz im sog. Herrensaal des Burgklosters in Lübeck [53]), waren also auch hier gebräuchlich.

Ein besonders prägnantes Vergleichsbeispiel aus der Marienkirche selbst sollten wir nicht zu betrachten vergessen, die (1942 verbrannte) Emporenbrüstung der kleinen Orgel von 1492 oberhalb der Gerwekam-

[52]) BKD Schleswig-Holstein, Kreis Eiderstedt, S. 100, Abb. 117.

[53]) BKD Lübeck, IV, S. 255-256, Abb. S. 252.



Abb. 8b. Spätgotische Kanzel in Erkelenz-Terheeg /Nordrhein-Westfalen. Aufnahme von 1901.

mer (Abb. 9) [54]). In der Breite von fünf Feldern springt der Mittelteil der Brüstung balkonartig aus und schiebt sich in der Mitte nochmals in der Breite von fünf Feldern polygonal vor. Dieser letztere Teil wird von einer umgekehrt zeltförmigen Konsole oder einem Unterhang unterfangen, die beiden Seitenstücke des Vorsprunges jeder für sich von kleineren Konsolen gleicher Art. Elemente der Brüstungsgliederung sind Strebepfeilerchen als Trennung der Felder und vollflächige Füllung der Felder mit durchbrochen geschnitztem (Fenster)Maßwerk. Denken wir uns die beiden kleinen Konsolen zur Unterstützung der Eckabschnitte und auch den linken Eckabschnitt des Balkons ganz weg, so hätten wir in Grund- und Aufriß eine mit der Kanzel fast identische Gestalt. Man sieht, dank der einmal gewonnenen Technik der Holzverarbeitung und mit Hilfe eines relativ beschränkten Formenapparates ließ sich

[54]) BKD Lübeck, II, S. 247-248.

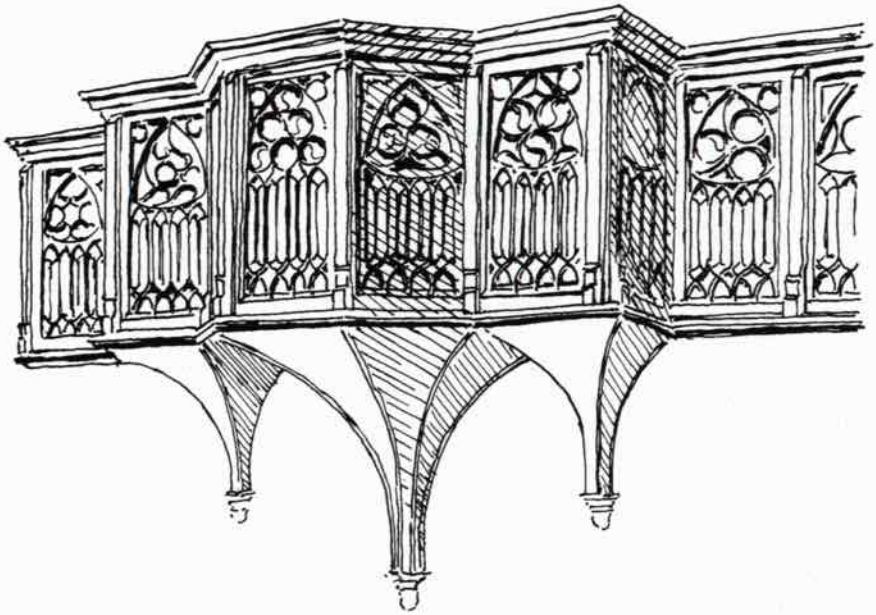


Abb. 9. Skizze der Orgelbrüstung von der kleinen Orgel von 1492 in der Lübecker Marienkirche.

für verschiedene Zwecke Mobiliar schaffen, das sich formal wenig voneinander unterschied.

In welcher Weise solche Holzkonstruktionen ausgestaltet waren, mit Faltwerk, durchbrochenem Maßwerk oder Bildreliefs, war eine Frage des Aufwandes. Die letztere Lösung wird beispielhaft durch die spätgotische Kanzel in der katholischen Kapelle in Erkelenz-Terheeg [55]) demonstriert (Abb. 8b). Die kaum abgesetzte Konstruktion, die fast graphische Zurichtung der Reliefs läßt die stereometrische Grundform des Kanzelkorbes in Terheeg wohl noch deutlicher wirken als ursprünglich bei der Marienkanzel, die wir ähnlich charakterisiert hatten.

Durch diese knappe Übersicht soll angedeutet sein, daß im Nordwesten und Norden Deutschlands am Ende des Mittelalters der Möbel- und Kanzelbau als Gerüstbau mit Füllungen betrieben wurde. In ihrer möbelhaften Konstruktion hielt sich die Marienkanzel im Rahmen des Üblichen. Was sie auszeichnete, war ihre Bildausstattung.

---

[55]) BKD Rheinprovinz, Kreis Erkelenz und Geilenkirchen, Figur 27, Text S. 53. - *Rademacher*, wie Anm. 37, S. 144.

Für den Schalldeckel mindern sich die Möglichkeiten einer Beurteilung noch mehr. Nicht nur ist sein genaues Aussehen unbekannt und was außer den erhaltenen Aufsätzen an weiteren schmückenden Zutaten verlorengegangen ist, es ist sogar anzunehmen, daß er der erste Schalldeckel im weiten Umkreis überhaupt war. Daß er als etwas Neues angesehen wurde, das sich noch nicht begrifflich genau fassen ließ, dafür findet sich in der Kanzelrechnung von 1533/34 ein Hinweis. Er wird dort fünfmal mit drei verschiedenen Worten benannt: Vordeckelß oder Verdeckelse (=Verdeck, Überdach), Captel (=Kapitell, Säulenkopf) und Scur (=Schutzdach, Baldachin; vgl. das Heckschur beim niederdeutschen Bauernhaus), während die Kanzel insgesamt sechsmal immer nur als Preddickstol bezeichnet wurde.

Der Schalldeckel gehörte im Mittelalter in der Regel nicht zur Ausstattung der Kanzeln. Manchmal haben sich am Ende des Mittelalters reichere Kirchen Schalldeckel geleistet. Der älteste und für Jahrzehnte der einzige wurde 1429 über der gleichzeitigen Kanzel im Ulmer Münster errichtet [56]). Er legte zugleich und selbst in seiner noch bescheideneren Form das Maß fest, nach dem die künftigen gemessen wurden: Schlanke durchsichtige, aus Wimpergen und Fialen gestaffelte Gebilde, die gleich den Sakramentshäusern weit über den eigentlichen Zweck hinaus kostbare Zierarchitekturen, vielleicht sogar zunächst ganz funktionslose Würdezeichen waren. Die meisten Schalldeckel dieser Art entstanden erst Anfang des 16. Jahrhunderts: Ulmer Münster 1510, Stephansdom Wien vor 1515; spätgotisch ist der hölzerne in der Tübinger Stiftskirche (doch sind die Angaben über den Grad der Ergänzungen im 19. Jahrhundert unterschiedlich) - nichts davon kann für den Schalldeckel aus der Marienkirche vorbildlich gewesen sein. Eine sehr viel schlichtere, offenbar von der Funktion als Reflektor entwickelte Form hatte der hölzerne spätgotische Schalldeckel in Kuppingen [57]) südwestlich von Stuttgart, der einem mittelalterlichen Radleuchter ähnelt. Hier ist bereits das ganze Formenrepertoire angewandt, das von nachmittelalterlichen Schalldeckeln bekannt ist: Gebälk über sechs Seiten (?) eines Achtecks (?), darauf Maßwerkgiebel und eckenbetonende kleine Laternen. Als schwebende Mittelbekrönung dient eine größere Laterne, die von brückenartigen Stegen gestützt wird. Diese Art kommt in einige Nähe zu unseren Vorstellungen vom Lübecker Schalldeckel. Statt der Mittelbekrönung wären als Aufsatz auf dem Schalldeckel die winklig gestellten Reliefs vorzustellen, wofür nichts Vergleichbares benannt werden kann.

---

[56]) *Rademacher*, wie Anm. 37, S. 151-152. - Noch früher, nämlich um 1400, wird der etwa 360 cm hohe Aufsatz über der Kanzel der Petrikirche in Hamburg datiert (BKD Hamburg, III, S. 75-76, Abb. 69). Er ist in reichen gotischen Formen auf einem Schalldeckel von 1849 montiert, stammt aber von der 1598 abgebrochenen Kanzel. Es wird nicht ausgeschlossen, daß es sich ursprünglich um die Bekrönung eines Sakramentshäuschens handelt.

[57]) BKD Württemberg, Schwarzwaldkreis, S. 128-129 mit Abb. S. 130.

Die bisher genannten Schalldeckel halten sich möglichst frei von einer Einbindung in Architektur, liegen der Wand hinter sich mit möglichst kleiner Fläche an, und ihre Aufbauten sind um die lotrechte Mittelachse des Deckels errichtet. Anders der Schalldeckel der Marienkirche. Er lagt dem Pfeiler breit an, und auch das Hauptmotiv, die Verkündigungsreliefs, sitzen nicht zentriert - sofern unsere, auch Hasses, Rekonstruktion richtig ist.

Zu denken ist an einen Zusammenhang mit einem eigenständigen Entwicklungsgang des Schalldeckels, der sich aus den Baldachinen gotischer Altäre, Chor- oder Privatgestühle herleitete. Wegen der Ungewißheit, wie der Schalldeckel wirklich ausgesehen hat, wollen wir dieser Überlegung nur in einer längeren Anmerkung nachgehen [58]).

---

[58]) In der Rechnung von 1533/34 wird der Schalldeckel auch mit „Scur" bezeichnet. Unter Schur führt das mittelniederdeutsche Handwörterbuch Band 3, 1961, S. 165 folgende Bedeutungen an: Schutzdach, Gewölbe, Baldachin über Chorgestühl und Altar. Beispiele für Baldachine: Blasiusaltar in Burg a. F. 1513 (Kunst-Topographie Schleswig-Holstein, 1969, S. 493 ohne Abb.), Bernt Notkes Altar von 1479 im Dom zu Aarhus, das verbrannte Gestühl der Schonenfahrer von 1506 in der Lübecker Marienkirche (Max *Hasse*: Die Marienkirche zu Lübeck, 1983, Abb. 70). Folgt man diesem Gedanken, müßte zum Deckel konstruktiv eine (tragende) Rückwand gehören. Eine solche Rückwand wies eine spätgotische Holzkanzel niederrheinischen Typs auf, die aus Brabant stammt und sich im Reichsmuseum zu Amsterdam befindet. Der Schalldeckel ist leider verloren, doch *Rademacher* nimmt anhand von Spuren seine ehemalige Existenz als sicher an (*Rademacher*, wie Anm. 37, S. 143, Abb.2). Rückwände als ehemals tragendes Bauglied besitzen selbst noch jüngere Kanzeln in Schleswig-Holstein, die Kanzeln von 1576 im Ratzeburger Dom (Kunst-Topographie Schleswig-Holstein, 1969, Abb. 968) und 1579 in der Flensburger Marienkirche (Kunst-Topographie Schleswig-Holstein, 1969, Abb. 7), beide übrigens von dem Lübecker Bildschnitzer Hinrich Matthes gefertigt bzw. ihm zugeschrieben (Flensburg), in Neustadt in Holstein 1571 (Kunst-Topographie Schleswig-Holstein, 1969, Text S. 524) wenigstens in rudimentärer Form. Auffallend ist bei diesen riesigen rechteckigen Schalldeckeln noch die Nähe zur Konstruktion spätgotischer Baldachine. Besteht die Baldachinfront etwa des Schonenfahrergestühls von 1506 aus nichts weiter als einem Gerüst aus zwei waagerechten Riegeln und unten und oben überstehenden senkrechten Pfosten, deren gleichmäßige Abstände sich aus den tragenden Rippen des Baldachins ergeben, so ist das gleiche Gestaltungsprinzip noch bei diesen jüngeren Kanzeln wirksam, nur die gotischen Schmuckformen sind ausgewechselt gegen solche der Renaissance.

Diese späten Schalldeckel sind die letzten einer nicht weiter fortgeführten Entwicklungsreihe. Ob der Schalldeckel der Marienkirche für sie als eine vermittelnde Form angesehen werden kann, muß dahingestellt bleiben. Er muß sich vor allem von diesen Nachfolgern durch Abschrägungen seiner vorderen Front unterschieden haben. Andererseits ist kaum anzunehmen, daß Reyge den Schalldeckel prinzipiell anders konstruiert haben sollte als die ebenfalls von ihm gefertigte Kanzel, nämlich wie ein spätalterliches Möbel. Eine aus dem Typ des spätgotischen Baldachins entwickelte Gestalt des Kanzeldeckels jedenfalls ist eine erwägenswerte Möglichkeit.

Der nächstfolgende Schalldeckel in Lübeck, der zur Kanzel der Petrikirche von 1555 gehört (Abb. 10), ist bereits als architektonisches Gebälk mit Sockelgesims, Frieszone und Kranzgesims ausgebildet, doch das Herabziehen der Eckpfosten unter das Sockelgesims erinnert noch an gotische Konstruktion, ein Motiv, das am Schalldeckel der Domkanzel von 1568 bereits fehlt. Beide Schalldeckel haben nachfolgend der Marienkanzel polygonale Form, der im Dom im 5/8-Zuschnitt wie bei Marien, der aus Petri wegen der schlanken achteckigen Pfeiler dort vermutlich gar im 7/8-Zuschnitt.



Abb. 10. Die Kanzel von 1555 aus der Lübecker Petrikirche, seit 1734 in der Stadtkirche in Grabow/Mecklenburg-Vorpommern.

Als Dekoration der Vorderkanten am Schalldeckel führte Benedikt Dreyer die halbkreisförmige Palmette ein (Abb. 7b), die man geradezu als Leitmo-

tiv der deutschen Renaissance bezeichnen kann. Das aus Oberitalien über Sachsen/Thüringen importierte Motiv gewann seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in der norddeutschen Architektur Bedeutung, insbesondere durch die Terrakottenkunst des Statius v. Düren (Mühlentor 1550/51, in Mecklenburg am Schweriner und Gadebuscher Schloß und an weiteren Beispielen), doch in den anderen Künsten fand es wie auch andere dekorative Elemente der Renaissance schon Jahrzehnte früher Eingang [59]).

Kontakt mit dieser Kunst konnte Dreyer direkt in der Marienkirche bekommen haben, wo durch die bronzene Grabplatte für den 1518 verstorbenen Godart Wigerinck [60]), die aus der Vischerschen Werkstatt in Nürnberg stammte, die Renaissancekunst italienischer Prägung (einschließlich des Palmettenmotivs) besonders klar vertreten war. Zu einer Verwendung des Palmettenmotivs in reiner Form konnte sich Dreyer nicht durchringen (Abb. 7b), er überspielte es mit allerlei vegetabilischen und animalischen Formen, setzte es aber doch in vierfacher Wiederholung und in einer dreipaßförmigen Version wirkungsvoll und wohl erstmalig im Norden an einem Schalldeckel in Szene. Aufgenommen wurde es 1555 am Schalldeckel der Petrikanzel (Abb. 10), während die dreipaßförmige Variante mit eingestellten Halbfiguren (und schon von Beschlagwerkornament umgeben) 1568 am Schalldeckel des Domes wiederkehrt. In Schleswig-Holstein läßt sich diese Art Schmuck am Schalldeckel mehrfach nachweisen - ohne daß eine direkte Ableitung von Lübeck behauptet werden soll -, besonders eindrücklich 1579 in Flensburg, Marien [61]), wo es zehnmal wiederholt wird, desgleichen 1573 in Arnis an der Schlei, wo der primitiv gestaltete und beschnitzte Deckel einige Nähe zu einer gotischen Konstruktion erkennen läßt.

Die Bilder

Allen Reliefs ist ein holzschnittartiger Charakter eigen, der sich aus der geringen Tiefe der Reliefs (5,5 cm Dicke) ergibt. Die Beschränkung auf wenige, fast die Bildhöhe einnehmenden Gestalten innerhalb der einzelnen Szenen läßt die Absicht erkennen, auf Fernwirkung Bedacht zu nehmen. Wo eine menschenreiche Versammlung dargestellt werden mußte (Feld IV, V), begnügte sich Dreyer mit der Hervorhebung Einzelner, im übrigen mit summarischen Andeutungen. Die Dargestellten, unter denen Christus altertümlich

---

[59]) Zur Herleitung und Ausbildung dieses Motivs siehe Eyvind *Unnerbäck:* Welsche Giebel. Ein italienisches Renaissancemotiv und seine Verbreitung in Mittel- und Nordeuropa. In: Antikvariskt Arkiv Nr. 42, Stockholm 1971.

[60]) *Hasse*, Marienkirche, wie Anm. 58, Abb. 106.

[61]) Kunsttopographie Schleswig-Holstein, Neumünster 1969, Abb. 7.

durch überragende Größe und den Nimbus - beides ist in der zeitgenössischen Plastik eine große Ausnahme - auffällt, werden charakterisiert durch große Ernsthaftigkeit und meisterlich erfaßte, manchmal überzeichnende seelische Erregung. Landschaft ist außer bei Feld III (Guter Hirte) nur angedeutet. Die recht unterschiedliche Breite der einzelnen Reliefs, die von 38,5 cm (Feld I) über 44 cm, 52 cm, 34 cm bis 65 cm reicht, erzwang bei den schmalsten Feldern (I und IV) gedrängte Bildkompositionen.

Ebenfalls Bestandteil der beschnitzten Bohlenflächen sind querrechteckige Schriftfelder, die unterhalb der bildlichen Darstellungen sitzen. Sie enthalten in präzisen gotischen Minuskeln erläuternde Bibelzitate in niederdeutscher Sprache. In ihrer welligen, tuchartigen Gestalt sind die Schriftfelder allernächste Verwandte flatternder Spruchbänder in mittelalterlichen Bildern. Das wird besonders deutlich in Feld I, wo ein zweites Schriftfeld direkt in die bildliche Szene einbezogen ist.

Bild- und Schriftfelder werden durch schmale Rahmen eingefaßt, die stehengebliebene Randkanten des vollen Bohlenholzes sind und nach außen in Hohlkehlen abfallen.

Reliefs und Schriftfelder zeigten sich ursprünglich in einem Farbzustand ähnlich dem heutigen, nämlich die Reliefs holzsichtig, lediglich die Augensterne der Dargestellten waren schwarz eingefärbt. Der Grund der Schriftfelder besaß über einer schwarzen Grundierung eine Blaufassung, von dem sich sowohl die Buchstaben wie die waagerechten Bandstreifen durch Blattvergoldung absetzten, was für die Bandstreifen heute nicht mehr zutrifft. Vergoldet war auch die umlaufende Randkante, während die äußere Hohlkehle schwärzlich gefärbt war. Die Interpunktion der Inschriften war ursprünglich nicht nur auf die durch Schnitzerei vorgegebenen Stellen beschränkt, sondern war auch durch golden angelegte Zeichen oder Füllornamente in der Fläche ergänzt. So befand sich in Feld V hinter dem letzten Wort ein eingerolltes Blatt als ornamentaler Abschluß [62]).

Die Reliefs stellen dar: Feld I (Abb. 11): Moses weist dem nackten Adam die Gesetzestafeln, der darauf mit entsetzten Gesten reagiert. Der Text der Unterschrift nach Röm. 3,20 bezieht sich auf Mosis Hinweis auf die Tafel: Dorch dat gesette kümpt erkentnisse der sünde. Der ausgestreckte rechte

---

[62]) Diese Beobachtungen machte Restaurator Mathias Bresien von der Restaurierungswerkstatt des heutigen Landesamtes für Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern in Schwerin, als dort die Reliefs 1989 restauriert wurden. Der heutige Zustand ist im wesentlichen das Ergebnis der Freilegung durch Tischlermeister Windt im Jahr 1906. Der von ihm aufgetragene „krepierte" Wachsüberzug auf den Reliefs ist mitsamt Gips- und Tonresten von der Abformung von 1931 1989 entfernt worden (freundliche Auskunft von Herrn Amtsrestaurator Johannes Voss vom eben genannten Amt).



Abb. 11. Erstes Relief an der Kanzel von 1534: Moses und Adam. Bibelzitat nach Römer 3,20 und 5,12.

Arm Adams hat direkten Kontakt mit der Überschrift nach Röm. 5,12: Dorch einē minsken is de sünde gekamē ī de vierlt unde dorch de sünde de doeth.

Feld II (Abb. 12): Die asketische Gestalt Johannes des Täufers, spärlich bekleidet, steht in einem angedeuteten Wald predigend und gestikulierend (des Täufers linke Hand ist eine ältere Ergänzung) zwischen zwei Bäumen, vor sich ein im Kreuzschlag festgebundenes Querholz als einfachste Form einer Kanzel; das Lamm Christi blickt halb versteckt zu ihm auf. Vier Zuhörer folgen seiner Predigt, einer in Rückansicht, drei weitere sind des schmalen Hochformates wegen übereinander angeordnet. Diese drei sind die einzigen Personen in allen Reliefs, deren Gesichtszüge individuelle Merkmale aufweisen, was zuerst Pastor Bartholdi aufgefallen ist. Der untere, auf den Johannes mit ausgestrecktem Finger weist, ist zweifellos Luther. Der mittlere, von dem nur das bärtige Gesicht und ein Barett als Kopfbedeckung sichtbar werden, ist als Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen zu deuten. Der obere, das ergibt sich aus dem Vergleich mit Gemälden und Graphiken, muß Bugenhagen sein, der Reformator Lübecks. Bugenhagen ist der einzige unter den dreien, dem Dreyer persönlich begegnet sein mochte, da Bugenhagen von Ende Oktober 1530 bis Ostern 1532 in Lübeck gelebt hatte. Über die Person des Mannes, der dem Betrachter den Rücken zukehrt, lassen sich nur Spekulationen anstellen. Die Unterschrift nach Mt. 3,2 lautet: Doeth bote wente dat hemmel rike is na hir bi gekamen.

Feld III (Abb. 13): Das Feld wird beherrscht von der frontalen Gestalt Christi. Um ihn gruppieren sich Schafe, die zu ihm aufblicken. Ihre eindrückliche Erscheinung gewinnt die Gestalt Christi aus dem Kontrast scheinbarer Ruhe, die sich aus dem ponderierenden Standmotiv und den Gesten der Hände herleitet, zu dem in heftiger Bewegung erregten Gewand. In fernerer Landschaft versammeln sich rechts oben Schafe um den Gekreuzigten, links oben gruppieren sich Menschen um eine Kapelle; eine Gestalt kniet anbetend vor einem kleinen Kreuz, zwei beten vor der Hauswand, zwei Wanderer streben dem Eingang zu, der gerade - nur aus nächster Nähe links des Baumes sichtbar - von einer bibellesenden Frau betreten wird. Verspieltes Ornament aus gerollten Bändern, Knospen und turnenden Putten gibt wie auch bei Feld IV und V den oberen Reliefabschluß. Die Unterschrift nach Joh. 10,12 bezieht sich mit ihrem ersten Satz auf die zentrale Gestalt Christi, mit dem zweiten auf die Kreuzigung rechts oben: Ik bin ein güdt heirde. ein güdt heirde leth sin leüent vor sine scape.

Feld IV (Abb. 14): Im schmalsten der Reliefs begegnen uns zum Thema des Missionsbefehles auf engstem Raum Christus und die zwölf Apostel. Christus, alle weit überragend, steht ganz rechts, die Apostel drängen sich im Halbkreis um ihn. Nur zwei der Apostel sind in Rück- oder Seitenansicht in ganzer



Abb. 12. Zweites Relief an der Kanzel von 1534: Predigt Johannes des Täufers. Bibelzitat nach Matthäus 3,2.



Abb. 13. Drittes Relief an der Kanzel von 1534: Christus als Guter Hirte. Bibelzitat nach Johannes 10,12.

Person dargestellt, die übrigen nur durch summarisch skizzierte Köpfe. Die Unterschrift nach Mk. 16,15: Gaeth hen in de gantze werlth unde p̄diket dat euangelium allen creatur̄.

Feld V (Abb. 15): Der Bildkomposition um das Thema der falschen Propheten ist im breitesten aller Reliefs ziemlich viel Platz eingeräumt. Die figurenreiche Komposition wird durch einen abgeästeten Baumstamm in zwei ungleich große Abschnitte geteilt. Im breiteren links steht Christus, der an Größe wieder alle überragt, so und ganz dicht neben dem Baum, daß er die Mitte des ganzen Bildes bildet. Er wendet sich seinen gläubig lauschenden Zuhörern zu, von denen einer im Vordergrund mit ausgestrecktem Bein bequem am Boden sitzt. Rechts des Baumes nahen mit demütigen Gebärden ein Mönch, aus dessen Ärmelfalte ein Wolf hervorlugt, und ein weiterer Mann, in dessen Gewand ein Schaf hockt. Hinter beiden wird ein Turbanträger, also ein Ungläubiger, sichtbar. Die Unterschrift nach Mt. 7,15 lautet: Seeth iw vor vor de falsken propheten dede in skapesklederen to iw kam̄e inwendich oüerst sin see ritende wülüe.

Im Gegensatz zu mittelalterlichen Gepflogenheiten begegnet in diesem Bildprogramm, wie Poscharsky erkannte [63]), erstmals an einer Kanzel die Darstellung biblischer und durch Bibelzitate erläuterter Geschichte, die in nebeneinander gestellten, in sich abgeschlossenen Einzelbildern erzählt wird [64]).

Dennoch ist das Programm der Marienkanzel von der Mitte her entwickelt. Das ehemals am weitesten vorspringende dritte Feld der Kanzel bildete ihre Mitte und ist auch ihr theologisches Zentrum: Christus als Guter Hirte. Ein kleines Detail unterstreicht den Rang dieses Feldes. Nur hier wird der erklärende Bibeltext: Ik bin... mit besonders kunstvoll gestalteter Initiale eingeleitet. (Durch Umbau und veränderte Aufstellung der Kanzel in Zarrentin hat dieses Feld in Beziehung zum Kirchenraum hier seine zentrale Stellung verloren.) Ihm schließen sich nach links zwei Szenen des Alten Testaments an, ganz außen Moses und Adam, dann die Predigtszene mit Johannes dem Täufer, der nach Luthers Wort im Mittel des Alten und Neuen Testaments steht und ein Mittler zwischen Moses und Christus ist [65]). Nach rechts folgen

[63]) *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 161-162.

[64]) Sofern mittelalterliche Kanzeln Bilder besitzen, stellen diese nach *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 37-49, häufig die Evangelisten als Künder der Gottesbotschaft dar, manchmal ergänzt um Christus, Kirchenpatron oder andere Heilige, je nach Anzahl der Kanzelfelder. Am verbreitesten als Kanzelschmuck waren die vier Kirchenlehrer als die größten Prediger ihrer Zeit (Hieronymus, Gregor, Ambrosius und Augustus). Christus - und Heiligendarstellungen im kontinuierlichen Ablauf ihrer Lebensgeschichte sind nur zwei bekannt, St. Georg in Hagenau/Elsaß, wo an der Treppenbrüstung das Leben des Hl. Georg geschildert wird, sowie - eine wirkliche Besonderheit - die Passionsgeschichte an Treppe und Korb der Steinkanzel im Münster zu Villingen (BKD Baden, 2, S. 118, Tafel XV).

[65]) Frei zitiert nach WA, wie Anm. 32, Bd. 10/III, S. 205.


Sprech wo vor vor de fallsen propheten de w
schrifft bedeuten to wo bann vnmerdich ouer
lin see sterue de dodlue



Abb. 14. Viertes Relief an der Kanzel von 1534: Aussendung der Apostel. Bibelzitat nach Markus 16,15.

Abb. 15. Fünftes Relief an der Kanzel von 1534: Warnung vor den falschen Propheten.
Bibelzitat nach Matthäus 7,15.

zwei neutestamentliche Szenen, die zusammen mit dem Mittelfeld das Wirken Christi zum Thema haben, der Missionsbefehl und die Warnung vor den falschen Propheten.

Darüber hinaus steht dieses Bildprogramm wie nirgend sonst an einer Kanzel unter zeitgenössischen Aspekten, worauf Poscharsky aufmerksam gemacht hat. Es ist sowohl Ausdruck des neuen theologischen Verständnisses, in dessen Mitte das Sakrament Christi und das in der Bibel niedergelegte Wort Gottes steht, unter der sich die Gemeinde versammelt (in fünf Szenen ist viermal Gemeinde vertreten). Ebenso aber hat das Programm durch die Aktualisierung biblischer Geschichte, in die zeitgenössische Reformatoren einbezogen sind (Feld II), den Warnruf vor den falschen Propheten, dem mehrfachen Hinweis auf die Predigt, den zur Entscheidung auffordernden Inhalt der Texte und Bilder eine eschatologische Ausrichtung, die aus der Vorstellung eines endzeitlichen Kampfes erwachsen war. Poscharsky, dem wir hier folgen, hat darauf hingewiesen [66]).

In Ton und Inhalt steht das Bildprogramm der Kanzel in Kongruenz zu den Predigten, die in der Frühzeit der Reformation gehalten wurden [67]). Nicht nur stand es allgemein 12 Jahre vor Abschluß des Augsburger Religionsfriedens um die evangelische Sache unsicher, auch in Lübeck selbst hatten sich die Verhältnisse nicht gänzlich stabilisiert. Jedenfalls muß derjenige, der das Kanzelprogramm entworfen hatte, sie noch als unsicher empfunden haben. Zwar war bereits 1531 die durch Johannes Bugenhagen ausgearbeitete Kirchenordnung erlassen, aber Bischof und vor allem das Domkapitel blieben ein Hort des alten Glaubens, die Wiedereinsetzung des geflüchteten Bürgermeisters Nikolaus Brömse, der seinem alten Glauben treu geblieben war, war nicht ausgeschlossen und geschah auch 1535. Aus der Nachbarstadt Wismar drohte außerdem die Gefahr der Wiedertäuferei, mit deren Abwendung sich 1535 die erste niedersächsische Kirchensynode befaßte.

Erneut ist Poscharsky zu folgen, daß für das Bildprogramm das Rechtfertigungsbild Lucas Cranach d. Ä. Anregung geboten hat. Dieses Bild, auch

---

[66]) *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 161-162. - An dieser Stelle sei die anders gewichtende, vom Predigtauftrag des Pastors ausgehende Deutung Pastor *Bartholdis* angeschlossen, die dieser in seiner Schrift, wie Anm. 6, S. 13, zu den Reliefs gab: „Alle fünf Darstellungen beziehen sich auf den Prediger, der auf der Kanzel steht, und auf sein Amt. Er hat dieses von Christum empfangen, der die Apostel ausgesandt hat. Predigen soll er das ganze Wort Gottes, Gesetz und Evangelium. Er soll die Gemeinde zu Christo, dem guten Hirten, führen und sich vor falscher Lehre hüten. So kommen hier die Gedanken und der Geist der Reformation in Bild und Wort zum Ausdruck. Man sieht, es wurden diese Bilder eigens für die evangelische Kanzel der Lübecker St. Marienkirche gemacht sein."

[67]) Vgl. Bernd *Moeller*: Was wurde in der Frühzeit der Reformation in den deutschen Städten gepredigt? In: Archiv für Reformationsgeschichte 75, 1984, S. 176-193.



Abb. 16a. „Gesetz und Gnade", Holzschnitt von Lukas Cranach a. Ä., um 1530.

„Gesetz und Gnade" oder „Sündenfall und Erlösung" oder „Gesetz und Evangelium" genannt, ist als Bildsumme des neuen Glaubensverständnisses das bekannteste und folgenreichste, umfassend biblisch-katechetische Lehrbild des Protestantismus geworden. Wohl unter Beratung Luthers hat es Lucas Cranach 1529 in zwei unterschiedlichen Fassungen (Prag und Gotha) gemalt [68]). Weitere Gemälde und Holzschnitte danach haben zu weiter Verbreitung geführt und als Vorlage zu weiteren Umgestaltungen gedient (vgl. Abb. 16a).

---

[68]) Ausführliche Deutung der verschiedenen Fassungen bei Friedrich *Ohly*: Gesetz und Evangelium. Schriftreihe der westfäl. Wilhelms-Universität in Münster. NF Heft 1, 1985. S. 16-27. Dort ist auch in Anm. 52 ausführlich die Literatur zu diesem Thema aufgeführt. - Literaturangaben auch bei Susanne *Urbach*: Eine unbekannte Darstellung von „Sündenfall und Erlösung" in Budapest und das weitere Nachleben des Cranachschen Rechtfertigungsbildes, in Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, 28, 1989, S. 33-63, hier: Anm. 24, S. 59-60. - Zur Deutung der Bilder auch *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 153-158.

Cranach hat in der Darstellung des Themas auf einen mittelalterlichen Bildtypus zurückgegriffen, der simultan verschiedenzeitliche Ereignisse der Heilsgeschichte in typologischer Gegenüberstellung mit erläuternder Beschriftung vorstellt. In allen Fassungen teilt ein Baum das Bild in zwei Hälften, der zur Seite des Alten Testamentes links als Baum des Todes dürre Zweige trägt, als Baum des Lebens zur Seite des Neuen Testamentes aber grünt. Die Allegorie vom grünen und vom dürren Baum erfuhr durch das (in dieser Form allerdings nach 1535 formulierte) Lutherwort: Arbor mortis est lex, arbor vitae est Euangelium seu Christus [69]) ausdrückliche Bestätigung. In den Feldern stehen Szenen aus dem Alten und Neuen Bunde einander antithetisch gegenüber, durch welche die Verdammnis des sündigen Menschen unter dem Gesetz und die Erlösungshoffnung durch das Evangelium bildlich erklärt und durch darunter (und darüber) gesetzte Bibelzitate schriftlich belegt wird. Für den Lutheraner ist die wichtigste Bildaussage die, daß der Blutstrahl aus der Seitenwunde Christi den reuigen Sünder unter Umgehung der Sakramente als Zeichen der Gnade unmittelbar trifft [70]).

Die heilsgeschichtliche Verbindung von Altem und Neuem Testament wird durch die Personengruppe im Vordergrund der Bildmitte ausgewiesen. Besonders in der Prager Fassung ist dieser Gedanke wirksam. Die Hauptfigur ist der sündige, in die Entscheidung gestellte nackte Mensch in Mannsgestalt, dem Abgesandte des Alten Bundes und Johannes der Täufer den Weg zu seiner Rechtfertigung vor Gott und den Empfang der Gnade um Christi willen allein aus dem Glauben zeigen. Er sitzt vor dem Baum, wendet, den hinweisenden Händen eines Propheten und Johannes d. T. folgend, den Blick zum Gekreuzigten. In der Gothaer Fassung ist diese Szene zweigeteilt. Links, auf der Seite des Alten Testaments wird der Mensch mit allen Zeichen des Entsetzens von Tod und Teufel der Hölle zugetrieben; Moses hält ihm die Gesetzestafeln vor. Rechts wird er durch Johannes auf die Erlösungstatsachen durch das Opfer Christi hingewiesen.

Im Gegensatz zur nächstjüngeren protestantischen Kanzel von 1536 in Heldburg/Thüringen, deren Bilder sich thematisch und bildlich ziemlich eng an das Vorbild halten [71]), hat man sich in Lübeck vor allem von den beiden alttestamentlichen Szenen angeregt gefühlt [72]), doch sind mit Sündenfall (Feld

---

[69]) WA, wie Anm. 32, Bd. 42, S. 174, Zeile 31.

[70]) *Ohly*, wie Anm. 68, S. 18.

[71]) KDM Thüringen, Heft XXXI, Großherzogtum Sachsen-Meiningen 1904, S. 268-270 mit Abb. - Das Relief des Sündenfalls allerdings geht auf einen Holzschnitt Cranachs von 1509 zurück, wie Karl Ernst *Meier*: Fortleben der religiös-dogmatischen Kompositionen Cranachs in der Kunst des Protestantismus, in: Repertorium für Kunstwissenschaft, XXXII, 1909, S.426-427, erkannt hatte.

[72]) *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 161-162, und auch *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 30.

I), Gesetz (Feld I), Johannes dem Täufer (Feld II), Kreuzigung (Feld III), und Evangelium (Feld IV) die wesentlichen Stichworte des Vorbildes angedeutet; nur anstelle der Himmelfahrt zur Wiedereinsetzung des Menschen in das himmlische Wesen steht der Missionsbefehl [73]).

Eine recht deutliche Abhängigkeit vom Cranachbild besteht beim ersten Kanzelrelief. Die beiden zugeordneten Bibelzitate verweisen auf den Sündenfall (Röm. 5,12) und die Hoffnungslosigkeit des Sünders unter dem Gesetz (Röm. 3,20). Bild und Texte können nur verstanden werden als eine gestraffte Darstellung von Szenen aus einer Fassung des Gerechtigkeitsbildes. Aber welcher Fassung?

Wenn irgendwo das Gesetz- und Gnadebild außerhalb der Cranachschen Werkstatt bekannt war, dann gewiß in Lübeck. Denn ein halbes Jahr vor der ersten hochdeutschen Vollbibel in Wittenberg erschien Anfang April 1534 in Lübeck die erste niederdeutsche, durch Holzschnitte von Erhart Altdorfer illustrierte Vollbibel, herausgegeben von Johannes Bugenhagen.

Für die bildliche Gestaltung der Titelseite (Abb. 16b) hatte Altdorfer Cranachs Gerechtigkeitsbild als Vorlage genommen, was hier für die Titelillustration einer Bibel erstmals geschah. Doch war Altdorfer gezwungen, das Querformat des Vorbildes in das Hochformat des Buches umzusetzen; der eigentliche Titel erscheint wie auf einer Tafel geschrieben, die am Baum aufgehängt ist. Die Umbildung ist entweder Altdorfers eigene Leistung, oder sie könnte, wie Susanne Urbach vermutet, auf eine verlorene Vorlage zurückgehen, der sich auch der Maler eines niederdeutschen Rechtfertigungsbildes um 1440/50 (Budapest, Museum der bildenden Künste) bedient hatte [74]). Als Vorlage diente eine Darstellung vom Typ der Prager Fassung, denn trotz zum Teil wesentlicher Abweichungen und trotz Herrichtung für das Hochformat kehrt die charakteristische Dreiergruppe der Prager Fassung mit dem sitzenden Adam bei Altdorfer kaum verändert wieder.

Allenfalls wenige Tage also lagen zwischen der Aufstellung der Kanzel in der Marienkirche Ende März/Anfang April 1534 und der offiziellen Herausgabe der Bibel am 1. April desselben Jahres, eine zu vernachlässigende zeitli-

---

[73]) Von dem aus fünf Reliefs bestehenden Bildprogramm gehört Feld V formal nicht zum eigentlichen Kanzelkorb, sondern bildet den vorderen Abschluß des Treppenpodestes. Also könnte auch der seitliche Abschluß des Treppenpodestes als Feld VI Bildschmuck getragen haben. Für Feld VI bestand in Zarrentin wegen der Drehung der Treppe um 90 Grad keine Verwendung. Thematisch bedurfte das Programm der Bilder auf den übrigen Feldern keiner Ergänzung, auch bildete der Missionsbefehl bei den frühen Kanzeln in Heldburg und Freiberg das letzte Feld (s. hierzu *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 160). Es bleibt offen, ob und wie Feld VI geschmückt war.

[74]) *Urbach*, wie Anm. 68, S. 48.

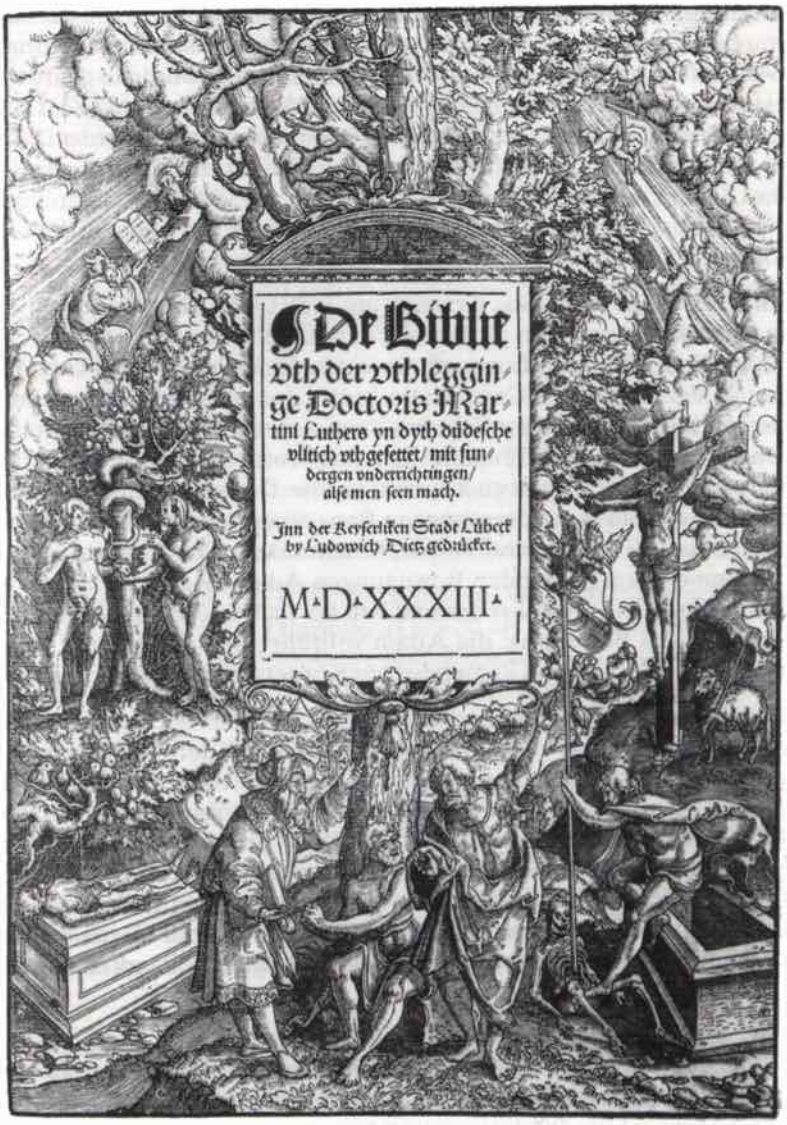


Abb. 16b. Titelbild Erhart Altdorfers für die erste niederdeutsche, 1534 in Lübeck erschienene Bibel.

che Differenz, wenn man wie Hasse annimmt, das Bildprogramm der Kanzel sei von der Altdorferschen Fassung des Gerechtigkeitsbildes beeinflußt [75]). Das Altdorfersche Titelbild könnte vorher bekannt geworden sein (die ältesten Holzschnitte in diesem Werk sind auf 1530 datiert), und von der Kanzel wissen wir nicht, wann exakt sie mit den Reliefs ausgestattet wurde. Dennoch kann Altdorfers Holzschnitt nicht als Vorbild für das erste Kanzelrelief gedient haben, denn sowohl in der Prager wie der Altdorferschen Fassung fehlt das Motiv der Gegenüberstellung Moses-Adam, nicht aber in der Gothaer Fassung.

Ein Holzschnitt von Lucas Cranach um 1530 (Abb. 16a), dessen Kenntnis wir in Lübeck voraussetzen dürfen und der heute in nur noch zwei Exemplaren bekannt ist (Weimar, London), weicht in Einzelheiten vom Gemälde in Gotha ab, doch hielt sich Cranach im Motiv des bedrohten Adam und des Moses, der auf die Gesetzestafeln in seinen Armen zeigt, ziemlich genau an die Darstellung auf dem Gemälde. Um das Motiv in einem sehr schlanken Reliefformat unterbringen zu können, mußte Dreyer die in Gemälde und Holzschnitt weit auseinandergezogene Personengruppe auf ihre wesentlichsten Exponenten, Moses und Adam, beschränken. Darüber hinaus stellte Dreyer, um den ausgreifenden Bewegungen Adams Raum zu lassen, beide Gestalten einander zugekehrt dar und ließ sie auch ihre Plätze wechseln. Die Gestelztheit der Bewegung, die Adam vollführt, entsprang einer Neigung Dreyers, seine Gestalten in komplizierten Körperwendungen zu zeigen [76]).

Auch in weiterer Beziehung - und das gilt auch für alle anderen Reliefs, aber besonders für das erste - ist die Abhängigkeit der Kanzelreliefs vom Gerechtigkeitsbild augenscheinlich, nämlich in der Zuordnung von Bibelzitaten zu Bildern, oder, vielleicht ebenso richtig: In der Zuordnung von Bildern zu Bibeltexten. Das ist hier an einer Kanzel zum erstenmal geschehen [77]) und entsprach Luthers Vorstellung von der didaktischen Funktion der Bilder, die „aufs einfältigste" Glaubensinhalte vermitteln und „seine Worte... veranschaulichen oder... bekräftigen" sollten [78]). Sowohl in der Gothaer Darstellung wie im Holzschnitt sind Texte gleichberechtigter Bestandteil der Bilder,

---

[75]) *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 30.

[76]) Hierzu *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 17, 18, 35 und an anderen Stellen.

[77]) Verfasser hat unter Heranziehung von *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 55, an folgenden mittelalterlichen Kanzeln kurze Bibelzitate ermitteln können: Dom zu Halle (Sprüche Salomonis 3), Moselweiß (Joh. 14,6), Weilheim (Jes. 58), Rakowitz/Böhmen (nach Luc. 8,5), Münster in Basel (nach Jes. 42,18 u. a.). An der Kanzel in Mittelheim/Rheingau wird auf Spruchbändern der Patron der Egidius-Kirche um Beistand aufgerufen.

[78]) Zu Luthers Einstellung zu Bildern s. Margarete *Stirm*: Die Bilderfrage in der Reformation. In: Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, XLV, 1977. - Das zweite Zitat steht auf S. 77.

im Holzschnitt stehen sie sogar unter und über den Bildern [79]), was in der Anlage dem ersten Bildrelief an der Kanzel formal und darüber hinaus in der Übernahme des bilderklärenden Spruches Röm. 3,20 (durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde) auch inhaltlich entspricht. Die Bedeutung der Inschriften im Sinne der lutherischen Forderung des „sola scriptura" wird gerade am ersten Kanzelrelief sinnfällig: Bild (Abb. 11) und Bibelzitat Röm. 3,20 sind aufeinander bezogen, aber erst mit dem zweiten Zitat Röm. 5,2 erweitert sich die Bildbedeutung von Gesetz und Sünde um den Bereich des Todes zu einer verderbenbringenden Dreiheit, an der die paulinisch/lutherische Theologie ansetzt und ihr Ziel im Erlösungswerk Christi findet, das durch den Guten Hirten in Feld III angezeigt ist.

Wie auch bei jüngeren Kanzeln, deren Programm vom Thema Gesetz und Gnade inspiriert ist, tritt an der Marienkanzel neben Moses auch Johannes der Täufer in Feld II auf, der die alttestamentliche Seite der Kanzel beschließt. Seiner Mittlerrolle zwischen Altem und Neuem Testament, wie in der vorgestellten Dogmenallegorie Cranachs d. Ä. aufgegeben [80]), genügt Johannes d. T. allerdings nicht durch eine Weisung an den unschlüssigen Adam, sondern er richtet sich abweichend davon in Wort und Geste an die Reformatoren.

Die Predigt Johannes d. T. ist als Bildthema der mittelalterlichen Kunst bekannt, doch vor dem 16. Jahrhundert selten als eigenständiges Bild dargestellt worden. Dreyers Komposition (Abb. 12), in der Johannes d. T. in Waldeinsamkeit vor einem Querholz zwischen Bäumen predigend zu sehen ist, war offenbar angeregt von einem Holzschnitt Lucas Cranachs d. Ä. von 1516 (Abb. 17a). Dort steht wie bei Dreyer in Schrägansicht Johannes d. T. links zwischen Bäumen vor einem quergelegten Ast und wendet sich seinen Zuhörern zu, die rechts sitzen oder stehen. Nun ist das auffällige Motiv des Querholzes zur Kennzeichnung einer Predigtstelle im Freien für einen Propheten oder Heiligen (ganz selten für Christus, der dessen nicht bedurfte) nicht Cranachs Erfindung, sondern eine geläufige Chiffre, die schwerlich bewegliche Predigtstühle meint, wie sie die Bettelmönche für Predigten im Freien benutzten und wie sie manchmal im 15. Jahrhundert auf Gemälden zu sehen sind.[81]) In gleicher

---

[79]) Die Bildtexte sind in beiden Fassungen identisch, zusätzlich hat der Holzschnitt Jes. 7,14 für die hier dargestellte Szene der Verkündigung, die in der Gothaer Fassung fehlt. - Zum Lutherjahr 1983 wurde das Gemälde in Prag restauriert und dabei die auf Papier geschriebenen Zitate wie auch die ins Bild geschriebenen Inschriften als spätere Zutaten entfernt (s. *Urbach*, wie Anm. 68, S. 35 und Anm. 13). Demnach war das Prager Bild (auch die Version Altdorfers) ursprünglich inschriftenlos, was die Distanz zur Marienkanzel noch vergrößert.

[80]) Siehe auch *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 120, 162-165.

[81]) *Rademacher*, wie Anm. 37, S. 135, 140-141. - Ein kastenförmiger, auf kurzen Stützen stehender beweglicher Predigerstuhl ist auf einem in Anm. 98 genannten Altargemälde in Nieblum auf Föhr zu sehen. Er dient dort Johannes d. T. für eine Predigt im Freien.



Abb. 17a. Predigt Johannes d. T. Holzschnitt von Lucas Cranach d. Ä., 1516.

Weise hat das Querholz schon Hans Schäufelen in seinem druckgraphischen Werk 1505 (Predigt Christi), um 1510 (Abb. 17b) und 1514 (beide Male eine Johannespredigt), auch Meister Hans Klein, Nürnberg, verwendet [82]).

Was jedoch dem Holzschnitt Cranachs mit der Schilderung eines Predigtgottesdienstes im Freien Aufmerksamkeit und weitere Verbreitung sicherte,

---

[82]) Hans Schäufelen. Das druckgraphische Werk. Hrsg. von den stadtgeschichtlichen Museen Nürnberg, der Albrecht-Dürer-Haus-Stiftung e. V. Nürnberg und dem Verein Rieser Kulturtage e. V. Nördlingen. Bearbeitet von Karl Heinz *Schreyl*, Bd. II Bilddokumentation, Nördlingen 1990, Abb. 25, 398, 730. - Zu Meister Hans Klein: The illustrated *Bartsch*, hrsg. von Walter L. *Strauss*, 13, New York 1981, S. 208.



Abb. 17 b Predigt Johannes d. T. Holzschnitt von Hans Schäufelen, um 1510.

war einmal der darin unausgesprochen ausgedrückte Vorbehalt der evangelischen Seite gegen die Gottesdienstformen der etablierten Kirche; nach Luther war die Natur legitimer Predigtort, wenn dort Gottes Wort verkündet würde. Zum anderen war es in formaler Hinsicht die einprägsame, gefällige Bildkomposition aus sich verschränkenden Diagonalen, die aus den Reihen der Zuhörer und den gestaffelten Bäumen gebildet sind, und der differenzierten Verteilung von Licht- und Schattenpartien.

Cranachs Holzschnitt ist als (spiegelverkehrte) Vorlage für eine Illustration in Luthers Betbüchlein von 1529 benutzt worden, im selben Jahre auch für den Großen Katechismus, dabei hat der Holzschneider wegen der Klein-

heit der Abbildung die Masse der Zuhörer reduziert [83]). Auch später hat Cranachs Holzschnitt mehrfach als Vorlage gedient [84]).

Anders als Cranach mußte Dreyer seine Szene in einem schmalen Hochformat unterbringen; darüber hinaus bildete er die Gestalten so groß wie möglich ab. Die Waldatmosphäre in Cranachs Bild ist daher bei Dreyer auf Andeutungen reduziert, die Zahl der Zuhörer auf vier beschränkt, und auch diese sind mit Mühe untergebracht. Die Johannesfigur ist in Schrägansicht und vorgestelltem nacktem Bein Cranachs Darstellung angenähert, doch in Beinstellung und -darstellung, Gesichtsschnitt und Haar- und Bartbehandlung zeigt sie auch ziemliche Übereinstimmung mit einer dreidimensionalen Plastik des Johannes, die Dreyer selbst im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der figürlichen Ausstattung des Lettners in der Lübecker Marienkirche geschaffen hatte [85]). Vom Cranachschen Vorbild weicht die Zeigehaltung des rechten Armes ab. Neben ärmlicher Bekleidung, langem Haupt- und Barthaar ist der weisende Arm Merkmal eines feststehenden zeitgenössischen Typs Johannis, der im Sinne von Joh. 1,29 [86]) mit dem Finger auf sein Attribut, das Lamm Gottes, weist. So hielt es Dreyers Johannes am Lettner, so stellte Dürer auf einem Holzschnitt um 1504 Johannes d. T. im Gespräch mit dem Hl. Onuphrius dar (Abb. 18a), Arm und Finger wie bei Dreyer abwärts gerichtet und auf das Lamm hinweisend [87]). In Lübeck ist das wohl bekannteste Beispiel dieses Johannestyps das Gemälde im Passionsaltar Hans Memlings von 1491 im St. Annenmuseum. Aber man erkennt, daß in Dreyers Darstellung an der Kanzel unerwartet der Zeigefinger gar nicht auf das Lamm

---

[83]) Betbüchlein, wie Anm. 33. - Enchiridion piarum precationum..., Wittenberg 1529 durch Hans Lufft (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1314).

[84]) 1543 für ein Gemälde der Cranach-Werkstatt in Dresden (staatl. Kunstsammlungen) und 1549 für ein Gemälde des jüngeren Cranach in Braunschweig (Herzog Anton Ulrich-Museum) sowie noch für weitere Werke. Siehe Joachim W. *Jacoby*: Erhalte desfals die Dreistigkeit... folgende starke Sprüche anzubringen. Die Johannespredigt Lucas Cranachs d. J. im Herzog Anton Ulrich-Museum, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, 26, 1987, S. 83-104, Anm. 51 und 67. Auch ein Holzschnitt Hans Sebald Behams 1533 „Altes und Neues Testament" (Abb. 97 im Katalog der Hamburger Kunsthalle: Luther und die Folgen der Kunst, München 1983), ferner zwei Illustrationen einer Johannespredigt in dem Betbüchlein Luthers 1538 durch Hans Lufft in Wittenberg (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1299; HAB Wolfenbüttel, wie Anm. 96, Sign. 990.121. Theol. 8°) und in einem Katechismus Luthers, Augsburg 1542 durch Valentin Otmar (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 2616; HAB Wolfenbüttel, wie Anm. 96, Sign. 1222.8. Theol. 8° (1) orientieren sich an Cranachs Holzschnitt. - Dr. Maria von Katte von der HAB Wolfenbüttel gestattete freundlich die Durchsicht und Auswertung der Photographien, die von allen Illustrationen, die sich in dem bedeutenden Bestande von Erst- und Mehrauflagen der Schriften Luthers in der Bibliothek befinden, angefertigt worden sind.

[85]) *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 14 und Abb. 3.

[86]) „Des andern Tages sieht Johannes Jesum zu ihm kommen und spricht: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt."

[87]) Abgebildet auch bei *Bartsch*, wie Anm. 82, 10, 1980, S. 207.

gerichtet ist, sondern auf Luther, den erwählten Deuter der Bibel - so ist diese Handbewegung wohl zu verstehen. Verstärkt wird diese überzeichnende Geste durch die Richtung, in die Johannes blickt; sie geht gar nicht an seine gespannt lauschenden Zuhörer im Bilde, sondern an ein imaginäres Publikum außerhalb des Bildes, dem er mit dem Handzeichen die rechten Führer der reformatorischen Erneuerung weist.

Die Darstellung Luthers in dieser Szene spielte außerdem auf eine ganz aktuelle Situation an. Denn die Aufforderung zur Buße durch den Täufer berührte einen zentralen Punkt lutherischer Gedanken, nämlich die Bußfertigkeit vor Gott als Voraussetzung, seine Gnade zu erlangen. Denn mit der Kritik Luthers an der römischen Praxis des Bußsakramentes, die er in den ersten vier seiner 95 Thesen geäußert hatte, wurde die reformatorische Bewegung eingeleitet.

Die Bildkomposition ist also in ihrer Aussage mehrschichtig. Sie zeigt scheinbar nur Prediger und Gemeinde im Gegenüber, bezieht aber den Betrachter in die Predigt ein mit der Aufforderung, den hier vertretenen rechten Führern zu folgen, während das Bibelzitat nicht nur deskriptiv, die Bildszene erläuternd, gemeint ist, sondern als Bußruf der Reformation sich an alle, die Abgebildeten wie die Betrachtenden, wendet. Und schließlich zeigt die Szene durch die Beziehung Luthers zu ihrem Schriftwort Reformationsgeschichte auf. An Überspitzung steht Dreyers Bild in nichts Darstellungen religiöser Propaganda nach, die zur Zeit der Glaubenskämpfe umliefen. Luthers Darstellung in diesem Bild ist Porträtgraphiken aus der Frühzeit der Reformation gleichzusetzen, die ihn charismatisch erhöht zeigen [88]).

Das Einbeziehen zeitgenössischer Personen in das biblische Geschehen hatte seine Wurzel in der Gattung des Stifterbildes, das im ausgehenden Mittelalter aus der Gottesnähe mittelalterlicher Frömmigkeit den Stifter gleichgroß den Heiligen abbildete und ihn unmittelbaren Anteil am biblischen Ereignis nehmen ließ. In der Kunst der Reformation, führend vertreten durch den älteren und jüngeren Cranach und ihre Schule, war die kontemplative oder mithandelnde Teilnahme gegenwärtiger Personen am biblischen Geschehen oder die Einbeziehung Christi in die Gegenwart ein häufiges Bildthema. Luthers Auffassung von der göttlichen und menschlichen Natur in der einen ungeteilten Person Christi hat diese Bildauffassung gefördert, wie sie beispielhaft beim jüngeren Cranach durch den Reformationsaltar in Wittenberg von 1547, den Weimarer Altar von 1555 und das Dessauer Abendmahlsbild von 1565, auf dem Christus und die bedeutendsten Reformatoren in heimischer Umgebung das Abendmahl gemeinsam nehmen, vertreten wird.

---

[88]) Beispiele im Katalog Hamburg, wie Anm. 84, Abb. 27-32.

In Lübeck ist diese Bildgattung - nicht nur - in Werken von Hans Kemmer, der unter dem Einfluß der Kunst des älteren Cranach stand, vertreten, auch durch das (verbrannte) Epitaph Johannes Walhoffs in der Marienkirche (Abb. 21). Es sind allerdings die meisten dieser Werke jünger als die Kanzel, so daß zu vermuten ist, die Anregung, die Reformatoren porträthaft und als Zeitzeugen der Bußpredigt Johannes d. T. darzustellen, sei von Flugblättern der reformatorischen Bildpropaganda ausgegangen, welche ihren Argumenten durch das persönliche Auftreten der Reformatoren Nachdruck verleihen sollte [89]).

Auch bei Feld V, der Warnung vor den falschen Propheten, glauben wir eine Beziehung zum Gerechtigkeitsbild nachweisen zu können (Abb. 15). Mt. 7,15 war in der Zeit der Glaubenskämpfe ein brennendes Thema, über das vielfach - auch mehrfach von Luther [90]) - gepredigt wurde. Durch Druckschriften wurden diese und andere Predigten verbreitet und bekannt gemacht [91]). Auch die religiöse Bildpropaganda nahm sich des Themas an [92]). Eine Predigt über die falschen Propheten, die Pastor Andreas Wilms am 2. August 1528, also vor Einführung der Reformation in Lübeck, gehalten hatte, war ein Hauptanlaß gewesen, ihn Ende des Jahres zu beurlauben [93]). Die Darstellung dieses Themas an der Marienkanzel war ein bildlicher Reflex auf diese bewegte Zeit, der schon der nächstjüngeren Petrikanzel von 1555 kein Feld mehr eingeräumt worden ist und die auch an keiner anderen Kanzel mehr erscheint [94]).

Im Gegensatz zu Feld II an der Marienkanzel, auf dem bei der Johannes-Predigt Bäume als Kanzelstützen dienen und eine Waldlandschaft andeuten, hat in Feld V der große kahle Baum in der Szene der falschen Propheten keine erkennbare andere Funktion, als die Gruppe der Anwesenden zu teilen. Wir hatten schon beschrieben, daß links des Baumes mit Christus die Gläubi-

---

[89]) Beispiele für religiöse Propaganda im Katalog Nürnberg, wie Anm. 99, Nr. 280, 284, 311.

[90]) Zwischen 1522 und 1534 sind 15 Predigten Luthers zu diesem Thema überliefert.

[91]) Hierzu allgemein Bernd *Moeller*, wie Anm. 67. - Speziell Wilhelm *Jannasch*: Reformationsgeschichte Lübecks, in: Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, 16, 1958, S. 1-412, hier: S. 146, 197, 236-238.

[92]) Zur Bildagitation allgemein R. W. *Scribner*: For the Sake of simple Folk. Popular Propaganda for the German Reformation. Cambridge 1981, mit zahlreichen, z. T. bisher unveröffentlichten Abbildungen.

[93]) *Jannasch*, wie Anm. 91, S. 223, 234-247. - Das gleiche widerfuhr Pastor Johannes Walhoff, der am selben Tage wie Wilms in der Marienkirche eine als anstößig empfundene Predigt gehalten hatte, deren Inhalt nicht überliefert ist. Wilms und Walhoff vertraten unter den Geistlichen die evangelische Sache am konsequentesten.

[94]) Poscharsky, wie Anm. 9, s. die Benennung der Bildthemen S. 117-124.



Abb. 18 a. Johannes d. T. im Gespräch mit dem Hl. Onuphrius. Holzschnitt von Albrecht Dürer, 1504.



Abb. 18 b. Christus am Kreuz. Kupferstich von Martin Schongauer.

gen, rechts davon die falschen Propheten stehen. Die Idee, durch den Baum zwei Bereiche entgegengesetzter Wertigkeit zu scheiden, ist sicher vom grünenden und verdorrten Baum in Cranachs Gerechtigkeitsbild (Abb. 16a) hergeleitet, dem freilich in dieser Szene eine ambivalente Kennzeichnung fehlt oder zu fehlen scheint. Zwei Vorschläge zu seiner Deutung bieten sich an. Mit dem Baum kann nach 1 Mose 2,9 der „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen" gemeint sein. Damit erklärte sich hinreichend und sinnfällig die Bedeutung des Baumes in diesem Bilde, nämlich als Aufforderung, die richtige Seite zu wählen. Die mittelalterliche Baumallegorie kennt aber nicht nur den einen Baum mit seinen zwei Gesichtern, sondern wieder nach 1 Mose 2,9 die antithetische Gegenüberstellung des Baumes der Erkenntnis, der als Baum des Todes definiert ist, und des Lebensbaumes, der in der bildenden Kunst mit dem sprossenden Kreuz Christi identisch sein kann. Derart ist das Baummotiv z. B. bei Martin Schongauer in einem Kupferstich angewendet [95])

[95]) Abb. 74 bei Max *Geisberg*: Geschichte der deutschen Graphik vor Dürer. Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte, 3², 1939.





Abb. 18d. Abschied Christi von Maria. Holzschnitt von Hans Schäufelen, 1506.

Abb. 18c. Christus am Kreuz. Holzschnitt des Monogrammisten AW.

(Abb. 18b). Ähnlich das Nebeneinander von Christi am Kreuz und dem abgeschlagenen verdorrten Baum nach Mt. 3,10 in einem Holzschnitt des Monogrammisten AW (Abb. 18c) [96]). Im Epitaph Lambert Wittinghof nach 1552, das aus der Marienkirche stammt und glücklich im St. Annenmuseum dem Untergang entgangen ist, spielt die Allegorie vom grünen und vom dürren Baum eine unübersehbare Rolle [97]).

[96]) Verwendet in der Schrift Luthers: De absolutione et vero vsv clavium..., Frankfurt a. M. 1543 (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 3365). - Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (künftig: HAB Wolfenbüttel), Sign. 1040.4. Theol. 8° (4).

[97]) Abb. 121 bei *Hasse*: Marienkirche, wie Anm. 58. - Auch in einem religiös-polemischen Holzschnitt von Erhard Schön 1532, der zu Versen von Hans Sachs die Klage Gottes über seinen Weinberg zum Thema hat, ist das in Weinlaub grünende Kreuz Christi der evangelischen Gemeinde zugeordnet worden, dagegen ist eine Dreiergruppe dürrer Bäume (in Anspielung der Kreuze auf dem Kalvarienberg), die mit Requisiten des altkirchlichen Gottesdienstes behängt sind, zur Kennzeichnung der römischen Kirche benutzt. Abb. 307 S. 243 im Katalog Nürnberg, wie Anm. 99.



Abb. 19. Warnung vor den falschen Propheten. Holzschnitt des Monogrammisten AW als Illustration eines 1530 in Wittenberg erschienenen Katechismus.

Ist nicht auch das doppelte Baummotiv in Dreyers Relief enthalten? Auffällig ist das enge Nebeneinander des deutlich abgeästeten Baumes, welcher nach Mt. 3,10 keine gute Frucht trägt und abgehauen wird, und der übergroßen, das Bild beherrschenden Gestalt Christi, die als Personifikation seiner selbst in Gestalt des grünenden Baumes gemeint sein kann.

Für diesen Bildaufbau haben sich trotz vieler Bemühung keine Parallelen finden lassen; er scheint Dreyers oder seines Beraters Erfindung zu sein. Das schloß nicht aus, daß in der Komposition herkömmliche Muster einbezogen sind wie die Sitzfigur, die dazu dient, eine im Kreis stehende Figurengruppe im Vordergrund zu schließen [98]).

Noch ein weiteres ist ganz ungewöhnlich, nämlich die falschen Propheten ganz in Menschengestalt auftreten zu lassen und sie nur durch ein beigegebe-

[98]) Ähnlich die Lösung auf einem Gemälde mit der Predigt Johannes d. T. am Altaraufsatz in der Kirche zu Nieblum auf Föhr, letztes Drittel 15. Jh.

nes Attribut als verkappte Wölfe oder Schafe zu charakterisieren. Sehr viel direkter pflegte man in der religiösen Satire dieser Zeit, die der Tierallegorie besonders zugewandt war, und wie schon im Mittelalter üblich gewesen [99]) die Widersacher in menschlicher Gestalt und Kleidung, aber tierköpfig darzustellen.[100]) Oder man führte wie in Martin Luthers „Auslegung der Evangelien...", Wittenberg 1530 [101]), in einem Holzschnitt zum Thema der falschen Propheten diese als Schafe vor, welche die Kopfbedeckungen kirchlicher Würdenträger tragen (Abb. 19). Zur Kennzeichnung eines Bösen bediente sich besonders die evangelische Seite der Mönchstracht, wie auch Dreyer es tat. So ließ Lucas Cranach d. Ä. in einer Holzschnittfolge für Luthers Großen Katechismus, 1529 in Wittenberg, in der Szene der Versuchung Christi den Teufel in Mönchstracht auftreten [102]).

Das wohl älteste Christussymbol, der Gute Hirte [103]), war im Mittelalter über Jahrhunderte ein Thema der graphischen Künste, selten der Plastik. Im Spätmittelalter war er als volkstümliches Andachtsbild weithin bekannt und gewann mit der Reformation erneut Bedeutung in der evangelischen Textillustration. Beliebt und verbreitet war die anrührende, auf Lk. 15,4-5 gestützte Darstellung des Guten Hirten, der auf den Schultern das verlorene Schaf, welches jedermann als Parabel für die eigene Situation empfinden konnte, nach Hause trägt. Für diese Art Darstellung gibt es sehr viele Belege in Pre-

---

[99]) Beispiel: Der Papst als Fuchs und Antichrist. Einblattholzschnitt, drittes Viertel 15. Jh. Ausstellungskatalog des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg: Martin Luther und die Reformation in Deutschland, 1983, Abb. 288.

[100]) Beispiele: Befreiung aus der ägyptischen Finsternis, Flugblatt mit Holzschnitt des Monogrammisten H. 1524. Katalog Nürnberg, wie Anm. 99, Nr. 281. - Spottbild auf Luthers Gegner. Flugblatt mit Holzschnitt um 1521, ebd. Nr. 283.

[101]) *Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1104. - HAB Wolfenbüttel, Sign. Li 4° 312 (2).

[102]) Aus der Holzschnittfolge von Lucas Cranach d. Ä. zum Vaterunser 1527, entstanden für Luthers Großen Katechismus 1529, Wittenberg (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 2552). - Auch Abb. 377 bei Gertrud *Schiller*: Ikonographie der christlichen Kunst, Gütersloh 1966-1970, hier: Bd. 4,1 1976.

[103]) Eine Gesamtübersicht gibt Anton *Legner*: Der Gute Hirte. Düsseldorf 1959.

digttexten und Betbüchlein [104]). Ungeachtet der Verbreitung dieser Version hat Dreyer seiner Darstellung Joh. 10,12 zugrunde gelegt, doch das Hauptbild durch zwei kleine Nebenszenen ergänzt (Abb. 13). Für das Motiv des Guten Hirten inmitten der weidenden Schafe gab es in Graphik- und Buchillustration Möglichkeiten der Orientierung [105]). Das auffällige Motiv der senkrecht erhobenen, rückseitig ansichtigen Schafsköpfe scheint auf einem Holzschnitt Lucas Cranachs zu fußen, der dieses Motiv 1527 einmal in einer Szene der Versuchung Christi verwendete [106]).

Die Figur Christi geht sicher auf eine graphische Vorlage zurück. Allein, daß Christus (wie auch in den anderen Reliefs) nimbiert erscheint, spricht dafür; denn in der Plastik findet man sehr selten Nimben (es sei denn auf der Fläche des Hintergrundes). Wie Christus hier in Ponderation aufgefaßt ist, frontal in halber Schreitstellung, doch verharrend, das eine Bein andeutend angehoben, das Knie leicht vorgebeugt, in Gegenbewegung das andere Bein belastet und die Hüfte nach außen verschoben, dazu die Füße betont auswärts gesetzt, das ist seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine in der Kunst Deutschlands und der Niederlande zeittypische Art, um würdige Personen, insbesondere Christus, auszeichnend zu charakterisieren [107]). Dieser Typ findet sich vielfach, u. a. bei Dürer (vier Engel, die Winde anhaltend, aus der Offenba-

---

[104]) Beispiele: Drey schon Sermon... geprediget durch M. Luther, Augsburg 1523 durch Jörg Nadler (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 43) hat als Titelillustration einen Holzschnitt von Hans Schäufelen (Hans Schäufelen, wie Anm. 82, Abb. 453) zur Vorlage: Christus mit dem Lamm über den beiden Schultern. Lt. WA, wie Anm. 32, Bd. 10,3 S. XIX 6 III b soll sich ein Exemplar dieser Schrift in Lübeck befinden, hat sich aber in der Stadtbibliothek nicht finden lassen. - Dieser Holzschnitt Schäufelens ist auch verwendet worden für Luthers Betbüchlein, Augsburg 1522 (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1279). - Eine weitere Verwendung und Überarbeitung hat Schäufelens Holzschnitt in Luthers Betbüchlein von 1523, Augsburg, durch H. Steyner (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1285) erfahren. - Eine Variante seines Holzschnitts benutzte Schäufelen für ein Plenarium, Basel 1514 (Schäufelen, wie Anm. 82, Abb. 758). - Ganz textbezogen und offenbar in der Erfindung selbständig ist die Darstellung eines Guten Hirten (Lamm über der linken Schulter) in einem Predigtdruck über das Evangelium Joh. 10 (von dem Guten Hirten) von Martin Luther, Bamberg 1523 (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1764), HAB Wolfenbüttel, wie Anm. 96, Sign. 148.19. Theol. 4° (11). - Sebald Behams Holzschnitt des Guten Hirten variiert im Anschluß an mittelalterliche Vorbilder die Darstellung, indem der dornengekrönte Christus das Lamm des bußfertigen Sünders huckepack über einer Schulter hängend trägt und Golgatha entgegengeht. Der Holzschnitt wurde mit 23 anderen zur Illustration eines Betbüchleins von Luther verwendet, das 1527 bei Jeronimus Formschneider in Nürnberg erschien. Abb. 107 im Katalog Hamburg, wie Anm. 84, und bei F. W. H. *Hollstein*: German Engravings, Etchings and Woodcuts ab 1954, hier: Bd. III (um 1955), S. 169.

[105]) Beispiele: Darstellung der guten und schlechten Hirten. Illustration zu einer Auslegung der Evangelien, Wittenberg 1530 durch Georg Rhau (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1104. - HAB Wolfenbüttel, wie Anm. 96, Sign. Li 4° 312 (2)).

[106]) Wie Anm. 102.

[107]) Georg *Weise*: Spätgotisches Schreiten und andere Motive spätgotischer Ausdrucks- und Bewegungsstilisierung, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, 14, 1949, S. 163-194, hier: S. 163, 175-176

rung Johannis 1496; Abschied Christi von seiner Mutter, aus dem Marienleben vor 1506), bei Hans Schäufelen (Christi Abschied von seiner Mutter, 1506, Abb. 18d) [108]) oder bei Hans Brosamer, Christus die Apostel lehrend. Es gab also genug Anregungen für Dreyers Art der Darstellung des Guten Hirten.

Die Hauptdarstellung wird ergänzt um zwei Nebenszenen im Hintergrund. Rechts oben, ebenfalls auf Joh. 10,12 beruhend, Christus am Kreuz, am Kreuzesfuß sind Schafe versammelt. Die Szene illustriert den zweiten Satz der Bildunterschrift: Ein Guter Hirte läßt sein Leben für seine Schafe. Die Kreuzdarstellung in perspektivisch verkürzter Schrägstellung hat vor allem Lucas Cranach d. Ä. (erstmals in einem Kreuzigungsgemälde um 1500 im Schottenstift in Wien) in die deutsche Kunst eingeführt, breitete sich rasch aus und ist auch von Cranach in seinen Gesetz- und Gnadebildern benutzt worden. Die um das Kreuz versammelte Herde ist auch selbständiges Bildmotiv gewesen, so beim Monogrammisten AW (Abb. 18c) in einem (allerdings vielleicht jüngerem) Holzschnitt für eine Schrift Luthers von 1543 [109]), auch in der evangelischen Polemik in Verbindung mit Huß und Luther, der an der Stelle des Lieblingsjüngers Johannis Ev. unter dem Kreuz steht [110]).

Die zweite Nebenszene ist durch die Bildunterschrift nicht belegt und auch nicht ohne weiteres zu deuten. Das Gebaren der Leute - Beter vor der Hauswand und dem Kruzifix, zum Eingang strebende Wanderer, die ins Haus eintretende bibellesende Frau - deutet darauf hin, daß eine Kapelle ihr Ziel ist. Die Szene kann sich nur auf Joh. 10,1-3 in Verbindung mit Vers 27 und 28 beziehen, und zwar mit Betonung des zweiten und dritten Verses: „Wahrlich, wahrlich ich sage Euch: Wer nicht zur Tür hineingeht in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder. Der aber zur Tür hineingeht, der ist ein Hirte der Schafe. Dem tut der Türhüter auf, und die Schafe hören seine Stimme; und er ruft seine Schafe mit Namen und führt sie aus." In der religiösen Propaganda ist diese Szene mit Vers 1 kombiniert worden, da sie Gelegenheit bot, die Vertreter der Gegenseite als Diebe und Mörder zu charakterisieren. Christus steht in diesen Darstellungen in der Tür

---

[108]) Albrecht Dürer: Vier Engel aus der Offenbarung Johannis 1493; Abschied Christi aus dem Marienleben, vor 1506 (Abb. S. 178 bei Valentin *Scherer*: Dürer. Klassiker der Kunst, IV, 1908) - H. Schäufelen, wie Anm. 82, Abb. 361.

[109]) Wie Anm. 96. - In der Lübecker Marienkirche ist das Motiv der um den Gekreuzigten versammelten Schafe im Denkbild für Hinrich Kerkring, gestorben 1540, verwendet worden (BKD Lübeck, II, S. 322).

[110]) Undatierter Holzschnitt des Monogrammisten MS, tätig in Nürnberg zwischen 1530-1572 (Abb. S. 1291 in Walter L. *Strauss*: The German Single-Leaf Woodcut, 3, 1975).

des Schafstalls und empfängt diejenigen, die guten Glaubens sind [111]). Bei Dreyer ist das Motiv des in der Tür stehenden (und von Schafen umgebenen) Christus weggelassen, was ihre schnelle Deutung erschwert. Der Sinn der Szene mit den zum Haus Hinstrebenden erschließt sich erst im Zusammenhang aller drei Bilder: Christus, der Gute Hirte, versammelt seine Schafe um sich, opfert für sie sein Leben, die nun in Gnade angenommen im Schafstall, eine Metapher für die wahre christliche Kirche, ihre Heimstatt haben und das Ewige Leben erlangen. Oder in den Versen von Hans Sachs, die dem in Anm. 111 genannten Holzschnitt von 1524 von Barthel Beham beigegeben sind, ausgedrückt:

Ich bin die thür in den Schawff stal
Vnd bin von ewernt wegen kummen
Han ewer sünd auff mich genommen
Bin vor euch an dem Creutz gestorben
Euch bey dem vatter huld erworben
Darumß wer durch mich eyngeet
Der wirt selig on wider ret

Es sei am Ende festgehalten, daß der Gute Hirte im 16. Jahrhundert nur noch an zwei weiteren frühen Kanzeln sowie an der Kanzel von 1579 in der Flensburger Marienkirche (in allen Fällen nach Luk. 15,4-5) vertreten ist und im 17. Jahrhundert nur noch zweimal [112]). Das ganz anders angelegte Bildprogramm der Lübecker Petrikanzel von 1555 bringt im Rahmen einer Lebensgeschichte Christi auch den Guten Hirten, der zwischen Taufe und Kreuzigung gleichsam als Darstellung seiner Lehrtätigkeit eingeordnet ist [113]). An der Schleswiger Domkanzel von 1560 und an der Kanzel von 1570 in der Flensburger Nikolaikirche erscheint der Gute Hirte am Kanzelportal und erinnert den Prediger an seine amtlichen und seelsorgerischen Aufgaben in der Nachfolge des Guten Hirten. Die Programme der jüngeren Kanzeln allgemein bringen die wesentlichen Stationen des göttlichen Weltplanes nach dem Zweiten Artikel des Glaubensbekenntnisses [114]), das Gleichnissen Jesu und seinem Wirken nur selten Raum läßt.

---

[111]) Beispiele: Einblattholzschnitt von Sebald Beham 1524 (Katalog Nürnberg, wie Anm. 99, Nr. 304, S. 241). - Eine andere Holzschnittversion dieses Themas von Barthel Beham ist abgeb. bei *Strauss*, wie Anm. 110, 3, S. 1282. - Kaum polemisch dient die Szene des Monogrammisten AW wie bereits in der Erstauflage von 1528 als Illustration einer weiteren Ausgabe von Martin Luthers Auslegung der Evangelien..., Wittenberg 1530 durch Georg Rhau (*Benzing*, wie Anm. 33, Nr. 1104 - HAB Wolfenbüttel, Sign. LI 4° 312 (2)).

[112]) *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 118.

[113]) *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 168.

[114]) *Poscharsky*, wie Anm. 9, S. 168-172.

Das letzte Feld, mit dem wir uns zu befassen haben, die Aussendung der Apostel nach Mk. 16,15, muß Dreyer bei der besonders schlanken Feldform und seinem Bemühen um großfigurige Bildkomposition erhebliche Schwierigkeiten bereitet haben (Abb. 14). Das Thema ist im Spätmittelalter häufiger aufgegriffen und auch gelegentlich plastisch in Altarretabeln dargestellt worden. Graphiken zu diesem Thema sind zwei verschiedenen Gruppen zuzuordnen. Die eine orientiert sich an der Aussendung der Apostel vor allem nach Mk. 6,7-13, wird aber auch zur Illustration des Textes nach Mk. 16,15 herangezogen. Graphiken dieser Art, welche die Apostel auf der Wanderschaft zeigen, wie im „Rudimentum novitiorum" von 1475 des Lucas Brandis in Lübeck [115]) oder auf dem Titelblatt einer Schrift von 1527 [116]) nach einer Vorlage Hans Holbein d. J. von 1523 sowie in einem Holzschnitt zu Martin Luthers Betbüchlein von 1529 in Wittenberg [117]) boten wegen der weiträumigen Verteilung der dahinziehenden Apostel für Dreyers Anliegen wenig Anregendes.

In einer anderen Gruppe von Darstellungen ist Christi Auftrag nach Mk 16,15 an die Apostel Bildthema. Doch Hans Brosamers Holzschnitt, der Christus mitten unter den kniend anbetenden Aposteln zeigt, kann wegen seines quadratischen Formates kaum Beachtung gefunden haben [118]). In einer Fassung von Luthers Betbüchlein von 1527, Nürnberg, gedruckt durch Hieronymus Andreae [119]), sitzt Christus rechts, die Apostel in einer Gruppe links, eine Darstellung, die der Dreyers nicht allzu ferne steht. Deutlicher ausgeprägt ist die betont akzentuierte Gruppierung der Apostel rechts und der Einzelgestalt Christi links in einem Holzschnitt aus einem Plenarium der Mohnkopfdruckerei von 1492 in Lübeck (Abb. 20) [120]). Es scheint, als habe Dreyer sich von diesem Holzschnitt anregen lassen. Indem er alle Gestalten stehend darstellte und Christus soviel mächtige Statur gab, daß er der andrängenden Apostel Herr ist, gelang ihm auf engstem Raum eine eingängige Darstellung.

---

[115]) Abgeb. bei Max *Geisberg*: Geschichte der deutschen Graphik vor Dürer, in: Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte, 32, 1939, S. 36.

[116]) Titelblatt zu: Theophylactus..., Basel 1527, Metallschnitt von Jakob Faber. (Katalog Nürnberg, wie Anm. 98, Abb. 454).

[117]) Nachdruck Kassel (wie Anm. 33).

[118]) *Bartsch*, wie Anm. 82, Bd. 17, S. 65.

[119]) Abb. 340 bei Max *Geisberg*: Die deutsche Buchillustration, Heft 4-6 1930-31.

[120]) Plenarium. Evangelien unde Epistolen, Lübeck, Mohnkopfdruckerei 1492 (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 205). Außerdem verwendet in einem Plenarium. Epistolen, Evangelien unde Profecien, Lübeck 1496 (*BC*, wie Anm. 128, Nr. 268). - Albert *Schramm*: Der Bilderschmuck der Frühdrucke, XII, 1929, Taf. 25, Abb. 159).



Abb. 20. Aussendung der Apostel. Illustration aus einem Plenarium der Mohnkopfdrucker in Lübeck, 1492.

*

Soweit das Werk Benedikt Dreyers zu überblicken ist, sind die Reliefs für die Kanzel der Marienkirche seine letzte Arbeit von herausragender Bedeutung. Die evangelische Kirche und die evangelisch gewordenen Bürger traten in Lübeck erst Jahrzehnte später mit Aufträgen mehr kunstgewerblicher Art vor allem für Gestühle und Epitaphien in nennenswerterem Umfang wieder auf den Plan.

Den Auftrag zur Fertigung der Kanzelbilder konnte Dreyer nicht mit der gewohnten Routine eines Bildhauers, der in großer Plastik erfahren ist, angefaßt haben, auch versagte sich die Sicherheit einer bewährten Bildüberlieferung. Gefordert waren Reliefs von sehr geringer Tiefe, eine Art des Bildschneidens, der man im bekannten oder erschlossenem Werke Dreyers eigentlich nicht begegnet [121]). Im Vergleich mit seinen älteren Werken (Antoniusal-

[121]) Werkverzeichnis zum Stichwort „Benedikt Dreyer" von Jürgen *Wittstock* in: Bibliographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, 8, 1987, S. 88-89, hier: S. 89

tar von 1522 aus der Burgkirche, den ihm zugeschriebenen Lettnerfiguren in der Marienkirche, die 1942 verbrannt sind, und dem Altar in Düren-Lendersdorf, beide etwas älter) [122]) findet man in den Reliefs charakteristische Eigenarten der Handschrift Dreyers wieder: Die lebhaften Gebärden, das ausdrucksvolle Spiel der Gewandfalten, die beredten Hände, die Übergröße Christi und seine bedeutungsvoll hohe Stirn [123]). Allerdings ist in den Reliefs die Gebärdensprache nachdrücklicher geworden, und gewandelt haben sich die tiefgehöhlten Faltenwürfe der älteren Plastiken zu scharfen und unvermittelt gebrochenen, linienhaften Graten. Die Schnitzereien haben damit einen eigentümlich graphisch-abstrakten Reiz gewonnen, wie Jürgen Wittstock urteilte [124]). Mit der Linienhaftigkeit der Grate hat sich auch der Charakter der Gewänder - wenigstens bei einigen Figuren - verändert; sie wirken zum Teil wie dem Körper naß angeklatscht und bringen damit trotz der Flachschnitzerei in einem bei Dreyer bisher unbekannten Maße das Körperliche ins Spiel, das sich in der Rückenfigur eines Zuhörers der Johannispredigt wohl am deutlichsten ausdrückt.

Kaum bearbeitet war der Boden der gestellten Bildthemen. Zwar hatte man in dieser Zeit selbstverständlich vom Christustyp eine feste Vorstellung, ebenso von Moses und Johannes d. T. und ihren Attributen, aber mit gelegentlichen Ausnahmen waren die Szenen, in denen sie zu sehen sind, kaum Gegenstände der großen Sakralkunst. Ein gänzlich neues Thema schlug die Gegenüberstellung Mosis mit Adam an. Wir glauben nicht in der Annahme zu irren, daß graphische Vorlagen von Cranachs Gesetz- und Gnadebild bis zu Darstellungen religiöser Propaganda bei der Bildfindung wesentlich mitgeholfen haben, wenngleich auch keine direkten Übernahmen aufgezeigt werden konnten. Anders als bei der zweitältesten evangelischen Kanzel von 1536 in Heldburg/Thüringen [125]), bei der sich der weniger tüchtige Bildschneider eng an Cranachs Gesetz- und Gnadebild und beim Sündenfall an einen Holzschnitt Cranachs von 1509 gehalten hatte, hatte sich Dreyer sehr viel freier mit seinen Vorlagen auseinandergesetzt. Dazu nötigte allein der Umstand, daß mit Ausnahme des Bildes vom Guten Hirten figurenreiche Szenen zu gestalten waren und dies dazu noch auf zum Teil sehr schmalen Feldern.

---

[122]) *Wittstock*, wie Anm. 121, S. 89. - Der Lendersdorfer Altar ist jüngst, die Zuschreibung von Hasse an B. Dreyer stützend, ausführlich dargestellt von Wolfgang *Zahn* und Heinz *Rose*: Hundert Jahre Denkmalpflege am spätgotischen Hochaltar in Düren-Lendersdorf, in: Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege. Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege, 36, 1993, S. 311-362.

[123]) *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 33-34.

[124]) *Wittstock*, wie Anm. 121, S. 89.

[125]) Wie Anm. 71.

Mit Hasse ist anzunehmen, daß das so durchdachte und so evangelische Bildprogramm nur in engster Zusammenarbeit mit einem Theologen [126]) entstanden sein konnte. Es ist beispielsweise kaum anzunehmen, daß das Einbeziehen der Reformatoren in die Johannespredigt des Bildhauers eigener Intention entsprungen sein sollte. Aber wie Vorgaben und Anregungen unter Wahrung großer Formen in eindrückliche Bildschöpfungen umgesetzt sind, so ist das sicher Dreyers eigene Leistung, die sich zu einer so phantasievollen Behandlung des Themas der falschen Propheten und der Erfindung von Wolf und Schaf in Mönchsärmel oder zu der kühnen, „gesichtslosen" Rückenfigur in der Johannespredigt steigern konnte.

In einer gärenden, ungewissen Zeit entstanden, sind die Bilder bewegender Ausdruck sehr persönlicher Glaubenserfahrung, deren Wahl sich noch nicht an orthodoxen Leitlinien orientierte. Dreyer konnte diese Bilder kaum ohne innere Übereinstimmung mit dem, was unter seinen Händen entstand, geschaffen haben. Sie sind in ihrer Thematik und Ausdruckskraft singuläre Werke geworden, aber auch singuläre Werke darin, daß ihnen eine direkte Nachfolge versagt blieb.

Die Inschriften

Daß die Inschriften an der Kanzel Bibelzitate sind, war gesagt, daß sie nicht lateinisch, sondern in der Volkssprache, also niederdeutsch lauten, war reformatorisches Anliegen. Der durch gelehrte Exegese verschüttete Zugang zur Bibel sollte wieder geöffnet und die Bibel jedermann in deutscher Sprache zugänglich sein [127]).

Wie bekannt, ist einige Monate vor der ersten vollständigen Ausgabe einer hochdeutschen Lutherbibel in Wittenberg eine niederdeutsche Bibel in Lübeck herausgekommen, deren Ausgabe Johannes Bugenhagen betreut hatte [128]). Dieser Bibel aber, der Luthers hochdeutsche Bibelübersetzung zugrunde lag, sind andere Bibelübersetzungen in niederdeutsch vorausgegangen, nämlich als erste die Kölner Bibel von 1478, der als zweite die des Steffen Arndes 1494 in Lübeck folgte [129]). Als mögliche Schriftquelle für die Texte ist

---

[126]) *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 32. Hasse war der Meinung,daß Bugenhagen der Berater gewesen sein müsse. Diese Annahme hält Verfasser für unwahrscheinlich. Siehe hierzu den letzten Abschnitt dieses Aufsatzes.

[127]) Frei zitiert nach Heimo *Reinitzer*: Biblia deutsch. Luthers Bibelübersetzung und ihre Tradition. Ausstellungskatalog Nr. 40 der HAB Wolfenbüttel, Hamburg 1983, S. 57-61.

[128]) Conrad *Borchling* und Bruno *Claussen*: Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800, 2 Bände 1931-1936 (künftig: *BC*) Nr. 1182 - Richard *Gerecke*: Bibliographie der niederdeutschen Drucke von Luthers Bibelübersetzung (1523-1546), in: WA, wie Anm. 32, Bd. 59, S. 783-819, Nr. 42.

[129]) *BC*, Nr. 241. - Die Buchtitel zu *BC* und *Gerecke* sind in Anm. 128 aufgeschlüsselt.

Arndes Bibel auszuscheiden, wie aus dem Vergleich der Textstelle Mat. 3,2 bei der Bugenhagen-Bibel (1), der Marienkanzel von 1534 (2) und der niederdeutschen Bibel von 1494 (3) hervorgeht:

(1) Dȯth bote / dat hemmelryke ys na herby gekamen

(2) Doeth bote wente dat hemmel rike is na hir bi gekamen

(3) Dot ruwe wēte dat rike der hēmele wert sik nalende.

Der Text von 1494 bedient sich anderer Wörter und hält sich eng an die Grammatik der lateinischen Vorlage: Paenitentiam agite; appropinquavit enim regnum caelarum. Außerdem wird in der Gegenüberstellung deutlich, daß sich die Texte der Bugenhagen-Bibel und die an der Kanzel sehr nahestehen.

Wie man längst weiß, ist die Bugenhagen-Bibel vor allem für den Teil des Neuen Testaments keine Neuübersetzung, sondern eine Zusammenfassung bereits erschienener Textteile. Das hatte auch das Erscheinen der niederdeutschen Bibel ein halbes Jahr vor der ersten hochdeutschen Gesamtausgabe in Wittenberg ermöglicht. Die eigentliche Übersetzungsarbeit ins Niederdeutsche hatten die Vorläufer geleistet und zwar unter ständiger Korrektur nach den neuesten, von Luther überarbeiteten hochdeutschen Ausgaben [130]). Vor der Bugenhagen-Bibel 1534 sind allein in Wittenberg zehn niederdeutsche Ausgaben des Neuen Testaments, die Luthers Text folgen, erschienen.

Da die Bugenhagen-Bibel wegen ihrer späten Herausgabe als Textquelle für die Kanzel ausscheiden wird, muß eine der Einzelausgaben des Neuen Testaments als Schriftquelle gedient haben. Allein der mögliche Kreis der benutzten Vorlagen ist stark eingeschränkt. In der sog. Septemberbibel von 1522 hatte Luther Mt. 3,2 so übersetzt: Bessert euch das hymelreich ist nah erbey komen. Dieser Formulierung folgten die niederdeutschen Übertragungen. Beispiel: Betert iuw dat hemmelryke ys na herby gekamen (Wittenberg 1525) [131]). Nach Überarbeitung durch Luther hieß es von der hochdeutschen Ausgabe des Neuen Testaments in Wittenberg 1526 ab durch Michael Lotter endgültig: Tut Buße, das Himmelreich... Mit einiger Verzögerung folgten die

[130]) Siehe hierzu Günter *Galda*: Der Wortschatz des Neuen Testamentes der sogenannten Bugenhagenbibel im Verhältnis zum Luthertext. Diss. Kiel 1960, maschinenschriftl. Exemplar, S. 5-20.

[131]) *BC*, wie Anm. 129, Nr. 840. - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 9.

niederdeutschen Ausgaben. Ab 1530 [132]) hieß es: Dŏth bote dat hemmelrike ys na herby gekamen. So steht es auch an der Marienkanzel von 1534.

Es kommen also außer dem eben genannten Text als Vorlage für den Kanzeltext nur vier weitere niederdeutsche Ausgaben des Neuen Testaments [133]) vor der Vollbibel in Frage, bzw. Sekundärliteratur wie Postillen, die von diesen niederdeutschen Testamenten abhängen. Welche dieser Ausgaben benutzt worden ist, kann hier (wenn überhaupt) nicht verläßlich beantwortet werden, da die Wittenberger Ausgabe von 1530 und die Magdeburger Ausgabe von 1533 (*Gerecke* Nr. 24 und Nr. 38) und die Sekundärliteratur in diesem Zusammenhang nicht näher untersucht worden sind. Sicher ist allerdings, daß man in Lübeck den neuesten Stand der Bibelübersetzung kannte und berücksichtigt hatte.

Die Inschriften an der Kanzel weichen in einigen Unerheblichkeiten von allen durchgesehenen Vorlagen ab, so steht nur hier in Mk. 16,15 die latinisierte Form Euangelium statt griechisch Evangelion oder bei Mk. 16,15 heißt es, der Gute Hirte läßt sein Leben für seine (sine) Schafe, statt streng nach Luther für die (de) Schafe. Außerdem sind für das erste Bild die Halbsätze aus Röm. 3,20 und Röm. 5,12 durch Weglassen der Konjunktionen denn und derhalben zu selbständigen Hauptsätzen umgebildet worden. Hier spürt man den gestaltenden Eingriff des Ratgebers.

Auffallend ist eine besondere, die Schreibung betreffende Eigenart (neben einigen weiteren) der Inschrift an der Kanzel. Immer steht <sc> für <sch>, es heißt also Scap statt Schap, falsk statt valsch, minsk statt minsch. Alle durchgesehenen niederdeutschen Ausgaben des Neuen Testaments haben die zweitgenannte Form, nur die Ausgabe Erfurt 1526 durch Johannes Loersfeldt [134]) verwendete durcheinander beide Schreibungen. Gestützt auf die Beobachtung, daß in zwei zeitgenössischen Schriften, die bei J. Balhorn in Lübeck erschienen waren [135]), nur <sch> vorkommt, kam der Gedanke auf,

---

[132]) Ausgabe Wittenberg 1530 durch Hans Lufft (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 1060 - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 24). - Eine interessante Zwischenstellung nimmt die Ausgabe Erfurt 1530 durch Konrad Treffer (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 1058. - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 23) ein. Sie hat zwar noch die Formulierung: Betert iuw / dat hēmelrike ys na herby gekamen, doch wird diese in einer Randglosse erläutert: Dat ys / alse meplecht tho seggende / Dŏth bote („Das ist, wie man zu sagen pflegt: Tut Buße") (nach frdl. Auskunft von Herrn Pastor E. Simon, Stendal).

[133]) Ausgabe Wittenberg 1531 durch Hans Lufft (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 1101. - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 25). - Ausgabe Magdeburg 1532 durch Michael Lotter (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 1144 - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 31). - Ausgabe Wittenberg 1533/32 durch Hans Lufft (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 1173 - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 40). - Ausgabe Wittenberg 1533 durch Hans Lufft (*BC* Nr. nicht vorhanden - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 41).

[134]) *BC*, wie Anm. 129, Nr. 891 - *Gerecke*, wie Anm. 129, Nr. 12.

[135]) Kleiner Katechismus um 1530 (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 1108) und Kleiner Katechismus des Petrus Schulte 1532 (*BC*, wie Anm. 129, Nr. 1137).

daß die Inschrift an der Kanzel eine mundartliche Form habe, die auf einen Westfalen als Angeber der Inschrift schließen ließe. Das hat sich bei näherer Betrachtung nicht bestätigt. Die Schreibung <sc> sowie weitere hier nicht benannte Besonderheiten sind Sprachformen, die zu dieser Zeit nicht ins Westfälische zu lokalisieren, sondern allgemein nordniederdeutsch geprägt sind [136]).

Zu Johannes Walhoff als möglichen Berater für das Bildprogramm

Es ist vorauszuschicken, daß es nicht gelungen ist, über den Auftraggeber der Kanzel und über die Person seines Beraters irgend etwas Konkretes zu ermitteln. Das Bild- und Textprogramm dieser Kanzel, das sich so grundsätzlich von dem an allen bisherigen Kanzeln unterschied, kann nur in enger Zusammenarbeit zwischen Ratgeber und Bildhauer und sicher auch dem Auftraggeber entwickelt und in Bilder umgesetzt worden sein. Hasse dachte an Bugenhagen als Berater [137]). Es spricht eigentlich wenig dafür. Bugenhagen hatte Lübeck bereits Ostern 1532 verlassen, also zwei Jahre bevor die neue und mit Ausnahme der Reliefs ohne sonderlichen Aufwand hergestellte Kanzel in die Kirche gekommen war. Und sollte Bugenhagen so von sich überzeugt gewesen sein, vorzuschlagen, daß ihm in einem Bilde der Kanzel ein Denkmal gesetzt werden müsse? Näher liegt es, an einen Ortsgeistlichen als Ratgeber zu denken, nämlich an Johannes Walhoff, der nicht nur in der evangelischen Sache engagiert war, sondern auch in einer engen Beziehung zur Marienkirche stand. Wegen der zunächst vermuteten westfälischen Lautung der Inschriften an der Kanzel war auch von Interesse zu erfahren, woher denn Walhoff stamme?

Johannes Walhoff hatte ab 1512 seine Ausbildung als Theologe an der Rostocker Universität erfahren und diese 1514 als Baccalaureus verlassen. 1528 war er Predigtkaplan an der Marienkirche geworden und ist dieser Kirche bis an sein frühes Lebensende verbunden geblieben. Walhoff gehörte zu den geistlichen Vorkämpfern der evangelischen Bewegung in Lübeck und war deswegen, wie schon erwähnt, um die Wende des Jahres 1528 seines Predigerauftrages entbunden worden und nach Kiel gegangen. 1529 hatte er am Religionsgespräch in Marburg zwischen Zwingli und Luther teilgenommen. Mit seinem Amtsbruder Andreas Wilms zurückgerufen und Anfang Januar 1530 vom Rat wieder in seine Rechte eingesetzt, war er sogleich wieder ziel-

[136]) Dr. Ingrid Schröder vom Mittelniederdeutschen Wörterbucharchiv am Germanischen Seminar der Universität Hamburg sowie Dr. Robert Peters von der Niederdeutschen Abteilung am Germanistischen Institut der westf. Wilhelms-Universität Münster kamen zu diesem Ergebnis. Verfasser dankt für bereitwillige Auskunft, insbesondere Frau Dr. Schröder, die darüber hinaus mehrfach beraten hat.

[137]) *Hasse*, Dreyer, wie Anm. 10, S. 32.



Abb. 21. Epitaph für Johannes Walhoff, gestorben 1543, in der Lübecker Marienkirche. 1942 verbrannt.

strebig um eine Reform im evangelischen Sinne bemüht gewesen. So hatten Walhoff und Wilms am 1. Mai 1530 in der Aegidienkirche erstmals eine deutsche Messe gefeiert und mit der Gemeinde das Abendmahl in beiderlei Gestalt genommen. [138]) Mit der endgültigen Einführung der Reformation am 27. Mai 1531 war Walhoff, der im August 1530 geheiratet hatte, Pfarrer des nun selbständigen Kirchspiels St. Marien geworden. Am 10. März 1543 starb Walhoff, erst 48 Jahre alt; er muß demnach um 1495 geboren worden sein.

Walhoff also besaß theologische Bildung, gehörte zu den Anführern der Reformation in Lübeck und war zu der Zeit, als die Kanzel in die Marienkirche kam, ihr Pfarrherr: Alles zusammen Voraussetzungen, um seine Beteiligung am Bildprogramm der Kanzel mehr als wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Und noch etwas scheint dafür zu sprechen, nämlich sein (leider 1942 verbranntes) Epitaph [139]), denn in Text und Bild ist in Epitaph und Kanzel ein gleichgestimmter Ton angeschlagen. Das Epitaph (Abb. 21), ein querrechteckiges Gemälde von 104 X 230 cm Größe, folgt in seinem Aufbau einem Schema, das in der Reformationskunst mehrfach verwendet worden ist: in der Mitte der Prediger auf der Kanzel (in diesem Falle Walhoff selbst), der

[138]) Die Darstellung zu Walhoff folgt *Jannasch*, wie Anm. 91, S. 213-218, 234, 259, 278, 301, 332.

[139]) BKD Lübeck, 2, S. 323. - *Hasse*, Marienkirche, wie Anm. 58, Text S. 194, Abb. 122. - Anne-Dore *Ketelsen-Volkhardt*: Schleswig-Holsteinische Epitaphien des 16. und 17. Jahrhunderts. Studien zur schleswig-holsteinischen Kunstgeschichte, 15, 1989, S. 17, 18.

sich an Gemeinde rechts und links wendet [140]). Dieses Bildschema ist erweitert um das, was er predigt, nämlich Themen des Gerechtigkeitsbildes des älteren Cranach, die hinter der beidseits offenen Kirchenhalle dargestellt sind; links der Alte Bund mit Sündenfall, Übergabe der Gesetzestafeln, Aufrichtung der Ehernen Schlange und der Kreuzigung als Vorbedingung für den Neuen Bund, während sich die Darstellungen der rechten Seite auf die Auferstehung Christi und im Hintergrund auf die Frauen, welche sich dem Grabe nähern, reduzieren. Doch ist die Auferstehungsszene in ihrer Größe und wegen des kämpferischen Auftretens Christi als Überwinder von Tod und Teufel (im Gegensatz zur stillen Haltung des Siegers in Cranachs Holzschnittfassung des Gerechtigkeitsbildes) fast als ein selbständiges Bildmotiv anzusehen (und ist auch so benutzt worden [141])), in dem Christi Kampf, Opfer und Sieg in enge persönliche Beziehung zur Glaubenszuversicht des Verstorbenen gesetzt ist, wie sie sich in der Inschrift im Epitaph ausdrückt. Die zugleich hochfahrende Inschrift lautet übersetzt [142]):

Epitaph des Herrn Johannis Walhoff.
Johannes Walhoff, berühmt in der Lehre der
Frömmigkeit, er ruht aus hier in der Erde,
seinem Schicksal sich anvertrauend. Er predigt
als erster Pastor an dieser Kirche die
Verkündigung Christi im Brustton der
Überzeugung mit gläubiger Sprache und schwer
verurteilt er die Mißbräuche des römischen
Stuhles, indem er beweist, daß einzig der
Glaube zur Rechtfertigung führe. Ein tödlicher
Stein (Blasenstein) führte ihn vor Tage hinweg,
aber deshalb lebt er mit Christus im Himmel.

---

[140]) Das Schema ist beispielsweise vorgebildet in einem Holzschnitt Hans Sebald Behams 1520 (Abb. bei *Hollstein*, wie Anm. 104, 3, S. 238 und Katalog Nürnberg, wie Anm. 99, Abb. 318 auf S. 82), in dem Luther und Handwerker auf der einen, Kleriker auf der anderen Seite unter dem Richtspruch des wolkenumhüllten Gottvaters in der Mitte disputieren. - Beispiele: Holzschnitt von Hans Brosamer für einen Großen Katechismus Luthers, Frankfurt a. M. 1550 (Abb. bei *Hollstein*, wie Anm. 104, IV, S. 245). - Holzschnitt Cranach d. Ä. von 1546, hier in polemischer Absicht abgewandelt, indem links die Gemeinde beim Abendmahl in beiderlei Gestalt dargestellt ist, rechts die Höllenfahrt des Klerus (Abb. 69 in Katalog Hamburg, wie Anm. 84). - Croy-Teppich von 1554 in der Greifswalder Universität. - Es können hier nur etwas jüngere Beispiele genannt werden, ältere wären sicher bei gründlicherer Musterung beizubringen.

[141]) Epitaph „Cellarius" 1542 von Luc. Cranach d. J., Sammlung Georg Schäfer, Schweinfurt (Katalog Nürnberg, wie Anm. 99,Abb. 475).

[142]) Der lateinische Text steht BKD Lübeck, II, S. 323.

Wer mochte Walhoff ein solches, herkömmliche Formen und Inhalte sprengendes Epitaph gesetzt haben, das ein Spiegelbild der Kampfzeit und der Persönlichkeit Walhoffs als überzeugter Lutheraner, mannhafter Kämpfer für den rechten Glauben und als Seelenhirte seiner Gemeinde ist? Waren es die Mitstreiter, seine Frau oder er selbst, der noch vor seinem Tode Bild und Text bestimmt haben mochte? Das bleibt im Ungewissen, aber sich vorzustellen, daß die Bildaussage der Kanzel, von der Walhoff gepredigt hatte, seiner Glaubenssicht entsprochen haben mußte und er sich dazu geäußert haben wird, hat viel für sich.

Als Johannes Walhoffs Geburtsort gilt Lübeck. Das glaubt man der Eintragung in der Rostocker Universitätsmatrikel, die von A. Hofmeister seit 1889 veröffentlicht wurde [143]), entnehmen zu können. Dort, bei Hofmeister, ist unter dem 7. April 1512 (nicht ganz korrekt) eingetragen: Iohannes Wâlhôf de Lubbecke [144]). Bei genauerer Durchsicht der Matrikel wird man jedoch feststellen, daß in diesen Jahren aus Lübeck stammende, in Rostock immatrikulierte Studenten entweder zum Namen die adjektivische Ortsangabe lubecensis, lubicencis oder lubecanus (so 1513 8mal, 1514 1mal) tritt oder die substantivische Bildung de Lubeca oder de Lubek (1511 4mal, 1512 14mal, 1513 2mal, 1514 9mal).

Außer bei Walhoff findet man die Herkunftsangabe „de Lubbeke" nur noch bei zwei weiteren Studenten. Im Oktober 1513 ist eingetragen: Fredericus Buszmann de Lubeke Myndensis und im November 1515: Ioannes Busmann de Lubbeke pauper. Von letzterem wissen wir, daß er aus Lübbecke in Westfalen stammte [145]). Auch bei Fredericus Buszmann ergibt sich der Herkunftsort aus dem Zusatz Myndensis: Im Bistum Minden. Wir können aus dem schließen, daß Johannes Walhoff ebenfalls aus Lübbecke in Westfalen stammte [146]).

Wenn aber Walhoff westfälischer Herkunft war und wenn es richtig gewesen wäre, daß die Inschriften an der Marienkanzel westfälische Lautung aufwiesen, hätten wir einen Hinweis auf Walhoffs Mitwirken gehabt. Wir könn-

---

[143]) Adolph *Hofmeister*: Die Matrikel der Universität Rostock, 7 Bände, Rostock 1889-1922, hier: Bd. II, Michaelis 1499-Ostern 1563, S. 52, Zeile 59.

[144]) Der Eintrag im Original der Rostocker Matrikel, deren erstes Exemplar von der Gründung der Universität 1419 bis 1789 geführt wurde, lautet korrekt: Jās Wâlhôf de Lubbeke.

[145]) Frdl. Auskunft von Herrn Stadtarchivar Hüffmann in Lübbecke. Er nannte mir auch seine Quelle, nämlich Hermann *Hamelmann*: Geschichtliche Werke. Bd. 1 H. 3, hrsg. von K. *Löffler*, Münster 1908, S. 69. Busmann war vor 1537 im Herzogtum Schleswig Prediger, hat später in Lübbecke „Studia humanitatis" geweckt und hat in Lübbecke noch 1564 gelebt.

[146]) Nach Herrn Hüffmann (s. Anm. 145) sind in Lübbecke keine Personenregister aus der Zeit Walhoffs erhalten, so daß seine Spur dort nicht weiter verfolgt werden kann.

ten in dieser Hinsicht nur weiterkommen, wenn wir Handschreiben von Walhoff besäßen, die günstigenfalls gleiche Eigentümlichkeiten der Rechtschreibung wie die Kanzelinschriften aufwiesen. Aber bislang ließ sich ein Autograph Walhoffs nicht feststellen, „denn gerade der erste Band der Akten des geistlichen Ministeriums scheint nun endgültig zu den leider mit „verschollen" zu bezeichnenden Lübecker Archivalien zu gehören [147])." Die Frage läßt sich wohl nicht mehr beantworten.

Abbildungsnachweis:

Zeichnungen. 2: Umzeichnung von Peter v. Erdödy-Somogyi - 3, 4, 5, 7, 9: Verfasser.

Photographien. 1: Verfasser - 6a, 6b, 8a, 21: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein - 11-15: Landesamt für Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern (Achim Bötefür), ferner 10 - 8b: Rheinisches Amt für Denkmalpflege.

Reproduktionen. 16a: Katalog Hamburg (wie Anm. 84) - 18c, 19: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel - 16b „Biblia deutsch", Katalog Nr. 40 der HAB Wolfenbüttel - 17a: Lucas Cranach d. Ä., Berlin 1953 - 17b, 18d: Hans Schäufelen (wie Anm. 82) - 18a: Valentin Scherer: Dürer. Klassiker der Kunst, 4. Bd. Aufl. 1908 - 18b: Max Geisberg (wie Anm. 95) - 20 Konrad Reich: Das große plattdeutsche Bilderbuch, Rostock 1986.

[147]) Frdl. Auskunft von Frau Archivdirektorin Dr. A. Graßmann vom 19.8.1992 an den Verfasser.

Die Sängerkanzel in der Petrikirche zu Lübeck

Überlegungen zum Standort und zur Gestalt eines verlorenen Werks von Tönnies Evers

Adolf Clasen

I. Die Beseitigung der Choreinbauten und ihre Ursachen S. 115 – II. Die Kanzeln des Tönnies Evers in St. Petri und St. Ägidien S. 118 – III. Überblick über sein Gesamtwerk S. 120 – IV. Die Bildprogramme und ihre Überlieferung S. 121 – V. Die Bildanordnung am Petrichor S. 125 – VI. Der Treppenaufgang S. 128 – VII. Berechnungen S. 133 – VIII. Konstruktion und Gestalt S. 140 – IX. Versuch einer Rekonstruktion (Fotomontage) S. 142 – Anhang: (1) Modelle der Bildanordnung; (2) Die Unterschiede zwischen A- und B-Formaten an der Ägidienkanzel; (3) Die Berechnung der Wandlängen S. 145

I.

Die Beseitigung des Schülerchores in der Petrikirche in den Jahren 1816 bis 1818 war kein Einzelfall. Von den Choremporen oder Sängerkanzeln (andere Bezeichnungen: Schüler- oder Singechöre, Lateinchöre), die nach der Gottesdienstordnung der Reformation überall im Lande entstanden waren, ist fast keine bis heute an ihrem Platz geblieben. Sich von ihnen zu trennen, war die Regel[1]).

Die Gründe sind vielschichtig und nicht ohne Widersprüche. Zunächst blieben Gottesdienst und Liturgie von dem durch die Aufklärung ausgelösten Wandel des religiösen Bewußtseins nicht unbeeinflußt. So kam es durch die Liturgiereform von 1790 in Lübeck zu einer Einschränkung des Kirchen-, namentlich des Chorgesangs[2]), aber auch der Verwendung der Sängerkanzeln als Lektorium zur Verlesung der Evangelien und Episteln[3]). Die neuen Tendenzen führten dazu, daß die Choreinbauten an Bedeutung einbüßten. Dabei spielten aber auch interne Probleme eine Rolle. Die wiederkehrenden Klagen über störendes Verhalten der Schüler während der Gottesdienste,

---

[1]) In Schleswig-Holstein und Hamburg blieben von 20 nur zwei unverändert an ihrem Platz stehen: in Flensburg, Ev. Spital zum Hlg. Geist, und in Lübeck St. Ägidien, vgl.: Ulrike *Köcke,* Lettner und Choremporen in den nordwestdeutschen Küstengebieten, ergänzt durch einen Katalog der westdeutschen Lettner ab 1400, (Diss.) München 1972.

[2]) Johannes Rudolph *Becker,* Umständliche Geschichte der kaiserl. und des Hl. Röm. Reiches freyen Stadt Lübeck, (3 Bd.), Lübeck 1782–1805, Bd. III, S. 379; ferner: Wolf-Dieter *Hauschild,* Kirchengeschichte Lübecks – Christentum und Bürgertum in neun Jahrhunderten, Lübeck 1981, S. 366.

[3]) Im Rahmen des Gottesdienstes am Sonnabendnachmittag, vgl.: Hermann *Jimmerthal,* Zur Geschichte der St. Marien Kirche in Lübeck ... und gesammelte Materialien aus den sämmtlichen Schriften des Kirchen Archivs, älteren Lübecker Chroniken, Lübeck 1857 (sog. „Jimmerthal-Chronik"), S. 373 f. (Archiv des Kirchenkreises Lübeck, Ms. 1857).

nicht nur in Lübeck[4]), dazu auch die schon seit längerem bestehenden Nachwuchsschwierigkeiten hatten die seit der Reformation bestehende Einrichtung der Schülerchöre belastet[5]). Kein Zweifel, daß sie an der Wende zum 19. Jahrhundert in eine Krise geraten waren. Als 1801 in Lübeck die Verpflichtung der Lehrer und Schüler des Katharineums schließlich gänzlich aufgehoben wurde[6]), hatten die Sängerkanzeln ihre gottesdienstliche Rechtfertigung verloren.

Der Epochenbruch der Jahrhundertwende tat ein übriges, die Trennung von den Choreinbauten herbeizuführen. War es erst das seit der Aufklärung um sich greifende Desinteresse an den Kunstschätzen der Vergangenheit[7]), so konnte sich schon bald mit ihm die schwärmerische Wertschätzung der Romantik für das deutsche Mittelalter gegen die Singechöre der Reformationszeit verbünden. Denn was ihnen das Gepräge gab, die renaissancehaft-antikisierende Formensprache, paßte nicht zu dem romantischen Stilideal, der wiederentdeckten Gotik, und war offenkundig unzeitgemäß geworden. Erschwerend kam hinzu, daß die Sängerkanzeln den freien Blick zumAltar behinderten. Mit einem Wort: Nachdem sie funktionslos geworden waren, hatten sie nun auch Geschmack und Zeitgeist gegen sich.

Die Hamburger hatten den Anfang gemacht und sich schon 1814 der Choreinbauten in den drei Hauptkirchen (St. Jakobi, St. Petri und St. Katharinen) entledigt[8]). Auch in Lübeck standen nun die Zeichen auf Abbruch und Beseitigung. Daß dafür auch Druck ausgeübt wurde, zeigt das Beispiel der Marienkirche, wo zweimal der Senat intervenierte. Hier unterblieb die Wegnahme des Lettners schließlich nur deshalb, weil bei den Verantwortlichen die Sorge überwog, daß die Statik der Pfeiler durch die Maßnahme Schaden nehmen könnte[9]). Auf den ersten Blick dennoch keine selbstverständliche Entschei-

---

[4]) „Sie gingen beständig die Treppe auf und ab, verursachten durch Umherlaufen, durch Umwerfen von Stühlen und Bänken Störung und Lärm, trieben auch an den Kohlenbecken ... Unfug und Mutwillen, brieten Kringel, Kastanien, Birnen, warfen Papier und Kehricht ins Feuer": Wilhelm *Stahl,* Geschichte der Kirchenmusik in Lübeck bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, Lübeck 1931, 115; in Lütjenburg wurde geklagt, daß sie „mit Stöcken (fechten), daß das Klappern herunter in die Kirche erschallet" (nach *Köcke,* wie Anm. 1, S. 165).

[5]) *Stahl,* wie vor. Anm., S. 115–117.

[6]) ebd., S. 137.

[7]) Vgl. die Angaben über die in Lübeck dadurch eingetretenen Verluste an Kunstgütern bei *Hauschild,* wie Anm. 2, S. 366 f.

[8]) Vgl. *Köcke,* wie Anm. 1, S. 82 ff.

[9]) Die Beseitigung könne „nicht ohne den empfindlichsten Nachtheil für das ganze Kirchengebäude" ausgeführt werden, wie es heißt. (Der Lettner wurde daraufhin 1817 grundlegend restauriert und blieb bekanntlich bis zum Bombenangriff 1942 erhalten.) – Zu den Senatsdekreten vom 27. März 1805 und 11. Juli 1816 sowie zur Renovierung 1817 vgl. die sog. „Jimmerthal-Chronik", wie Anm. 3, S. 403; ferner: Max *Hasse,* Die Marienkirche zu Lübeck, München-Berlin 1983, S. 227.

dung, bedenkt man den Abbruch der Burgkirche bald darauf (1818–20), nachdem ein Jahrzehnt zuvor die gotische Kirche des Johannisklosters beseitigt worden war (ebenso wie ja auch in Hamburg 1805 der Dom). Konnte sich im Fall von St. Marien schon das neuerwachte Interesse für die Erhaltung des Alten durchsetzen[10]) und damit auch den Bau des Lettners bewahren helfen, war der Abbruch in St. Petri 1816 eingeleitet worden, von Beifall begleitet. Wie schon – ein aufschlußreiches Zeitzeugnis – der Petriprediger Ludwig Suhl, der Mitbegründer der „Gemeinnützigen", in seinen testamentarischen Aufzeichnungen von 1810 seine Kirche bekümmert als „verbaut" bezeichnet hatte[11]), so wird jetzt, nach vollzogenem Abbruch vom Ägidienpastor Zietz, einem um den Museumsgedanken in Lübeck übrigens besonders verdienten Mitbürger, mit Genugtuung festgestellt, daß nunmehr der „freie Blick ungemein gewonnen" habe und daß der Altar „ganz frei" wurde. Wenn derselbe dann in einem Vortrag 1818 die noch immer verbreitete „Gleichgültigkeit" gegenüber alten Kunstwerken beklagt[12]), läßt sich daran ablesen, daß „Denkmälerfürsorge", wie es hieß, und Lettnerbeseitigung sich keineswegs widersprachen. Der Schutz der neuentdeckten Vergangenheit vertrug sich mit stilistischem Purismus[13]).

Warum vor diesem Hintergrund die Sängerkanzel in der Ägidienkirche unbeschadet erhalten geblieben ist, liegt im Dunkel. Die Quellen stehen noch nicht wieder zur Verfügung. Es muß hier genügen, auf das unter den evangelischen Sängerkanzeln beinahe singuläre Schicksal hinzuweisen. Der Bewahrung verdankt die Kirche Gewinn. Was so dem Untergang und dem Vergessen entging, ist ein außergewöhnliches Kunstwerk, das in der Ausstattung des Gotteshauses einen herausragenden Rang einnimmt.

Darüber hinaus kommt diesem Singechor auch kunstgeschichtliche Bedeutung zu. Als Werk des Lübecker Bildschnitzers Tönnies Evers (ca. 1550–1613),

---

[10]) Wie übrigens auch bei der Erhaltung des gotischen Sakramentshäuschens, vgl. dazu wie auch zur neuen Denkmalspflege allgemein Gerhard *Ahrens,* Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg 1806–1914: Anpassung an die Forderungen der neuen Zeit, in: Lübeckische Geschichte, hrsg. von Antjekathrin *Graßmann,* Lübeck 1988, S. 590 ff.

[11]) Ludwig *Suhl,* Sammlung einiger selbstbiographischer Bemerkungen, mitgeteilt von Björn *Kommer,* in: ZVLGA 69 (1989), 121–149, hier: S. 135.

[12]) Heinrich Christian *Zietz,* Ansichten der Freien Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen, Frankfurt/Main 1822 (Faksim.-Neudruck 1978), S. 85; zum Stichwort „Gleichgültigkeit" vgl.: Jenns Eric *Howoldt,* Carl Julius Milde und die Entdeckung des mittelalterlichen Lübeck, in: Kunst und Kultur Lübecks im 19. Jahrhundert (hrsg. vom Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt, erschienen anläßlich der Eröffnung des Museums Drägerhaus), Lübeck 1981, S. 287–298, hier: S. 288.

[13]) So wurde 1842 in der Petrikirche der sog. Männerchor von 1600, zwei Jahre später in der Jakobikirche die Sängerkanzel der Schüler beseitigt, vgl. Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck (künftig: BKDHL), Bd. 2, S. 56, und 3, S. 384.

auf dessen Vater das Portal des Audienzsaales im Rathaus zurückgeht, repräsentiert die künstlerische Qualität des Ägidien-Singechores fast allein noch im kirchlichen Bereich das überragende Können des Meisters[14]) und zugleich die Leistungsfähigkeit der Werkstatt in der Hundestraße[15]).

II.

Auch der verlorene Singechor der Petrikirche war daraus hervorgegangen. Während jedoch die anderen Werke des Künstlers, auch wenn sie dem Kriege zum Opfer gefallen sind, fotografisch dokumentiert und damit wenigstens im Bilde erhalten geblieben sind, gibt es von diesem offenbar nirgends eine Abbildung. Wie man ihn sich vorzustellen hat, ist ungewiß.

Vergangenes zu enträtseln, kann locken. Das gilt erst recht, wenn Daten zur Verfügung stehen. Es soll darum versucht werden, das Bild des Lettners zu rekonstruieren, wobei sich die Besonderheit seiner Konstruktion im Kreis der Lübecker Singechöre herausstellen wird. Da das Werk in der Ägidienkirche sozusagen der Zwilling des Petri-Chores ist, liegt es auf der Hand, hier unsere Betrachtung beginnen zu lassen. Beide Choreinbauten wurden kurz nacheinander fertiggestellt: der in St. Petri 1586, der in St. Ägidien, wie auf zwei Tafeln des Bildzyklus und auch an der Aufgangstür zu lesen ist, 1587. Nur ein Jahr trennt die Fertigstellung beider.

Bei so geringem Zeitabstand wäre es verwunderlich, wenn in Bauweise und künstlerischer Ausformung nicht Ähnlichkeiten vermutet werden dürften. Sie sind auch bezeugt. Nach der Angabe des Marienpastors Jakob von Melle, der in seiner Bestandsaufnahme der Lübecker Sehenswürdigkeiten beide Chöre an ihrem Orte aufführt und beschreibt, war der Ägidien-Chor „mit dem Chore zu St. Peter zu gleicher Zeit errichtet, von nämlicher Bauart und in Absicht und auf Bilder und Innschrift bey nahe einerley“[16]). Wir sehen darin ein gewichtiges Zeugnis für den Aufbau unserer Argumentation, auch wenn der Gewährsmann weder Architekt noch Künstler war. Die Mitteilung

---

[14]) „Als Kunsthandwerker überragt er an Vielfalt und Pracht alle zeitgenössischen Meister in Deutschland“, so Klaus *Hinrichsen*, Tönnies Evers (1550–1613) – Ein Beitrag zur Geschichte des Stilwandels in der deutschen Plastik um 1600, (Diss.) Hamburg 1937, S. 4.

[15]) Die Häuser und Grundstücke Hundestraße 15 und 17 (heute Teil der Stadtbibliothek) gehörten schon dem Vater; 1588 kaufte der Sohn die Nachbargrundstücke 19–23 von den Erben des Buchdruckers Balhorn dazu (vgl.: Johannes Warncke, Der Lübecker Schniddeker Tönnies Evers, der Meister der Kriegsstube, in: Nordelbingen 7 (1928), S. 135–175, hier: S. 138 und 140). – Daß sich in der Hundestraße auch die Werkstatt befand, ist nicht belegt, darf aber vermutet werden.

[16]) Jacob *von Melle*, Gründliche Nachricht von der Kaiserl. freyen und des H. R. Reichs Stadt Lübeck ..., (3., stark vermehrte und umgearbeitete Ausgabe, hrsg. von Joh. Herm. Schnobel), Lübeck 1787, S. 213 f.; vgl.: ders. „ Ausführliche Beschreibung der ... Reichs Stadt Lübeck“ (= 1. Aufl.), Lübeck 1713, S. 348–350 (Stadtbibl. Lübeck: Ms. Lub. 2° 83 und 84).



Abb. 1 Die Altarseite der Sängerkanzel in der Ägidienkirche

bezeugt vielmehr, was damals der allgemeine, bestimmende Eindruck gewesen sein dürfte: die Ähnlichkeit beider Emporen, was ihr architektonisches und künstlerisches Gesamtbild angeht. Mit dem Blick auf die Ägidienkirche ist dabei an die kastenartige Form des Kanzelkorbs zu denken, des zwischen zwei gegenüberstehenden Mittelschiffspfeilern eingefügten kräftigen, dabei reichgegliederten und bildgeschmückten Holzbaukörpers, ebenso aber an den aus der Formensprache der Renaissance hervorquellenden Reichtum ornamentaler Architekturelemente wie Giebel, Säulen, Pilaster und Hermen, der zusammen mit dem Figurenschmuck den Gemälden einen kostbaren Rahmen bietet. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß die Menschen damals an beiden Tribünen zitathafte Übereinstimmungen aus gemeinsamer Werkstattherkunft gesehen haben.

Daß die thematische Verwandtschaft der Bildzyklen und ihrer poetischen Ausdeutung in lateinischen Epigrammen das Spektrum der Gemeinsamkeiten noch erweitert, soll in dem Zusammenhang nicht übergangen werden. Wenn auch die theologisch-inhaltliche Deutung des Bildprogramms[17]) wenig zur Erhellung des Baukörpers beitragen kann, liefert doch die Kenntnis der

[17]) Adolf Clasen, Die Verse an den Sängerkanzeln von St. Petri und St. Ägidien zu Lübeck – Versuch einer Annäherung an zwei unbekannte Theologen, in: ZVLGA 72 (1992), S. 67–129, hier: S. 106.

Bildzahl eine zuverlässige Größe für die Rekonstruktion. Auch die Zeugnisse über ein die Sängerkanzel bekrönendes Triumphkreuz gehören dazu.

III.

Einen natürlichen Ausgangspunkt für unser Vorhaben stellen die Stilmerkmale dar, die bei der Betrachtung der Formensprache des Künstlers durchgängig zu beobachten sind. Ein Blick auf das Gesamtwerk des Tönnies Evers[18]) soll darum am Anfang stehen. Denn bei aller im einzelnen sich immer neu entfaltenden schöpferischen Kraft zeigen die Hervorbringungen der Werkstatt einen zitathaften Grundbestand an formalen Motiven, die die künstlerische Handschrift prägen. In den großen Schöpfungen seines Œuvre sind sie, ohne daß die Künstlerschaft sich in Wiederholungen erschöpfe oder sich in übersteigernder Manier verlöre, immer wieder zu finden.

Soweit bekannt, bildete die Ausstattung des Hauses der Zirkelbruderschaft (Königstraße 21) den Anfang seines Lübecker Schaffens, wo die Tischler- und Kunsthandwerkerarbeiten seiner Leitung unterstanden. Leider ist von dieser Leistung, die in die Jahre 1581–1584 zu setzen ist und die uns Aufschlüsse über den Stil und das Können des damals etwa Dreißigjährigen hätte geben können, nichts erhalten. Das Haus wurde 1777 zugunsten eines Neubaues abgerissen. Hiernach wurden, wie oben erwähnt, die beiden Sängerkanzeln geschaffen, außerdem der von Hinrichsen zuerst Tönnies Evers zugeschriebene Erker an der Front des Rathauses zur Breiten Straße[19]). Ebenfalls 1587, dem Jahr der Fertigstellung der Ägidien-Sängerkanzel und ihres Portals[20]), wurde eine Predigtkanzel für die Marienkirche in Wismar abgeliefert[21]). Als Geschenk kam sie 1747 in die durch einen Brand zerstörte und wiederaufgebaute Kirche von Neustadt-Glewe (Mecklenburg), wo sie noch zu sehen ist. Außer dem Säulenmotiv finden sich hier ähnliche Quaderbögen als Rahmung, wie sie in vergleichbarer Weise die Gemäldetafeln am Ägidienchor umfassen. Auch an dem folgenden Werk, dem großen Orgelprospekt für die Lübecker Petrikirche (1587-1598) treten sie wieder auf.

---

[18]) Zur Person (außer der in Anm. 14 genannten Dissertation und der in Anm. 15 zitierten Arbeit): Neue Deutsche Biographie, Bd. 4, Berlin 1959, S. 692 (mit weiterführender Literatur); Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler (Hrsg.: Thieme-Becker), Bd. 11, Leipzig 1915, S. 110 f. (Verf.: W. Lesenberg).

[19]) BKDHL, Bd. 1, 2., S. 103 f.

[20]) Bis zum Abschluß aller Arbeiten vergingen noch 7 Jahre: 1591 erhielt der Tischlermeister Hans von Samen 16 Gr. für das Gestühl „op dat koer"; am 4.12.1594 stellt Meister Karsten Schulten eine Rechnung für das Schloß der Tür aus: „dat slot von den Kor fardich gemaket" über 3 Gr. (vgl.: Rechnungen der Ägidiengemeinde: AHL).

[21]) Vgl.: *Warncke*, wie Anm. 15, S. 170 f.

Neben anderen öffentlichen und privaten Aufträgen[22]) begann 1594 die fast zwanzig Jahre währende Arbeit an seinem bekanntesten Werk, der Kriegsstube des Lübecker Rathauses (fertig 1613). Was von dem einzigartigen Gesamtkunstwerk den Feuersturm der Brandnacht 1942 überstand, ist als „Ausdruck Lübecker Herrlichkeit" (Wolf-Dieter Hauschild) im St. Annen-Museum zu bewundern. Währenddessen entstanden 1598 ein neues Portal und der Treppenaufgang zu einer Predigtkanzel, die der Ägidienkirche von ihrem Wohltäter Lorenz Ruß schon 1560 gestiftet worden waren. (Kanzel und Aufgang wurden 1708 durch die heutige Anlage ersetzt)[23]).

Außer dem Sitzungssaal im Hause der Industrie- und Handelskammer (Breite Straße 6), an dem Tönnies Evers von 1610 bis 1612 tätig war, ist nur noch die Große Kommissionsstube im Kanzleigebäude der Stadt als Zeugnis seines späten Schaffens erhalten. Schnitzerei und Ausstattung der beiden Säle[24]) weisen indessen schon über den früheren Stil hinaus auf die Formensprache des Barock. Dadurch unterscheiden sie sich von jenen Werken, die von 1583 bis 1598 in St. Petri und St. Ägidien entstanden.

IV.

Es sind Gemälde mit Darstellungen aus der Heilsgeschichte, die wie in St. Ägidien noch heute, so auch in St. Petri wesentlich zum Gesamteindruck des Singechores beigetragen haben müssen. Und es ist unser Wissen über Daten und Details der Bilder, wodurch der Rekonstruktionsversuch gerechtfertigt wird.

Was den Petri-Zyklus angeht, waren zehn Bildtafeln bis zur Zerstörung der Kirche noch erhalten. Sie hatten nach dem Abbruch der Sängerkanzel ihren Platz in der Turmhalle der Kirche gefunden[25]), wo sie beim Luftangriff verbrannten. Erst kürzlich sind drei weitere Bildthemen bekannt geworden[26]), die auch zum Zyklus gehört haben. Mit ihnen umfaßte das Bildprogramm insgesamt 13 Gemälde mit den folgenden Themen:

1. Die Verkündigung Mariae
2. Die sog. Heimsuchung (Besuch Marias bei Elisabeth)
3. Christi Geburt

---

[22]) Vgl.: *Hinrichsen*, wie Anm. 14, S. 23; *Warncke*, wie Anm. 15, S. 152.

[23]) Vgl.: BKDHL, Bd. 3, S. 491; *Warncke*, ebd., S. 172.

[24]) Vgl.: BKDHL, wie Anm. 19, S. 300 f.

[25]) BKDHL, Bd. 2, S. 56 (Bearbeiter dieses Bandes war der fortan auch namentlich zitierte Fritz *Hirsch*); zur irrigen Zuweisung an den sog. Männerchor vgl.: Verf., wie Anm. 17, S. 70.

[26]) Zur Liste der Bilder siehe Verf., wie Anm. 17, S. 106; dort auch zu den drei von *Hirsch* nicht genannten Bildern.

4. (Nicht erhalten) Die Hirtenverkündigung
5. (Nicht erhalten) Die Beschneidung Christi
6. Die Anbetung der Weisen
7. Die Taufe Christi
8. (Nicht erhalten) Die Verklärung Christi
9. Das Gebet am Ölberg und die Gefangennahme Christi
10. Die Zurschaustellung durch Pilatus
11. Die Kreuztragung
12. Die Höllenfahrt Christi
13. Christi Auferstehung

Des Pastors von Melle oben zitierte Bemerkung, die außer der architektonischen Verwandtschaft auch die Parallelität der Bildprogramme und der lateinischen „Innschriften" vermerkt, wird durch die zwei Sammlungen von Lübecker Inschriften, die von Johann Hermann Schnobel (1727–1802) und auch von dem Bürgermeister Heinrich Brokes (1706–1773) hinterlassen worden sind[27]), bestätigt. Die thematisch-inhaltliche Verwandtschaft beider Bildprogramme und ihrer theologischen Ausdeutung in den lateinischen Bildunterschriften ist auffällig. Eine Identität liegt dennoch nicht vor. Während die 11 Bilder des Ägidien-Chores mitsamt den Versen unter dem Thema der Rechtfertigung des seit Adam sündigen Menschen stehen, wird im Petri-Zyklus das Leben und Leiden Jesu dargestellt[28]).

Überraschenderweise sind es die beiden von Brokes und Schnobel angefertigten Sammlungen selbst, denen ein gewichtiges Indiz für die Anlage des verlorenen Petri-Zyklus zu entnehmen ist. In der Präsentation der Distichen führen beider Wege auseinander. Während sie, in gleicher Weise den Petri-Chor gleichsam umschreitend („um den Chor rundherum", Brokes), die Verse notieren und sie dabei in der von der Chronologie diktierten Abfolge mit Nummern versehen, tun sie sich schwer, die Verse in der Ägidienkirche in eine Zählordnung zu bringen. Eine fortlaufende Numerierung gelingt nicht, weil die chronologische Bildfolge hier nur an den beiden Langseiten einzuhalten ist (siehe die schematische Darstellung). Die Reihe der dargestellten Heilsbegebenheiten umfaßt dort, von rechts nach links fortschreitend, also im Uhrzeigersinn, an der Altarseite die Verkündigung Mariae – die sog. Heimsuchung – die Geburt und dann die Taufe des Herrn, an der Westseite zum Kirchenschiff hin die Auferstehung – die Himmelfahrt – die Ausgießung des Heiligen Geistes und das Jüngste Gericht (siehe die Pfeile).

---

[27]) Siehe oben Anm. 17.

[28]) Vgl.: Verf., wie Anm. 17, S. 91.

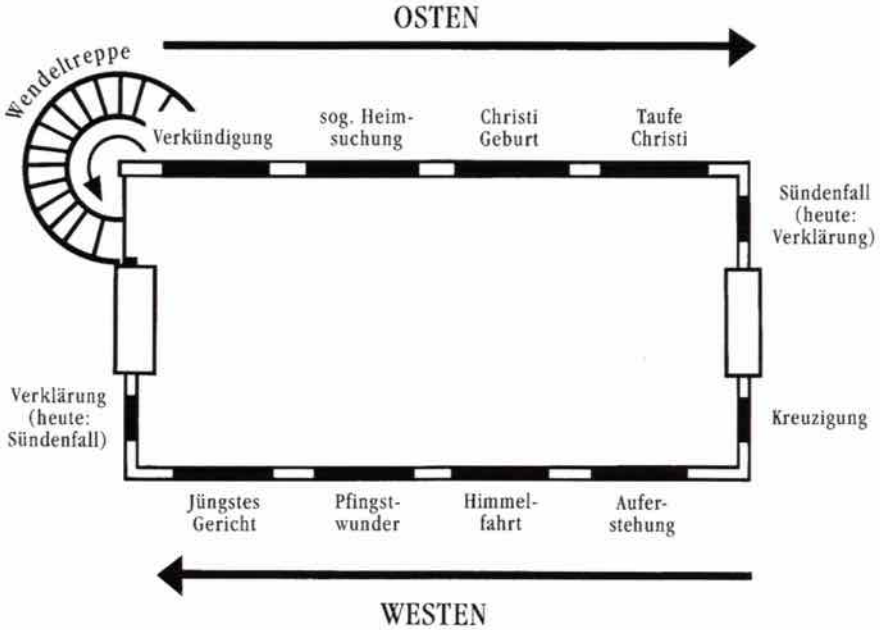


Fig. 1. Das Bildprogramm in St. Ägidien (Schemat. Darst.)

Mit der Südwand der Kanzel hat es eine eigene Bewandtnis. Die Bilder der Verklärung und der Kreuzigung, die heute auf scheinbar korrekte Weise die Altarseite mit der Westseite chronologisch verbinden, geben nicht den Zustand der Entstehungszeit wieder. Der jetzige Befund geht auf einen Bildaustausch 1826 zurück, bei dem die Bilder von Verklärung und Sündenfall die Plätze wechseln mußten. Damit sollte die chronologisch widrige Plazierung des Sündenfallbildes rechts neben dem der Kreuzigung „korrigiert" werden, wie es den Anschein hat.

Man darf vermuten, daß typologische Erklärungsmuster, die im 19. Jahrhundert von der wissenschaftlichen Ikonographie neu zur Verfügung gestellt wurden und deren Kenntnis den Bildaustausch hätte verhindern können, unseren Gewährsmännern noch nicht zu Gebote standen. Ihr Vorgehen läßt Verlegenheit erkennen, die notierten Epigramme – ihr Platz erinnert bis heute an den Zustand vor dem Bildtausch[29]) – einzuordnen. Verse, die dem chro-

[29]) Wie übrigens auch die Götterfiguren in den Zwickeln: An der Südwand gehören Saturn und Jupiter zum „Sündenfall", nicht zur „Verklärung", und an der Nordseite sind es Merkur und Venus, die jetzt fälschlich den „Sündenfall" begleiten (vgl. dazu: Rolf *Gramatzki*, Die Sängerkanzel der Ägidienkirche zu Lübeck – Versuch zu ihrer Ikonologie, in: ZVLGA 69 (1989), S. 233–295, hier: S. 249 f.).

nologisch-linearen Ablauf sich entziehen[30]), blieben in beiden Verssammlungen außerhalb der Zählordnung. Sie wurden ohne Nummern und gesondert aufgeführt. Damit geben Schnobel wie Brokes, jeder auf seine Weise, zu erkennen, daß sie kein anderes Ordnungsschema kannten als das der Chro-

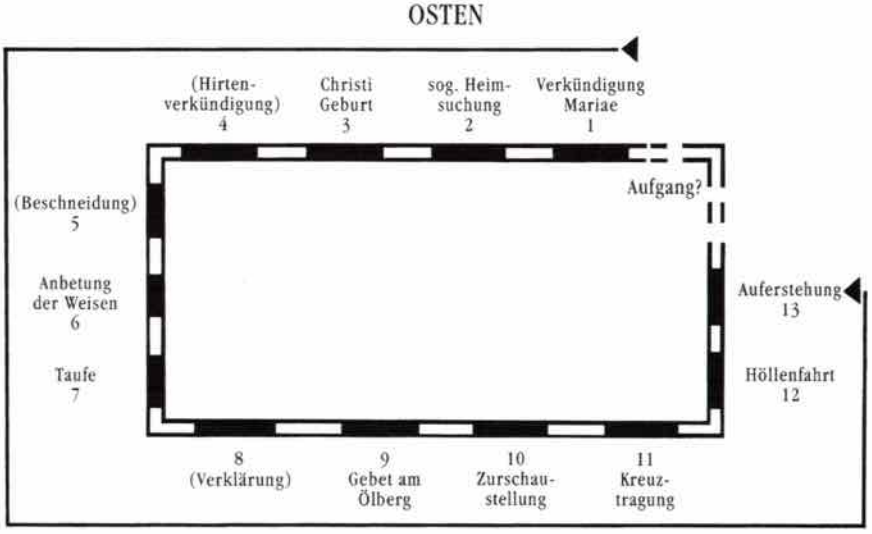


Fig. 2. Die Umlauf- und Leserichtung in St. Petri (Schemat. Darstellung)

nologie. Schnobels Aufzeichnung weist dabei jedoch einen signifikanten Einzelzug auf. Dem Zyklus folgend, notiert er die Themen und Verse der Langseiten in chronologischer Abfolge richtig von rechts nach links, die fortlaufende Numerierung geschieht jedoch gegenläufig: von links nach rechts, also in der üblichen Schreib- und Leserichtung, auf der Altarseite: 1. Taufe, 2. Geburt, 3. die sog. Heimsuchung, 4. Verkündigung Mariae, und ebenso an der gegenüberliegenden Seite: 1. Jüngstes Gericht, 2. Ausgießung des Heiligen Geistes u.s.f. Hier stehen zeitliche Abfolge und die laufenden Nummern im Widerspruch zueinander. Indem aber Schnobel die Bildfolge am Ägidien-Chor mit einer Zählung versieht, die der Chronologie nicht folgt, sondern ihr entgegenläuft, liefert er einen Schlüssel für sein Vorgehen im Falle des Petri-Chores. Dort kommt er ohne widersprüchliche Zählung aus. Es wird konsequent chronologisch von 1 bis 13 gezählt und numeriert. Daraus muß geschlossen werden, daß hier die Anordnung der Bildfolge anders als in

[30]) Bei beiden Gewährsmännern der „Sündenfall" und die „Verklärung"; Schnobel fügt auch die „Kreuzigung" denen hinzu, die von der fortlaufenden Zählung ausgenommen bleiben.

St. Ägidien von links nach rechts, also in Schreib- und Leserichtung verlief. Da von der Ordnung kein Distichon ausgenommen war, ist weiter zu folgern, daß hier alle 13 Verspaare in einer fortlaufenden chronologischen Abfolge standen und daß auch die Verse und Gemälde der Schmalseiten stimmig einbezogen waren, wie es die Pfeilrichtung in Figur 2 verdeutlicht.

Es sei jedoch betont, daß daraus noch kein Schluß auf die Verteilung der Bilder gezogen werden kann. Die Frage, wie die Gemäldetafeln mit ihren Verserklärungen auf die vier Seiten des Bauwerks zahlenmäßig verteilt waren – für die Kalkulation der Seitenlängen eine wichtige Voraussetzung –, ist verknüpft mit der Frage der Bildmaße.

V.

Für die zehn Bildtafeln, die noch bis 1942 in der Turmhalle der Petrikirche zu sehen waren, sind von Hirsch die Maßangaben überliefert worden. Bei gleicher Höhe (1,13 m) war die Breite unterschiedlich. Anders als in St. Ägidien, wo es bei ebenfalls einheitlicher Höhe (1,16 m) drei verschiedene Breitenformate gibt, haben wir es in St. Petri mit vier Formaten zu tun[31]), wie die nachfolgende Übersicht erkennen läßt. (Da die Bilder zur Zeit ihrer Anbringung in der Turmhalle ungerahmt waren, müssen sie mit Rahmen und in situ geringfügig schmäler gewesen sein. Die Angaben „Im Rahmen" sind daher für St. Petri vermutete Werte, pauschaliert in Anlehnung an die Verhältnisse in St. Ägidien.)[32])

Formate	A		B		C		D	
Kirchen	Ungerahmt	Im Rahmen	Ungerahmt	Im Rahmen	Ungerahmt	Im Rahmen	Ungerahmt	Im Rahmen
St. Ägidien	1,16	1,09	0,89	0,87	0,74	0,70	–	–
St. Petri	0,98	0,94	0,88	0,84	0,80	0,76	0,68	0,64

Fig. 3. Bildgrößen in St. Ägidien und St. Petri

Nach Hirschs Angaben verteilten sich die Breiten auf die zehn erhaltenen Bildtafeln der Petrikirche in folgender Weise:

4 x Format A
3 x Format B
1 x Format C
2 x Format D

---

[31]) Zu den Bildmaßen und Formatgruppen vgl.: *Hirsch*, wie Anm. 25, S. 54.

[32]) Die Maße werden der freundlichen Hilfe des Kirchenvogtes von St. Ägidien, Herrn Klaus Leistner, verdankt. – Die Angaben für die ungerahmten Bildtafeln verstehen sich als Pauschalwerte, da nur ein Bild je Wand vermessen wurde.

Bedeutungsvoll ist nun der Umstand, daß nicht alle Bilder des Zyklus den Abbruch überdauert haben und daß drei Bilder vermutlich gar nicht erst in die Turmhalle gelangt sind. Die Tatsache, daß der Zyklus insgesamt 13 Bilder umfaßt hat, ist für den Rekonstruktionsversuch grundlegend. Dabei steht als Hindernis im Wege, daß zwar die Anzahl von Tafeln derselben Breite genannt ist, die Formate aber nicht den einzelnen Bildern zugewiesen sind. Es wäre aber für unser Vorhaben unmittelbar nützlich, wenn zum Beispiel die Breite des ersten Zyklusbildes, der „Verkündigung Mariae", bekannt wäre. Da in diesem Thema, das von der Zustimmung Mariens zu Gottes Heilsplan handelt, nach christlichem Verständnis der Beginn der Heilsgeschichte dargestellt ist, bildet es seit ältester Überlieferung den Anfang und den Eckstein von Bildprogrammen zum Leben Jesu. Und da im ikonographischen Sinn die Ost- oder Altarwand als die vorrangige gilt, muß ebenso wie in St. Ägidien auch hier das Verkündigungsbild seinen Platz gegenüber dem Altar gehabt haben. Doch hatte es, anders als in St. Ägidien, den ersten Platz von links aus gesehen inne, wie sich aus der Bestimmung der Umlaufrichtung des Zyklus ergeben hat. Wäre nun die Breite dieses Bildes bekannt, könnte von einer gesicherten Größe ausgegangen werden, wo es gilt, die Länge der Altarwand zu kalkulieren. Mangels dessen wird es kein Fehlschluß sein, wenn wir uns an den Gegebenheiten in der Ägidienkirche orientieren.

Bei dem methodischen Ansatz bilden, abgesehen von der schon von Pastor von Melle beobachteten Ähnlichkeit des Äußeren, Werkstattherkunft und Entstehungszeit eines Fundus identischer Voraussetzungen, dem in unserem Gedankengang grundsätzliche Bedeutung zukommt. Durch unseren Befund, daß die Formatwerte der Bilder, wie die Übersicht zeigt, nahe beieinander liegen, wird der Ausgangspunkt bestätigt. Analoge Verhältnisse anzunehmen liegt also nahe und ist legitim. Auf die Bildtafeln in St. Petri angewendet, bedeutet das, daß sie in einem der Bildanordnung am Ägidienlettner entsprechenden Verhältnis auf die vier Seiten des Baues in St. Petri aufgeteilt gewesen sein werden.

Demnach lassen sich nur zwei Modelle denken, um die 13 Tafeln unterzubringen. Analog zur Bildverteilung in St. Ägidien (4 : 4 : 2 : 1) könnten die Bilder des Petri-Zyklus entweder im Verhältnis

4 : 4 : 3 : 2 (Modell I) oder

5 : 5 : 2 : 1 (Modell II)

auf die vier Seiten aufgeteilt gewesen sein.

Die beiden Modelle sind zu prüfen. Um es hier kurz zu fassen: In einem trial-and-error-Verfahren (siehe Anhang 1: Modelle der Bildanordnung) erweist sich das zweite Modell mit dem charakteristischen Nebeneinander von fünf Bildfeldern an den beiden Langseiten als das einzig mögliche. Wird

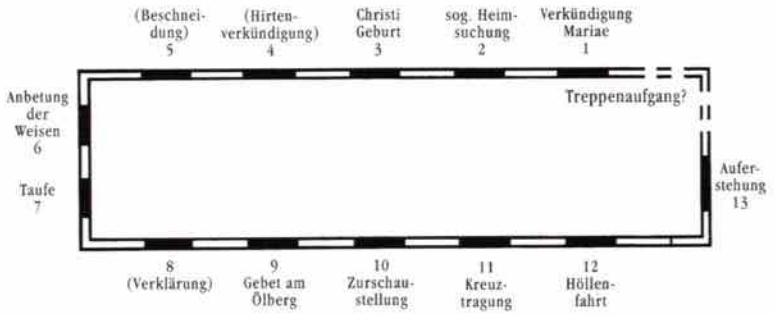


Fig. 4a)

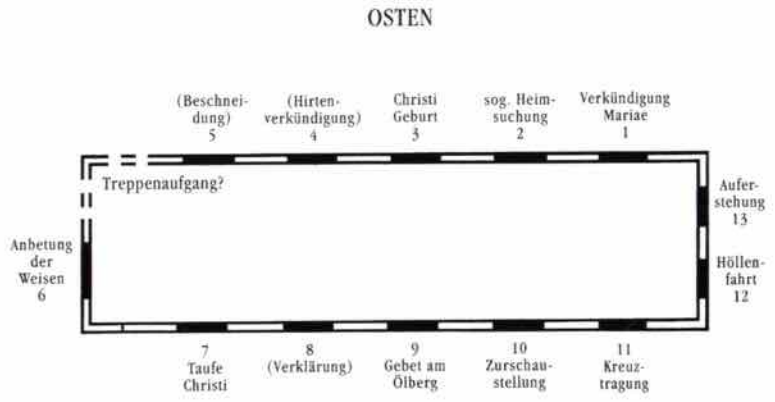


Fig. 4b)

Fig. 4 (a, b). Die Möglichkeiten der Bildverteilung nach Modell II.

nämlich das vorhandene Datenmaterial (Vierseitigkeit der Anlage, chronologische Szenenfolge, Beginn an der südöstlichen Kanzelecke, Angaben über vorhandene und fehlende Bilder sowie über Formatgruppen) berücksichtigt, dann liegt allein diese Bildanordnung im Schnittpunkt aller Koordinaten. Dagegen bleiben alle Versuche, eine andere Aufteilung zu entwickeln, ohne Erfolg.

Doch gibt es innerhalb des Rahmens, den dieses Modell darstellt, zwei Lösungen, je nachdem, welcher der kürzeren Seitenwände die „kleinen" Bildformate C und D zugewiesen werden. Teilt man die beiden D-Formate, wie in der Figur 4a, der Schmalwand im Norden zu, dann gehört das C-Format als letztes Bild an die Südwand. Umgekehrt wäre aber auch denkbar, daß die Nordwand allein die „Anbetung der Weisen" (Bild 6) getragen hätte. Dann müßten sich an der Südwand gegenüber die letzten zwei Zyklusbilder als D-Formate befunden haben.

Aus den beiden Zeichnungen geht hervor, daß die Entscheidung, welche der Möglichkeiten die tatsächlichen Verhältnisse an der Petrikanzel wiedergibt, von der Position des Treppenaufganges abhängig ist. Von Bedeutung ist nunmehr die Frage, wo sich der Aufgang befunden hat.

VI.

Wie in St. Ägidien, wie in St. Jakobi und auch in St. Marien[33]) handelte es sich auch in St. Petri um einen Einbau gegenüber dem Hochaltar, und auch hier wurde er vom zweiten, oder wenn man wie *von Melle* zählt, vom „ersten" Pfeilerpaar getragen[34]). Gesichertes Wissen demnach, was den Standort betrifft; aber zum Aufgang schweigen die Quellen. Doch es lohnt zu spekulieren. In St. Ägidien führt eine an der nordöstlichen Ecke gelegene Wendeltreppe hinauf. Warum gerade hier? An der Tatsache gemessen, daß vier Ecken zur Verfügung standen, könnte es weiterhelfen, für die Wahl gerade dieser eine Begründung zu erkennen. Sie könnte, wenn nicht künstlerische Argumente mitspielen, wie zum Beispiel der Wunsch, die Symmetrie des Baues auf der der Gemeinde zugekehrten Schauseite von einem Anbau freizuhalten, am Ende aus praktischen Überlegungen hervorgegangen sein. Die Front- und Singeseite ist die westliche, zur Orgel und zur Gemeinde hinweisende. Die Sänger betraten also von rückwärts kommend die Bühne. Obendrein befand sich der Zugang in der Nähe eines Portals, so daß sie auf kurzem Wege den Chor erreichen konnten. Das Hinaufgehen vollzog sich zwar nicht den

---

[33]) Der Schülerchor in der Jakobikirche war „zwischen dem zweiten Pfeilerpaar des Mittelschiffs eingebaut und bildete den westlichen Abschluß des Altarraumes" (BKDHL, Bd. 3, S. 383); vgl. auch den Grundriß in der Sammlung der Architekten *Schlösser* und *Tischbein* (unten Fig. 5a). – Zum Lettner in der Marienkirche vgl.: *Hasse,* wie Anm. 9, S. 155–163.

[34]) *Von Melle-Schnobel* (wie Anm. 16, S. 213 f.) spricht von den „ersten" Pfeilern, zählt also die beiden Altarpfeiler nicht mit; für *Hirsch,* der von Westen aus zählt, ist es das vierte Pfeilerpaar (wie Anm. 25, S. 57 f.), ebenso für Wilhelm *Teuchert,* Die Baugeschichte der Petrikirche zu Lübeck (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, hrsg. vom Archiv der Hansestadt, Bd. 15), Lübeck 1956. Hier tragen die beiden Pfeiler die Nummern 14 und 24. – Am nördlichen dieses Pfeilerpaares befand sich die Predigtkanzel, allerdings erst seit 1879 (vorher am 4. bzw., wenn man wie *Hirsch* zählt, am 2. nördlichen Mittelschiffspfeiler), vgl.: BKDHL, Bd. 2, S. 57 f.

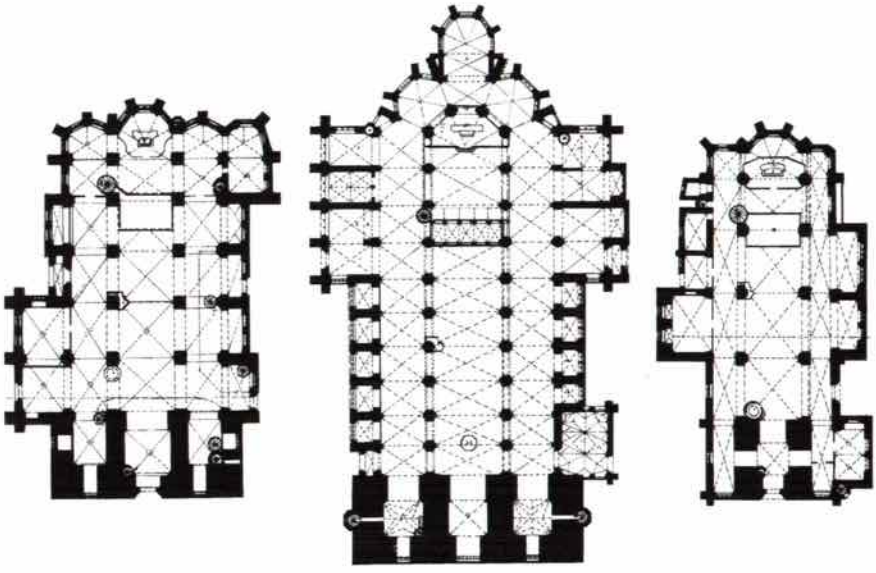


Fig. 5a/b/c. Grundrisse von St. Jakobi, St. Marien und St. Ägidien (v.l.n.r.) (nach Schlösser-Tischbein)[35])

Blicken der Gemeinde entzogen, aber hinter einem Pfeiler abgeschirmt, ein Tatbestand, von dem sich der Besucher der Ägidienkirche noch überzeugen kann.

Ganz ähnlich waren die Verhältnisse beim 1844 abgebrochenen Singechor in der Jakobikirche (Fig. 5a). Auch dort stand der Aufgang nicht im Blickfeld der versammelten Gemeinde, sondern von einem Pfeiler verdeckt in der Nähe des Nordportals. Ob auch die Marienkirche in den Zusammenhang gebracht werden darf, muß dahingestellt bleiben. Hier war die evangelische Sängerkanzel aus einem Umbau des vorreformatorischen Lettners hervorgegangen[36]), dessen Treppenaufgang nahe der nordöstlichen Kirchentür, übrigens dem für die vom Katharineum kommenden Sänger günstigsten Zugang, gelegen war. Dabei mag aber die Konstruktion des Vorgängerbaues maßgeblich gewesen sein. Wenn also bei diesem den Blicken weitgehend entzogenen Aufgangsort der Vorteil für die gottesdienstlichen Abläufe nicht zu übersehen ist – hatte doch schon Bugenhagen es mit sicherem Blick für erzieherische Zusammenhänge für angeraten gehalten, bei Lehrern wie Pastoren die

[35]) H. *Schlösser* – A. *Tischbein*, Denkmäler altdeutscher Baukunst in Lübeck – Die Kirchen Lübecks, Lübeck 1832, Abb. I, XV, XVI.

[36]) Vgl.: *Hasse*, wie Anm. 9, S. 195 f.

„Ordnung" der Schülersänger anzumahnen[37]) –, bleibt doch zu untersuchen, ob die Lösung der Aufgangsfrage nicht anderen Vorgaben folgte.

Zum Aufgang in St. Petri: Auch hier stand mit dem Nordportal für die aus Richtung Markt und Holstenstraße der Kirche Zustrebenden ein naher Zugang zur Verfügung. Einen weiteren Zugang bot ein Portal in der Südwand, das erst 1886 zugemauert wurde[38]). Somit gab es auch in der Petrikirche durch Vorhandensein von zwei Eingängen, noch dazu im selben Joch, günstige Voraussetzungen für einen raschen Weg zur Chortribüne. An unserer Kombination, daß sich auch in dieser Kirche die Wendeltreppe[39]) des Aufganges auf der Altarseite befunden haben muß, läßt schon der Blick auf die Position in den anderen Kirchen keinen Zweifel. Nun muß geprüft werden, welche der beiden Ecken dafür in Frage kommt. Für die südöstliche, dem Südportal zugewandte Kanzelecke scheint zunächst die Rücksicht auf den Bildzyklus zu sprechen. Vergleichbar der Situation in der Ägidienkirche hätte sich die Anlage ebenfalls zwischen dem Anfangs- und dem Schlußbild erhoben (siehe Fig. 1 und 4a)[40]). Der Leseablauf der 13 Bilder wäre dadurch nicht unterbrochen worden. Dennoch ist eher anzunehmen, daß der Aufgang sich an der entgegengesetzten Kanzelecke, vom Altar aus gesehen rechts, befand. Obwohl das zu einer Unterbrechung der Bildfolge zwischen dem 5. und dem 6. Bild geführt haben muß, wie Fig. 4 b zeigt, spricht dafür die Übereinstimmung mit den Gegebenheiten anderswo. Abgesehen von den schon genannten Kirchen, befindet sich auch an den mittelalterlichen Lettnern von Dom und Heiligen-Geist-Hospital der Aufgang hier. Demnach handelt es sich um einen traditionellen, durch Herkommen und Usus gefestigten Platz, was den Zugang zu Lettnern oder Kanzeln angeht, für den aber eine aus Zweck und Funktion abgeleitete Begründung nicht zu erkennen ist.

Schließlich liefert auch der Blick auf die Laufrichtung der Treppe ein Argument. Während eine Wendeltreppe an der südlichen Kanzelecke in St. Petri mit ihrem Zugang vom inneren Seitenschiff rechtsläufig gewesen sein müßte, weisen die Emporenaufgänge des 16. und 17. Jahrhunderts, jedenfalls in Lübecker Kirchen, im Gegensatz zur mittelalterlichen Rechtsläufigkeit Links-

---

[37]) Vgl.: Lübecker Kirchenordnung von Joh. Bugenhagen 1531 – Text mit Übersetzung, Erläuterungen und Einleitung von Wolf-Dieter *Hauschild,* Lübeck 1981, S. 55.

[38]) Vgl.: Rainer *Andresen,* Lübeck – Die Baugeschichte der St. Petri-Kirche (Reihe: Das Alte Stadtbild, Bd. 6), Lübeck 1984, S. 140 f.; ferner: BKDHL, Bd. 2, S. 43 f.

[39]) Eine solche ist bezeugt: BKDHL, Bd. 2, S. 55.

[40]) Nur mit Einschränkung zutreffender Vergleich: Der Aufgang befindet sich in St.-Ägidien zwischen Anfangsbild und dem der Verklärung Christi (heute: Sündenfall), so daß auch hier von einer Unterbrechung gesprochen werden könnte.

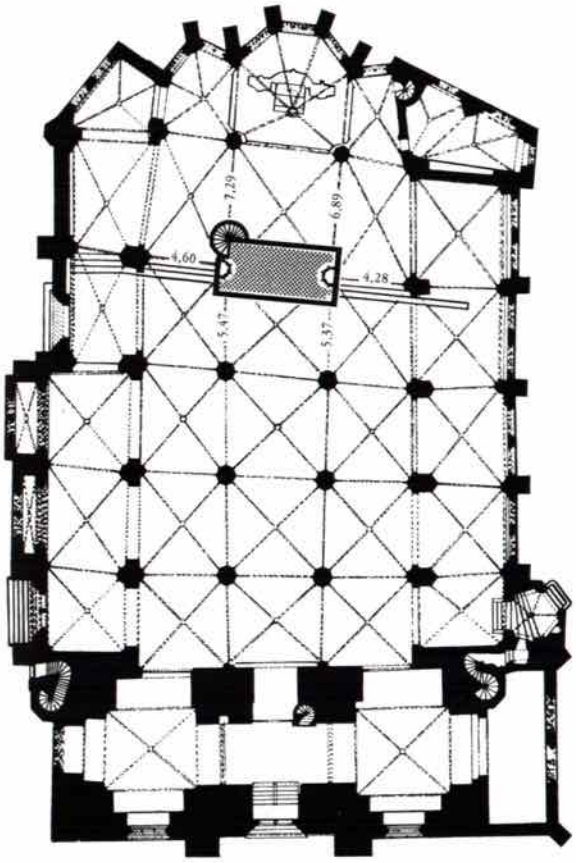


Fig. 6. Grundriß der Petrikirche mit Sängerkanzel.

läufigkeit auf[41]). Die von uns angenommene Anfangsposition könnte somit ein weiteres Beispiel für die Einheitlichkeit dieser Tendenz bedeuten. Fazit: Da sich eine Ausnahme für den Singechor in der Petrikirche hinsichtlich Ort und Aufgangsrichtung nicht begründen läßt, nehmen wir nun an, daß auch hier eine linksdrehende Wendeltreppe an der Nordostecke angebracht war.

Daß zugunsten des Treppenrunds die beiden dort zusammentreffenden Wandseiten verkürzt werden mußten, wurde schon angesprochen. Mit der für den Raumaufwand der Treppe nötigen Wandverkürzung lassen sich die

[41]) Wendeltreppen zur Sängerkanzel und zur Orgelempore (1624–26) in St. Ägidien; in der Jakobikirche die von der Sängerkanzel zur Orgelempore versetzte Treppe von Heinrich Sextra (1619) und der Aufgang zur Südempore (1634). Auch der Aufgang zum Lettner der Marienkirche war linksläufig.

für beide Singechöre festgestellten Formatunterschiede gut begründen. Zur Ägidienkirche: Daß sich die breiteren A-Formate an der Altarseite befinden, ergibt sich aus dem Umstand, daß die Seite mit 10,0 m die längere ist (dagegen 9,25 m im Westen)[42]). Die größere Länge verdankt die Wand dem Treppenaufgang. Der Punkt, auf dem die Spindel sich erhebt, liegt nicht unter dem Kanzelkorbrechteck, sondern quasi extern, das heißt in der Verlängerung der Kanzelwand vor der Ostseite des Pfeilers. Infolgedessen mußte die Kanzelbrüstung altarseitig um beinahe einen Meter verlängert werden, um die Spindel zu erreichen. Die größere Länge der Wand machte im Vergleich zur Westseite größere Bildfelder und damit auch größere Bildformate notwendig. Trotzdem ist der optische Eindruck auf beiden Seiten gleich. Die Verhältnisse scheinen sich nicht zu unterscheiden. Der Künstler gebot, wie Beobachtung von Details lehrt, über genügend Spielmaterial im Aufbau der Bild- und Wandarchitektur, um die tatsächliche Wandlängung perfekt zu verschleiern (siehe Anhang 2: Die Unterschiede zwischen A- und B-Formaten an der Ägidienkanzel).

Anders in St. Petri mit dem charakteristischen Bild der aufstrebenden gotischen Pfeiler. Nur wenn das Treppenrund an den tragenden Pfeiler herangerückt wurde, war gewährleistet, daß der Aufgang dahinter einigermaßen verdeckt blieb und daß der Blick zum Altar nicht durch ein im Raum sich frei emporschwingendes Rund beeinträchtigt wurde. Pfeilernähe, oder um zu präzisieren: Anlehnung an den Pfeiler muß das Bestreben gewesen sein[43]). Wurde die um eine hölzerne Spindel mit freitragender Außenwand konstruierte Treppenschraube wie in St. Ägidien an den Pfeiler herangeholt, dann mußte die dem Altar zugekehrte Langwand aber kürzer als die gegenüberliegende Westwand sein, weil der Rundkörper der Treppe ihre Ausdehnung begrenzte. Das führte zu geringeren Bildbreiten hier. Daher die B-Formate. Verkürzt war aber auch die hier zulaufende (nördliche) Schmalwand. Darum konnte, den Verhältnissen an der Nordseite der Ägidienkanzel nicht ganz unähnlich, dort nur noch ein Bild Platz finden, freilich von etwas größerer Breite, als es das Nebeneinander der zwei an der gegenüberliegenden Südwand erlaubte.

---

[42]) Maße der Sängerkanzel in St. Ägidien: (a) Wandlängen: Westseite 9,25 m, Ostseite 10,20 m (einschließlich der Spindel); Nord- und Südseiten westlich des Pfeilers je 1,60 m; Pfeilerstärke in Ost-West-Richtung 1,75 m; (b) Innenraum: 8,70 m x 4,40 m; Höhe der Wände 1,26 m, Stärke der Brüstung 0,25 m, Höhe und Überstand des Kranzgesimses je 0,40 m; (c) Wendeltreppe: Stufenbreite innen je 1,20 m (einschl. dem äußeren Handlauf 1,34 m); Durchmesser der Spindel 0,25–0,20 m.

[43]) Darin könnte ein Ausdruck von Frömmigkeit gesehen werden: Die Abschirmung steht im Gegensatz zu einer für die norddeutschen Hansestädte festgestellten Vorliebe für holzgebaute, sich frei emporschwingende Wendeltreppen, die mit Schwung und kunstreicher Gestaltung den Raum beherrschen und zieren sollten. Die Lösung mit einer verdeckten Treppe gewinnt, so gesehen, den Charakter von Zurückhaltung und demutvollem Verzicht. Vgl.: Friedrich *Mielke*, Die Geschichte der deutschen Treppen, Berlin-München 1966, S. 31.

Damit findet auch die Existenz des einen C-Formates an dieser Kanzel ihre Erklärung.

VII.

Daß es für die Einschätzung der Seitenmaße nicht ausreichen kann, nur die Breitenmaße der jeweils an einer Wand versammelten Bildtafeln zusammenzurechnen, leuchtet unmittelbar ein. Es gilt, die Wand als ganze in ihrer bildtragenden Funktion, als Gesamtkunstwerk einer evangelischen, wenn das Wort erlaubt ist: Ikonostase zu erfassen. Da es keinen anderen Ausgangspunkt gibt als die angenommene Analogie der künstlerischen Gestaltung, ist dies der Dreh- und Angelpunkt auch des weiteren Vorgehens. Es gründet sich auf die Überzeugung, daß so, wie die Formate und die Anordnung der Bilder, so auch die Architektur des Bauwerks dem in St. Ägidien sehr ähnlich gewesen sein muß. Doch wird die Analogie-Hypothese nicht allein durch das beinahe gleichzeitige Hervorgehen aus einer Werkstatt und durch die Künstlerschaft ein- und desselben Meisters gestützt, sondern auch durch die in der nachreformatorischen Epoche bestimmende Identität der geistigen Voraussetzungen. Da die Formensprache der Kunst Ausdruck der Glaubensinbrunst war, standen solche Werke im Dienste der Verkündigung, und wie der Ägidienchor mit seinem reichen Figurenschmuck dem Lobe Gottes dienen wollte, ja der Bau selbst mit seinen Toren und Säulen das himmlische Jerusalem versinnbildlichte[44]), wäre es schwer, sich vorzustellen, daß der Vorgängerbau anders gedacht oder anders gestaltet war oder sich sonst tiefgreifend unterschieden hätte, erst recht, da ja auch beider Bauten Bild- und Versprogramm „bey nahe einerley" (von Melle) war.

Für die Rekonstruktion darf daraus gefolgert werden, daß das Ordnungsprinzip der Kanzelwände von St. Ägidien, der Wechsel von Bildfeldern und Ädikulae (Giebelnischen), auch in St. Petri gegolten hat. Infolgedessen halten wir es für gerechtfertigt, nun einen Schritt weiterzugehen und auf die Übereinstimmung in den Formelementen überhaupt zu schließen, zumal für die Bildtafeln in St. Petri ebenfalls die Portalform überliefert ist[45]). Auch das Vorhandensein von „Schildereyen", wie es im Zusammenhang mit Malerarbeiten 1776 hieß, also der Inschrifttafeln mit lateinischen Versen, kann als Hinweis auf Übereinstimmungen in der formalen Gestaltung gewertet werden[46]).

---

[44]) *Gramatzki*, wie Anm. 29, S. 241 und S. 280 f.

[45]) Die portalartige Halbkreisform ist belegt: BKDHL, Bd. 2, S. 56.– Zur Rahmung von Gemälden durch Architektur und zum Triumphbogenmotiv (Herkunft aus Italien) vgl.: *Gramatzki*, wie Anm. 29, S. 279 f.

[46]) Zur Rechnung des Malermeisters Petersen vgl. Anm. 51.

Wir gehen also von der Annahme aus, daß die Bildfelder nicht anders als in St. Ägidien gestaltet waren: beidseitig von Hermenpilastern eingefaßte, portalgestaltige Gemälde, die von den auf den Quaderbögen aufsitzenden Zwickelfiguren begleitet waren. (Auf die nahezu gleichen Werte, was Höhe und Breite der Tafeln angeht, wurde oben schon hingewiesen: Figur 3). Wie an der Ägidienkanzel zu sehen, divergiert zwar die Breite der Bildfelder[47]) je nach Format, die Breite der Rahmung durch Hermenpilaster wird dagegen kaum verändert. Die Breite der Rahmung von A- und B-Formaten variiert nur geringfügig (Mittelwert: 40 cm)[48]). Der Umstand aber, daß es derselbe Wert ist, der so gut wie unverändert sich auch an den drei Gemälden des C-Formates findet, nötigt zu dem Schluß, daß aus Gründen der inneren Proportion die Breite der Rahmung im wesentlichen als nicht veränderbar angesehen wurde. Daß es an der Petrikanzel eine entsprechende Konstante nicht gegeben haben sollte, entbehrt der Wahrscheinlichkeit. Gleiche Aufgaben lassen gleiche Lösungen erwarten. Es ist anzunehmen, daß auch dort alle Bildtafeln von einem Pilasterrahmen von einheitlicher Breite eingefaßt waren.

Formate	Breite der Bildtafeln (gerahmt)	Breite der Bildfelder	Differenz (= Breite der Pilasterrahmung)
A	108 cm	150 cm	42 (je 21) cm
B	87 cm	125 cm	38 (je 19) cm
C	70 cm	110 cm	40 (je 20) cm

Fig. 7. Bildtafeln und Bildfelder in St. Ägidien.

Ob allerdings von gleichem Maß wie in St. Ägidien, ist fraglich. In St. Petri waren Bedingungen und Vorgaben anders. Nicht allein die baulichen Voraussetzungen wie Pfeiler und geringe Abstände, sondern auch die Forderungen hinsichtlich des Bildprogramms unterschieden sich von dem, was danach in der Ägidienkirche gelten sollte und zu der Lösung geführt hat, die wir kennen. Wie die Übersicht (Figur 8) zeigt, ließ der gegenüber der Ägidienkirche geringe Innenabstand der Pfeiler (6,1 m : 8,7 m) einen Kanzelbau, an welchem 13 Bilder Platz hatten, nur zu, wenn die beiden Pfeiler in den querliegenden Kanzelkorb hineingenommen wurden und dieser die ihn tragenden Pfeiler in seinem Grundriß umfaßte (siehe Figur 10 und 12). Wenn dem Bau nicht eine grundsätzlich andere architektonische Gestalt gegeben wurde -

[47]) Um den Breitenwert der Bildfelder zu ermitteln, wurde an der die Balustrade tragenden Brüstung der Abstand zwischen den vorspringenden Konsolen gemessen.

[48]) Die Hermenpilaster haben auf allen Bildfeldern annähernd die gleiche Breite: A-Formate 21 cm, B-Formate 19 cm, C-Formate 20 cm (N.B.: Rechnerisch ermittelte, keine gemessenen Werte).

wofür nichts spricht –, dann war er in der Breite etwa gleich groß. Es springt ins Auge, daß die Mittelschiffsbreite in St. Petri bei Einschluß der Pfeiler bis auf das Maß einer Handspanne der in St. Ägidien gleich ist: 9,42 m hier, 9,25 m dort.

Kirche	Innenabstand der Pfeiler	Breitenmaß für den Kanzelbau	Bildprogramm
Ä	8,70 m	9,25 m	11 Bilder: 4 je Langseite
P	6,10 m + 3,32 m (Zweifacher Pfeilerdurchmesser: jeder 1,66 m)	9,42 m	13 Bilder: 5 je Langseite

Fig. 8. Vergleich der Bauvorgaben in St. Ägidien u. St. Petri.

Damit rückt es in den Bereich des Wahrscheinlichen, daß der Bau, den wir suchen, sich von dem, den man in St. Ägidien vor Augen hat, in der Breitenausdehnung nicht sehr unterschieden haben wird. Um so gravierender dann die Aufgabe, ein Bild pro Seite mehr unterzubringen. Reduzierte Maße anzunehmen, ist unumgänglich. Oder historisch betrachtet: Beim späteren Bau der Ägidienkanzel konnten die Bildformate gesteigert werden, in der Höhe um drei Zentimeter, und für eine Langseite wurde das „Großformat" der A-Größe entwickelt. Auch wenn der Unterschied nur in Zentimeterwerten[49]) auszudrücken ist, muß er, was St. Petri betrifft, hinreichend gewesen sein, um auf den Langseiten einem fünften Bild Platz zu bieten.

Aus dem, was über die Bildtafeln gesagt ist, folgt schließlich, daß auch die Bildfelder, auf denen sie von Hermenpilastern gerahmt untergebracht waren, geringer ausgelegt gewesen sein müssen. Nicht zuletzt muß die Pilasterrahmung, die hier betroffen war, insgesamt schmäler gewesen sein, wiewohl einheitlichen Wertes, wie es schon drüben in St. Ägidien beobachtet worden ist (siehe Figur 7). Statt des oben errechneten Mittelwertes (40 cm) setzen wir nun für die Petrikanzel einen vermuteten Wert von nur 36 cm ein, und es muß sich zeigen, ob damit der richtige Weg eingeschlagen wird. Unter den Voraussetzungen lassen sich die folgenden Breiten für die Bildfelder in St. Petri erschließen:

[49]) Im Blick auf die Bedeutung, die Meßvorgängen und Meßwerten im Zusammenhang der Ausführungen zukommt, darf daran erinnert werden, daß das metrische System jener Zeit unbekannt war. Die damit angesprochenen Fragen können hier jedoch nicht verfolgt werden.

Format	Breite der Bilder (im Rahmen)	Breite der Bildfelder
A	94 cm	130 cm
B	84 cm	120 cm
C	76 cm	112 cm
D	64 cm	100 cm

Figur 9. Vermutete Bildfeldbreiten in St. Petri.

Fortwirkend wie beim Domino-Effekt sind von der Veränderung auch die Ädikulae betroffen. Ihre Breite ist für die Berechnung der Wandlängen nicht minder wichtig. Bedeutungsvoll ist in dem Zusammenhang die Beobachtung, daß die Messungen an der Ägidienkanzel[50]) zu gleichen Resultaten führen. Mit 75 Zentimetern ist die Breite trotz unterschiedlicher Wandlängen überall dieselbe. (Daher kommt es, daß die Ädikulae anders als die Gemälde mit ihren Quaderbögen nichts zur Längung der Altarwand beitragen, siehe Anhang 2.) Es besteht kein Zweifel, daß die inneren Proportionen als invariabel und gültig angesehen wurden.

Unter der Voraussetzung, daß dieses renaissance-typische Architekturornament auch am älteren der beiden Zwillingschöre die Bildfelder im Wechsel begleitete[51]), nehmen wir an, daß auch hier die Konstante des Maßes galt. Der Ägidien-Wert ist hier wegen der geringeren Höhe der Wandarchitektur nicht anwendbar. In der folgenden Kalkulation soll für die Breite der Ädikulae darum ein Wert von 72 cm (statt 75 cm in St. Ägidien) eingesetzt werden. Wie im Fall der Hermenpilaster muß auch hier mit einer vermuteten Größe gearbeitet werden. Auch hier gilt, daß der angenommene Wert, sollte er differieren, den tatsächlichen früheren Wert in keinem Fall erheblich verfehlen kann. Das wird durch die generelle Übereinstimmung der Maßverhältnisse ausgeschlossen. Darin liegt die Rechtfertigung für unser Vorgehen.

Was die Verwendung der Ädikulae angeht, ist die Analogie zur Ägidienkanzel auf bemerkenswerte Weise eingeschränkt und abgeändert. Anders als dort, wo der Meister den vier Bildfeldern je fünf Ädikulae zugewiesen hat, kann es an der Petrikanzel nicht dasselbe Wechselmuster gegeben haben. Anzunehmen, daß sechs Giebelnischen die fünf Bildfelder der Langwände

[50]) Die Breite des Ädikulae wurde an der die Balustrade tragenden Brüstung mit Einschluß der Konsolen gemessen.

[51]) Ein Indiz dafür die Rechnung des Malermeisters Abraham Petersen von 1776: Darin werden „Pfeiler" aufgeführt („weiß, grau mit grün marmorirte"), doch dürften damit die Säulen gemeint sein, denn es handelt sich um dieselben (!) Farben, die auch die Säulen am Ägidienchor haben (BKDHL, Bd. 2, S. 55).

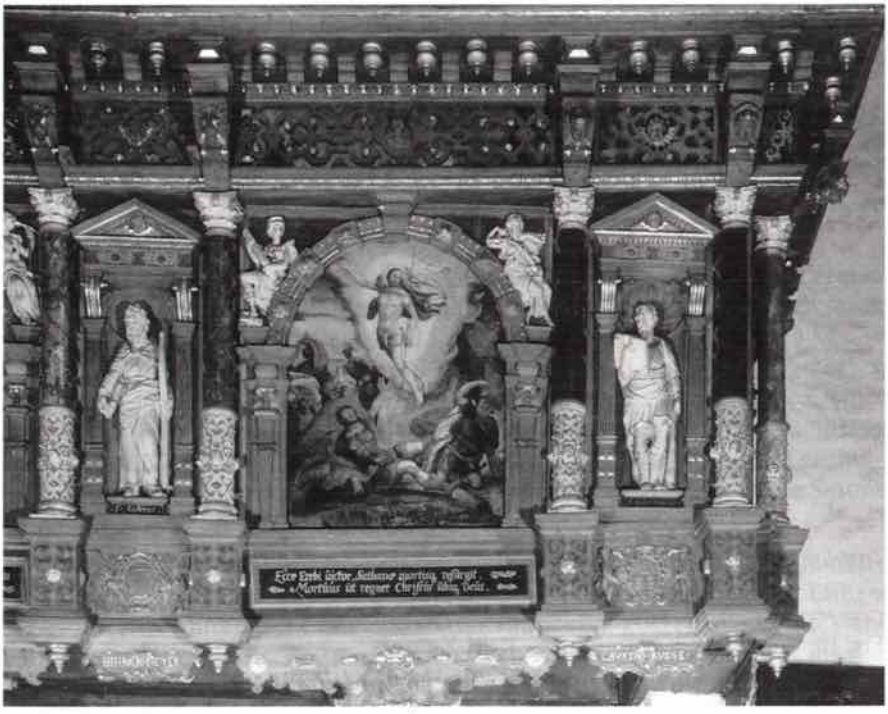


Abb. 2: Zwischen zwei Giebelnischen (Ädikulae) das Bild der Auferstehung Christi in St. Ägidien. Hier werden die Eck- oder Außenpositionen an den Langseiten, anders als in St. Petri, von Giebelnischen eingenommen.

eingerahmt hätten, würde bedeuten, daß der Lettner das Mittelschiff um beinahe zwei Meter übertroffen hätte. Als Einbau auf der Achse des Mittelschiffs dem Gebot der Symmetrie unterworfen, hätte der Bau mit balkonartigen Überständen in die Seitenschiffe hineingeragt. Gemessen an deren geringer Breite (siehe Figur 6) sind Zweifel an solcher Lösung angebracht. Das Hinüberragen des Holzbaukörpers, dessen Volumen man sich nicht geringer vorstellen kann als in der Ägidienkirche, würde für die inneren Seitenschiffe Fragen räumlicher und ästhetischer Verträglichkeit aufwerfen. Das Problem ließ sich nur durch Verkürzung der beiden Langseiten lösen. Indem die beiden äußersten, ecknahen Giebelnischen aufgegeben wurden, konnte die Wandlänge auf die Mittelschiffsbreite begrenzt werden. Zugleich wurde so vermieden, daß an den Ecken – ihre Gestaltung gilt in der Kunstgeschichte seit je als Problem[52]) – zwei Ädikulae aufeinandertrafen.

[52]) Der Hinweis wird Frau Dr. Vogeler, Lübeck, verdankt.

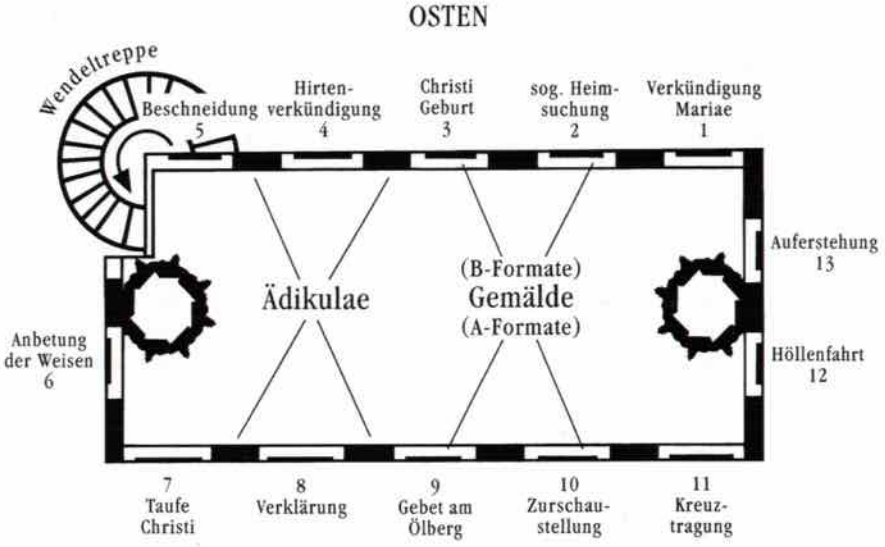


Fig. 10. Vermutlicher Grundriß der Petri-Kanzel.

Wie gefällig eine Eckenlösung aussieht, an der eine Ädikula und ein säulengerahmtes Bild aufeinanderstoßen, kann an der Ägidienkanzel wahrgenommen werden. So muß die Eckengestaltung in St. Petri gewesen sein, aber umgekehrt, das heißt die Ädikula hatte ihren Ort an der kürzeren Wand. Wir rechnen aus diesen Gründen mit einer Aufteilung von Bildfeldern und Ädikulae auf den Langseiten im Verhältnis von 5 : 4 (siehe Fig. 10).

Der folgenden Kalkulation der Wandlängen sei zur Klarstellung vorausgeschickt, daß die Ergebnisse, so zentimetergenau sie sich geben, notwendig Hypothesen bleiben. Das ist der Grund dafür, daß gerundete Werte genannt



Fig. 11. Querschnitt eines Chorpfeilers in St. Petri (nach Teuchert)

werden, deren Zustandekommen allerdings des rechnerischen Nachweises bedarf (Anhang 3). Auf anderem Weg, das heißt ohne den Versuch, die Wandmaße durchzurechnen, sei es auch unter Zuhilfenahme angenommener Werte, wäre keine begründete und durch Maßangaben verdeutlichte Vorstellung des früheren Singechores nach Größe und Aussehen zu gewinnen. Daß in diesem Fall das Ergebnis der Wahrheit hinsichtlich der gewesenen Verhältnisse nahekommt, hat indessen die Wahrscheinlichkeit für sich. Darin liegt die Legitimation für den Versuch.

Für die im Blick der versammelten Gemeinde stehende Westwand ergibt sich nunmehr eine Gesamtlänge von nicht ganz zehn Metern (errechneter Wert: 9,88 m). Die Maße der anderen Seiten: Ostwand etwas über neun Meter (e.W.: 9,13 m), Nordwand bis zum Pfeiler und zur Treppe fast drei Meter (e.W.: 2,81 m), und die südliche kurze Wand kam auf 4,7 m (e.W.: 4,66 m). Als Baukörper hätte ein solcher Kanzelkorb die Breite des Mittelschiffes einschließlich der beiden Pfeiler, wie Fig. 12 zeigt, dem Anschein nach geringfügig übertroffen. Wird jedoch der Überschuß halbiert und auf beide Seiten aufgeteilt, würde die Brüstung an jedem Pfeiler außen anliegen.

Maßsetzende Bedeutung kommt der Südwand zu. Wie bei der mathematischen Figur des Rechtecks die gegenüberliegenden Seiten dieselbe Länge haben, werden durch das Längenmaß der südlichen, kurzen Wand die Verhältnisse auf der Nordseite vorgegeben. Denn die Südwand, und mit ihr die ganze altarseitige Hälfte des Baues, kann nur in dem Maß vom Pfeiler altarwärts vorgeschoben werden, wie es der Breite der Treppenstufen auf der Nordseite entspricht. Der Radius der Wendeltreppe definiert den Abstand zwischen den Pfeilern und der altarseitigen Wand. Der Umstand aber, daß unsere hypothetische Rekonstruktion den Treppenzugang maßgerecht dort unterzubringen vermag, wohin er nach allen Überlegungen „gehört" – sowohl in die Verlängerung der Pfeilerachse, so daß er dem Blick der Gemeinde im Rahmen des Möglichen entzogen war, als auch in Übereinstimmung mit der Position des Aufganges in den anderen Kirchen – ist dazu angetan, die Glaubwürdigkeit des Ansatzes zu verstärken und darf als der Schlußstein verstanden werden, der wie in einem Gewölbe alles krönt und stützt. Denn wie in der Endphase eines Puzzlespiels die letzten Steine sich nach langer Suche mühelos zusammenfügen lassen, so paßt auch hier plötzlich alles: die beiden verkürzten Seiten zur Position von Pfeiler und Treppe, die aus der Ägidienkirche bekannten Maße (Brüstungsstärke, Durchmesser von Treppenaufgang und Spindel, Laufbreite)[53]) zu den Maßen des Kanzelkorbes und seines Aufganges, die oberste Stufe neben die Pfeilerrippe. Und genau darunter muß

[53]) Vgl.: Anm. 42. – Die Laufbreite von 1,20 m erscheint großzügig bemessen, wenn man die heute für „größere Bauten" geforderte von 1,10 m bedenkt: Ulrich *Reitmayer*, Holztreppen in handwerklicher Konstruktion, Stuttgart 1986, S. 12.

sich am Pfeiler der portalgeschmückte Zugang[54]) zur Wendeltreppe – sie schwang sich in einem Vollkreis linksherum empor, wie man es auch aus den Nachbarkirchen kennt – befunden haben. Über ihre Stufen gelangten die Sänger hinauf. Oben hatte man wieder den Pfeiler zur Rechten und damit dann die Plattform des Chores erreicht.

VIII.

Die in der Petrikirche gestellte Aufgabe war gewiß anspruchsvoller als die spätere in der Ägidienkirche. Der geringere Abstand der Mittelschiffspfeiler, ihre mit acht Rippenkanten komplizierte Gestalt und dazu die Stellung über Eck, so daß sie einander statt der Flächen ihre Kanten zukehren, schließlich die geringen Abstände zu den umgebenden Pfeilern (siehe Fig. 6) stellten Bedingungen dar, gegenüber denen sich die Dinge drüben in St. Ägidien vergleichsweise einfach ausnahmen. Dort war es möglich, den Kanzelkorb auf Konsolen aufzusetzen, so daß er, betrachtet man die Westseite, trotz der ausbordenden Brüstung zwischen die glatt aufgemauerten, im Grundriß rechteckigen Pfeiler eingefügt erscheint, die ihm Halt und Widerpart bieten. Die Gegebenheiten in St. Petri machten es dagegen nötig, andere Wege zu gehen. Der emporstrebende Wuchs der kräftigen, wie in einem „lichten Wald" (Friedrich Zimmermann) freistehenden Pfeiler verlangte eine anderswo nicht brauchbare, petri-eigene Lösung. Hier galt es, eine Konstruktion zu ent-

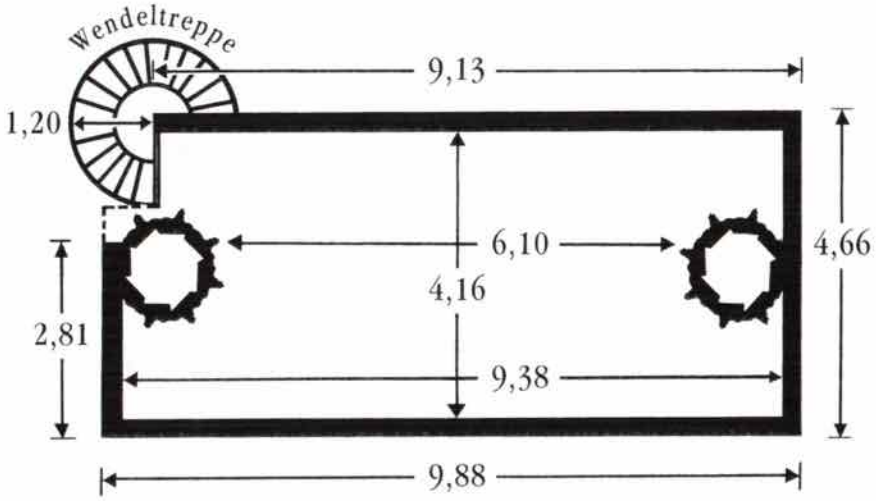


Fig. 12. Errechnete Maße der Sängerkanzel in St. Petri

[54]) Das Portal ist bezeugt: BKDHL, Bd. 2, S. 55.

wickeln, durch die der voluminöse Quereinbau mit den achteckigen Pfeilern trotz des feinen Gratwerks emporlaufender Rippen technisch sicher verbunden wurde, die Aufgabe aber zugleich auch so zu lösen, daß sich der Singechor in der Weite der fünfschiffigen Halle gefällig einfügte. Weder hätte eine Lösung befriedigt, bei welcher der Bau zwischen die schlanken Pfeiler wie zwischengeschoben erschienen wäre, dafür war auch sein Bildprogramm zu umfangreich, noch wäre es dem Raumeindruck bekommen, hätte er sich, wie oben bemerkt, beidseits über die Pfeiler hinaus balkonartig in die angrenzenden inneren Seitenschiffe hineingedrängt. Treffen unsere Überlegungen zu, fand sich die Lösung in einer Art Kompromiß in der Mitte, in Gestalt nämlich eines rechteckig proportionierten Kanzelkorbes, der in seiner Querachse von den beiden Pfeilern getragen wurde und sich Ost und West, dem Hochaltar und der Gemeinde, in gleichen Maßen erkerartig zuwandte: eine Empore, der folgenden in St. Ägidien, was Konstruktion und Maße anbelangt, nicht unähnlich, wenn hier in St. Petri auch die tragenden Pfeiler in die Fläche des Kanzelkorbes einbezogen, sozusagen integriert wurden, so daß sie von der Kanzelbrüstung umfangen und gleichsam festgehalten wurden. Das Flächenangebot war damit so gut wie gleich[55]). Doch in der Art der Verankerung, und das heißt bei Holzeinbauten dieser Art Anbindung an einen Pfeiler, gab es unter den Lübecker Singetribünen, wie die von Schlösser und Tischbein überlieferten Grundrisse zeigen (siehe Fig. 5), keine Parallele. Es ist anzunehmen, daß das tragende, das Mittelschiff überspannende Gebälk, ebenso wie das der Schmalwände, in das ausgekehlte Mauerwerk der Pfeilerschäfte eingemauert wurde. Mit dieser Art der Vermauerung, einer handwerklich geläufigen Art der befestigenden Anbringung[56]), wurde auch die Standfestigkeit des Einbaus verbessert.

Ob der in beiden Richtungen vorkragende Bau in der Mitte von unten mittels einer Stütze gesichert wurde, wie es in St. Ägidien der Fall ist, muß offenbleiben. Andere Stützen, den Überstand der Erker zu unterfangen, bedurfte es hier gewiß so wenig wie dort. Da das Maß des Vorkragens, wenn unsere Kalkulation zutrifft, annähernd dem Wert in St. Ägidien entspricht, wird solche Absicherung nicht vonnöten gewesen sein, wie dem Fehlen dort zu entnehmen ist.

---

[55]) Die errechnete Grundfläche für St. Petri im Vergleich zu der von St. Ägidien: (a) Ägidien (vgl.: Anm. 42): 8,7 x 4,4 m = 38,3 m², (b) Petri (vgl.: Anhang 3 und Fig. 12): 9,4 x 4,2 m = 39,5 m² (N.B.: Von dem Petri-Wert muß die Grundfläche der Pfeiler abgezogen werden.).

[56]) Dieser Hinweis wird dem Polier des Kirchenbauamtes, Herrn Heinz Walzem, verdankt. (Als Beispiel für das Vorgehen läßt sich das Epitaph des 1813 verstorbenen Pastors Koeppen an der Westseite des Pfeilers nennen, das aber wohl erst nach der Beseitigung des Singechores angebracht worden sein wird.) – Irgendwelche Spuren des Singechores waren an den beiden Pfeilern nicht mehr festzustellen, weil die alten Ziegel schon zu Zeiten des Brandes 1942 durch maschinell gefertigte des 19. Jahrhunderts ersetzt waren (Mitteilung des Poliers).

IX.

Die architektonische Gestalt der Sängerkanzel, wie unsere Überlegungen sie ergeben haben, soll in einer Fotomontage anschaulich werden. Das Mittel der Fotomontage ist stets ein Behelf. Abgesehen von der Tatsache, daß sie in unserem Fall eine Hypothese, nicht aber gesichertes Wissen vertritt, liegt ein wesentlicher Mangel darin, daß die werkstatteigene Sprache der Kunst darin keinen Ausdruck findet. Ohne die Formensprache des Künstlers aber und ohne die vielgestaltige Welt des darin angelegten Verkündigungsprogramms bleibt der Annäherungsversuch notgedrungen eindimensional. Es ist der Verlust und der Wunsch, dem Verlorenen auf die Spur zu kommen, der die Bedenken beiseite schiebt und der den Schritt zum Wagnis des Bildversuchs begründet.

Das Foto könnte trügen. Die Schwelle, von welcher der heutige Raumeindruck wesentlich beeinflußt wird, gibt nicht den Zustand wieder, den die Betrachter hatten, die den Singechor vor sich sahen. Die dreistufige Absenkung des Niveaus in der ganzen Breite des Kirchenraumes nach Westen hin ist die Folge einer erst im vorigen Jahrhundert vorgenommenen Abtiefung des Fußbodens, die quellenmäßig jedoch nicht mehr zu belegen ist[57]) und die in den gegenwärtig verfügbaren Darstellungen (Hirsch, Teuchert, Andresen) unerwähnt bleibt. Doch könnte eine für 1847 bezeugte Neuaufstellung des Gestühls damit in Zusammenhang stehen. Damals erhielt „der mittlere Kirchenraum zur Aufnahme der Sitzreihen einen Bretterfußboden auf sechszölliger Holzunterlage", und in den Gängen wurden Klinkerziegel verlegt[58]).

Allerdings gehört zum früheren Zustand mehr, eben das, was Kirchen mit Wärme und Leben erfüllt. Das Vielerlei von alter Einrichtung und Gestühl ist nicht mehr vorhanden. Wie eine Kirche durch die Gemeinde lebt, ihren, wie man sagt, schönsten und edelsten Schmuck, so wäre es die Vorstellung eines Raumes mit Hochaltar und voller Attribute gottesdienstlichen Lebens, die für das Verkündigungswerk des Tönnies Evers den rechten Hintergrund abgäbe. In der lichten, kühlen Weite des heutigen Innenraums, des Ergebnisses einer außergewöhnlichen Wiederaufbauleistung, ist das Raumbild der Gegenwart eher dazu angetan, an die Rolle der Kirche heute zu erinnern.

---

[57]) Mündliche Mitteilung von Herrn Kirchenbaudirektor i.R. Friedrich Zimmermann†, der die Feststellung mit dem Hinweis verbindet, daß die im nördlichen Seitenschiff gelegenen Kapellen erst im Zuge des Wiederaufbaus nach dem Kriege auf das jetzige Niveau abgesenkt worden sind. – Es könnte in dem Zusammenhang von Bedeutung sein, daß auf der von *Schlösser* und *Tischbein* (Anm. 35) stammenden Zeichnung des Innenraumes von 1832 eine solche Schwelle fehlt.

[58]) BKDHL, Bd. 2, S. 49.



IX.

Die architektonische Gestalt der Sängerkanzel, wie unsere Überlegungen sie ergeben haben, soll in einer Fotomontage anschaulich werden. Das Mittel der Fotomontage ist stets ein Behelf. Abgesehen von der Tatsache, daß sie in unserem Fall eine Hypothese, nicht aber gesichertes Wissen vertritt, liegt ein wesentlicher Mangel darin, daß die werkstatteigene Sprache der Kunst darin keinen Ausdruck findet. Ohne die Formensprache des Künstlers aber und ohne die vielgestaltige Welt des darin[illegible]gungsprogramms bleibt der Annäherungsversuch notge[illegible]al. Es ist der Verlust und der Wunsch, dem Verlorenen[illegible]en, der die Bedenken beiseite schiebt und der den Schri[illegible]lversuchs begründet.

Das Foto könnte trügen. Die Schw[illegible]heutige Raumeindruck wesentlich beeinflußt wird, g[illegible]d wieder, den die Betrachter hatten, die den Singecho[illegible]reistufige Absenkung des Niveaus in der ganzen Bre[illegible] nach Westen hin ist die Folge einer erst im vorigen Ja[illegible]menen Abtiefung des Fußbodens, die quellenmäßig je[illegible]egen ist[57]) und di[illegible] in den gegenwärtig verfügbaren Dars[illegible]chert, Andresen unerwähnt bleibt. Doch könnte ein[illegible]euaufstellung de[illegible] Gestühls damit in Zu[illegible]der mittlere Ki[illegible] chenraum zur Aufnah[illegible] liger Holzunterlage", und in den Gä[illegible]egel verlegt[58]).

Allerdings gehört zum früheren Z[illegible]s, was Kirchen m[illegible] Wärme und Leben erfüllt. Das Viel[illegible]tung und Gestü[illegible] ist nicht mehr vorhanden. Wie eine[illegible]heinde lebt, ihren[illegible] wie man sagt, schönsten und edelst[illegible]s die Vorstellung eines Raumes mit Hochaltar und vo[illegible]enstlichen Lebens, die für das Verkündig[illegible]hten Hintergrund abgäbe. In der lichten[illegible]ums, des Ergebnisses einer außergewöhnlichen Wied[illegible]das Raumbild der Gegenwart eher dazu angetan, an di[illegible]te zu erinnern.



[57]) Mündliche Mitteilung von Herrn Kirchenbaudirektor [illegible]edrich Zimmermann†, der die Feststellung mit dem Hinweis verbindet, daß die im nördlichen Seitenschiff gelegenen Kapellen erst im Zuge des Wiederaufbaus nach dem Kriege auf das jetzige Niveau abgesenkt worden sind. – Es könnte in dem Zusammenhang von Bedeutung sein, daß auf der von *Schlösser* und *Tischbein* (Anm. 35) stammenden Zeichnung des Innenraumes von 1832 eine solche Schwelle fehlt.

[58]) BKDHL, Bd. 2, S. 49.



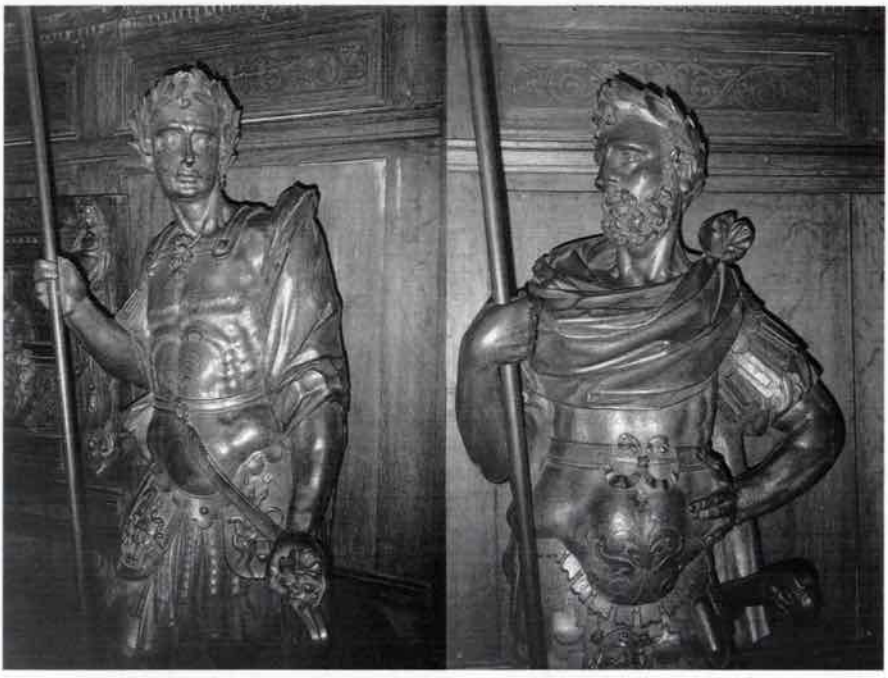


Abb. 3a und b. Die römischen Krieger aus der ehem. Kriegsstube des Rathauses (jetzt: Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck)

Daß die Sängerkanzel von St. Petri von einem Triumphkreuz gekrönt war[59]), macht einen weiteren Unterschied zum jüngeren Zwillingsbau in St. Ägidien aus. Nach der raumbeherrschenden Wirkung anderer Triumphkreuze zu urteilen – in Lübeck wird man außer an den Dom in diesem Zusammenhang an die Katharinenkirche denken, wo die Kreuzigungsdarstellung ebenfalls mit dem Lettner, der Frontseite des Hochchores, verbunden ist –, muß es in der Weite der fünfschiffigen Halle einen dominierenden Akzent gesetzt haben. Zwar ist nicht überliefert, daß dieses Werk von der Hand unseres Meisters war, doch ist ebenso wenig ein aus dem Mittelalter überkommenes Kreuz dieser Art für St. Petri bezeugt. Die Künstlerschaft dem Schöpfer des Singechores zuzuschreiben, wäre also nicht gesichert. Andererseits stand die Großplastik nicht außerhalb seines künstlerischen Vermögens. Ein Beispiel dafür können die aus der Kriegsstube des Rathauses geretteten römischen Krieger im St. Annen-Museum bilden. Auf ihre Lanzen gestützt, mit dem Paradekleid des Muskelpanzers angetan und den Soldatenmantel umgeworfen, dazu lor-

[59]) Zum Triumphkreuz vgl.: Verf., wie Anm. 17, S. 90 f.

beerbekränzt – es ist der Tag des Triumphes –, scheinen sie, mit unterschiedlichem Alter das städtische Ganze verkörpernd, ihre Blicke dem Eingang zuzukehren und den Eintritt des siegreichen Feldherrn zu erwarten[60]). Kein Gelegenheitseinfall also, sondern eine aus dem Zweck des Raumes entwickelte Haltung[61]), gestaltet in hervorragender technischer Qualität. Nimmt man den edlen Ausdruck jener beiden Wächter zum Maßstab, fällt es nicht schwer, eine Kreuzigungsdarstellung diesem Künstler zuzuschreiben. Um so mehr ist der Verlust auch des Triumphkreuzes über dem Singechor in St. Petri zu bedauern. Wäre sie bekannt, erst dann könnte die heutige Zeit sicher sein, des Tönnies Evers Werk ganz zu überblicken.

Anhang

(1)

Modelle der Bildanordnung: Modell I (siehe Fig. 2)

Wir gehen von der Annahme aus, daß die Bilder der größten Breite, des sog. A-Formates – vier davon waren nach Hirschs Auflistung noch bis 1942 in der Turmhalle der Kirche zu sehen – ihren Platz im Osten, also an der Altarwand gehabt hätten. Das führt zu der Folgerung, daß ein weiteres, ein fünftes Bild mit demselben Format vorhanden gewesen sein müßte. Denn die „Hirtenverkündigung", die als viertes Bild des Zyklus für einen davorstehenden Betrachter den Platz des Rechts-außen-Bildes an der Ostseite eingenommen hätte, befand sich nicht unter den erhaltenen Bildern. (Die Benennung ist darum eingeklammert, da nicht überliefert.) Dieses Bild, das Hirsch unbekannt war, hätte wie die drei im Zyklus vorangehenden Bilder ein A-Format haben müssen.

Ob man sich das weitere fünfte A-Format, das unsere Kombination ergeben hat und dem an der Ostseite kein Platz mehr gebührt hätte, an der nördlichen oder an der südlichen Schmalwand des Chores vorstellt – und nur die beiden Schmalwände kommen in Frage, denn an der westlichen Langwand werden bei dem jetzigen Ansatz die B-Formate vermutet –, die Überlegung führt zu einem Nebeneinander unterschiedlicher Formate an jeweils einer der Schmalwände, das ästhetisch unbefriedigend und somit unwahrscheinlich wäre. Deshalb braucht die Überlegung nicht weiter verfolgt zu werden.

---

[60]) Nach *Hinrichsen* treffen sich beider Blicke „theoretisch in der Mittelachse des Raumes ..., und zwar in geringer Entfernung von der Tür"; dennoch verfehlt seine Deutung die Funktion des Wartens, weil die Triumphsituation nicht erkannt wird (wie Anm. 14, S. 54–57, Zitat: S. 55). – Zur Großplastik ebd., S. 58 f. und 117.

[61]) Das „Neue Gemach", wo die Gesandten der Hansestädte zusammenkamen. (Der Name „Kriegsstube" wurde erst später üblich: BKDHL, Bd. 1, 2., S. 216 ff.) – Wie die Deutung zeigt, wäre es nicht übertrieben zu folgern, daß sich in der Ikonographie der Figuren der trotz politischen Abstiegs weiterhin aufrechterhaltene Führungsanspruch der Stadt ausgedrückt findet.

Werden hingegen die größeren A-Formate der Westseite und die kleineren Bilder des B-Formates der Ostseite zugeordnet, ergibt sich für die Verteilung scheinbar und auf den ersten Blick eher eine harmonische Lösung.

Zunächst die Altarseite. Neben den drei erhaltenen B-Größen fände die „Hirtenverkündigung" als viertes B-Format einen Platz. An die nördliche Schmalwand kommen in diesem Modell drei Bilder geringerer Breite. Die Rechnung geht auf: Es sind zwei D-Größen überliefert, eine ließe sich als dritte ergänzen. Es handelt sich um das verlorene Bild der Beschneidung, das fünfte in der Abfolge des Zyklus.

Doch sobald die Verhältnisse an der Westwand untersucht werden, treten dieselben Schwierigkeiten wie vorhin auf. Denn dort wären nun die vier überlieferten A-Formate unterzubringen. Das Bild „Christi Verklärung" aber, das achte der Folge und mithin, steht man davor, das Links-außen-Bild der Westseite, gehört zu den verlorenen, die Hirsch nicht genannt hat. Wie schon bei der Betrachtung der Altarseite gefolgert, müßte auch jetzt, wenn die A-Größen der Westseite zugewiesen werden, erneut ein fünftes Bild dieses Formates angenommen und wiederum einer der beiden Schmalseiten zugewiesen werden, entweder der südlichen – wieder wäre ein unverträgliches Nebeneinander von ungleichen Bildformaten die Folge, oder der nördlichen, womit unsere Kalkulation für die Nordseite, die oben vorgeführt wurde, hinfällig würde.

Wie man es auch wendet, nichts will passen. Man bewegt sich in einem engen Rahmen. Es ist die Notwendigkeit, die von Hirsch nicht überlieferten drei Bilder an dem ihnen in der Abfolge des Programms zukommenden Platz in Übereinstimmung mit den überlieferten Formatgruppen einzufügen, die unsere Überlegungen leitet und die Möglichkeiten zugleich begrenzt. Im diskutierten Zusammenhang ist der Schluß zu ziehen, daß die Bildverteilung von Modell I bei den gegebenen Daten nicht möglich gewesen sein kann.

Modell II (siehe Fig. 4 a und b)

Die Hypothese, die A-Formate könnten an der Altarseite angebracht gewesen sein, ist auch hier nicht aufrechtzuerhalten. Denn der Umstand, daß vier Bilder des Formates von Hirsch gemessen wurden, auf der Seite ihm aber zwei unbekannt waren (die Nummern 4 und 5), nötigt zu dem Schluß, daß die Bilder dieser Seite nicht des A-Formates gewesen sein können. Sonst hätte sich unter den vier genannten eines der beiden fehlenden, von ihm nicht genannten Bildthemen befinden müssen. Die Alternative, die B-Größen an der Altarseite zu suchen, führt hingegen zu schlüssigen Ergebnissen. Nun lassen sich zwei der verlorenen Gemälde („Hirtenverkündigung" und „Beschneidung"), deren Breite unbekannt war und darum unberücksichtigt blieb, an die Gruppe der drei überlieferten B-Formate anschließen. Damit haben wir fünf B-Formate (zwei davon ergänzt) an der Ost- oder Altarseite[62]).

Zu den fünf Bildern der gegenüberliegenden Westseite. Auch hier geht unsere Annahme auf, denn die „Verklärung" – das Bild gehört als drittes zu den nicht überlieferten – läßt sich den vier von Hirsch genannten großen Formaten (A) als das fünfte hinzurechnen. Ob es für einen vor der Wand stehenden Betrachter links außen das

erste der Reihe gewesen ist, hängt nun von der Bildanordnung der beiden kurzen Wände im Norden und Süden ab. Denn Modell II erlaubt, wie wir oben (Teil V) gesehen haben, eine Alternative. An die Überlegungen zur Treppenanlage muß in dem Zusammenhang erinnert werden (Teil VI). Da es gesichert ist, daß die Wendeltreppe sich an der nordöstlichen Ecke des Baues befunden hat, müssen die Bilder wie in Fig. 10 verteilt gewesen sein.

(2)

Die Unterschiede zwischen den A- und B-Formaten an der Ägidienkanzel

Die in ungleicher Wandlänge begründeten Unterschiede der Formate sind nachweisbar. An Details lassen sie sich belegen. So ist an der längeren Ostwand der Radius des Quaderbogens 11 cm größer, womit auch zu erklären ist, daß die Bilder auf der Altarseite aufs ganze gesehen breiter gelagert erscheinen. Die Hermenpilaster wirken dadurch weniger eingeengt, und damit erscheinen die Bildfelder insgesamt ruhiger als an der gegenüberliegenden Westseite. Die Anzahl der an der Unterseite des Kranzgesimses aufgereihten vergoldeten Knäufe (sieben pro Bildfeld statt sechs auf der Westseite), deren Abstände gleich sind, beweist objektiv die größere Bildfeldbreite. Auffällig auch die Unterschiede in den Quaderbögen: Im Westen sind auf jeder Bogenhälfte drei Bossenquader eingefügt, im Osten sind die Quader dagegen breiteren Formates, als Zier tragen sie flache Rhomben[63]); hier sind die Bogenquader mit vier, im Westen mit drei Diamanten geziert – auch das als Mittel, den Halbmesser des Bogens zu weiten. Sozusagen auf allen Ebenen lassen sich Einzelmaßnahmen ausmachen, mit denen die Proportionsunterschiede zwischen Ost- und Westwand aufgehoben erscheinen und formale Übereinstimmung bis zur Scheinidentität des in Wahrheit Ungleichen herbeigeführt wird. Daß der Variantenreichtum, der sich in spielerischer Fülle auszudrücken weiß, auf genauer Berechnung fußt, kann als indirekter Beweis für eine planvoll vorgenommene Längung der altarseitigen Wand gelten.

(3)

Die Berechnung der Wandlängen

Maßgebend sind die Architekturteile (Ädikulae und Bildfelder), dazu an den Ecken ein Überstand, wo zusammenstoßende Seiten eine Überschneidung des vorkragenden Brüstungsgebälks bilden (in der Fachsprache: „Überblattung"). Während die Breite der Bildfelder differiert, je nach den Formaten (A, B, C, D), sind die Breitenwerte der Ädikulae überall gleich und werden, wie angekündigt, mit 72 cm eingesetzt. Als Wert für die Überblattung wird der an der Ägidien-Brüstung gemessene (25 cm) übernommen; an der nördlichen Schmalwand und auch an der Altarwand kann der

---

[62]) Die früher geäußerte Vermutung, das Bild der Hirtenverkündigung sei nachträglich eingefügt worden (Verf., wie Anm. 17, S. 89), verträgt sich nicht mit Modell II: Baukörper und Schlüssigkeit der Bildverteilung sprechen dagegen. Eher ist anzunehmen, daß *Hirsch*s Deutung irrig war, im Geburtsbild sei auch die Anbetung der Hirten dargestellt gewesen. Damit entfällt die unterstellte Chronologiewidrigkeit.

[63]) Eine ursprünglich andere Ornamentierung vermutet *Gramatzki*, wie Anm. 29, S. 240; in der Tat kann die dekorative Qualität der flachen Rhomben es nicht mit den Bossenquadern aufnehmen.

Überblattungswert nur einmal in Rechnung gestellt werden, weil diese Seiten jeweils nur an einem Ende mit der anderen Seite zusammentreffen.

(a)	Westwand (Gemeindeseite)	
	5 Bildfelder (A-Formate), je 130 cm	= 6,50 m
	4 Ädikulae, je 72 cm	= 2,88 m
	2 Überblattungen, je 25 cm	= 0,50 m
		9,88 m
(b)	Südwand	
	2 Bildfelder (D-Formate), je 100 cm	= 2,00 m
	3 Ädikulae, je 72 cm	= 2,16 m
	2 Überblattungen, je 25 cm	= 0,50 m
		4,66 m
(c)	Nordwand	
	1 Bildfeld (C-Format), 112 cm	= 1,12 m
	2 Ädikulae, je 72 cm	= 1,44 m
	1 Überblattung, 25 cm	= 0,25 m
		2,81 m
(d)	Ostwand (Altarseite)	
	5 Bildfelder (B-Formate), je 120 cm	= 6,00 m
	4 Ädikulae, je 72 cm	= 2,88 m
	1 Überblattung, 25 cm	= 0,25 m
		9,13 m

Zur Wendeltreppenlösung: Die zeichnerische Rekonstruktion läßt Fragen offen. Während sie das Ende der Altarwand auf die senkrechte Spindel des Treppenrunds treffen läßt und damit die errechneten Maße als möglich bestätigt, bereitet die Nordwand Schwierigkeiten. Es entsteht der Eindruck, die Wand ende neben dem Pfeiler im Leeren. Doch könnte der Pfeiler hier aus Sicherheitsgründen (Rippengrate) ummantelt gewesen sein. Die Vorstellung erscheint nicht abwegig, daß vom Ende der Wand ausgehend eine Art Manschette den Pfeiler umgab, damit die Sänger besser geschützt waren. Doch letztlich ist auch dies Spekulation. Die Frage muß daher offenbleiben.

Danksagungen: Frau Dr. Hildegard Vogeler (Museum für Kunst und Kulturgeschichte), die auch den Anstoß zu der Untersuchung gab, für Rat und Anregung; ferner der Dräger-Stiftung München/Lübeck für die Gewährung eines Zuschusses zugunsten der bildtechnischen Ausstattung (Zeichnungen, Fotomontage).

Fotos: Kirchenbauamt der Ev.-Luth. Landeskirche Lübeck (1); Verlag Schöning & Co. + Gebr. Schmidt, Lübeck (1); Verfasser (2); Herbert Jäger, Badendorf (1). Zeichnungen, Fotomontage: Johann Manzewski, Lübeck.

Garlieb Merkels zweiter Reisebericht über Lübeck

Hans-Bernd Spies

Reiseberichte sind, sofern sie nicht nur reine Erlebnisse, sondern auch das Gesehene schildern, naturgemäß Beschreibungen bestimmter Landschaften oder Orte durch von auswärts kommende Besucher. Gibt es gleichzeitige Darstellungen von mehreren Reisenden, dann erhält man die Möglichkeit des Vergleiches, wie eine Stadt oder Gegend auf verschiedene Fremde wirkte. Bei Berichten von zeitlich auseinanderliegenden Aufenthalten läßt sich zudem erkennen, wie sich das Bild einer bestimmten Stätte im Laufe der Jahrzehnte oder Jahrhunderte in Wirklichkeit oder auch nur in der Sicht von Außenstehenden wandelte[1]). Ein ganz besonderer Fall liegt dann vor, wenn ein Besucher rund zwanzig Jahre nach seinem von ihm beschriebenen Aufenthalt an den entsprechenden Ort zurückkehrte und erneut seine Eindrücke zu Papier brachte. So verhält es sich mit dem zweiten Reisebericht des Baltendeutschen Garlieb Merkel über Lübeck, den er 1818, 17 Jahre nach Erscheinen seiner ersten gedruckten Lübeck-Schilderung[2]), veröffentlichte; von dieser Darstellung gibt es eine noch von Merkel selbst 1840 publizierte weitere Fassung sowie eine dritte, 1887 posthum herausgekommene Variante.

---

[1]) Vgl. Hans-Bernd *Spies*, Bericht des Schweden Per Ulrik Kernell über seine Reise von Kitzingen nach Frankfurt im Jahre 1823, in: Mitteilungen aus dem Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg 1 (1983–1986), S. 211–214, dies S. 211: „Reiseberichte und die Erwähnung oder realistische Beschreibung von Städten, Dörfern, Schlössern und Landschaften in der Dichtung sind nicht nur literarisch, sondern oft auch kultur- und lokalgeschichtlich interessant. Gibt es verschiedene, annähernd zeitgleiche Schilderungen einer bestimmten Stadt, Landschaft oder Wegstrecke, so kann man anhand dieser Quellen durch Vergleiche ermitteln, wie eine solche Reise und das dabei Gesehene und Erlebte auf die Mehrzahl der Besucher wirkte, da das subjektive Moment dank mehrerer Aussagen weitgehend ausgeschaltet ist. Handelt es sich hingegen um zeitlich weiter auseinander liegende Berichte, so werden daraus nicht nur die Veränderungen der beschriebenen Stadt oder Landschaft deutlich, sondern ebenso die sich wandelnde Einstellung der Reisenden zu den von ihnen besuchten Stätten." *Ders.*, Bericht eines Klempnergesellen über seinen Lübeck-Besuch von 1835/36, in: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch 1988, S. 244–250, dies S. 244: „Reiseberichte sind von der Natur der Sache her oft recht subjektiv geprägte Beschreibungen von Orten und Landschaften; aber gerade diese persönliche Darstellungsform führt dazu, daß in derartigen Berichten auch immer wieder solche Dinge, Ereignisse oder Aspekte behandelt bzw. überliefert werden, über die sonst Quellen fehlen würden. Hat man mehrere Reiseberichte über den gleichen Ort, so ergeben sich außerdem interessante Vergleichsmöglichkeiten hinsichtlich der Frage, wie etwa eine Stadt auf unterschiedliche Personen in verschiedenen Zeiten wirkte." Als Beispiel dafür, wie mehrere unterschiedliche Schilderungen einer gemeinsamen Reise ausgewertet werden können, vgl. Arnold *Esch*, Gemeinsames Erlebnis – individueller Bericht. Vier Parallelberichte aus einer Reisegruppe von Jerusalempilgern 1480, in: Zeitschrift für Historische Forschung 11 (1984), S. 385–416. Der Vergleich von zwei Lübeck-Beschreibungen, die durch einen zeitlichen Abstand von fast 40 Jahren getrennt sind, bei Hans-Bernd *Spies*, Die Lübeck-Schilderungen Merkels (1798) und Beurmanns (1836), in: ders. (Hrsg.), 1798–1836 (wie Anm. 2), S. [5–12], bes. S. [7 f.] u. [10 f.].

Der in dem livländischen Ort Loddiger als Sohn eines evangelischen Landpfarrers und einer rigaschen Ratsherrentochter geborene Garlieb Helwig Merkel (1769–1850)[3]) wurde von seinem Vater, der aufgrund seiner radikalaufklärerischen Haltung 1770 von seinem kirchlichen Amt entfernt worden war, im Geist der Aufklärungsphilosophie und des Rationalismus erzogen; nach dessen Tod (1782) bildete er sich anhand der ererbten väterlichen Bibliothek in den nächsten Jahren autodidaktisch fort. Als Siebzehnjähriger trat Merkel in die Regierungskanzlei zu Riga ein, war dann ab 1788 vier Jahre lang Hauslehrer bei einem Landprediger, widmete sich darauf, wieder in Riga, schriftstellerischen Versuchen und nahm 1793 erneut eine Hauslehrerstelle auf dem Lande an. Im Anschluß daran brach Merkel am Abend des 2. Mai 1796 vom Hafen Bolderaa bei Dünamünde zu seiner ersten Reise nach Deutschland auf, die zugleich auch seine erste Seefahrt war[4]). Über diese und

---

[2]) G[arlieb] *Merkel,* Briefe über einige der merkwürdigsten Städte im nördlichen Deutschland, Leipzig 1801, S. 353–428; fotomechanischer Nachdruck mit Originalpaginierung in: Hans-Bernd *Spies* (Hrsg.), 1798–1836. Lübeck vor und nach den Napoléonischen Kriegen. Intime Berichte aus dem Leben einer bescheidenen Stadt, Lübeck 1984. Daß Merkels erster Bericht 1798 entstand, ergibt sich aus einem Hinweis auf S. 397: „gegenwärtig (1798.)".

[3]) Zur Biographie Merkels und zu seinen Schriften vgl. u.a.: Franz *Brümmer,* Deutsches Dichter-Lexikon. Biographische und bibliographische Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten. Unter besonderer Berücksichtigung der Gegenwart für Freunde der Literatur zusammengestellt, Bd. 1, Eichstätt/Stuttgart 1876, S. 28 f.; [Julius] *Eckardt,* Garlieb Helwig Merkel, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 21, Leipzig 1885, S. 433–435; *ders.,* Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. (1797 bis 1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen, Berlin 1887, S. 1–17; Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke, Bd. 5, hrsg. v. Edmund Goetze, Dresden [2]1893, S. 121, Bd. 6, hrsg. v. Edmund Goetze, Leipzig/Dresden/Berlin [2]1898, S. 178, 381 ff. u. 809, Bd. 15, hrsg. v. Herbert Jacob, Berlin [2]1966, S. 305–320 u. 1140 f.; *Wittram* (wie Anm. 6), S. 151, 157 u. 167 f.; Hans-Bernd *Spies* (Hrsg.), Die Erhebung gegen Napoleon 1806–1814/15 (Quellen zum politischen Denken der Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 2), Darmstadt 1981, S. 6, 189 f. u. 205 f.; *ders.,* Lübeck-Schilderungen (wie Anm. 1), S. [5–8]; Donald *Haase,* Garlieb Helwig Merkel, in: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch, begründet v. Wilhelm Kosch, Bd. 10, hrsg. v. Heinz Rupp u. Carl Ludwig Lang, Bern [3]1986, Sp. 876–878; Ina Ulrike *Paul,* Garlieb Merkel, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 17, Berlin 1994, S. 149–151.

[4]) „Die Dichter versichern, die erste Liebe sei unvergeßbar. Ich will ihnen nicht widersprechen; aber die erste Seereise ist es auch, und tausend andere erste Eindrücke sind es ebenfalls; ja, indeß ich mich kaum erinnern kann, welches Frauenzimmer zuerst meine Phantasie reizte, steht das Bild immer noch lebhaft vor meiner Seele, wie mein Schiff sich, unter dem zehntausendfältigen Geschrei von Seevögeln, durch dichte Eisschollen aus der Mündung der Düna in die offene See hinausdrängte, und die ersten Wogen an ihm hinaufhüpften. Jede trug mich weiter hinweg von Allem, was ich bisher geliebt und gehofft hatte, was meine Erinnerung füllte, was der Inhalt meines Lebens gewesen war, um mich in eine Welt hinüber zu führen, die ich nicht kannte, wo mich Niemand erwartete, und wo ich keinen Ersatz zu hoffen wußte für das, wovon ich mich auf immer losgerissen. Tiefschmerzlich fühlt' ich, daß ich nun allein stand, ganz allein, – mit meinem Entschlusse. Wär' es möglich gewesen, wer weiß, ob ich nicht ans Land gesprungen wäre, um meinem Plane zu entsagen. Aber ich hoffe, ich hätte bald einen Rücksprung gethan. Mich wenigstens haben dergleichen Stimmungen immer, wenn sie vorübergegangen, gestärkt

seinen ersten Lübeck-Bericht schrieb er[5]):

„Die Ueberfahrt dauerte lange; zehn Tage, glaub' ich. Am 21. April 1796 (alten Stils)[6]) war das Schiff aus der Bolderaa abgesegelt. Als ich vor Travemünde ans Land stieg, rief ich mit einem ahnenden Frohgefühl aus: Heut ist der erste Mai! – ‚Um Vergebung,' antwortete Jemand; ‚wir schreiben heut den zwölften.' Diese Bemerkung erinnerte mich so lebhaft daran, daß ich in der Fremde sei; ich sah mit einer Art Heimweh nach dem Schiffe zurück. Mir war es auf demselben gar nicht übel ergangen. Der Schiffer, der Steuermann und die drei oder vier Matrosen waren alle Lübecker, damals wenigstens ein treuherziger Menschenschlag. Noch dazu war der Steuermann, ein junger verständiger Mensch, nach Seemanns Weise von feinem Betragen, und Bräutigam der Tochter des Schiffers. So hatte denn das Leben auf dem Schiffe einen Anstrich von Häuslichkeit, in die ich, der einzige Kajüten-Passagier, mich gleichsam einlebte. So etwas ist leicht in

und kräftiger zurückgelassen. Nie war mir so poetisch zu Muthe, als an dem trüben Abende, da ich meine Reise antrat, und an dem herrlich heitern, sonnenwarmen Morgen, an dem ich darauf zuerst aus der Kajüte heraufstieg." So beginnt die von Eckardt herausgegebene Fassung von Merkels Erinnerungen an Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit (vgl. Anm. 3), künftig zitiert als *Eckardt/Merkel,* dies S. 18 f. Zu dieser Edition vgl. *Eckardt,* Einleitung (wie Anm. 3), S. 3 ff.: „Außer einer Anzahl ungedruckt gebliebener Memorabilien hatte Merkel zwei Druckschriften autobiographischen Inhalts hinterlassen: die im Jahre 1812 bei Meinhausen in Riga erschienen ‚Skizzen' [= Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche, Heft 1–4, Riga 1812–1816] und die siebenundzwanzig Jahre später gedruckten ‚Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben' (2 Bände, Leipzig bei K. F. Köhler 1839 und 1840). Die Skizzen, deren Erscheinen in das Kriegsjahr 1812 fiel, blieben der Zeitumstände wegen so völlig unbeachtet, daß (nach des Verfassers eigener Angabe) kaum ein Dutzend Exemplare nach Deutschland gelangt ist, – die ‚Darstellungen' aber enthielten in ihrem ersten Bande livländische Local-Reminiscenzen, deren Inhalt deutschen Lesern keine Veranlassung bot, den zweiten Band überhaupt in die Hand zu nehmen. [...] Merkel selbst mag empfunden haben, daß er die Sache falsch angegriffen hatte. Die von ihm hinterlassenen Papiere enthalten Entwürfe zu einer nach verändertem Plane angeordneten Darstellung der Hauptabschnitte seines Lebens, die er in hohem Alter begonnen, aber nicht mehr zum Abschluß gebracht hatte. [...] Der Herausgeber hat sich wesentlich dem in dem zweiten Bande der ‚Darstellungen' enthaltenen Berichte über des Verfassers deutsche Erlebnisse angeschlossen, diesen durch Auszüge aus den ‚Skizzen' und den erwähnten posthumen Aufzeichnungen ergänzt und unter Weglassung des Ueberflüssigen, Störenden und Veralteten einen einheitlichen Text herzustellen versucht. Der Wortlaut der Merkel'schen Niederschriften ist unverändert beibehalten, jede Hinzufügung zu demselben vermieden und an dem Original überhaupt nur so weit geändert worden, als im Interesse des Zusammenhanges und der Aufeinanderfolge unbedingt nothwendig war."

[5]) *Eckardt/Merkel* (wie Anm. 4), S. 19 ff.

[6]) In Rußland, zu dem Livland von 1710 bis 1918 gehörte, galt bis 1918 noch der Julianische Kalender, der im 18. Jahrhundert bis zum 28. Februar 1800 gegenüber dem Gregorianischen Kalender einen Rückstand von elf Tagen und danach zu Merkels Lebzeiten einen solchen von zwölf Tagen hatte; vgl. Hermann *Grotefend,* Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, durchgesehen v. Jürgen Asch, Hannover [12]1982, S. 24–28. Zur Geschichte Livlands von 1710 bis 1918 vgl. Reinhard *Wittram,* Baltische Geschichte. Die Ostseelande Livland, Estland, Kurland 1180–1918. Grundzüge und Durchblicke, Darmstadt [2]1973, S. 125–257 u. 280–297.

einer abgeschlossenen Lage, wie die auf einem Schiffe. Ich hatte den Schiffer als Mensch hochachten gelernt und selbst so freundschaftliches Gefühl für ihn bekommen, daß ich es bedauerte, als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten[7]).

Es war ein schöner Maienmorgen im Jahre 1796, an dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um; da lag die Ostsee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer größesten Breiten zwischen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geschieden zu sein. – In dem Augenblicke schmetterte zehn Schritte vor mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Fink sein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich so oft auf Spaziergängen in den Livländischen Wäldern über den Werth des Lebens und seiner Verhältnisse angestellt hatte. – Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank und ging ruhig ins Wirtshaus[8]), mir ein Frühstück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu bestellen.

Lübeck.

Die erste Stadt des alten Stammlandes, die ich betreten sollte, erfüllte mich mit mannigfachen Erwartungen. Sie galt mir, wenn ich – navita de ventis![9]) – eine schriftstellerische Vergleichung wagen darf, für das Titelblatt Deutschlands. In gewissem Sinne irrte ich nicht; nur stand auf dem Titel und in dem Werke selbst etwas ganz Anderes, als ich zu lesen gehofft. Ich erinnerte mich auf der Fahrt nach Travemünde, ich würde eine Republik besuchen, die schon ihr sechstes Jahrhundert (seit 1182)[10]) überlebte, einst hochberühmt durch ihren wichtigen Handel, einst mächtig im Kriege gewesen, auch manchen großen Mann zu ihren Söhnen zählte und ihn, nach her-

---

[7]) Bei G[arlieb] *Merkel*, Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben, Bd. 2, Leipzig/Riga/Mitau 1840, S. 4, folgt: „Mehrere Jahre später, da ich wieder nach Lübeck kam, erkundigte ich mich nach ihm. Er war, sagte man mir, bei einem Schiffbruche ertrunken; sein Schwiegersohn aber längst Führer eines großen Fahrzeuges und Versorger der nachgebliebenen Familie."

[8]) In Travemünde gab es damals sieben Wirtshäuser (Adler, Großer Christoph, Stadt Danzig, Englisches Kaffeehaus, König von England, Stadt Lübeck und Im weißen Pferde); vgl. Lübeckisches Addreß-Buch nebst Lokal-Notizen und topographischen Nachrichten für das Jahr 1798, Lübeck o.J. [1797], S. 175.

[9]) Lateinisch: wie der Schiffer von den Winden bzw. über die Winde (spricht).

[10]) Diese Jahreszahl ist unrichtig – Merkel verwechselte offensichtlich die Einnahme Lübecks durch Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1181) bzw. dessen Privileg für die Stadt (1188) mit dem Reichsfreiheitsbrief von 1226; vgl. dazu Erich *Hoffmann*, Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter: Die große Zeit Lübecks, in: Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte, Lübeck [2]1989, S. 79–339 u. 802–824, dies S. 89 ff., 103 ff. u. 115–121. Vgl. auch *Merkel*, Briefe (wie Anm. 2), S. 363: „Friedrich der Erste [...] belagerte die Stadt im Jahr 1182."

gebrachtem Rechte der Kleinen, sobald ihn das Glück verließ, aufs Schaffot geschickt hatte[11]). – Ich dachte an Rom, dann an die Handels-Republiken Tyrus, Corinth, Carthago[12]). – Eben fuhren wir durch das Stadtthor[13]). Vor einem Häuschen, das einige hingelehnte Flinten als eine Wachtstube bezeichneten, saß ein Officier und las; das Aeußere des Buches verrieth seinen Ursprung aus einer Leihbibliothek. Er stand auf und grüßte den Schiffer, der mit mir zur Stadt gefahren war, aber erhielt fast nur ein Kopfnicken zum Dank. Als ich später gegen einen Handwerker, der Etwas für mich zu thun hatte, über die geringe Aufmerksamkeit für das Militär meine Verwunderung äußerte, antwortete er: ‚Die Leute stehen ja in unserm Lohn und Brot.' – Aber sie verbürgen doch die Existenz der Republik! rief ich aus. – ‚Republik!' wiederholte er langsam. – Der Republikaner schien das Wort nicht zu verstehen. – Ich meine, erklärte ich mich, sie bewachen die Stadt. – ‚Ih ja, bei Tage;' antwortete er. ‚Bei Nacht thun wir es selbst.' – Am Abend sah ich ein Dutzend Kerle in alten, schmutzigen Friesröcken einzeln vorüber schlendern, von denen Jeder eine Flinte in der Hand neben sich herschleppte. Am andern Morgen wiederholte sich die Erscheinung. Ich fragte. ‚Es ist die Bürgerwache, die von der Bewachung der Thore kommt', antwortete man[14]). Sind diese schmutzigen, zerlumpten Kerle Lübecker Bürger? – ‚Nicht doch', sagte man lachend. ‚Die schicken meistentheils ihre Hausknechte zur Wache.' Diese spießbürgerliche Sorglosigkeit des kleinen Staates, indeß vielleicht kaum 50 Meilen entfernt das

---

[11]) Merkel meinte damit wahrscheinlich den Kaufmann und Bürgermeister Johann Wittenborg (1320/25–1363), der u.a. wegen seiner erfolglosen und verlustreichen Belagerung Hälsingborgs (1362) in Lübeck im Spätsommer 1363 enthauptet wurde; zu diesem vgl. Rolf *Hammel*, Johann Wittenborg, in: Alken Bruns (Hrsg.), Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten, Neumünster 1993, S. 421–423.

[12]) Zu den genannten antiken Handelsstädten, nämlich dem phoinikischen Tyros in Vorderasien, seiner nordafrikanischen Gründung Karthago und dem griechischen Korinthos vgl. Wolfgang *Röllig*, Tyros, in: Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike, hrsg. v. Konrat Ziegler, Walther Sontheimer u. (ab Bd. 5) Hans Gärtner, Bd. 1–5, München 1979, dies Bd. 5, Sp. 1027–1029; Gerhard *Schrot*, Karthago, in: ebd., Bd. 3, Sp. 135–138; Ernst *Meyer*, Korinthos, in: ebd., Sp. 301–305.

[13]) Das Burgtor, auf das die Straße von Travemünde auch damals hinführte; vgl. Gerhard *Meyer*, Kartenanhang. Einige Bemerkungen zur historischen Kartographie Lübecks, in: Graßmann (wie Anm. 10), S. 933–934, Karten 3 u. 4.

[14]) Zum lübeckischen Militärwesen allgemein vgl. Thomas *Schwark*, Lübecks Stadtmilitär im 17. und 18. Jahrhundert. Untersuchungen zur Sozialgeschichte einer reichsstädtischen Berufsgruppe (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 18), Lübeck 1990. Es gab das aus Berufssoldaten bestehende Stadtmilitär sowie die aus dem Bürgeraufgebot bestehende Bürgerwache; vgl. ebd., S. 80–99 bzw. 59–66; zur Stellvertretung der Bürger in der Bürgerwache durch Häuerlinge oder Mietlinge vgl. ebd., S. 66–70. Vgl. auch *Merkel*, Briefe (wie Anm. 2), S. 378 ff. Beide Bemerkungen Merkels, die den Sachverhalt richtig wiedergeben, nicht herangezogen von Schwark. Zu erwähnen ist noch, daß es am 12. Juni 1796, wenige Wochen nach Merkels erstem Lübeck-Besuch, zu Soldatenunruhen kam; vgl. *Schwark*, S. 13 ff.

westliche Deutschland in blutigem Kriege um sein Dasein kämpfte[15]), erfüllte mich mit einem fast schaudernden Erstaunen."

Nach diesem ersten, recht kurzen Lübeck-Aufenthalt begab sich Merkel nach Leipzig, wo er mit dem Studium der Medizin begann, das er im Wintersemester 1796/97 in Jena fortsetzte. Im Frühjahr 1797 siedelte er nach Weimar über, nahm im Herbst eine Stelle als Privatsekretär in Kopenhagen an, verzichtete jedoch bald auf diese und kehrte noch vor dem Jahresende wieder nach Weimar zurück. Auf einen Sommeraufenthalt in Tiefurt bei Weimar und auf eine Reise nach Dresden folgte im Winter 1798/99 eine weitere nach Bremen, Hamburg, Lübeck – hier die Wochen vor und nach dem Jahreswechsel verbringend[16]) – und Berlin; seine Eindrücke von Hamburg und Lübeck schilderte Merkel in Briefen, die 1801 als Buch unter dem Titel „Briefe über einige der merkwürdigsten Städte im nördlichen Deutschland"[17]) erscheinen sollten.

---

[15]) Es ist nicht eindeutig, welche Meile Merkel meinte, wahrscheinlich die geographische Meile mit 7,4204385 km, mithin waren 50 Meilen rund 371 km, also ungefähr die Luftlinie zwischen Lübeck und dem Niederrhein; die damaligen Kampfhandlungen zwischen dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und dem revolutionären Frankreich fanden allerdings in größerer Entfernung von Lübeck statt. Zu dem Koalitionskrieg von 1792/93–1797 vgl. zusammenfassend Franz-Josef *Schütz*, Koalitionskriege, in: Gerhard Taddey (Hrsg.), Lexikon der deutschen Geschichte. Personen, Ereignisse, Institutionen. Von der Zeitwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, Stuttgart ²1983, S. 665–667. Verschiedene Meilenangaben bei Fritz *Verdenhalven*, Alte Maße, Münzen und Gewichte aus dem deutschen Sprachgebiet, Neustadt an der Aisch 1968, S. 36; zum Problem der zahlreichen im 18. Jahrhundert gebräuchlichen Meilen vgl. Johann Heinrich *Zedler*, Großes vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 20, Graz 1982 (Reprint der Ausgabe Halle/Leipzig 1739), Sp. 306–311, bes. Sp. 307 f. – Daß Merkels Entfernungsangaben recht grob, belegt auch eine andere Stelle (vgl. Anm. 44).

[16]) Vgl. den Schluß von Anm. 2 sowie *Merkel*, Briefe (wie Anm. 2), S. 421–425: „Den Charakter eines einzelnen Menschen erkennt man am leichtesten, wenn er berauscht ist; den eines Volkes bei öffentlichen Festen. Die Deutschen haben leider keine Volksfeste; in Ermangelung dieser, hatte ich mir vorgesetzt, die Lübeker wenigstens bei der Begehung der religiösen Feste, die ich hier erlebte, der Weihnacht und des Neujahrs zu beobachten [...]. [...] Am Abende vor Weihnacht wird jährlich ein glänzendes Concert im Börsensaale gegeben, und zuweilen am Abende vor Neujahr wiederholt. [...] An dem festlichen Morgen giengen die Unterbeamten mit Haarbeutel und Degen, die Officiere des hiesigen Militärs in ihrem ärmlichen Kriegerputze, bei den Rathsherrn, Aelterleuten und den reichen Kaufleuten herum, und statteten ihre demüthigen Glückwünsche ab. [...] Der hiesige [„Rathskeller"] ist vorzüglich wegen der ganz ausgezeichneten Güte seines Steinweines berühmt: die gewöhnliche Ergötzlichkeit des hiesigen Publikums von allen Ständen und Bildungsstufen ist also, an den Abenden vor Weihnacht, Neujahr und dem Dreikönigs-Tage diesen Keller zu besuchen, und eine Flasche Wein zu trinken. [...] Einige Tage später hatte ich den Abend in einer äußerst interessanten Gesellschaft, in einem zahlreichen Kreise der liebenswürdigsten Frauenzimmer, zugebracht. Gegen Mitternacht wurde vorgeschlagen, in den Rathskeller zu gehn."

[17]) Vgl. Anm. 2; eine negative Besprechung dieses Buches erschien ohne Nennung des Rezensenten unter dem Titel „Literatur. Briefe über Hamburg und Lübeck; von (Garlieb) Merkel." in: Zeitung für die elegante Welt 1801, Nr. 96 (11. August), Sp. 771–775, darin heißt es u.a. (Sp. 771 f.): „Der Verfasser derselben ist Herr Merkel, eben der, welcher sein Publikum bisweilen durch Kritiken über schöne Literatur amüsirt: ein Virtuose in der schätzbaren Kunst, über Alles, was er nicht versteht und kennen zu lernen Lust hat, mit gutem Muth abzuspre-

Von dieser Reise nach Weimar zurückgekehrt, blieb Merkel dort noch einige Monate und siedelte dann im Winter 1799/1800 nach Berlin über; im Sommer 1801 wurde er in Frankfurt an der Oder zum Dr. phil. promoviert und hielt im Winter 1801/02 an der dortigen Universität Vorlesungen über Ästhetik. Dann ging er wieder nach Berlin und war bis zum Herbst 1806 in der preußischen Hauptstadt als Schriftsteller, Zeitungsredakteur und Zeitschriftenherausgeber tätig. Nach der Niederlage Preußens in der Schlacht bei Jena und Auerstedt[18]) floh Merkel am 17. Oktober 1806 nach Riga, von wo aus er seinen publizistischen Kampf gegen das Frankreich Napoléons I.[19]) fortsetzte. Im Sommer 1816 kam Merkel erneut nach Berlin und versuchte, an seine dortigen literarischen Erfolge der Jahre 1802–1806 anzuschließen, was ihm allerdings nicht gelang. Daraufhin gab er im Frühjahr 1817 die Zeitschriftenredaktion ab, unternahm eine mehrwöchige Reise, die ihn von Berlin über Kassel, Frankfurt am Main, Schwetzingen, Mainz, Weimar, Leipzig, durch Brandenburg und Mecklenburg nach Lübeck führte; von dort kehrte er endgültig in seine Heimat zurück, wo er die letzten 33 Jahre seines Lebens verbrachte und noch lange publizistisch tätig war.

chen,der dabei die, für einen Kritikus von Profession beneidenswerthe Gabe besitzt, sich durch einen edlen Zorn über Vollkommenheiten, die er nicht begreifen kann oder an großen Menschen wahrnimmt, die ihn übersehen, für das Gefühl seiner eigenen Kleinheit schadlos zu halten. [...] Noch allgemeinern Unwillen aber würde die Indezenz verdienen, die Stellenweise in diesem Buche herrscht und die von einer Art ist, daß sie zur Schande des Herrn M. mit seinen eigenen Worten kenntlich gemacht zu werden verdiente, wenn man es in Blättern wie diese wagen dürfte, etwas nachzuschreiben, worüber – die Grazien sich verhüllen? wie könnte man an diese Huldgöttinnen bei einer Merkelschen Schrift denken! – worüber das gewöhnlichste Weib vor Schaam erröthen, und jeder Mann von Gefühl für Anstand und Sittlichkeit das Buch mit seinem schaamlosen Verfasser zum Hause herauswerfen würde." In einer Fußnote dazu steht am Ende: „Aber die größte Unflätherei, so recht *con amore* in der ekelhaftesten Nacktheit ausgeführt, ist seine grelle Schilderung von Gräuelszenen, die er im Rathskeller zu Lübeck (dieser Stadt so rechtlicher Sitte, wo ein so öffentlicher Ort doch wohl unter Aufsicht der Polizei stehen wird!) gesehen haben will, und die S. 424 zu lesen ist. Es übersteigt allen Glauben!" Fast am Schluß folgt noch folgende Bemerkung (Sp. 774 f.): „Nun, da ihm alles ausgemacht Große schon anfängt lächerlich zu werden, so hat man die Hofnung, daß er endlich bald – denn Zeit ist es – sich selber so lächerlich vorkommen wird, wie er es Andern schon längst ist."

[18]) Preußen hatte Frankreich am 9. Oktober 1806 den Krieg erklärt und war wenige Tage darauf (14. Oktober) bei Jena und Auerstedt geschlagen worden; vgl. *Spies,* Erhebung (wie Anm. 3), S. 20.

[19]) Napoléon Bonaparte (1769–1821) war als Napoléon I. 1804–1814 und 1815 Kaiser der Franzosen, außerdem 1805–1814 König von Italien und 1806–1813 Protektor des Rheinbundes; vgl. ebd., S. 386 f., 397, 439 f. u. 464.

[20]) G[arlieb] *Merkel,* Ueber Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand, Bd. 1–2, Riga 1818; in der Einleitung (Bd. 1, S. 3–9, dies S. 7 f.) schrieb Merkel: „Auch in diesem Buche wird bisweilen von schiefen Nasen unter schönen Augen, vielleicht auch von krummen Fingern an zierlichen Händen, die Rede seyn. Er [Verfasser] bittet aber die sämmt-

Seine Eindrücke von Deutschland, wie er „es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand", schilderte Merkel in einem 1818 erschienenen zweibändigen Werk[20]); darin bildet sein zweiter gedruckter Reisebericht über Lübeck den Schluß der Schilderung seiner letzten Rundreise durch Deutschland[21]). Wie der 1801 veröffentlichte Bericht über die Reise von 1798/99[22]) ist auch der über die von 1817 in Briefform geschrieben; die drei letzten Briefe stammen aus Lübeck[23]):

„Sechszehnter Brief.

Lübeck am 26. Mai [1817].

Da bin ich wieder in derselben Stadt, in der ich zum ersten Mal Deutschlands Boden betrat[24]). Hier, an seiner Gränze, blick' ich wieder, wie damals, mit Beklommenheit auf dasselbe hin. Damals geschah es, weil es mir fremd war; jetzt, weil ich es kenne und liebe. Damals bangete mir um meine Zukunft; jetzt –

Nirgend in Deutschland hab' ich so viel Spuren der großen Begebenheiten gefunden, welche es erlitten hat, als hier. Nicht in dem Aeussern. Der thätige Eifer dieser wackern Republikaner hat so emsig, wie Ameisen ihren zerstörten Haufen wieder herstellen, daran gearbeitet, ihrer freundlichen

---

lichen Leser, wenn Sie etwas finden, was Ihnen unangenehm ist, ihn nicht sofort bösen Willens zu beschuldigen, sondern vorher zu untersuchen, ob er vielleicht eine Wahrheit sagte, die nur durch ihre Vollständigkeit herbe ist; – und wenn er irrte, um Ihrer Selbstwillen ihn nicht zu schmähen, sondern zu widerlegen." Diese Worte hinderten allerdings August von Kotzebue nicht, in seiner Besprechung der beiden Bände – Ueber Deutschland, in: Literarisches Wochenblatt 2 (1819), Nr. 8, S. 57–61; die Besprechung ist zwar nicht unterzeichnet, doch im Text gibt sich der Herausgeber des Blattes, Kotzebue, als Rezensent zu erkennen – zum Abschluß zu schreiben: „Genug! – das ganze Werk ist in demjenigen Tone geschrieben, der einem Manne geziemt, welcher nicht gewohnt ist, sich zu irren, auch gar keine Ahnung davon hat, daß er sich jemals irren könne. Es wird nicht leicht eine Classe von Lesern geben, die nicht Unterhaltung darin finden sollte, denn der Verfasser schwingt seine Geisel von der Ceder bis zum Ysop, und verschont keinen, der an die Wand p –, indem er Jeden selbst für eine Wand ansieht und ihm dieselbe Ehre erzeigt. Es scheint, daß er den Gedanken, jemals nach Deutschland zurück zu kommen, ganz aufgegeben hat." Der Schriftsteller Kotzebue (1761–1819) und Merkel hatten übrigens 1804–1806 gemeinsam die Zeitschrift „Der Freymüthige oder Ernst und Scherz. Berlinische Zeitung für gebildete und unbefangene Leser" herausgegeben; vgl. Hiltrud *Häntzschel*, August von Kotzebue, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 12, Berlin 1980, S. 624–625, dies S. 624, und *Paul* (wie Anm. 3), S. 150.

[21]) Schilderung der Deutschland-Rundreise: *Merkel*, Deutschland (wie Anm. 20), Bd. 1, S. 217–370.

[22]) Vgl. Anm. 2.

[23]) *Merkel*, Deutschland (wie Anm. 20), Bd. 1, S. 354–370, der 16. Brief ebd., S. 354–361. Seinen Lübeck-Besuch schilderte er in anderer Fassung später noch einmal: *Merkel*, Darstellungen (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 9–13 – s. u. Text bei Anm. 47. Die dritte Fassung – *Eckardt/Merkel* (wie Anm. 4), S. 22 f. – ist nur eine stark gekürzte der zweiten.

[24]) Am 12. Mai 1796; s. o. Text nach Anm. 6.

Stadt jedes Zeichen erlittener Gewaltthätigkeit hinwegzuputzen, und sie steht fast eben so heiter und alterthümlich zierlich da, als ehemals. Auch der mit Treuherzigkeit gefällige, gerade Geist der Bewohner hat sich erhalten. Ihr Handel dagegen ist großentheils seitdem in andere Kanäle abgeflossen[25]). Ihr Gespräch fällt nicht, wie ehemals, schnell und leicht auf die alte Herrlichkeit ihres kleinen Staates. Ganz andere Erinnerungen drängen sich jetzt ihnen auf. Es ist schwer eine halbe Stunde mit einem Lübecker zu sprechen, ohne daß er mit einem tiefen Seufzer auf die Drangsale käme, welche Lübeck als gute Stadt Frankreichs, geduldet hat, und während des letzten Krieges, als die Franzosen es wieder besetzt hatten[26]). Diese Leiden scheinen aber auch den Bürgersinn und die Einmüthigkeit erhöht zu haben.

Einer der schönsten Züge davon scheint mir folgender. Buonaparte[27]) hatte sich unter andern auch aller Kapitale bemächtigt, welche bei den Gerichten als Vermögen von Waisen und von wohlthätigen Stiftungen aufbewahrt wurden. Als nach der Befreiung, die Bürger sich zum ersten Male versammelten, um über die Geldbedürfnisse der Stadt zu berathschlagen, erinnerte einer von ihnen an jene Summen. Alle einmüthig erkannten sie für die heiligste Schuld der Stadt, da sie ihr waren anvertraut worden, und sie dieselben nicht hatte zu schützen vermocht. Die ersten Beschlüsse betrafen die Maßregeln zur Bezahlung dieser Gelder, und man unterwarf sich dazu der Fortdauer der Accise und Stempelgebühren, welche die Französische Regierung eingeführt hatte. Ehemals war es gleichwohl der Stolz dieser Republikaner, gerade von solchen Abgaben nichts zu wissen[28]). Ehr-

[25]) Vgl. Heinrich Christian *Zietz*, Ansichten der Freien Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen, Frankfurt am Main 1822, S. 404–409, und Gerhard *Ahrens*, Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg 1806–1914: Anpassung an Forderungen der neuen Zeit, in: Graßmann (wie Anm. 10), S. 529–675 u. 848–860, dies S. 540 ff. u. 572 ff.

[26]) Lübeck war am 6. November 1806 von französischen Truppen erobert und besetzt worden und blieb, durch französischen Senatskonsult vom 13. Dezember 1810 offiziell Frankreich einverleibt, von einer mehrwöchigen Unterbrechung (19. März bis 3. Juni 1813) abgesehen, bis zum 5. Dezember 1813 in französischer Hand; vgl. K[arl] *Klug*, Geschichte Lübecks während der Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche. 1811–1813, Abt. 1–2, Lübeck 1856–1857, und *Ahrens* (wie Anm. 25), S. 533–550.

[27]) Vgl. Anm. 19.

[28]) Zu dem zwar stark vereinfacht, insgesamt aber doch richtig von Merkel dargestellten Finanzwesen Lübecks vgl. Axel *Weniger*, Die Finanzverwaltung Lübecks im 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 9), Lübeck 1982, S. 56–65 (Akzise), 81–90 (Stempelabgabe) u. 143–156 (Schuldentilgung); hinsichtlich der Stiftungen ebd., S. 148: Ende 1810 „forderte der Rat die Lübecker Stiftungen und Korporationen auf, ihre in Hausposten belegten Kapitalien durch Umschreiben im Ober-Stadtbuch an die Mitglieder der Darlehns-Gesellschaft zu verpfänden. Die Stiftungen und Korporationen kamen diesem freiwilligen Aufruf nach und verpfändeten Hausposten in Höhe von 290.700 Mark". Vgl. auch *Ahrens* (wie Anm. 25), S. 539 f. u. 568–572, bes. S. 569: Der Schoß, eine „vom wohlhabenden Bürger auf Bürgereid geleistete, nicht kontrollierte Abgabe, die fast unabdingbar zum republikanischen Selbstverständnis des hanseatischen Bürgers gehört hatte, war bereits Ende 1810 mit dem Untergang der lübeckischen Finanzhoheit beseitigt worden".

würdige Redlichkeit! Um dich ganz gerecht zu schätzen, muß man darauf hinsehen, wie es in diesem Augenblick in andern Gegenden Deutschlands zugeht. In einem sehr armen Deutschen Staate hörte ich darüber wehklagen, daß die ungeheuer reiche Kammer seines Fürsten, Schwierigkeiten mache, die Fonds einer Wittwen-Kasse auszuzahlen, welche die Französische Regierung unangerührt zurückgelassen. –

Einen besonders großen Gegensatz gegen ehemals, macht das kleine Militärwesen Lübecks. Ich erinnere mich noch der sonderbaren Wirkung, welche die sogenannten Soldaten der Stadt vor 21 Jahren[29]) auf mich thaten. Sie waren eine Personifikation nervenlahmer Spießbürgerlichkeit. Jetzt ruft an jedem Sonntags-Morgen eine kriegerische Musik durch die Stadt, und von allen Seiten eilen rüstige, militärisch geputzte Jünglinge fröhlich zur Parade. Es sind junge Bürger, und ihr militärisches Thun ist kein bloßes Modespiel[30]). Sie haben meistentheils als Mitglieder der Hanseatischen Legion[31]), wenigstens einen Feldzug mitgemacht, und brav gethan. Wäre die Zerstückelung Deutschlands nur nicht so arg, es könnte viel für seine Selbstständigkeit von dem kriegerischen Funken hoffen, der in den Geist seiner Bewohner fiel, und so schnell faßte. Jetzt – Der Himmel verhüte es, aber möglich ist es, daß gerade diese Wehrhaftigkeit der Völker, den Untergang der Nation beschleunigt. Sie sind zu lange daran gewöhnt, einander als Fremde zu betrachten, und haben kein inneres Interesse, das sie mit einander verbände. Wenn ein auswärtiger Feind, statt Deutschland anzugreifen, die einzelnen Deutschen Staaten gegen einander aufhetzte, ihre Fehden würden furchtbar seyn, und sie bald der fremden Macht, die als Schiedsrichterin aufträte, in die Hände liefern. Immer aber bleibt das Wiedererwachen der bürgerlichen Stände zum kriegerischen Geist, eine Erscheinung die in der Geschichte fast einzig dasteht. Der gewöhnliche Gang der Staaten alter und neuern Zeit war, daß die Bürger die Waffen aus der Hand legten, sobald es stehende Heere gab, und sich wegen ihrer Vertheidigung auf sie verließen. Diese arteten aus, wurden überwunden, und dann versank der ganze Staat. Selbst die gräßliche Barbarei der Hunnen und Vandalen[32]) vermochte nicht, die Römischen

---

[29]) 1796; s. o. Text nach Anm. 13.

[30]) Vgl. *Zietz* (wie Anm. 25), S. 246–251.

[31]) Zu den Feldzügen der Hanseatischen Legion 1813/14 bzw. der Hanseatischen Brigade 1815 vgl. Lutz *Voigtländer*, Das Tagebuch des Johann Heinrich Lang aus Lübeck und die Feldzüge der Hanseaten in den Jahren 1813–1815 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 4), Lübeck 1980, S. 84–111, 116–122 u. 129–133.

[32]) Die Hunnen, ein asiatisches Reitervolk, hielten sich vermutlich seit Mitte des 2. Jahrhunderts zwischen unterer Wolga und Don auf, 375 stießen sie über letzteren nach Westen vor und lösten dadurch die Völkerwanderung, den Ansturm der Germanen auf das Römische Reich, aus. Um 400 zogen sie von der unteren Donau weiter nach Westen; ihr zwischen 409 und 433 ge-

Bürger wieder zu dem einmal weggelegten Schwerte greifen zu lassen. Und sollte ein Land drei Millionen waffenfähiger Bürger besessen haben, sie waren alle die Beute des Feindes, wenn er die dreißig oder vierzig tausend Soldaten überwunden hatte, die ihm etwa bis zur Gränze entgegen gegangen. Was Buonaparte in Deutschland durch seine Inconsequenz erzwungen hat, ist, wie gesagt, beispiellos. Die Folgen möchten freilich anders gewesen seyn, wenn er in den eroberten Ländern, statt die Waffenpflichtigkeit jedes Jünglings zu befehlen, den unterworfnen Völkern den Gebrauch der Waffen überhaupt verboten, und den Fürsten die er einsetzte oder fortdauern ließ, Französische oder Italienische Leibwachen gegeben hätte.– – Höchst wahrscheinlich hätte man sich dies eben so gut, vielleicht noch lieber gefallen lassen, als die Konskription[33]);– und weil der Kriegersinn nicht aus den Bürgerständen selbst hervorging, sondern ihnen aufgedrungen wurde, glaube ich nicht, daß er lange dauern wird. Diese Wendung ist bei hochkultivirten[34]) Völkern ausser der Natur. Zehn Friedensjahre, und dann e i n sehr unglücklicher Krieg, und er wird verschwunden seyn.

Aber mich dünkt, Sie schütteln lächelnd den Kopf darüber, daß ich schon wieder so ernsthaft aus dem Karakter der leichten Gazette gefallen bin, den ich meinen Reiseberichten geben wollte. Freilich, der Geist der Kleinigkeit (*Esprit de Bagatelle*) ist ein luftiges Vögelchen, das mir nur zu leicht entschlüpft. Bei tausend Dingen die ich auf meiner Reise sah, ist mir nicht eingefallen, daß sie des Nacherzählens werth wären, bis ich mich erinnerte, daß gerade Sachen der Art den Haupt-Inhalt und den wichtigsten Reiz vieler berühmten Reisebeschreibungen ausmachen.

Ich mag den Flüchtling in diesem Briefe nicht einzuhaschen suchen. Für den nächsten setzt er sich vielleicht von selbst wieder auf meine Feder, indem ich einige Umstände meiner Reise von Schwerin hierher, nachhole."

Im 17. Brief[35]), datiert mit „Eben daher", folgt der am Schluß des vorheri-

---

bildetes Reich, das große Gebiete von der Ukraine bis zum Rhein umfaßte, zerfiel nach 454 wieder. Der Kern des Siedlungsgebietes der Vandalen, einer germanischen Stammesgruppe, befand sich im 1. Jahrhundert in Schlesien; Ende 406 überschritten sie, wahrscheinlich in der Umgebung von Mainz, den Rhein, 409 drangen sie in Spanien ein, 429 gingen sie nach Nordafrika, wo sie ein bis 534 bestehendes Reich gründeten. Vgl. Adolf *Lippold,* Hunni, in: Der Kleine Pauly (wie Anm. 12), Bd. 2, Sp. 1249–1251, und *ders.,* Vandalen, in: ebd., Bd. 5, Sp. 1123–1125.

[33]) Listenmäßige Erfassung der Männer zwecks Heranziehung zum Kriegsdienst; vgl. F[ranz]-W[erner] *Witte,* Konskriptionssystem, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, hrsg. v. Adalbert Erler u. Ekkehard Kaufmann, Bd. 2, Berlin 1978, Sp. 1107–1110.

[34]) Vorlage: hochkultuirten.

[35]) *Merkel,* Deutschland (wie Anm. 20), Bd. 1, S. 362–368, Zitat ebd., S. 368.

gen angekündigte Bericht Merkels über seine Fahrt von Schwerin über Rhena nach Lübeck; der letzte Absatz dieses Briefes lautet:

„– Hier in Lübeck besuchte ich von meinen ältern Bekannten[36]) nur wenige, einen sehr hochachtungswerthen Kaufmann, den Dichter Overbeck[37]), und eine mir ehemals durch ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit wichtige Frau. Der erste hatte durch die Jahre des Unglücks viel eingebüßt, ohne gebeugt zu seyn. Der andre ist seit langer Zeit Senator, ist mehrere Mal an Buonaparte[38]) deputirt worden[39]), und scheint mir seinen leichten Frohsinn nicht ganz unzerdrückt durch das Gedränge der Geschäfte hingetragen zu haben[40]). Madame – – ist Großmutter geworden[41]). Sie erzählte mir mit Wärme von ihrem Enkel; aber was sie damals sprach, als der Vater

---

[36]) Außer Overbeck erwähnte *Merkel,* Briefe (wie Anm. 2), S. 418, als nähere Bekannte seines Lübeck-Aufenthaltes von 1798/99 lediglich zwei: „Was mich betrifft, ich möchte die Bekanntschaft von einem ganzen Dutzend hoch und weitberühmter Autoren lieber missen, als die des biedern und einsichtsvollen Syndikus Buchholz und des jungen reformirten Predigers Geibel, die ich beide hier antraf. Der letzte steht in dem Ruf, daß er ein hinreißender, treflicher Redner sey. Ich glaube es wohl; ich sah wenig so geist- und kraftvolle junge Männer, als er ist." Dom-Syndikus Georg Friedrich Buchholz (1750–1805), vgl. Hermann Schroeder, Genealogisches Register, Bd. 2, Archiv der Hansestadt Lübeck, Hs. 864[1]; zum Pastor der reformierten Gemeinde in Lübeck Johannes Geibel (1776–1853), der diese Stelle erst im Juni 1798 angetreten hatte, vgl. Alken *Bruns,* Johannes Geibel, in: ders. (wie Anm. 11), S. 153–155.

[37]) Christian Adolph Overbeck (1755–1821) war, als Merkel ihn kennenlernte, seit 1792 Zweiter Syndikus des Domkapitels, 1799 wurde er Konsulent der Schonenfahrerkompanie, 1800 wurde er in den Senat gewählt, und seit 1814 war er Bürgermeister; auch als Dichter war Overbeck bekannt; vgl. Fritz *Luchmann,* Christian Adolph Overbeck, in: Bruns (wie Anm. 11), S. 281–286. Vor Merkels erster Begegnung mit Overbeck war dieser Anfang November 1798 von einer etwa 60tägigen Reise zum Mittelrhein nach Lübeck zurückgekehrt; vgl. *ders.,* Eine Reise von Lübeck zum Rhein im Herbst 1798. Zwölf Briefe des Lübecker Syndikus Dr. iur. Christian Adolf Overbeck an seine Familie, in: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch 1992, S. 107-124, bes. S. 118 ff. u. 122.

[38]) Vgl. Anm. 19.

[39]) Im Auftrag des Lübecker Senates hatte sich Overbeck dreimal in offizieller Mission in Paris aufgehalten, nämlich 1807–1809, 1809–1810 und 1811; vgl. Fritz *Luchmann* (Hrsg.), Beieinanderseyn ist das tägliche Brod der Liebe. Briefe C. A. Overbecks an seine Familie aus St. Petersburg 1804 und aus Paris 1807–1811 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 21), Lübeck 1992, S. 97–400.

[40]) Rund zwei Jahrzehnte später – *Merkel,* Darstellungen (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 10 f. – heißt es erheblich schärfer: „Selbst den einnehmenden Dichter Overbeck, dem Deutschland so manches seelenvolle Lied verdankt, fand ich verändert. Er schien zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen zu seyn und seinen moralischen Teint verdorben zu haben. Er hatte als Delegirter der Stadt lange in Paris gelebt, oft Napoleon gesehn, und seine ehemalige einfache Liebenswürdigkeit hatte einem Anstrich höfischer Vornehmheit Platz gemacht. Weltlauf! dachte ich und war beruhigt."

[41]) Vgl. *Merkel,* Briefe (wie Anm. 2), S. 425–428: „Gegen Mitternacht wurde vorgeschlagen, in den Rathskeller zu gehn. Jeder Mann bot einer Dame die Hand; ich war so glücklich, die liebenswürdige – – zu führen [...]. [...] Bin ich denn wirklich wieder im Rathskeller gewesen? fragte ich mich, als ich mich auf meinem einsamen Zimmer befand.– In jenen scheußlichen Höhlen – Ha! Sie waren heute so scheußlich gewesen, wie an jenem Abende: – aber wir waren durch ihre

desselben auf meinem Stocke ritt, sobald ich ihn abgelegt hatte, schien mir viel anziehender."

Der 18. und zugleich letzte Brief über diese Reise[42]) bringt keine Bemerkungen über Lübeck oder seine Bewohner mehr, sondern enthält lediglich allgemeine Betrachtungen:

„Ebendaher am 19. Mai 1817[43]).

Mein Streifzug durch Deutschland ist geendigt. Morgen frühe geh' ich an Bord. Ist der Wind günstig, so lustwandle ich in fünf Tagen wieder 180 Meilen von hier[44]), unter meinen alten Linden, die ich vor einem Jahre verließ, und sehe auf die seitdem verflossene Zeit zurück, wie auf einen durchgelesenen Roman, der mich durch manche Stellen verletzte, durch andre vergnügte, im Ganzen angenehm unterhielt.

Es ist wahrscheinlich, daß viele Andre eine solche Reise, als meine so eben geendigte war, gelehrter benutzt und üppiger genossen hätten: aber auch ich habe nicht Ursache, mit ihr unzufrieden zu seyn. Ich kenne nun das jetzige Deutschland besser, als das vorige; ich achte es höher, und wenn ich sein Demosthenes[45]) wäre, ich wüßte wohl, wofür ich zu donnern hätte. Das ist etwas! –

[...]

Leben Sie wohl!"

Gräuel hingeschlüpft, wie man nach einem Regentage über die Gasse zu einem Rendés-vous geht. Wer wird sich denn dabei aufhalten, die Form und Farbe der Pfützen zu betrachten? – Weiber, liebliche Wesen! Wie so ganz hängt doch die Schönheit und der Werth des Lebens davon ab, daß man mit euch es theile! Es ist ein mühseliger Gang an einem neblichten Herbsttage: aber ihr wölbt unsrer Phantasie den schönen Himmelsbogen in den grauen Regenguß. Wir staunen entzückt hinauf, und wissen nicht mehr, daß unser Fuß im Moore watet.– Doch um das zu können, müsset ihr selber haben, was ihr uns geben, müßt ihr selbst zu dem höhern, innern Leben erweckt seyn, in das ihr uns verzücken sollt. Es ist fast nur die Ahnung einer geistigen Welt; nur zarte, leise Klänge sind seine Melodien. Wo in dem Gemeinen die Sinnlichkeit schluchzt, zerstreut in diesem das tiefe Gefühl nur eine Thräne; wo jene wiehernd auflacht, schlüpft diesem nur ein schnell verschwindendes Lächeln über die Lippe, – und doch, doch ist ihm ein kaum bemerkbarer Händedruck, zu dem sich ein reizendes Weib vergißt, und – ihre Hand verschämt zurück zieht, – voll höheren Genusses, als jener eine durchschwelgete Nacht gewährt!– Ich breche ab! Sie merken, fürchte ich, nur zu sehr, wie lebhaft mich die bloße Erinnerung jener echt lyrischen Stunden exaltirt. Urtheilen Sie, wie glücklich ich in denselben war! –"

[42]) *Merkel*, Deutschland (wie Anm. 20), Bd. 1, S. 369 f.

[43]) Es handelt sich bei dieser Datierung entweder um einen Druckfehler – statt 19. also 29. Mai 1817 –, oder Merkel hatte mit Blick auf die Heimat bereits in den Julianischen Kalender umgerechnet, dann wäre der Brief nach dem Gregorianischen Kalender am 31. Mai 1817 geschrieben worden; die zuerst genannte Möglichkeit dürfte allerdings die wahrscheinlichere sein. Hinsichtlich der Kalenderstile vgl. Anm. 6.

[44]) Diese Angabe ist ziemlich ungenau, denn wenn man die Meile als geographische Meile (vgl. Anm. 15) nimmt, wäre die Strecke rund 1336 km lang; die Luftlinie zwischen Travemünde und Riga beträgt lediglich etwa 900 km, die Schiffsroute war natürlich länger, aber nicht so lang, wie von Merkel angegeben.

[45]) Demosthenes (384–322), der berühmteste Redner der Antike, versuchte mit seinen Reden, den panhellenischen Gedanken zu fördern und die Griechen zum gemeinsamen Zusam-

Mehr als zwei Jahrzehnte später äußerte sich Merkel in seinen „Darstellungen und Charakteristiken" erneut über seinen Lübeck-Aufenthalt von 1817, und zwar teils ausführlicher, teils schärfer[46]), vor allem aber hinsichtlich der wirtschaftlichen Zukunftsaussichten der Travestadt recht skeptisch[47]):

„Ich weiß Nichts von ihnen [den „jetzigen Hanseaten"] zu sagen, als daß ich bei meiner Durchreise vor 21 Jahren[48]), Lübeck in vielen Punkten sehr verändert fand. Gleich die Antwort, die ich auf meine erste Erkundigung erhielt, konnte mich darauf vorbereiten. Sie betraf eine sehr unbedeutende Person. Als meine Sachen 1817 zum Theil durch eine Aufwärterin ins Zimmer des Gasthofes geschafft wurden: ich weiß nicht, wie Bild und Namen des Hausknechts vor mein Gedächtniß traten, der dasselbe Geschäft und einen Theil der Aufwartung 18 Jahr früher[49]) bei mir, in demselben Zimmer, besorgt hatte. Er war mir durch eine sonderbare Mischung von Treuherzigkeit und Schlauheit aufgefallen und hatte dadurch manche Mark über die Gebühr von mir verdient. Ich fragte, ob er nicht mehr hier diene? Nein, sagte die Aufwärterin, und deutete auf ein gegenüberstehendes, recht stattliches Gasthaus. ‚Das gehört ihm, sagte die Aufwärterin, und er nimmt uns viele Gäste.' Welchen Umschwung ließ das erwarten! Ich fand hin überall. Von meiner Wirtin angefangen: 1799 war sie ein recht artiges, aber anspruchsvolles Mädchen, das, so gut es denn ging, mit der Aesthetik coquettirte. Jetzt schilderte man mir sie als eine herrschsüchtige, geizige Hausfrau, deren Mann sich entfernt habe, weil er ihr Gebieten nicht ertragen könne. Ich[50]) forschte nach mehrern angesehenen Familien, in denen ich früher Zutritt gehabt, nach verschiedenen ausgezeichneten Männern, die ich gekannt hatte. Diese waren fast alle todt, Jene theils verarmt, theils weggezogen. Eine reizende Frau, die mich lebhaft interessirt hatte und ein glänzendes Leben führte, war von ihrem Gatten geschieden worden, und besorgte jetzt die Wirthschaft Eines ihrer ehemaligen Verehrer[51]).– [...]

menhalt gegen die Bedrohung durch Makedonien zu bewegen; vgl. Franz *Kiechle,* Demosthenes, in: Der Kleine Pauly (wie Anm. 12), Bd. 1, Sp. 1484–1487.

[46]) Vgl. Anm. 40.

[47]) *Merkel,* Darstellungen (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 9–13.

[48]) Aus dieser Angabe geht hervor, daß Merkel diesen Teil 1838 schrieb.

[49]) Gemeint ist der Lübeck-Aufenthalt von 1798/99.

[50]) Text von hier bis Anmerkungszahl 54 von unerheblichen Varianten abgesehen auch bei *Eckhardt/Merkel* (wie Anm. 4), S. 22 f.

[51]) Die folgende Auslassungskennzeichnung bezieht sich auf den Abschnitt, der in Anm. 40 zitiert ist und sich auch bei *Eckardt/Merkel* (wie Anm. 4), S. 22 f., befindet.

Im Ganzen glaubte ich zu sehn, daß mit dem alten Reichthum Lübecks, den die Französischen Gewalthaber an sich zu bringen gewußt, auch die alte, heitre und in mehrern Rücksichten achtungswerthe Spießbürgerei verschwunden sey, die im Grunde Nichts ist, als der nationale Patriotismus sehr kleiner Staaten. In diesem Sinne war der größte Theil Deutschlands im vorigen Jahrhundert voll Spießbürgerei.– Die Lübecker waren jetzt durch die Gewalt der Ereignisse aus ihrer alten Beschränktheit fortgerissen, zur Verknüpfung ihres Interesse, ihrer Sitten und Gebräuche mit vielseitigen Fremden. Sie dachten geringer von der Würde und Wichtigkeit ihrer Stadt, aber strebten eben deshalb vernünftiger darnach, vielartige Verbindungen außer derselben anzuknüpfen. Ihr alter Handel war zerrüttet und ihr Reichthum dahin; dafür war sichtlich eine umfassendere Industrie erwacht, und die Hoffnung erhielt ihren Muth, das Verlorne ließe sich wiedergewinnen[52]).

Ich kann nicht sagen, daß das kleine, achtungswerthe Völkchen mir durch die Verwischung seiner herkömmlichen Individualität im Jahre 1817 interessanter schien, als bei meinen Besuchen im vorigen Jahrhunderte[53]); aber ich freuete mich über die Entschlossenheit, mit der es Wege suchte, sich wieder empor zu helfen[54]). Nur seine Hoffnungen konnte ich nicht theilen. Ganz Nord-Deutschland fühlte sich mit ihm von gleichem Nachweh des Unglücks gedrückt, von gleichen Motiven des lebhaftern, industriellern Aufstrebens gedrängt. Ließ sich nicht erwarten, daß jede Regierung in demselben, mit Beiseitesetzung aller kleinlichen Berechnungen und Verhältnisse, die sonst den Verkehr beschränkten, Alles aufbieten würde, Industrie und Handelsverkehr ihrer Unterthanen zu beleben, und alle Vortheile dazu zu benutzen, welche ihr Land darbot? Und zu diesen Vortheilen gehören vorzugsweise die vielen Häfen, welche die Nordküste Deutschlands besitzt. Ihr Handel, von dem Uebergewicht, vorzüglich Hamburgs, niedergedrückt, von ihren Regierungen wenig begünstigt, schwand ehemals immer mehr. Jetzt wird jeder dieser Häfen, nach Maßgabe seiner

---

[52]) Vgl. *Zietz* (wie Anm. 25), S. 408 f.: „Doch mit Hoffnung blicken wir auf die Zukunft. Manches ist schon wieder besser geworden und der letzte Herbst [das Vorwort – S. III–VI – ist am Schluß datiert mit „Lübeck, im Oktober 1821."] brachte bereits neue Thätigkeit zurück. Unsere Schiffe segeln an ihre gewöhnlichen Orte und ihre Zahl hat fast das alte Verhältniß wieder erreicht. Eine ruhigere Zeit wird wieder bringen, was die stürmische raubte, die Stille des Handels sich in neue Thätigkeit verwandeln. Bleibt nur die Freiheit des Verkehrs gesichert, so wird die anerkannte Rechtlichkeit unserer Handlungshäuser ihnen ihre alten Freunde wieder zuführen und die eigenthümliche Lage der Stadt ihre Einwirkung zeigen, die Geldkräfte werden sich mehren und neues Leben verbreiten. Der alte, festgewurzelte Stamm, wenn gleich vom Ungewitter geschüttelt und zum Theil entblättert, wird wieder kräftig treiben und durch neue Zweige, schönere Blüthe und reichere Früchte erfreuen."

[53]) Anfang Mai 1796 und 1798/99.

[54]) Siehe Anm. 50.

Lage und seiner Mittel, mit den Hansestädten rivalisiren und Lübeck wird in zwanzig, Hamburg in sechzig Jahren – doch ich mag nicht die Kassandra[55]) spielen. Es sey genug an dem Wunsche, daß diese Städte um ihres Heiles willen bald der That nach ganz Deutsche Städte werden mögen."

Garlieb Merkel, dessen recht unterschiedliche Ausführungen über seine Lübeck-Besuche zu den interessantesten und geistreichsten Beispielen der Reiseliteratur[56]) über die Travestadt insgesamt – und für die Jahrzehnte um 1800 ohnehin – gehören[57]), war also dreimal dort: zunächst 1796 im Anschluß an seine erste Seefahrt von Livland nach Travemünde kurz auf der Durchreise nach Leipzig, dann folgte um die Jahreswende 1798/99 ein mehrwöchiger Aufenthalt, und schließlich hielt er sich Ende Mai 1817 einige Tage in Lübeck auf, bevor er endgültig in seine Heimat zurückkehrte. Die Beschreibung seines Lübeck-Besuches von 1798/99 veröffentlichte Merkel zuerst, und zwar

---

[55]) Trojanische Prinzessin, die Unheil voraussehen konnte, aber für ihre Prophezeiungen keinen Glauben fand; vgl. Hans *von Geisau,* Kassandra, in: Der Kleine Pauly (wie Anm. 12), Bd. 3, Sp. 145.

[56]) Zur Reiseliteratur um 1800 vgl. u.a. Klaus *Laermann,* Raumerfahrung und Erfahrungsraum. Einige Überlegungen zu Reiseberichten aus Deutschland vom Ende des 18. Jahrhunderts, in: Hans Joachim Piechotta (Hrsg.), Reise und Utopie. Zur Literatur der Spätaufklärung, Frankfurt am Main 1976, S. 57–97; William E. *Stewart,* Die Reisebeschreibung und ihre Theorie im Deutschland des 18. Jahrhunderts (Literatur und Wirklichkeit, Bd. 20), Bonn 1978; Wolfgang *Griep,* Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert, in: Rolf Grimminger (Hrsg.), Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789 (ders., Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 3), München/Wien 1980, S. 739–764 u. 919–924; Harro *Segeberg,* Die literarisierte Reise im späten 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gattungstypologie, in: Wolfgang Griep u. Hans-Wolf Jäger (Hrsg.), Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts (Neue Bremer Beiträge, Bd. 1), Heidelberg 1983, S. 14–31; Herbert *Schwarzwälder,* Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts über Norddeutschland. Verfasser – Entwicklung – geistiger Standort, in: ebd., S. 127–168; Karol *Sauerland,* Der Übergang der gelehrten zur aufklärerischen Reise im Deutschland des 18. Jahrhunderts, in: Joseph P. Strelka u. Jörg Jungmayr (Hrsg.), Virtus et Fortuna. Zur deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720. Festschrift für Hans-Gert Roloff zu seinem 50. Geburtstag, Bern/Frankfurt am Main/New York 1983, S. 557–570; Hans Erich *Bödeker,* Reisen: Bedeutung und Funktion für die deutsche Aufklärungsgesellschaft, in: Wolfgang Griep u. Hans-Wolf Jäger (Hrsg.), Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen (Neue Bremer Beiträge, Bd. 3), Heidelberg 1986, S. 91–110; Uwe *Hentschel,* Die Reiseliteratur am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Vom gelehrten Bericht zur literarischen Beschreibung, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 16,2 (1991), S. 51–83.

[57]) Zu Reiseberichten über Lübeck vgl Gerhard *Meyer* u. Antjekathrin *Graßmann,* Lübeck-Schrifttum 1900–1975, München 1976, S. 25 f.; *dies.,* Lübeck-Schrifttum 1976–1986, Lübeck 1988, S. 19; [Ernst *Zitzke*], Systematisches Inhaltsverzeichnis und Register der Periodika und Einzelveröffentlichungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 1855–1980, Lübeck 1980, S. 11 f.; Hans-Bernd *Spies,* Das Ende eines Kirchendiebs in Lübeck, in: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch 1986, S. 211–212; *ders.,* Lübeck-Schilderungen (wie Anm. 1); *ders.,* Bericht (wie Anm. 1); *ders.,* Kafka in Lübeck (1914), in: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch 1990, S. 171–175; *ders.,* Bemerkungen eines schwedischen Offiziers über Lübeck (1815): Didrik Reinhold Brunow, in: ebd. 1992, S. 234–237; Horst *Kutzer* (Hrsg.), Lübeck. Ein Lesebuch. Die Stadt Lübeck in Erzählungen, Romanen, Tagebüchern, Lebenserinnerungen, Briefen, Reisebeschreibungen und Kindergeschichten sowie Gedichten von einst und jetzt, Husum 1987.

bereits 1801[58]); diese Schilderung behandelt – so seine eigene Gliederung im Inhaltsverzeichnis – in neun Briefen folgende Themen[59]): „Reise nach Lübek", „Geschichte von Lübek", „Verfassung", „Merkwürdigkeiten", „Patriotische Gesellschaft. Armenanstalten", „Charakteristik der Lübeker", „Charakteristik der Frauen", „Gesellschaftliche Vergnügungen" und „Der Raths-Keller". Demgegenüber ist sein Lübeck-Bericht von 1817, den er schon 1818 drucken ließ, wesentlich kürzer, denn der eigentliche Lübeck-Teil beschränkt sich auf einen und den Schluß eines weiteren Briefes[60]). Ähnliches gilt auch für die 1840 bzw. 1887 erschienene Fassung, in der die Eindrücke und Erlebnisse von 1796, 1798/99 und 1817 zusammengefaßt sind[61]).

Im Jahre 1796 fiel Merkel[62]) der schlechte Zustand des Lübecker Militärwesens auf, der sich 1798/99 noch nicht[63]), aber 1817 erheblich verbessert hatte. Damals stellte er auch fest, daß die Lübecker selbst aufgrund der Erfahrungen der Franzosenzeit ihre Einstellung in erfreulicher Weise geändert hatten. Doch ebenso hatte sich Merkels Ansicht über das Aussehen der Travestadt gewandelt. 1798/99 meinte er, in Lübeck „blieb die Kunst eine Walddirne, und das Beste, was sie den Urenkeln aufstellte, erregt durch die jämmerliche Kleinlichkeit und gothische, geschmacklose Uniform, verachtendes Lächeln"[64]), fast alle Kirchen „sind mit unendlichem Schnitzelwerke und meistentheils läppischen und schlechten Gemälden überladne, gothische Höhlen"[65]), und „Lübek ist das am reichsten garnirte Antikenkabinet Teutschlands, aber wer sich den Geschmack an teutschen Alterthümern nicht ganz verderben will, suche sie hier nicht auf"[66]). 1817 hingegen schrieb er: Lübeck „steht fast eben so heiter und alterthümlich zierlich da, als ehemals"; im gleichen Zusammenhang lobte er den „Eifer dieser wackern Republikaner". Aber auch fast 20 Jahre zuvor hatte er Leistungen der Lübecker zu würdigen gewußt[67]): „Die Gegenwart ist in Lübek mehr werth, als was ihr von der Vergangenheit übrig blieb. Wenn die letztre nichts als Spuren gothischer

---

[58]) Vgl. Anm. 2.

[59]) *Merkel,* Briefe (wie Anm. 2), S. 352 (in der Reprint-Ausgabe).

[60]) Siehe die Texte nach Anm. 23 bzw. 35.

[61]) Siehe die Texte nach Anm. 5 bzw. 47. Merkel hatte auf seinen Reisen Tagebuch geführt, auf das er später immer wieder zurückgriff; vgl. *Merkel,* Darstellungen (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 13: „Ueber meine Fahrt von Lübeck nach Leipzig [1796] spricht mein Tagebuch sehr wenig."

[62]) Siehe Text nach Anm. 13.

[63]) Vgl. *Merkel,* Briefe (wie Anm. 2), S. 378 f.

[64]) Ebd., S. 382.

[65]) Ebd., S. 385.

[66]) Ebd., S. 386.

[67]) Ebd., S. 387.

Geschmacklosigkeit zurückgelassen hat, so giebt die erstere überall Beweise von dem hochachtungswerthen Karakter der Bürger dieser kleinen Republik. Verhältnißmäßig hat wohl keine Stadt so viele und mit so echt humaner Denkungsart eingerichtete Versorgungsanstalten für die ärmere Volksklasse, als Lübek."

Hervorzuheben ist außerdem, wie unterschiedlich Merkel über Christian Adolph Overbeck 1798/99 („Ich fand den wackern Overbek hier, diesen liebenswürdigen Dichter"[68]) und 1817 („scheint mir seinen leichten Frohsinn nicht ganz unzerdrückt durch das Gedränge der Geschäfte hingetragen zu haben") urteilte und seinen Eindruck von der späteren Begegnung in der 1840 erschienenen Fassung mit einer brillanten Formulierung[69]) sogar noch erheblich verschärft wiedergab. Sowohl 1817 als auch im späteren Bericht war Merkel hinsichtlich der künftigen Entwicklung Lübecks ziemlich pessimistisch, Besserung erhoffte er sich lediglich von einem staatlich vereinigten und starken Deutschland. Insgesamt läßt sich über die Lübeck-Beschreibungen Garlieb Merkels sagen, daß gegenüber den Ausführungen des 29jährigen die des 48jährigen und vor allem die des etwa 70jährigen von einem Hauch von Skepsis und Resignation durchzogen sind.

[68]) Ebd,. S. 417; vgl. auch ebd., S. 387 f.: „der liebenswürdige Dichter Overbek".

[69]) Siehe das Zitat in Anm. 40.

„Betrachtungswerthe alte Aegyptische Mumie"

Ursula Buske*

„Aegypter balsamirten mich mit herrlich-süßem Balsams Wein,
Mit Berg=Harz und mit Cedern=Saft, mit reichen schönen Specereyen
Um noch Jahrtausende ja! gar noch Myriaden lang zu leben.
Wie? - mir Armseligem ist hier das Loos Unsterblicher gegeben? -
Sagt! - nützet solch Gezwänge mir? - Sey's daß ich dort in Fäulniß übergeh,
Sey's, daß in lebender Gestalt ich ewig unvermodert steh:
So lächelt doch der Schöpfung nicht mein Aug; nichts hört mein lauschend Ohr.
Euch die ihr mich beschaut, euch stell ich doch nur traurig eine Leiche vor."[1])

Diese gefühlvollen Zeilen und das Bild eines verstorbenen Menschen, dessen Gesicht von einem blauen Tuch umrandet wird, dessen Augen weit geöffnet in eine ferne Leere blicken und dessen Herkunft auf das Reich der Pharaonen zu deuten scheint, entstanden in Lübeck im Winter 1811/12. Sie sollten eine altägyptische Mumie, die fast unbemerkt über 100 Jahre in der Ratsapotheke gelegen und die in dieser Zeit ein ziemlich vermodertes Aussehen angenommen hatte, sehenswert machen, so daß sie als „schöne Mumie auf der Stadtbibliothek" ausgestellt werden konnte. Dieses Unternehmen gelang. Neben anderen „Merkwürdigkeiten" finden dort „die Schaulustigen", wie Zietz 1823 in seinen Lübecker Ansichten schreibt, „mehrere Kupferwerke, z.

*Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Archivs der Hansestadt, des Instituts für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte, der Stadtbibliothek und des St. Annen-Museums möchte ich herzlich danken, daß sie mir unermüdlich halfen, alte Bücher und Dokumente aufzuspüren. Mein besonderer Dank gilt jedoch Frau Kowski, der guten Seele des Lesesaals in der Stadtbibliothek, und Herrn Archivrat Dr. Simon, M.A. im Archiv der Hansestadt.

[1]) Anm. 11; vgl. auch Anm. 15.

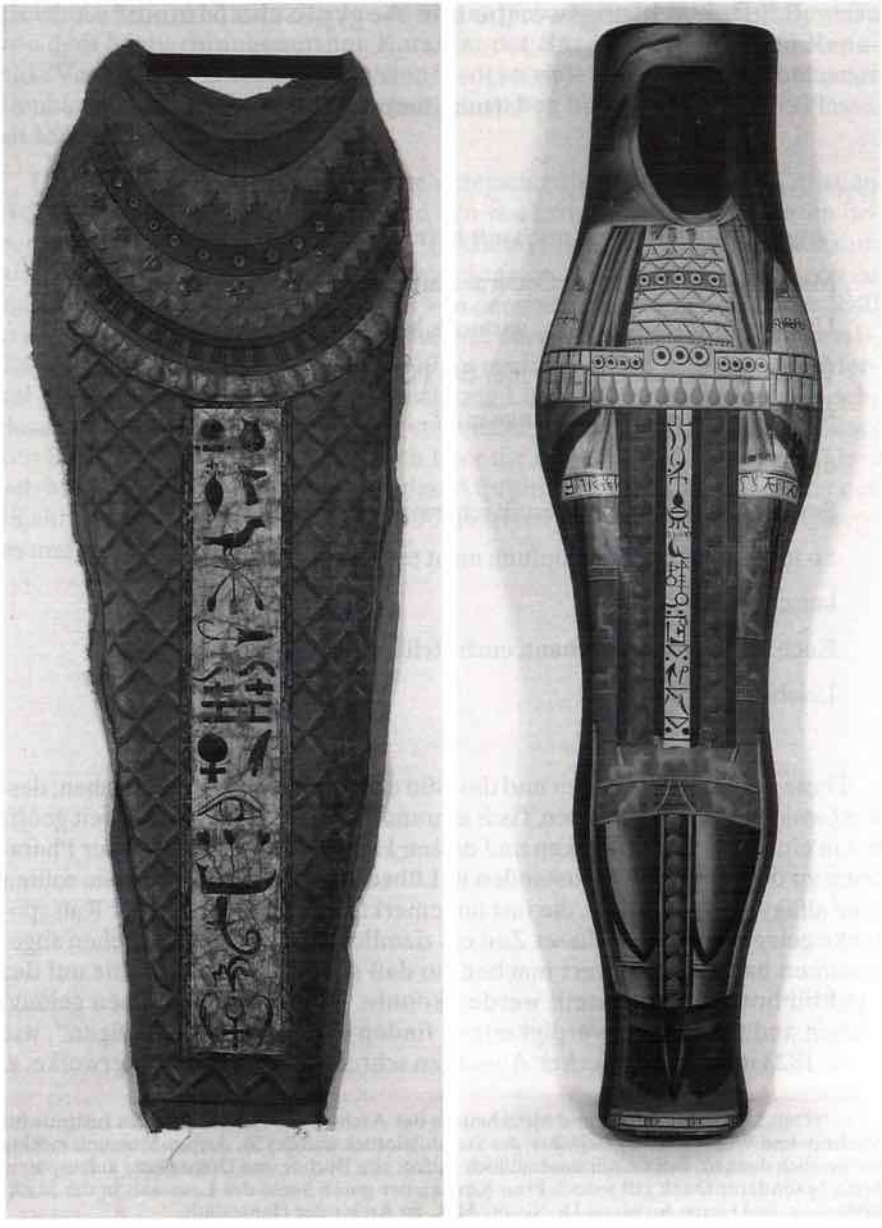


Abb. 1: Leichentuch und Schaudeckel

B. von der Dresdner und Brühlschen Bildergalerie, eine sehr wohl erhaltene Mumie mit einer neu gemalten bunten Bedeckung und das doppelte Kleid Gustav Wasa's, welches er auf seiner Flucht getragen hat."[2])

Fragen wir nach den Gründen, warum die Mumie 1811/12 die Apotheke verlassen hat, so muß kurz auf die damalige politische Lage der Hansestadt Lübeck eingegangen werden. Napoleons Truppen hatten Lübeck dem französischen Kaiserreich einverleibt und die Stadt zu einer der 49 „guten Städte" 1811 erklärt. Dennoch litt Lübeck unter vielen drückenden Abgaben und war gezwungen, die französischen Gesetze zu übernehmen. „Da es mit den französischen Einrichtungen nicht im Einklang war, daß eine Commune zum Nachtheile einzelner Staatsbürger Gewerbe und Handelsgeschäfte betrieb, so konnte die Rathsapotheke nicht als solche fortdauern. Die Regierungscommission bewilligte aber auf Antrag des Municipalrathes die Verpachtung derselben zum Besten der Communalcasse".[3]) Am 25. 9. 1811 wurde die „vorzüglich gelegene" Apotheke in den Lübeckischen Anzeigen angeboten und am 22. 11. auf acht Jahre an den auswärtigen Apotheker J. F. Suersen verpachtet. Er und der bisherige Apotheker, A. Ch. Sager, setzten am 31. 12. 1811 je eine Anzeige in die Zeitung und gaben den Apothekerwechsel zum 1. 1. 1812 bekannt. Dieser Wechsel markierte zugleich das Ende der städtisch verwalteten Ratsapotheke [4]) wie auch den Beginn der selbständigen Apothekenbetriebe in Lübeck. Neben Suersen eröffneten aufgrund der französisch verordneten Gewerbefreiheit auch Sager und zwei weitere Apotheker im Laufe des Jahres 1812 neue Apotheken in der Hansestadt.[5])

In den letzten Monaten des Jahres 1811 nahmen städtische Beamte das stadteigene Inventar der Ratsapotheke auf, viele Dinge wurden veräußert oder in andere kommunale Einrichtungen überführt. Zu den Mobilien der

---

[2]) Heinrich Christian *Zietz,* Ansichten der freien Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen, Frankfurt 1822, S. 354; vgl. auch o. Vf., Lübeck und seine Merkwürdigkeiten. Ein Handbuch für Fremde und Einheimische. Lübeck 1830, S. 68, und das Lübecker Adreßbuch zu den Jahren 1821 - 1860

[3]) [Marcus Joachim] *Klug,* Geschichte Lübecks während der Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche.1811-1813. 1. Abtlg., Lübeck 1856, S. 84.

[4]) Das Gebäude wurde 1855 abgerissen; vgl. mit einer Abbildung der alten Ratsapotheke Willibald Leo v. *Lütgendorff,* Lübeck zur Zeit unserer Großeltern. 1. Teil, Lübeck 1931, S. 113 und Theodor *Hach,* Erinnerungen und Hoffnungen, Lübeck 1905, S. 9. Die Ratsapotheke hatte an der Ecke Breitestraße / Johannisstraße (heute Dr. Julius Leber - Straße, gegenüber Karstadt) gestanden.

[5]) Sager gründete die Löwenapotheke; die beiden anderen neuen Apotheken sind die Sonnenapotheke und Suwes Apotheke.

Bibliotheck — Ausgabe

1812

	Transportirt	℔	225. 3.
Mart	D'an H. Hermann l. a. ... N°1.		13. 4.
" —	Buchbinder Schuhardt. N°2.		4. 8.
—	für die von der Hochlöbl. Regierung Sr. Majestät und übrigen Behörden verwendete Ausgaben laut Specification ... N°3.		114. ½.
Nov. 30	— an diesjährigen Grundzinnen für die Bibliothek à rata nach genehmigter Repartition N°4.		23. 6.
	— für die neue vorige Session für HH. Wolterman's Uebersetzung des Tacitus für die Bibliothek subscribirte Exemplar l. A. von Herrn Dr. Curtius hr. N°5.		17.
	— für die beiden Bände an den Buchbinder Krahnstöver l. N°6.		2. 8.
	Transport	℔	399. 13½.

Abb. 2: „Cassabuch“ 1679-1882, hier zum Jahr 1812 (AHL, Stadtbibliothek Nr. 614, fol. 107)

Apotheke gehörten neben Möbeln, Bettzeug, Geschirr und silbernen Gegenständen auch die Curiosa, die auf verschiedene Räume des Hauses verteilt waren. Auf der Zuckerkammer befand sich seit dem Jahre 1696 eine Mumie in einem Futteral (Anm. 32). Sie erregte die besondere Aufmerksamkeit des Bürgermeisters Dr. Johann Caspar Lindenberg (1740-1824). Dieser hatte seit 1772 begonnen, sich neben seiner juristischen Praxis, seit 1786 neben seinem Senatorenamt und später (1805) dem Bürgermeisteramt eine naturwissenschaftliche Sammlung anzulegen. Er nahm lebhaften Anteil an der neuen Forschung auf dem weiten Gebiet der Naturwissenschaften und besonders der Mineralogie und veröffentlichte verschiedene Artikel auf diesem Gebiet.[6]) Auf seine Initiative hin wurde die Mumie gereinigt, er ließ ihr einen neuen Sarg, ein neues Leichentuch und eine neue Maske (heute als Schaudeckel bezeichnet) anfertigen. Sie sollte in der Stadtbibliothek ausgestellt werden, zu deren Vorsteherschaft Lindenberg gehörte und die damals nicht nur Bücher auslieh, sondern auch als ein erstes Museum von Lübeck betrachtet und benutzt wurde.[7])

Einige Akten aus dem alten Senatsarchiv der Hansestadt Lübeck lassen uns weitere Einzelheiten erkennen. Das Cassabuch zur St. Catharinen-Bibliothek [8]), wie die Stadtbibliothek als Teil der Catharinen-Schule (heute Katharineum) genannt wurde, weist zum Mai 1812 einen Eintrag auf:"für die von der Apothek erhaltene Mumie und übrigen Sachen verwandten Ausgaben laut Specification No. 3...114 1/2" Schillinge ausgegeben. Die Specification No. 3 ist leider nicht erhalten. Während das Cassabuch lediglich den Übergang der Mumie von der Apotheke zur Bibliothek dokumentiert, sind drei weitere Blätter wesentlich aussagekräftiger.

1. Der Subbibliothekar Johann Hermann v. Melle hat von 1805 - 1815 ein Verzeichnis „einiger Manusscripta auf der öffentlichen Bibliothek" angelegt [9]) und im hinteren Teil dieses Büchleins nach einigen leeren Seiten den Neuzugang „Mumie" beschrieben. „Diese ist 1812 im J(anuar) auf die Biblio-

---

[6]) Johann Carl *Lindenberg*, Johann Caspar Lindenberg, Lübeck 1826, S. 19. 28 - 30. 52 zur Bibliotheksvorsteherschaft, und z. B. Heinrich *Lenz*, Die Sammlungen der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, in: Das Museum zu Lübeck. Festschrift zur Erinnerung an das 100jährige Bestehen der Sammlungen...1800-1900, Lübeck 1900, S. 1 - 76, hier S. 9.

[7]) Hans Arnold *Gräbke*, Hundertfünfzig Jahre Lübecker Museen, in: 150 Jahre Lübecker Museen. Eine Festschrift, Lübeck 1950, S. 7 - 23, hier S. 12.

[8]) AHL, Stadtbibliothek, Nr. 614, vgl. Abb. 2.

[9]) AHL, Ebd., Nr. 9, vgl. Abb. 3.

thek gekom(m)en von d(er) ehemal(igen) Rathsapotheke, die H(err) Suers(en) jezt besizt". Nach dieser uns schon bekannten Tatsache lesen wir weiter:

„Sie ist 1651.Renovirt mit d(er) Inschrift

Asphalto Phariae me condidit incola terrae

Perpetuos possem vivere ad vesp(erum) dies

Verum quid iuvat hoc miserum sum triste cadaver

Putrescam aut isto stem maneamque loco".[10])

Zum Schluß teilt v. Melle noch die Maße der Mumie mit, 5 1/2 x 1 1/2 Fuß (ca. 154 x 42 cm), und weist auf einen Überzug hin, vermutlich auf ihre altägyptische Maske oder ihre altägyptische bemalte Leinenumwicklung.

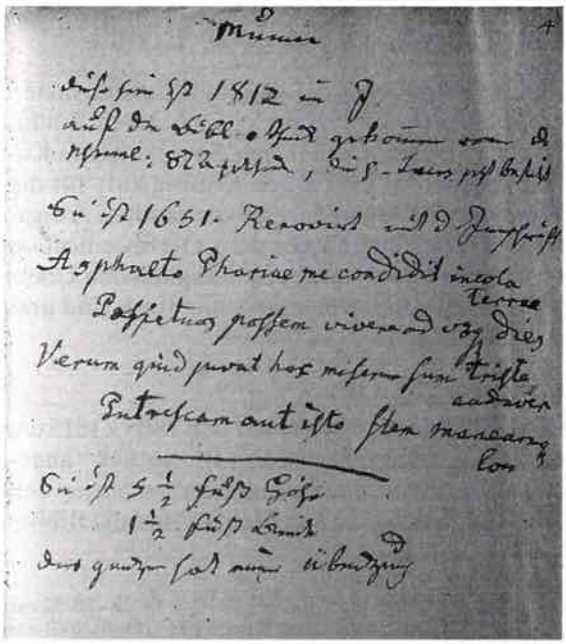


Abb. 3: Aus einem Manuskriptverzeichnis Johann Hermanns von Melle (AHL, Stadtbibliothek Nr. 9, Additamenta fol. 4) „Verzeichnis einiger Handschriften auf der öffentlichen Bibliothek mit Bemerkungen zu seinem Gebrauch versehen von Johann Hermann von Melle" 1805)

[10]) Andere Ergänzungen sind in der 3. Zeile auch möglich. Wörtliche Übersetzung: Mit Pech konservierte mich ein Bewohner des pharischen (ägyptischen) Landes, ewige Tage könnte ich bis zum Abend erleben. Doch was hilft es mir Armen? Ich bin ein trauriger Leichnam, mag ich vermodern oder an diesem Ort stehen und bleiben.

2. Gerade dieses altägyptische Zubehör wird in einem Protokoll beschrieben [11]): „Die Mumie liegt in einem, der Form nach, dem alten schon vermoderten Sarcophage ähnlichem Sarge mit einem Deckel, so von Sycomore zu seyn pflegte; unter dem obere(n) Deckel befindet sich ein anderer, oder eine Masque welche die ganze Mumie bedeckt. Der Kopf hat ein übermahltes Gesicht; und der übrige Theil ist mit bunten Hyeroglyphen geziert. Die Mumie selbst ist in Leinwand mit bunten Malereyen und Egyptischen Figuren eingehüllt. Die Binden, womit der Leichnam pflegt umwunden zu werden, sind vermodert. Diese Mumie ist mit Harz und Spezereyen zubereitet. Der Kopf ist bloß. Sonst pflegt an solchen entweder der Hinterkopf nur mit einer Haube oder einem Netze bedeckt oder mit Bändern übers Kreutz, künstlich, umwunden zu seyn". Dieser Mumienbefund von einer klaren Schreiberhand geschrieben ist mit L(indenberg, vgl. Anm. 15) abgezeichnet.

Auf dem unteren Teil dieses Blattes steht von einer anderen Schreiberhand ein allgemeiner Text zur Mumie, der vielleicht als Vorlage zu einem Plakat oder zu einer Beschreibung gedient hatte, die man für die Ausstellung benötigte. Dieser gleichermaßen werbende wie belehrende Text lautet: „Betrachtungswerthe alte Aegyptische Mumie welche im Jahr nach Christi Geburt MDCLI reparirt worden und im J(ahr) MDCCCXII auf die öffentl(iche) Bibliothek gekommen".

Zwischen Protokoll und Werbetext ist ursprünglich ein breiter Raum unbeschrieben gewesen, auf den ein zweites Blatt Papier geklebt wurde. Auf ihm versuchte ein dritter Schreiber ein Gedicht auf die Mumie zu verfassen, in das er noch einige Korrekturen einfügte; es sind die eingangs abgedruckten acht Zeilen. Daneben hat eine weitere Hand, wahrscheinlich der spätere Bibliothekar Deecke, „Joh. Herm. v. Melle ?" hinzugefügt. Wer diese Verse verfaßt hat, ist nicht bekannt. J. H. v. Melle war es nicht, da diese Handschrift nicht identisch ist mit jener seines eben genannten MS-Verzeichnisses. An der Katharinenschule unterrichteten damals mehrere Lehrer, die Gelegenheitsgedichte schrieben, z. B. J. N. Bandelin, F. W. Herrmann, der auch Leiter der Bibliothek (1806-1819) war und H. Kunhardt.[12]) Da ich von keinem dieser Herren einen handschriftlichen Text unter den Schulakten finden konnte, ließ sich die Handschrift dieses Gedichtes niemandem zuweisen.

---

[11]) AHL, Stadtbibliothek, Nr. 16, vgl. Abb. 4.

[12]) Auch andere Lübecker bedichteten damals das aktuelle Geschehen, vgl. Martin *Funk*, Lübische politische Dichtungen aus der Zeit vor hundert Jahren, in: ZVLGA 15, 1913, S. 111 - 153.

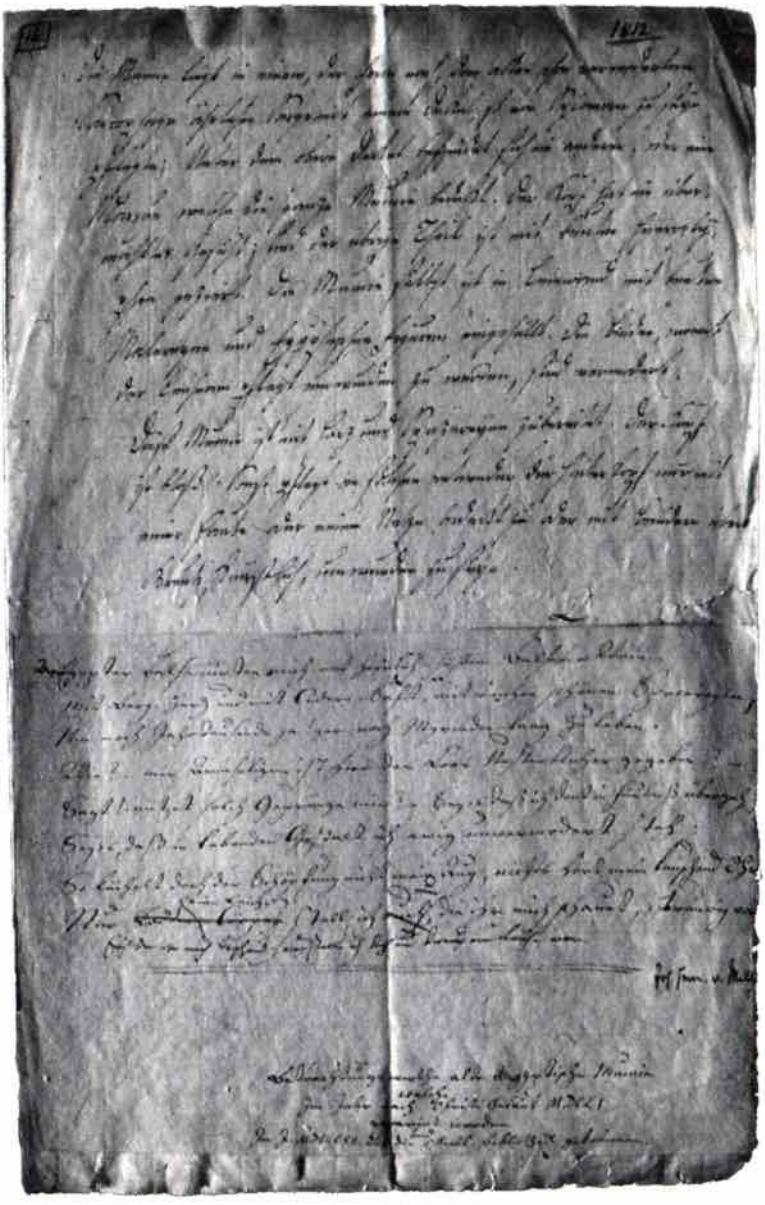


Abb. 4: Protokoll, Gedicht und Werbetext zur Mumie 1812 (AHL, Stadtbibliothek Nr. 16)

3. 1822 reicht der Nachfolger von Herrmann, Ferdinand Grautoff, einen Antrag für Um- und Erweiterungsbauten der Bibliotheksräume dem Senat ein und fügt einen Grundriß bei.[13]) Darauf ist die Mumie an exponierter Stelle im Scharbausaal neben einem großen Tisch eingetragen.

Diese drei Zeugnisse belegen einmal das altägyptische Umfeld der Mumie in Lübeck bis zum Jahre 1812, Sarg mit Deckel aus Sykomorenholz, Mumienmaske, Hieroglyphen und mit ägyptischen Figuren bemalte Leinwand; es fand 1992 durch Röntgenaufnahmen eine weitere Bestätigung (Anm. 31). Zum zweiten zeigen sie das erfolgreiche Bemühen um eine gute öffentliche Aufstellung der Mumie, zu der es auch in der Stadtbibliothek bis zum 2. Weltkrieg ein Faltblatt mit zwei Zeichnungen gegeben hat.[14]) Drittens teilte ein „Zeugnis", das im Winter 1811/12 noch vorhanden gewesen war, mit, daß die Mumie sich bereits im Jahre 1651 in Europa befunden hatte und repariert worden war. Welcher Art diese Reparatur gewesen war, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Die Mumie weist im Halsbereich ein kleines Bohrloch auf und besitzt keine Füße; diese fehlten ihr 1812 auch schon, denn der neue Sarg und der neue Schaudeckel (mit aufgemalten Füssen!) passen genau auf die fußlose Mumie. Es gibt keinen Hinweis, daß die Mumie 1651 bereits in Lübeck weilte, hier repariert und hier bedichtet wurde. Es könnte so gewesen sein, doch halte ich es für wahrscheinlicher, daß die Mumie erst Ende des 17. Jahrhunderts nach Lübeck gelangte (s.u.).

Verfolgen wir jedoch zunächst das weitere Schicksal der Mumie in Lübeck und in der Literatur! Nach vielen Jahren widmet ein anonymer Redakteur 1877 der Mumie und anderen Sehenswürdigkeiten der Bibliothek aus der Franzosenzeit einen Artikel in den Lübeckischen Blättern.[15]) Einerseits sind das Mumiengedicht von 1651 in französischer und deutscher Übersetzung und das Gedicht von 1812 - beide mit leichten Variationen gegenüber der Senatsaktenüberlieferung - abgedruckt, andererseits nennt der anonyme Schreiber dieses Artikels die Handwerker und Lieferanten für das Mumientuch, den Sarg und den Schaudeckel. „Tischler Strentz erhielt für den Sarg 36 Schillinge, für den Kasten 30 Schillinge, Daniel Conrad Petersen für die Male-

[13]) AHL, Stadtbibliothek, Nr. 20.

[14]) Lubecensien, Realkatalog (der Stadtbibliothek) IV, S. 1132: „Mumia ex genere vetustissimarum illarum Aegyptiacarum reparata a() aet() Chr() MDCLI. ....Bibliothecae Lubecensi Publicae illata MDCCCXII. 1 Bl. m. Gedicht (lat., deutsch, franz.) [Nebst] 2 Zeichnungen u. hs. Beschreibung des Kastens, in dem die Mumie aufbewahrt wurde".

[15]) o.Vf., Die Mumie, in: Lüb. Bl. 19, 1877, S. 501 f.

rey am Sarge, die Masque und das Gewand 21 Schillinge, Krübbe für 1 3/8 Elle Camlot de Brüssel 2 Schillinge". Johann Friedrich Krübbe führte sein Stoffgeschäft in der Breitestraße 79, und lt. Cassabuch der Bibliothek fertigte Strentz auch weitere Schränke für die Naturaliensammlung an. D. C. Petersen aus der Johannisstraße war Aeltermann des Amtes der Maler und leitete die freie Zeichenschule der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck". Er wurde von Zietz [16]) als Kunstmaler lobend von seinen Zeitgenossen abgehoben und hatte verschiedene Aufträge für die Hansestadt ausgeführt, u. a. 1817 am Lettner in der Marienkirche.[17]) Die maßgebliche Rolle von J. C. Lindenberg wird in diesem Artikel ebenso hervorgehoben wie ein prächtiges Plakat, das „der Buchdrucker Römhild auf einem Royal Folio Bogen ... gratis" abdruckte; heute läßt sich von diesem Bogen keine Spur, auch nicht im Verlag Römhild, mehr nachweisen.

Nachgewiesen hingegen sind die Vorlagen, die Petersen für seine Malerei benutzte. Noch bevor die Mumie 1992 geröntgt wurde, hatte die Hamburger Ägyptologin, Frau Dr. Renate Germer, die „Quellen" für das neuzeitliche Zubehör der Lübecker Mumie erforscht [18]) und die Ausfertigung im norddeutschen Raum vermutet. Wir tauschen unsere Erfahrungen seit September 1992 aus. Ein ägyptologischer Bericht unter knapper Einbeziehung des Artikels von 1877 und meiner Ergebnisse aus den hier vorgelegten Akten wird z. Zt. von Frau Dr. Germer für eine Publikation vorbereitet (Anm. 31). Petersens Vorlagen seien darum nur kurz vorgestellt.

1. Schaudeckel

1737/38 bereiste der englische Forscher Richard Pococke den Nahen Osten und Ägypten. Bei Dashur südwestlich von Kairo nahm er an Mumienausgrabungen teil und brachte einige Mumien und ihr Bestattungszubehör mit nach England. Sein Reisebericht in drei Bänden wurde bald nach seinem Erscheinen in andere Sprachen übersetzt,[19]) enthielt er doch nicht nur ausführli-

[16]) *Zietz*, wie Anm. 2, S. 376 f.

[17]) Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck, hrsg. von der Baudeputation. Bd. 2, Lübeck 1906, S. 187, Anm. 1. - Theodor *Hach*, 9. Jahresbericht des Vereins der Kunstfreunde zu Lübeck, 1890, S. 13, erwähnt kritisch eine Ausbesserungsarbeit von Petersen 1817 am Dreifaltigkeitsaltar der Marienkirche.

[18]) Renate *Germer*, Mumien. Zeugen des Pharaonenreiches. Zürich/München 1991, S. 17 -19

[19]) Richard *Pococke*, Beschreibung des Morgenlands und einiger anderer Länder. 3 Bände, Erlangen 1754 - 5, hier Bd. 1, S. 84 f. und S. 360 f. (Signatur: Geogr. 4° 1052). Hier und auch später nenne ich die Signaturen der Bücher aus der Stadtbibliothek, wenn sie sich in Sonderaufstellungen befinden und über den allgemeinen Katalog nicht zu ermitteln sind.

che authentische Beschreibungen von Land und Leuten, sondern zusätzlich noch sehr informative Bilder. Seine schwarz-weißen Kupferstiche über Mumien und Grabanlagen druckte etwas später F. J. J. Bertuch in seinem Bilderbuch für Kinder ab,[20]) von dem er auch eine kolorierte, teuerere Ausgabe herausgab. Nach dieser führte Petersen seine Malerarbeit aus.

2. Leichentuch

Im 17. Jahrhundert veröffentlichte der Universalgelehrte und Jesuit Athanasius Kircher mehrere, sehr umfangreiche Werke über das alte Ägypten, die er mit vielen Kupferstichen illustrieren ließ.[21]) Sie waren nach Originalen angefertigt worden, die aus ägyptischen Gräbern und Klöstern nach Europa gelangt und mancherorts in Raritätenkabinetten zu besichtigen waren. Mehrere dort gezeigte kleine Statuen des Gottes Ptah-Sokar-Osiris bildeten die schwarz-weiße Vorlage für Petersens Bemalung. Die Kolorierung nahm er offensichtlich eigenverantwortlich vor, wenn ihn nicht Lindenberg, die Bibliothekare und die Lehrer der Katharinenschule beraten haben.

Alle Vorlagen, die Petersen 1811/12 zur Verfügung gestanden haben, kann man als einen fundierten (Kircher) und als den neuesten Stand (Bertuch) der Kenntnisse vom alten Ägypten bezeichnen. Die durch Napoleons Invasion Ägyptens ausgelösten Raubgrabungen waren damals noch kaum ausgewertet und publiziert, die „Geburtsstunde" der Ägyptologie sollte erst zehn Jahre später schlagen, als es Champollion gelang, die Hieroglyphen entscheidend zu entziffern. So haben die Lübecker 1812 weder eine Fälschung noch eine flüchtige oder unsachgemäße Darstellung einer altägyptischen Mumie produzieren wollen, sondern sie haben nach bestem Wissen und Gewissen die ziemlich verdorbene Mumie in eine „betrachtungswerthe" verwandelt. Ein solches Schicksal ist für eine Mumie singulär, so weit ich sehen kann. Entweder verblieben die Mumien so, wie man sie gefunden hatte, und man lernte erst spät, sie zu konservieren, was im Einzelfall nicht immer dem Verfall mehr Einhalt gebieten konnte, oder man zerstörte sie, verarbeitete sie zu Medizin, Papier, Malerfarbe, u. a. m.

[20]) Friedrich Johann Iustin *Bertuch,* Bilderbuch für Kinder enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, ... 4 Bände, Weimar 1790 - 1810, hier Bd. 2 (1795), Nr. 7, Alterthümer IV (ohne Paginierung). Dieses Buch war kein Kinderbuch im heutigen Sinne, sondern war als Informationswerk für die heranwachsende Jugend und für die Lehrer konzipiert.

[21]) Z. B. Oedipus Aegyptiacus 1652, Obelisci Aegyptiaci 1666 und Sphinx Mystagoga 1676. Eine gute Abbildung aus der Sphinx Mystagoga, die der Vorlage des Leichentuchs recht ähnlich ist, kann man reproduziert finden im Anhang „Geschichte der Ägyptenreisen seit dem 16. Jahrhundert" von Ingrid *Nowel,* S. 225, in: Giovanni Battista *Belzoni,* Entdeckungsreisen in Ägypten 1815 - 1819, Köln 1982.

Gerade die rasante Entwicklung, die die Ägyptologie im vergangenen Jahrhundert durchlief, mochte in gelehrten Kreisen Lübecks dazu geführt haben, daß man die Mumie skeptischer zu betrachten begann. Bis 1834 erwähnt sie das Adreßbuch als „schöne Mumie" und bis 1860 wenigstens noch als „Mumie" in der Stadtbibliothek. In den Vorstellungen einiger Lübecker muß sie als ägyptische Königstochter lebendig geblieben sein. Ob sie aus einer Laune heraus einmal diese Bezeichnung erhalten oder (und) ob die zeitgenössische Roman- und Novellenliteratur den Ausschlag gegeben hat,[22]) konnte ich nicht mehr feststellen. Der zitierte Artikel von 1877 beginnt jedenfalls mit den Worten: „Es verlautet, daß demnächst unsere 'egyptische Königstochter' ihrer Einsamkeit auf der Stadtbibliothek entrissen und allgemeinerer Bewunderung zugänglich gemacht werden soll" (Anm. 15). 1879 wird die Mumie wie viele Altertümer vorher und nachher unter dem Eigentumsvorbehalt der Hansestadt aus der Bibliothek an die kulturhistorischen Sammlungen überwiesen [23]) und im Haus der „Gemeinnützigen", Breitestr. 33, unter völkerkundlichen Objekten Afrikas ausgestellt. Als Gegengabe soll die Bibliothek nach einer anonymen Notiz ein Porträt des Admirals (und Bürgermeisters) Tidemann Steen (gest. 1434) erhalten haben.[24]) Weder das Bild vom Jahre 1431 noch ein weiterer Hinweis auf dieses Bild oder auf diesen Vorgang ließen sich finden.

In den kulturhistorischen Sammlungen wurde das gesamte museale Gut Lübecks verwaltet und klassifiziert, um es eines Tages nach Sachgebieten geordnet in ein Museum der Hansestadt überführen zu können. Endlich, am 16. Mai 1893, wurde an der Südseite des Domes der erste Museumsbau der Hansestadt eröffnet. Die Mumie konnte der Besucher wieder in der „Völkerkunde" neben der Mumie eines Nilkrokodils und neben einem neuzeitlichen, reich bestickten Sattelzeug, einem Geschenk des ägyptischen Vizekönigs, betrachten. Sie stand im südöstlichen Eckzimmer des oberen Erdgeschosses

---

[22]) Theophile *Gauthier*, Le roman de la momie. 2 Bände, Paris/Leipzig 1857, ders., Der Fuß der Mumie, Paris 1840; jetzt abgedruckt in: Phantastische Geschichten aus Frankreich, Stuttgart 1977, S. 216 ff. und Georg *Ebers*, Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. 3 Bände, Stuttgart 1864, seit 1877 in der Bibliothek der „Gemeinnützigen" vorhanden.

[23]) AHL, Stadtbibliothek, Nr. 227 und Lüb. Bl. 21, 1879, S. 72 und 312. Die Mumie erhält die Inventarnummer 2889, vgl. Theodor *Hach*, Führer durch das kulturhistorische Museum in Lübeck, Lübeck 1887, S. 4.

[24]) Lüb. Bl. 21, 1879, S. 72: „Erstere (die Bibliothek) hat dagegen ein sehr interessantes Porträt vom Jahre 1431, wie mit einiger Wahrscheinlichkeit behauptet wird, des Admirals Tidemann Steen erhalten".

mit ihrem bunten Schaudeckel.[25]) Ihre Umwandlung von 1812 schien vergessen oder nicht mehr von Interesse gewesen zu sein. Von Anfang an litt dieses Museum unter Raumnot, die sich in der Folgezeit besonders durch viele Schenkungen vergrößerte, so daß man zu Beginn dieses Jahrhunderts nach neuen Häusern suchte, um weitere Museumsabteilungen aufzubauen, wie z. B. ein Gewerbe- und ein Handelsmuseum. Seit 1905 taucht der Gedanke an eine kleine permanente Ausstellung zum Thema „Heilkunde/Apotheke" auf, zunächst für das Obergeschoß des Schabbelhauses, später für das Erdgeschoß des künftigen St. Annen-Museums.[26]) Ab 1908 findet die Mumie als Heilmittel vergangener Zeiten erneute Aufmerksamkeit sowohl in einer Neuauflage des Museumführers wie auch in einem Aufsatz von R. Karutz, dem Leiter der Völkerkunde.[27]) Für einen Raum „Heilkunde/Apotheke", wie ihn der Leiter des kulturhistorischen Museums, Theodor Hach, und der Konservator des Gewerbemuseums, Max Metzger, planten, wäre sie ein attraktives Stück gewesen, wenn dieser Plan realisiert worden wäre. Er wie auch andere Vorhaben fielen ab 1910 einem neuen Konzept für das St. Annen-Museum zum Opfer. Die Objekte, die für Spezialaufstellungen aus den anderen Sammlungen dem neuen „Museum für Kunst und Kulturgeschichte" zugeschlagen worden waren, wurden großenteils magaziniert, unter ihnen auch ohne besondere Erwähnung die Apothekenmumie.[28])

Richtig lebendig wurde es um die Mumie erst wieder im Mai und Juni 1992. Aus Anlaß eines internationalen Thomas Mann-Kolloquiums [29]) und anläß-

---

[25]) o. Vf., Das Museum zu Lübeck, Lübeck 1893, S. 23. In späteren Museumsführern wechselt die Seitenzahl, die Mumie ist aber immer in der Beschreibung des 2. Zimmers der „Völkerkunde" zu finden; vgl. jedoch auch Anm. 27.

[26]) Ulrich *Weisner,* Vom alten Dom-Museum zum St. Annen-Museum, in: Lüb. Bl. 125, 1965, S. 257 - 264, hier bes. S. 261 f. und Theodor *Hach*, 25. und 26. Jahresbericht des Vereins der Kunstfreunde in Lübeck, 1906, S. 6 und allg. 27. u. 28. Jahresber. dieses Vereins (1908), S. 9.

[27]) Richard *Karutz,* Mumie als Heilmittel, in: ZVLGA 9, 1908, S. 388 - 390. Der Museumsführer, wie Anm. 25, erwähnt in der 6. Aufl. von 1908, S. 46, die Mumie abweichend von früheren Ausgaben: „Schaukasten mit aegyptischer Mumie, die bis 1808 in der alten Lübecker Ratsapotheke als offizielles Medikament diente".

[28]) Karl *Schaefer,* Führer durch das Museum für Kunst und Kulturgeschichte zu Lübeck, [Lübeck] 1915, S. 9 f., ders., Zwei Fayencegefäße von 1660 aus der Lübecker Ratsapotheke, in: Museum für Kunst und Kulturgeschichte zu Lübeck, Jahrbuch 1914 - 1915, S. 81 - 84, hier S. 82; o. Vf., Bericht des Museums für Kunst und Kulturgeschichte, Lübeck 1916, S. 3 f. und Max *Hasse*, Bilder und Hausgerät. Lüb. Museumsführer 2, Lübeck 1969, S. 10 f., und S. 222, wo es heißt:„mit unserem Apothekergerät könnten wir eine ganze Apotheke einrichten. Als besonderes Kuriosum sei im Katalog (S. 243) wenigstens die Mumie der Ratsapotheke aufgeführt".

[29]) „Thomas Mann und Altägypten" im Großen Börsensaal des Rathauses zu Lübeck: 6. - 9. Mai 1992. Eckhard *Heftrich* und Hans *Wysling* (Hrsgg.), Thomas Mann - Jahrbuch, Band 6, Frankfurt/M. 1993.

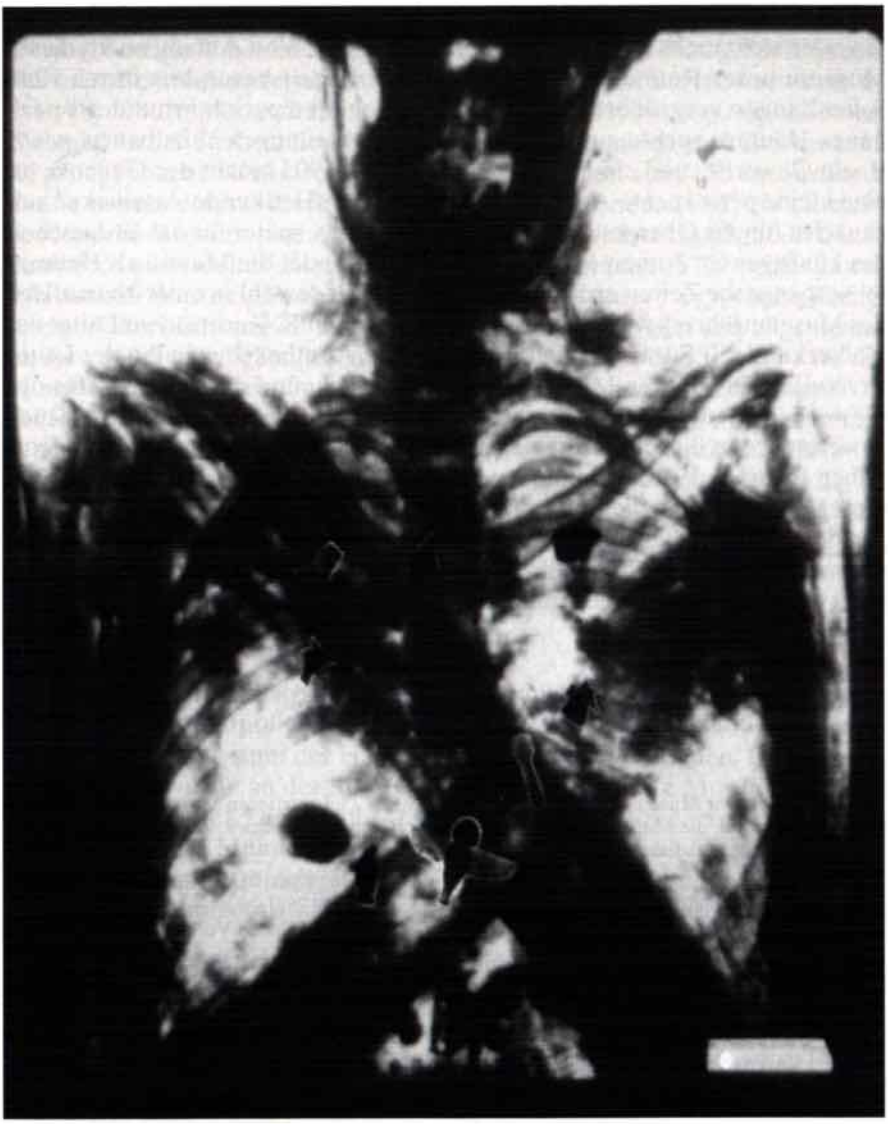


Abb. 5: Die Amulette der Mumie im Röntgenbild (mit frdl. Genehmigung des Museums für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck)

lich einer Ausstellung „Joseph und Echnaton/Thomas Mann und Ägypten" im St. Annen-Museum wurde unter den Wissenschaftlern die Frage aufgeworfen, ob diese Lübecker Mumie wirklich altägyptisch oder ob sie gerade wegen ihres neuzeitlichen Ambientes eine Fälschung sei. Aufschluß konnten ohne Schaden für die Mumie eine Computertomographie und Röntgenaufnahmen bringen. Am 3. Juni 1992 wurde die Mumie im Institut für Radiologie der Medizinischen Universität zu Lübeck von Herrn Prof. H. - D. Weiss und seinen Mitarbeitern untersucht. Anwesend waren außerdem Herr Dr. Pietsch vom St. Annen-Museum, die Ägyptologin Frau Dr. Germer und einige Pressevertreter. Das Röntgenbild (Abb. 5) zeigte viele altägyptische Amulette zwischen den über die Brust gekreuzten Armen. Der Nachweis, daß diese Mumie aus dem alten Ägypten stamme, war damit erbracht, und die Medien berichteten am 4. Juni über dieses Ereignis. Während der anschließenden Sommermonate konnte die Mumie kostenlos im Foyer des St. Annen-Museums besichtigt werden. Ein Jahr später „spielte" sie in einer Fernsehsendung mit [30]) und vertauschte für kurze Zeit und für eine Befragung Lübecker Bürger ihren Museumsplatz mit dem Schaufenster der St. Jacobi-Apotheke.

Herr Prof. Dr. Weiss und Frau Dr. Germer werden ihre Untersuchungen fast zeitgleich mit diesem Artikel publizieren,[31]) so daß ich hier nur knapp das Interessanteste mitteilen möchte. Nach Anzahl und Art der Amulette kann man eine Entstehungszeit für die Mumie zwischen dem 7. und 4. Jahrhundert v. Chr. annehmen. Das Skelett verrät allerdings, daß hier ein Mann mumifiziert worden ist. Er gehörte der mittleren bis oberen Beamten- oder Priesterschicht an. Im europäischen Mumienhandel ist die Mumie nicht angebrochen worden, um sie zur Arznei Mumienpulver zu verarbeiten. Ein Händler, der an harzhaltiger Mumienmasse interessiert war, wußte, daß er die beste Rohsubstanz im Schädel finden konnte. Der sogenannte Harzspiegel jedoch, die glatte erstarrte Harzmasse im Inneren der Schädeldecke, ist bei dieser Mumie unversehrt, wie eine Endoskopie ergab. Dieser Befund möge nun zu einer Zeit vor rund 350 Jahren zurückführen, zu Mumien in Apotheken des 17. Jahrhunderts und zu den Fragen, wie und warum gelangte die Mumie nach Lübeck.

---

[30]) „Jäger der versunkenen Schiffe", ZDF, 1. 8. 1993, 19.30 Uhr.

[31]) Die Wiederentdeckung der Lübecker Apothekenmumie (Arbeitstitel), voraussichtlich in: Antike Welt, 1995 oder später.

Der früheste Beleg für das Vorhandensein der Mumie in der Hansestadt findet sich in einem Mobiliarverzeichnis der Ratsapotheke vom 20. 2. 1744.[32]) Elf Jahre vorher war der Ratsapotheker Jacob Leonhard Müller verstorben, und wie bei jedem Apothekerwechsel legte man ein Verzeichnis über den Kassen- und Warenstand an. J. L. Müller war ein Sammler gewesen, so daß in einem besonderen Verzeichnis nicht nur das Mobiliar aufgelistet wurde, sondern auch die Raritäten (Curiosa), die als zur Apotheke gehörig betrachtet werden konnten. Die Witwe Müller mußte zunächst angehört werden, um ggf. privates Eigentum vom städtischen Besitz zu trennen. 1744 lag diese Bestandsaufnahme endlich vor, die mit geringen Abweichungen auch in den späteren Mobiliarverzeichnissen 1760 und 1804 erscheint.[33]) In allen drei Verzeichnissen wird unter „Curiosa" auf der Zuckerkammer „eine Mumie in Futteral" erwähnt. Der jeweilige Kontext läßt nicht erkennen, daß in jenen Jahren bis 1811 irgendetwas Besonderes mit der Mumie in der Apotheke geschehen wäre.

Das Verzeichnis von 1744 sollte offensichtlich nach längerer Zeit die Verhältnisse in der Ratsapotheke schildern. Es beginnt mit einem historischen Abriß der verschiedenen Apotheker seit dem Tod des Ratsapothekers Jacob Stolterfoht am 15. 11. 1696. Damals wurde am 17. 12. 1696 ein Verzeichnis verfaßt, das leider nicht mehr existiert. In diesem haben Stolterfohts Hinterbliebene mit den „Herren der Apotheke und den Bürgern" die Mumie und ein Einhorn der Hansestadt Lübeck zu je 100 Mark (Lübsch) in Rechnung gestellt. „Noch befindet sich auf der Zuckerkammer ... eine complete Mumia in ein Futterall und ein langer Einhorn, so vor diesem von dem Seel(igen) Apotheker Stolterfoht in seinem Inventario jedes für 100 Mark berechnet ist". Dieser Eintrag zeigt, daß seit 1696 die Hansestadt Lübeck der rechtmäßige Besitzer dieser Mumie ist. Geht man von der allgemeinen Rechnungslegung der kommunalen Behörden aus, so hatte der Apotheker Stolterfoht wie üblich „auf Petri" im Februar 1696 seinen Kassen-, Waren- und Mobilienstand für die Zeit Februar 1695 bis Februar 1696 abgeliefert. Die nächste Abrechnung wäre im Februar 1697 fällig gewesen. Durch seinen plötzlichen Tod mußte ein Verzeichnis vom Dezember 1696 alle Activa und Passiva vom Februar bis zum Dezember festhalten. Wenn Einhorn und Mumie erst bei dieser Gelegenheit als Posten berechnet werden, müssen sie zwischen Februar 1696 und dem 17. 11. 1696 von dem Apotheker erworben worden sein.

---

[32]) AHL, ASA Interna, Apotheken 13 a; vgl. Abb. 6.

[33]) Ebd.,Apotheken 13 b und c.

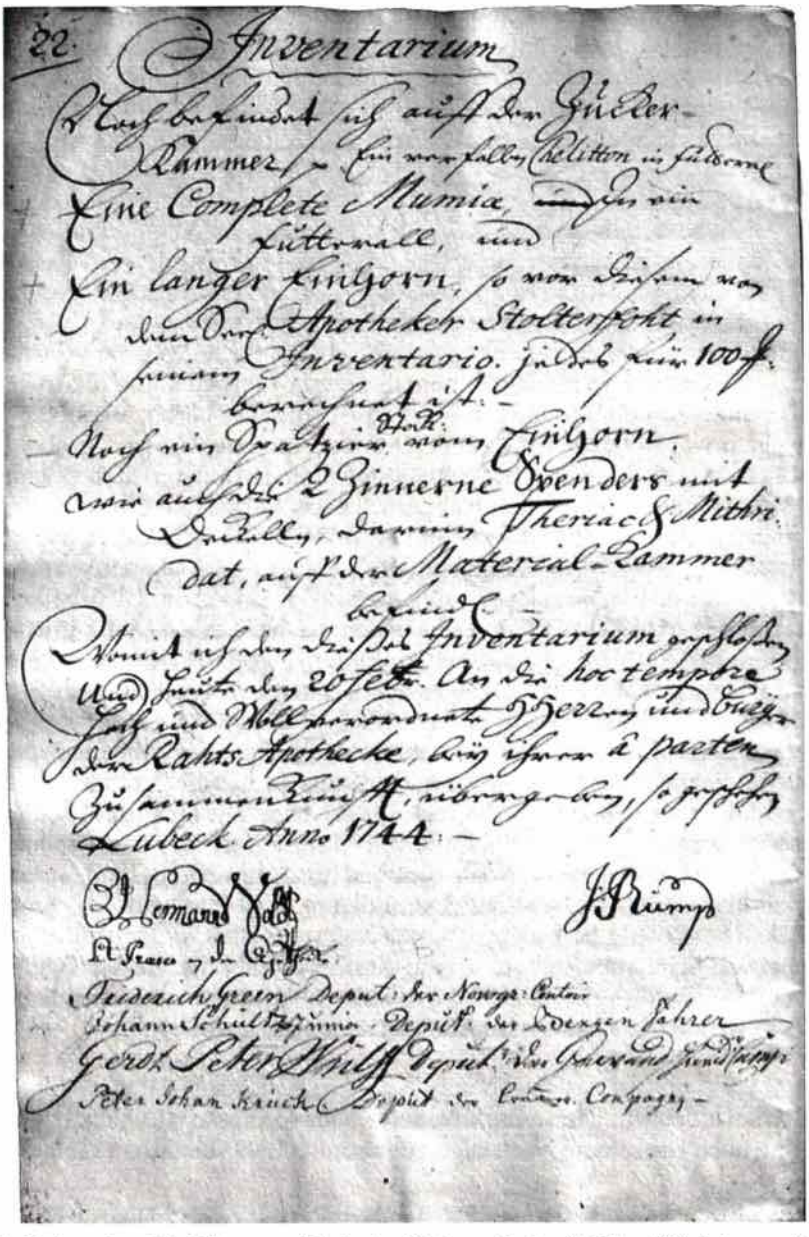


Abb. 6: Aus dem Mobiliarverzeichnis der Ratsapotheke (AHL, ASA Interna, Apotheken 13 a)

Zwischen Stolterfoht und seiner vorgesetzten Behörde, den „Herren der Apotheke und Bürgern", hat es in den 90er Jahren eine umfangreiche Korrespondenz gegeben, die leider nur noch lückenhaft erhalten ist; dasselbe gilt für die Ratsprotokolle jener Zeit.[34]) Stolterfoht wehrt sich im August 1696 gegen Vorwürfe, Handelsgeschäfte zum Nachteil der Stadt abgewickelt zu haben. Nach dem Hinweis auf einen lukrativen Honighandel fährt er unvermittelt fort: „und mir 8. diese Partey, von alten Colanten, zu einem billigem Preis gelaßen worden, zumahlen 9. einige Cramer gerne mehr, aber in Kleinigkeiten, dafür hetten bezahlet, wan die Verkäufer nur die Partey hetten trennen wollen, und 10. summa, das ganze quantum etwa auf 100 (Reichstaler) betrift, wofür 11. in eventum es allemahl selbst zu bezahlen erbötig bin, so habe deswegen kein Bedenken gehabt, solche Partey vor der Apotheke besten zu kaufen".[35]) Stutzig machen an diesem Einkauf 1. die relativ hohe Kaufsumme - fast ein Monatsgehalt ist der Apotheker bereit, in eine Erwerbung ggf. privat zu stecken, die zum Guten der Apotheke erfolgt sei, aber keine übliche Apothekerware darstellte -, und 2. die Partie von alten Colanten. Was sind Colanten? Ich weiß es nicht, doch auch Anfragen bei verschiedenen pharmazie- und medizinhistorischen Instituten, Forschern und Recherchen in alten Nachschlagewerken ergaben keine eindeutige Antwort. Vermutungen, das Wort komme aus der Handelssprache im Sinne von Kulanz oder aus dem Apothekerbereich, colum = Sieb, ließen sich nicht erhärten. Ebenso führt eine Herleitung aus dem Griechischen (kollema, kollao = Klebung, kleben) oder aus dem Lateinischen (colare = sieben; colanta statt colanda = zu siebende Dinge) nicht weiter. Es gibt offensichtlich keinen zweiten Beleg für dieses Wort COLANTEN; es scheint einmalig zu sein. Aus methodischen Gründen verbieten sich daher Interpretationen, wie z. B. die Möglichkeit, daß Stolterfoht in der Partie von alten Colanten die verpichte, alte (= antike) Mumienmasse, die kulante en gros-Abnahme von Mumie, Sarg und Einhorn erworben habe, von denen Mumie und Einhorn brockenweise gesiebt 'colanda' darstellen mochten, die schließlich zu Pulver verarbeitet werden konnten. Vielleicht kennt ein Leser dieses Wort! Auch wenn die Colanten einen anderen Einkauf beinhalten sollten, so sind der Erwerb der Mumie durch Stolterfoht in der Zeit von Februar 1696 bis zu seinem Tod recht wahrscheinlich und ihr Erwerb durch die Hansestadt für 1696 eindeutig gesichert.

Warum mochte der Ratsapotheker eine Mumie angeschafft haben? Weder von ihm noch von seinem Nachfolger, der bereits 1699 verstarb - es folgte eine

---

[34]) AHL, Ratsprotokolle bis 1813, 2. Serie. 1696 Feb.- Dez. (Daniel Müller).

[35]) AHL, ASA Interna, Apotheken 9 b (3. Einlage) und 14 c (3. Einlage) und Abb. 7 (nach 14 c).

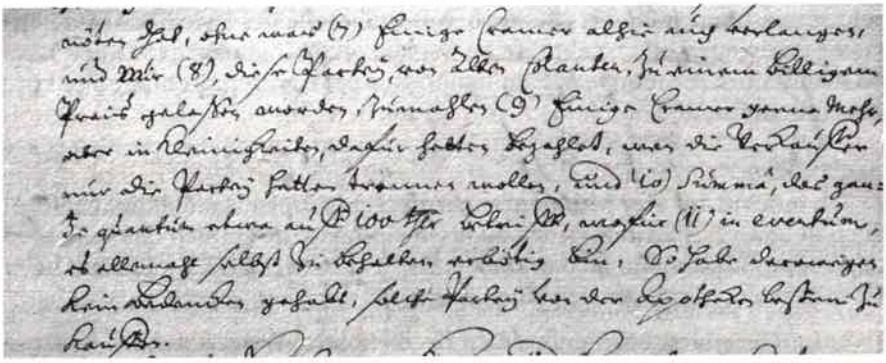


Abb. 7: Aus einem Brief des Ratsapothekers J. Stolterfoht. „Colanten" in der 2. Zeile von oben. (AHL, ASA Interna, Apotheken 14 c)

Vakanz bis 1704 -, oder von dem bereits erwähnten J. L. Müller existiert der geringste Hinweis auf eine Verwendung dieser Mumie im Apothekenbetrieb. Mumia als Heilmittel wurde früher vermischt mit anderen Stoffen verordnet und stammte nicht nur von einer altägyptischen Mumie. Die pharmazeutischen Fachbücher jener Zeit unterscheiden mehrere Arten von Mumien;[36]) die wichtigsten sind 1. die altägyptischen Mumien aus Gräbern, 2. ägyptische Leichen, die im Wüstensand gefunden wurden (weiße Mumien), 3. ägyptische gefälschte Mumien, d. h. für den schnellen Export im Ofen gedörrte Leichen gerade verstorbener Menschen und 4. die sog. Hospitalmumien. Diese letzten waren ebenfalls gerade Verstorbene aus Europa, meistens Hingerichtete oder in Hospitälern Verschiedene, von denen man Fett (Arme-Sünder-Fett), Knochen, Innereien, Haare, getrocknete Teile (Mumia), u. s. w. für Heilzwecke weiterverwendete. Aus den altägyptischen Mumien löste man vor allem die bituminösen Stoffe heraus, die allerdings von Mumie zu Mumie differierten. Die alten Ägypter haben nicht zu allen Zeiten und überall und jeden auf die gleiche Weise mumifiziert! Es gab Ärzte und besonders unter den Anhängern von Paracelsus, die Mumia, eher die von Hospitalmumien als von den anderen, verordneten, manche gaben die Substanz nur auf Wunsch. Ab dem 17. Jahrhundert jedoch betrachtete die große Mehrheit unter den Ärzten und Apothekern Mumia als veraltet und ungeeignet oder bekämpfte ihren Gebrauch sogar vehement. Dennoch bemühten gerade diese letzten sich auch um altägyptische Mumien in der Regel zu wissenschaftlichen Beob-

[36]) Z. B. Pierre *Pomet*, Der aufrichtige Materialist und Specerey-Händler. Paris 1693, deut. Übersetzung Leipzig 1717, Nachdruck Weinheim 1987 und Joseph *Lanzonus*, Tractatus de balsamatione cadaverum..., in: Opera omnia, Band 3, Lausanne 1738, S. 1 - 40. Signatur:1922 A 1515, im Medizinhist. Institut).

achtungen. Man wollte die chemischen Bestandteile der jeweiligen Mumienmasse analysieren oder suchte nach stets besseren Möglichkeiten, Verstorbene zu mumifizieren, um sie in Familiengrüften unverwest präsentieren zu können, u. a. m.[37])

Ich möchte auf vier Mumienbeschreibungen hinweisen, von denen drei auch in unserer Stadtbibliothek zu lesen sind und die zeitlich das Jahr 1696 unserer Apothekenmumie umrahmen. Es ist möglich, daß J. Stolterfoht beim Erwerb seiner Mumie an den einen oder (und) anderen Zweck gedacht hat.

1. Im Dezember 1658 untersucht der bekannte Barockdichter Andreas Gryphius als studierter Anatom und Jurist mit anderen Gelehrten und mit den Honoratioren der Stadt Breslau zwei von drei Mumien aus der Stadtapotheke.[38]) Von Interesse sind die Anatomie der Körper, die gründlich beschrieben und vermessen werden, und mögliche Einblicke in die Balsamierungstechnik der alten Ägypter. Die Anschauungsobjekte werden mit den schriftlichen Überlieferungen aus der Antike verglichen. Und danach...? Gryphius erwähnt mit keinem Wort, was mit den zerbrochenen untersuchten Mumienresten geschieht; er hält Mumia ohnehin für kein Medikament. Die dritte Mumie wird unversehrt in der Apotheke aufgehoben, damit später ggf. die wissenschaftliche Neugier anderer befriedigt werden könne (S. 53). Gryphius' Schrift bringt neben der ausführlichen Beschreibung vom inneren und äußeren Aussehen einer Mumie und einem Kupferstich (S. 41) noch einen langen Bericht über die abenteuerlichen Reisen der Mumienjäger und Händler. Unterhaltsames, Belehrendes und konkrete Einzelheiten zum Thema Mumie werden dem interessierten Lesepublikum mitgeteilt. Wir erfahren außerdem (S. 7), daß damals fast jede Stadt von einiger Bedeutung eine Mumie oder wenigstens ein Mumienteil als Rarität besaß, die im Handel erworben werden konnte.

2. Gerade ein solcher Handelsweg aus den 90er Jahren wird im zweiten Beispiel deutlich.[39]) Prager Einwohner haben aus Holland, aus Leiden, eine Mumie bestellt. Unterwegs machen die Händler in Leipzig Halt und verkau-

---

[37]) Zwei medizinhistorische Dissertationen haben sich in jüngster Zeit intensiv mit dem Heilmittel Mumia und mit Mumien beschäftigt: Benno R. *Meyer-Hicken*, Über die Herkunft der MUMIA genannten Substanzen und ihre Anwendung als Heilmittel. Diss. Kiel 1978 und Walter *Göpfert*, Drogen auf alten Landkarten, 3 Bände, Diss. Düsseldorf 1985. - Zum allgemeinen Wissensstand um 1700 vgl. das Lexikon von Johann *Hübner*, Curieuses und Reales Natur-, Kunst-,... Lexikon, Leipzig 1712, s.v. Mumia (Signatur: Encycl. 8° 232).

[38]) Andreas *Gryphius*, Mumiae Wratislavienses, Breslau 1662 (Signatur: Antiq. 8° 2794).

[39]) M. Friedrich Gottlieb *Kettner*, MOUMIA TON AIGYPTION sive historicum schediasma de Mumiis Aegyptiacis, Leipzig 1703, 2. Aufl. (Signatur: Hist. 8° 6255).

fen sie mit Sarg und Leichentuch dieser Stadt (S. 106). Sie wird zunächst im Gazophylakium, einer Art Schatzkammer, aufbewahrt und untersucht. Es erfolgt nur eine äußere Untersuchung, damit die Mumie anschließend als Curiosum, als Sehenswürdigkeit, in der Leipziger Bibliothek öffentlich auf- und ausgestellt werden kann. Eine Broschüre über diese Mumie war schnell vergriffen, so daß 1703 bereits eine zweite, erweiterte Auflage mit Kupferstichen (nach dem Inhaltsverzeichnis) folgte.

3. In Gotha hat der Hofapotheker Chr. Hertzog nach vielem Bemühen 1715 eine altägyptische Mumie aus England via Hamburg erhalten.[40]) Die Öffnung dieser Mumie erfolgt öffentlich und hat ein kleines Buch zur Folge. Anatomie und historisches Interesse stehen im Vordergrund, doch anders als bei der Breslauer Mumie findet man hier beim Auseinanderbrechen viele Amulette, denen als heidnischen Götzenbildern in der Publikation viel Platz eingeräumt wird. Ebenfalls anders als Gryphius verwendet Hertzog sporadisch noch die altägyptischen Mumienteile zur Herstellung von Arznei, weil er ihre mineralischen Bestandteile für nützlich hält.

4. 1724 sehen Reisende in Preßburg (Bratislawa) in der dortigen Jesuiter-Apotheke eine Mumie als Schaustück im Verkaufsraum.[41]) Schön geschmückt steht sie in einem Glasschrank, man nennt sie phantasievoll Kleopatra, Tochter des ägyptischen Saladin. Neben ihr hängen ein lateinisches und ein deutsches Gedicht, deren Tenor an die Verse der Lübecker Mumie erinnert.

Alle vier Beispiele lassen einen Hintergrund deutlich werden, vor dem der Erwerb der Lübecker Mumie gesehen werden sollte. Über den Ratsapotheker Jacob Stolterfoht (1633-1696), Sohn des Marienpastors, ist nur wenig bekannt.[42]) Ein Blick auf seine Verwandtschaft zeigt jedoch, daß unter diesen Menschen Gedanken an Raritätenkabinette, an Sammeln besonderer Gegenstände, an Reisen und Forschen gepflegt wurden. Stolterfohts Sohn, Johann Jacob (1665 - 1718), studierte Medizin und kehrte 1693 von einer Bildungsreise durch Europa heim, auf der er u. a. Museen, bzw. Raritätenkabinette, besichtigt hatte.[43]) Im gleichen Jahr zog er nach Greifswald

---

[40]) Christian *Hertzog*, Mumiographia Medica, Gotha [1716].

[41]) O. Vf., Von der Preßburger Mumia, welche für die Cleopatra ausgegeben wird, in: Sammlung von Natur- und Medicin- wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten, 33. Band, Leipzig 1727, S. 192 - 194 (Signatur: ZA 1969).

[42]) Hermann Gustaf *Stolterfoht*, Nachrichten über die Familie Stolterfoht (Stolterfoth), [Lübeck 1920], S. 85 f. und Anlage A (= Stammtafel).

[43]) Ebd., S. 89 ff., Johann Heinrich *Seelen*, Athenae Lubecenses, Band 3, 1721, S. 394 ff. (Signatur: Lub 8° 1705) und Christian Gottlieb *Jöcher*, Allgemeines Gelehrten-Lexicon, Leipzig 1751 (Signatur: Allg 218 - 1).

und heiratete die Tochter des Mediziners und Theologen C. T. Rango, der selber ein kleines Museum besaß. Jacob Stolterfohts eine Schwester, Anna Maria, war mit dem Vater von Jacob von Melle (1659-1743) verheiratet, eine andere, Margarethe, mit B. Krechting, in deren Haus der kleine v. Melle aufwuchs, nachdem seine Eltern aus beruflichen Gründen Lübeck verlassen hatten. J. v. Melle hatte eine ähnliche Bildungsreise durch Europa unternommen wie bald darauf sein Cousin, und er hatte sich eine kleine Raritätensammlung angelegt, die er zeitlebens vermehrte und die über Lindenbergs Naturalienkabinett später in die kulturhistorischen Sammlungen der Hansestadt Lübeck eingegangen war.[44])

Aus welchem Raritätenkabinett die Mumie des J. Stolterfoht stammte, läßt sich nicht ermitteln, noch nicht. Ein Zufall könnte helfen, wenn ein sehr alter Artikel gefunden würde, vielleicht ähnlich dem über die Preßburger Kleopatra, und wenn dieser Artikel eine Mumie mit folgenden Kennzeichen erwähnte: Altägyptische Mumie mit bemaltem Leichentuch und Maske in einem Sarg, 1651 repariert, ohne Füße, versehen mit einer vierzeiligen lateinischen Inschrift „Asphalto Phariae ...", verkauft, vererbt, verschwunden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Man könnte dann die Geschichte der Lübecker Mumie in Europa vor dem Jahre 1696 besser erkennen.

[44]) Theodor *Hach,* Geschichtlicher Überblick über Forschungen zur vorgeschichtlichen Alterthumskunde in Lübeck, in: Festschrift zur 28. Versammlung der Deut. Anthropolog. Gesellschaft, Lübeck 1897, S. 8 - 18 (Signatur: Lub 8° 9465) und A. v. *Brandt,* Bewahrte Traditionen und gesammelte Kuriositäten, wie Anm. 7, S. 32.

Psychiatrie in der Hansestadt Lübeck im 19. Jahrhundert – Lübeck als Beispiel eines Stadtstaates –

Karl-Heinz Reger

Einleitung

Parallel zur Rückführung umfangreicher und wertvoller Archivalien in das Archiv der Hansestadt Lübeck können nach und nach Lücken in der Medizingeschichte dieser Stadt gefüllt werden.

Im folgenden Abriß der Psychiatrieentwicklung sind neue Materialien nach ihrer Sichtung im Frühjahr 1993 erstmals aufbreitet. Grundgerüst der Arbeit ist eine umfangreiche Archivforschung vor zehn bis fünfzehn Jahren, damals noch ohne die „ausgelagerten Bestände".

I

Am 3. Dezember 1835 schreibt Präses Havemann „An Einen Hochedlen Rath ergebener Bericht": „Die Baudeputation erachtet es für ihre Pflicht, eine traurige Familienangelegenheit des Schleusenmeisters Clörs zu Berkentin zur Kenntnis eines Hochedlen Raths zu bringen."

„Unter den sechs Kindern des gedachten Beamten befindet sich eine leider! geisteskranke Tochter, die seit ihrer frühesten Jugend der Vernunft beraubt, nun schon 23 Jahre eines elenden Daseins zählt. Anfangs haben die Eltern ärztliche Hilfe versucht, bald aber davon abstehen müssen, als der Arzt ihnen erklärte, daß er nicht helfen könne und nur durch die Unterbringung des Kindes in eine dazu geeignete Anstalt, die Möglichkeit, wenngleich nur schwache Hoffnung einer Besserung vorhanden sey."

Die Einnahmen aus dem Schleusengeld, gegen die Abgaben an die Stadt gerechnet, seien so gering, daß die bereits einmal vorgesehene Unterbringung in einer Anstalt nicht erfolgt sei. Der Präses schlägt nun vor, die Kranke auf Senatskosten in der Lübecker Irrenanstalt unterzubringen, auch wenn die Berkentiner Schleuse unter Lauenburger Hoheit steht. Der Meister sei schließlich Lübeckischer Beamter.

Zwei Wochen später beschließt der Senat, eine nähere Untersuchung zu veranlassen und beauftragt damit den Physikus Dr. Martini.

Am 11. Januar 1836 schreibt er über seine „gerichtsärztliche Untersuchung vom 29. Decbr.": „Ich fand die Unglückliche, (die nach ihrem vierten Jahre, wahrscheinlich nach einem, ursprünglich rein somatischen Leiden, geistig unfrey geworden ist, d. h. nicht mehr durch Vernunftgründe ihre Handlungen bestimmen kann) in einer kalten Kammer, bei geschlossenem Fensterladen, im bloßen Hemde, in einem elenden Bette sitzend, bleich, das Gesicht den Stempel des tief eingewurzelten Seelen- und Körperleidens tragend, in der Ernährung überall zurückgeblieben, in steter, nichtssagender Bewegung." Es folgen Angaben der Eltern, die von der Tendenz des Kindes, ungezielt wegzulaufen, von abrupten Stimmungswechseln mit heftigen Wutausbrüchen, von Kotschmieren berichten. „Nur in ihrer Kindheit" habe sie die Schule besucht, „ihre Confirmation (habe) bisher unterbleiben müssen."

Auf Versuche des Arztes, mit der Kranken Kontakt aufzunehmen, heißt es, „sah sie mich verstört albern an, gab mir, auf mein Verlangen, ihre sehr zarte, kleine, weiche Hand, entzog sie mir aber gleich wieder und hieß mich gehen."[1])

Der Senat zu Lübeck bewilligt kurz darauf aus seinen Armenmitteln (dem „Armenkasten") die notwendigen 88 Mark jährlich als „Beihülfe, für drey Jahre", so daß die Aufnahme „im hiesigen Irrenhause" möglich wird.

Drei Jahre später wird von den „zum Landgericht verordneten Senatores" eine Verlängerung dieser Kostenübernahme beantragt. Lakonisch heißt es in der Begründung: „Die Lage der Sache ist bis jetzt leider ganz unverändert, der Vater gleich arm, und die Tochter gleich irre."[1])

Dem Antrag wird entsprochen.

Dann verschwindet die persönliche Geschichte dieser jungen Frau in der Geschichte der Lübecker Anstalt. Der Faden dieses individuellen Lebensweges läßt sich im Gewebe der ganzen Institutionsgeschichte, so gut wir diese auch nachzeichnen können, nicht mehr ausmachen.

II

Am 9. Juni 1987 schloß ein Festakt im Audienzsaal des Lübecker Rathauses den ersten Abschnitt einer groß angelegten Archivalien-Rückführung ab. 126 Kubikmeter Archivmaterial der Hansestadt Lübeck waren aus Potsdam und Barby bei Magdeburg zurückgekehrt, nachdem sie 1942 in eine stillgelegte Kaligrube nach Sachsen-Anhalt ausgelagert worden waren. Durch das

[1]) Archiv der Hansestadt Lübeck (= AHL). Altes Senatsarchiv Ecclesiastica, Vol. C 2, Unsinnigenhaus Fasc. 2, I Bericht Namens der Baudeputation vom 3.12.1835, III Bericht des Physikus Dr. Martini, 11.1.1836, V Bericht Schlesinger 18.5.1840.

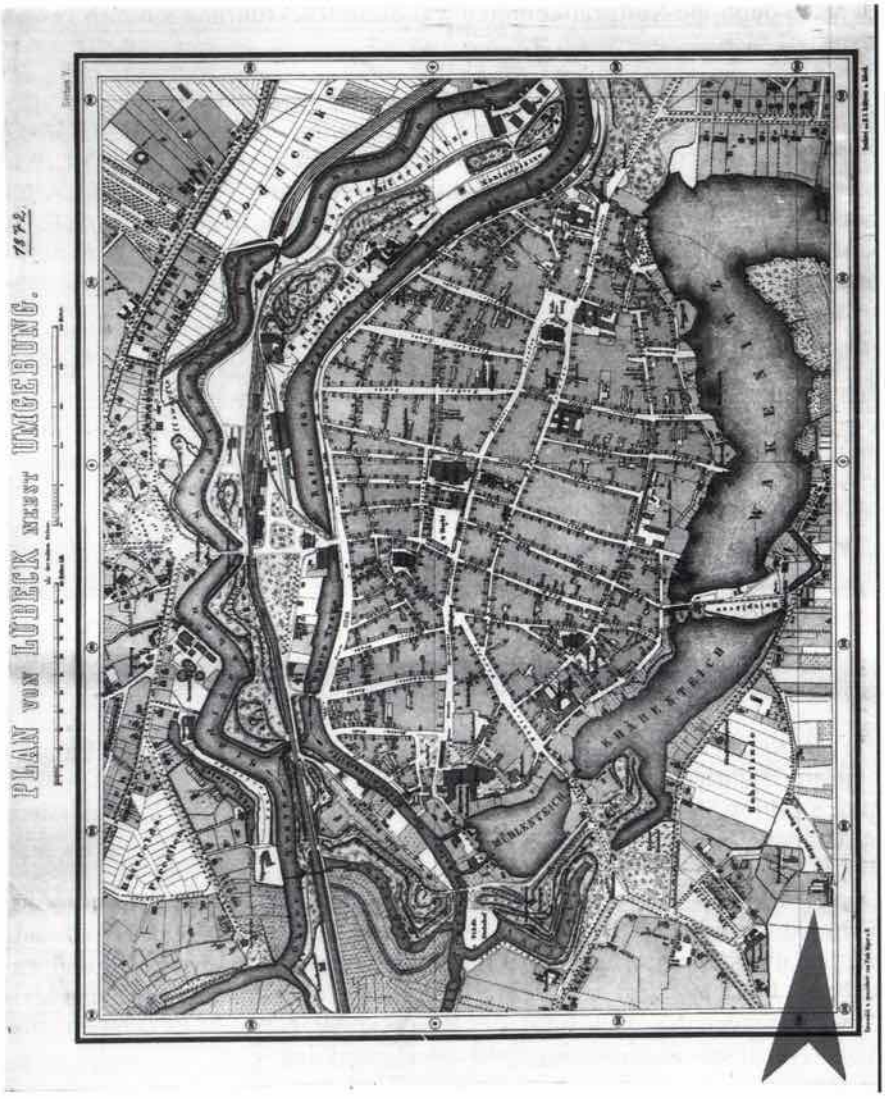


Abb. 1. Stadtplan Lübecks von Major Fink, 1872. Pfeil: Lage der „Irrenanstalt".

deutsch-deutsche Kulturabkommen war diese Rückführung möglich geworden[2]).

Lange Jahre zuvor verhinderte das „Rechtsträgerabwicklungsgesetz" den Austausch; die Genehmigung zur Einsichtnahme in die auf DDR-Gebiet befindlichen Akten lag im Belieben des Innenministeriums der DDR. Was mir 1980 nicht gelang, nämlich Sichtung bestimmter Faszikel des „Alten Senatsarchivs Interna" und „Ecclesiastica" in Potsdam, bedurfte nun im Frühjahr 1993 der Genehmigung der Lübecker Archivdirektorin; allerdings dieser ausnahmsweisen Genehmigung, denn aufbereitet sind alle Akten sicher erst in einigen Jahren.

So verschränkte sich mir persönlich Lübecks Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts mit aktueller Zeitgeschichte. Aus diesen seit Jahrzehnten oder vielleicht auch seit hundert Jahren nicht mehr aufgeschnürten Paketen taucht zum Beispiel die Krankengeschichte der Tochter des Schleusenwärters zu Berkentin auf.

Wohin kam also jene junge Frau damals, im Winter oder Frühjahr 1836?

III

Wir wissen, wie wurde in das 1788 für Lübeck erbaute „Irrenhaus" gebracht. Der Stadtstaat zählte damals 30.000 Einwohner.

Sie wird von dem 42jährigen Dr. Gütschow und bald danach vom frisch approbierten, 25jährigen Arzt Dr. Eschenburg untersucht worden sein und in ihren ersten Jahren als Patientin entscheidende Veränderungen des Hauses miterlebt haben.

Dieses Haus befand sich fünfhundert Meter südlich des Mühlentores (Abb. 1). Ganz in der Nähe stand das 200 Jahre alte „Unsinnigen-Haus", eine ärztlich überhaupt noch nicht versorgte Einrichtung. In dessen Statuten war seit dem Jahre 1601 festgelegt, es solle nur den „von den stärksten und gefährlichsten Graden des Wahnsinns, der Raserei oder Tobsucht Befallenen" dienen[3]). Nochmals eine historiographische Bemerkung:

---

[2]) *Graßmann*, A. (Hrsg.): Alte Bestände – Neue Perspektiven. Kleine Hefte zur Stadtgeschichte. Heft 9. Lübeck 1992.

[3]) *Gehlken*, K.: Das Haus der armen Absinnigen vor dem Mühlentor. LBU 126, S. 205–208, S. 216–218 (1967).

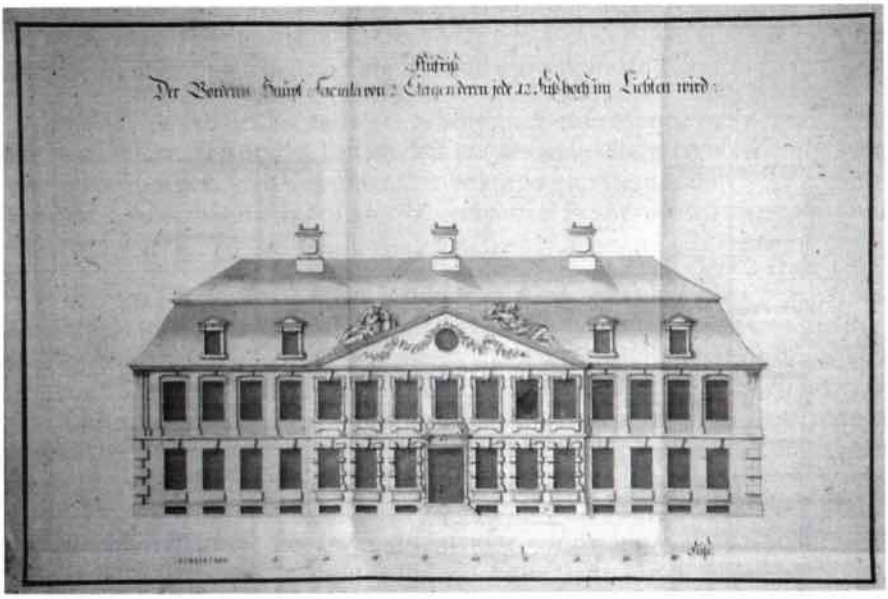


Abb. 2. Entwurf Johann Friedrich Soherrs, 1786. Vorderansicht.

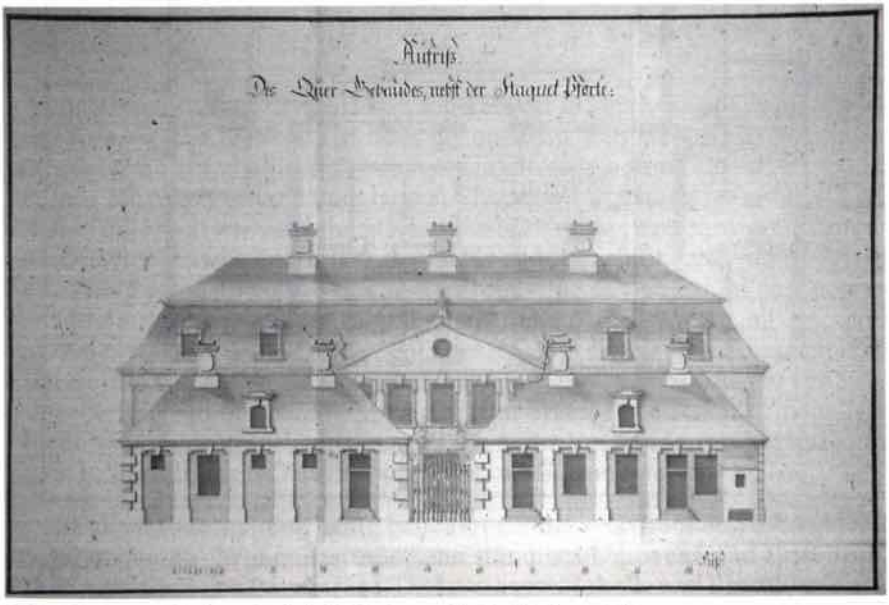


Abb. 3. Entwurf Johann Friedrich Soherrs, 1786. Rückansicht.

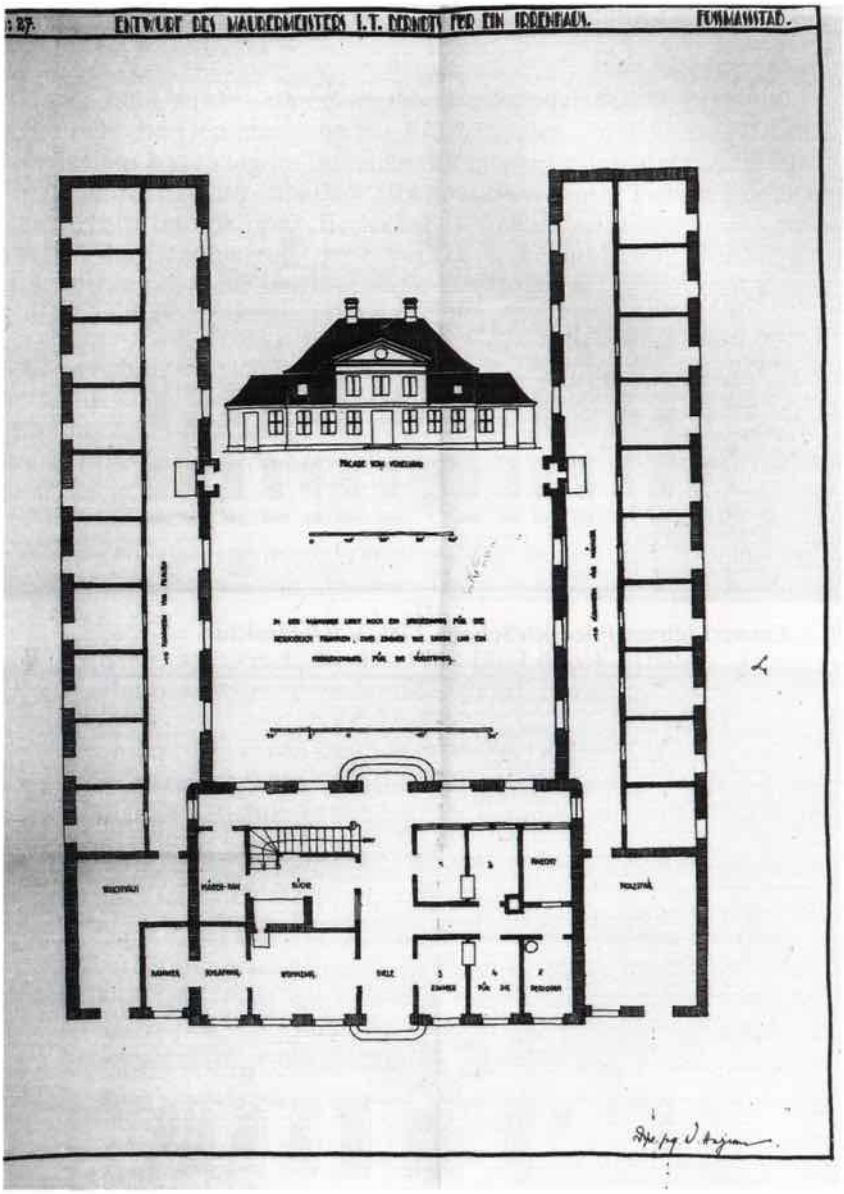


Abb. 4. Entwurf J. T. Berndts'. 1786.

Die Geschichte dieses Hauses kann überhaupt erst seit der „Wiederentdeckung" der lange unzugänglichen Archivquellen versucht werden, war bislang darüber doch nur sehr Spärliches und nur sekundär Zitiertes zu finden.

Zu den Funden des Jahres 1993 gehört auch eine Mappe mit den wunderschön gezeichneten ersten Entwürfen für das neue Haus (Abb. 2 u. 3). Man hat den Eindruck, daß der zunächst beauftragte Stadtbaumeister Johann Friedrich Soherr stark von dem 1785 erbauten Frankfurter Kastenhospital inspiriert war.

Die vom Senat eingesetzte Baukommission lehnt diesen Entwurf aus Kostengründen ab. Ein diplomatisches „Nein": „Das Gebäude ist prächtig, von zwei Stockwerken mit einem gebrochenen Dach und würde einer viel größeren Stadt wie Lübeck alle Ehre machen." Sie verlangt eine einfachere Ausführung und bekommt eine solche schließlich von dem Lübecker Maurermeister Tobias Berndts (Abb. 4). Am 14. Februar 1787 wird mit ihm ein Bauvertrag abgeschlossen. Die Gesamtkosten betrugen schließlich 37 119 Mark. Dazu trugen zehn Kollegien (die Schonen-, Nowgorod-, Bergen-, Riga- und Stockholmfahrer, die Gewandschneider, die Brauerzunft, die Schiffergesellschaft, die Krämercompagnie und die Ämter) insgesamt 14 119 Mark bei, eine Kirchenkollekte am Karfreitag erbrachte 4596 Mark, der Verkauf des alten Hauses 3040 Mark; der Rest kam aus der Staatskasse.

IV

Zur Erläuterung der Baulichkeit soll der von 1854 erhaltene Grundriß dienen (Abb. 5). Das Gebäude ist u-förmig angelegt. Das Haupthaus ist zweigeschossig, die beiden Flügel dagegen eingeschossig mit je 12 Zimmern von 8 m^2. Ihre Türen gehen zu einem langen Flur, der durch eine Gittertür in zwei Hälften unterteilt ist. Sie trennte seit etwa 1820 ruhige von unruhigen Patienten. Die vier schwarzen Punkte in den Korridoren stellen die vorhandenen Öfen dar; die ganze Anlage war also extrem schlecht beheizt. In dem vorliegenden Bauplan werden die Zimmer ganz richtig „Zellen" genannt. Sie sind mit Mauersteinen gepflastert, haben ein kleines Außenfenster, ein Bett, eine Toilette, die von außen gereinigt werden kann. Eine erste deutliche bauliche Veränderung tritt mit der Wirkung des Hausarztes Dr. Eschenburg ein. Die Flügel werden zweigeschossig ausgebaut, mehr Verwendung von Holz statt Stein, bessere Heizung, Ausbau der Hof- und Gartenanlagen.

Die zweite Jahrhunderthälfte bedeutet für das Krankenhaus, es liegt jetzt an der bebauten „Wakenitzstraße", ein ständiges Umbauen und Erweitern. Wenn man die vielen Bauanträge, Diskussionsprotokolle und Beschlüsse liest, wird spürbar, daß unter großem Druck dem wachsenden Platzbedarf hinter-

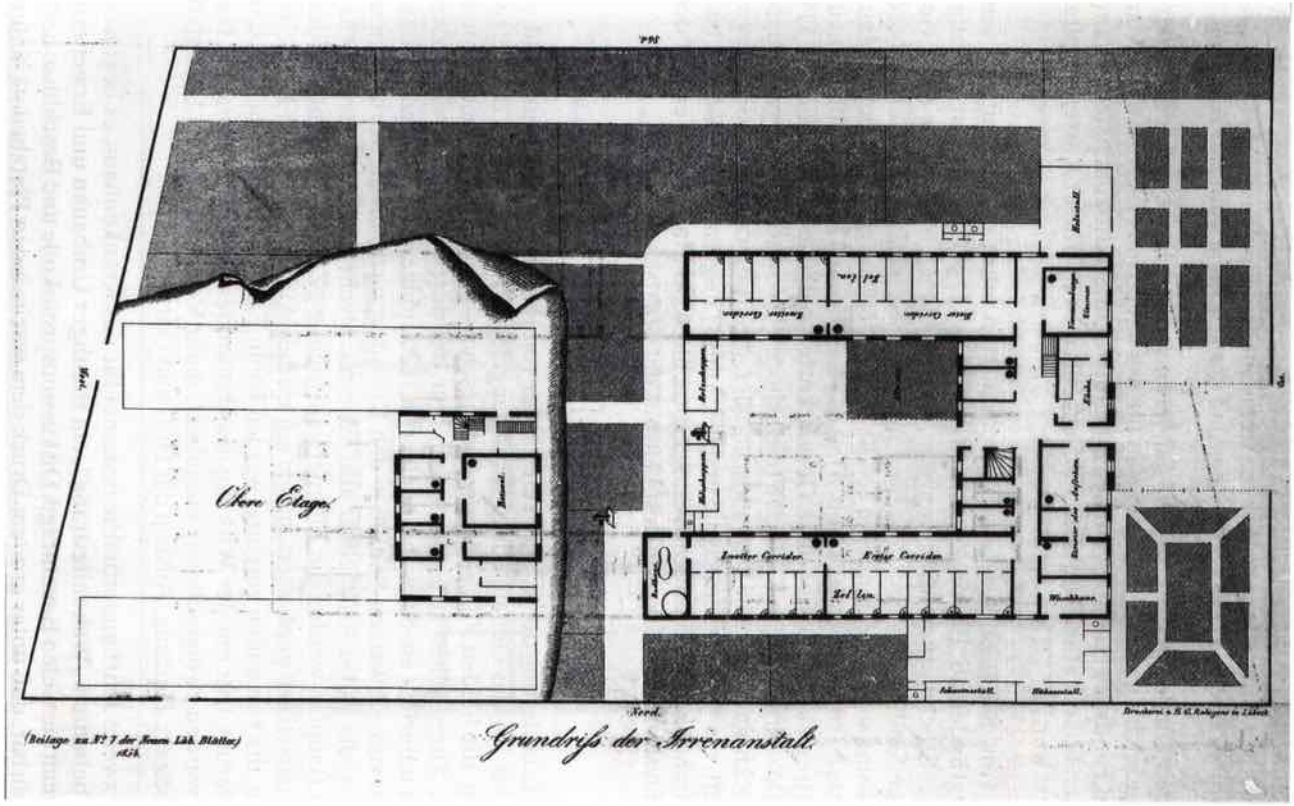


Abb. 5. Grundriß der „Irrenanstalt“. 1854.



Abb. 6. Frontansicht des Haupthauses, als Wohngebäude, ca. 1970?

hergelaufen wurde. In einem Grundriß aus dem Jahre 1910 ist das ursprüngliche Haus zwischen all den Erweiterungen kaum mehr auszumachen.

Es gab inzwischen auch ein kleines Gehöft, auf dem Patienten wohnten und arbeiteten, einige Nebengebäude und sogar unseren heutigen Wohncontainern entsprechende „Döckersche Baracken". 1909 wird mit 299 Patienten die höchste Patientenzahl erreicht, das entspricht gegenüber 1788 einer Verzwölffachung. 1912 wird weiter südlich, nun wiederum am Stadtrand gelegen, die „Heilanstalt Strecknitz" eröffnet, Gebäude und Grundstück der heutigen Medizinischen Universität. Vielen Lübeckern sind die Gebäude (Abb. 6) noch als Mietwohnungen bekannt. Vor 20 Jahren wurden sie abgerissen. Ich selbst habe bei Erschließungsarbeiten Ende der 70er Jahre noch Grundmauern des alten Krankenhauses gesehen.

V

Einige Bemerkungen zu Finanzen, Verwaltung und Personal

Die Irrenanstalt in der Wakenitzstraße war eine „Armenanstalt" im Sinne einer „Privat-Wohltätigkeits-Anstalt". (Daher, da es um „Wohltätigkeit" geht, liegen die Akten in den „Ecclesiastica", den „Kirchensachen".) Von

Vertretern des Lübeckischen Senats und der Bürgerschaft zwar beaufsichtigt, war das Haus ursprünglich aus privaten Geldern finanziert. Nur was als Differenz offenblieb zwischen den Einnahmen durch Spenden, Stiftungen und Kirchensammlungen, wurde durch Zuschüsse aus der Staatskasse ausgeglichen. „Kostgelder" sollte grundsätzlich die Familie des Aufgenommenen zahlen, in der Mehrzahl traten dafür aber die Lübeckische Staatskasse oder bei Auswärtigen die „Landarmenverbände" (wie in der zitierten Fallgeschichte) ein. Praktisch nahm die Bedeutung dieser „Zuschüsse" natürlich immer mehr zu. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts machten sie 90% des Haushaltes aus. Aus der „privaten" Einrichtung war eine weitgehend staatlich unterhaltene Krankenanstalt geworden.

„Vorsteher" des Hauses waren ursprünglich zwei, später mehr Deputierte der Bürgerschaft, die, auf Lebenszeit gewählt, die meiste Verwaltungsarbeit leisteten. Vorgesetzt war ihnen als „Patron" ein Senatsmitglied. Sie ernannten wiederum einen „Speisemeister", später auch „Verwalter" und „Inspektor" genannt, der mit seiner Familie in der Anstalt wohnte und letztlich für die Versorgung der Kranken verantwortlich war. Neben der Vertretung des Hauses nach außen durch das Senatsmitglied kontrollierte die Vorsteherschaft jede Aufnahme und Entlassung von Patienten. Bis 1823 versah die Aufsicht über die Untergebrachten der schon erwähnte „Speisemeister" mit „Knecht und Magd".

Gleichmäßig mit wachsender Patientenzahl wird die Zahl der Pflegekräfte erhöht und das Verhältnis Personal : Patienten gleichmäßig auf der Relation 1 : 6 gehalten. Erst 1899 wurde ein regelmäßiger Nachtdienst eingeführt. Alle Stellen des Pflegepersonals standen bis 1900 nur für Nichtverheiratete offen, woraus sich ein hoher Personalwechsel ergab. Zu einer Pensionsberechtigung führten bis 1912 lediglich die Oberpflegerstellen.

VI

Die therapeutische Praxis

Aus den ersten Jahrzehnten mit nur gelegentlicher ärztlicher Betreuung ragt der Lübecker Arzt Dr. Nikolaus H. Brehmer heraus. Er scheint großes Interesse an den psychisch Kranken gehabt zu haben. Erhalten ist eine Abschrift eines ausführlichen Vortrages vor der Lübecker „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit" aus dem Jahre 1801, in dem er eine „diätetische Behandlung" beschreibt.

Angezeigt sieht Brehmer die diätetische Behandlung bei „solchen Kranken, die unablässig über einer fixen Idee brüten, die in melancholischen Gram versunken sind, die bei sitzender Arbeit in beengten Orten die Gesundheit

des Geistes verloren, bei Einwirkung moralischer Ursachen, bei zu sehr abgestumpfter Reizbarkeit oder zu gespannter Phantasie"[4]). Nehmen wir noch die Vererbung und die körperlichen Ursachen hinzu, so haben wir in etwa das ätiologische Feld, das auch im damals maßgebenden psychiatrischen Werk, dem „traité" Philipp Pinels ausgebreitet ist. Der Autor konnte sich durchaus auf englische und französische Literatur gestützt haben, denn selbst Reils frühe „Rhapsodien" (1803) und Hufelands „Makrobiotik" (1805) waren zu dem Zeitpunkt noch nicht erschienen.

1819 wählte der Lübeckische Senat einen ersten fest angestellten Hausarzt. In den neu zugänglichen Senatsakten finden sich die Protokolle der Diskussion und Beschlußfassung zu dieser Anstellung. Besonders eindringlich votierte für eine feste Anstellung der Syndikus Anton Dietrich Gütschow, gleichzeitig Präses der Irrenanstalt. Erhalten hat die Stelle (Abb. 7) schließlich ein erst wenige Monate vorher in Lübeck zugelassener junger Arzt namens Carl Philipp Gütschow, es war der Sohn des Syndikus. Aus seiner Amtszeit bis zu seinem Tode 1838 ist praktisch nichts aktenkundig. Baulich hat sich jedenfalls nichts verändert. Möglich, daß sein Engagement entsprechend gering war. Wir wissen es nicht.



Gütschows Nachfolger war Bernhard Georg Eschenburg (Abb. 8), Sproß einer der angesehensten Lübecker Familien, ein Sproß auch der deutschen Romantik, wenn man seine Briefe und seinen 78seitigen Reisebericht aus der Heidelberger Studienzeit liest. Nach Heidelberg studierte er weiter in Göttingen und Berlin und ließ sich am 10. Juni 1835 in Lübeck als „Arzt für Chirurgie und Geburtshilfe" nieder.

Abb. 7. Dr. Carl Philipp Gütschow (1794–1838).

[4]) AHL, Central-Armen-Deputation, Generalia I, Nr. 39, 6.



Abb. 8. Dr. Bernhard Georg Eschenburg (1811–1886).

Mit der bescheidenen Anrede:

„Magnifici, Wohl- und Hoch-Edelgeborene,
Hochgelehrte, Höchst- und Hochzuverehrende Herren!"

meldete man sich damals zur Zulassungsprüfung an und nicht weniger verschnörkelt wurde geschlossen. Für seine schriftliche Prüfungsarbeit zum Thema „Rheumatismus" brauchte der junge Doktor zwar statt des vorgesehenen einen Tages wegen Unpäßlichkeit ganze drei, und der zuständige Prüfarzt Dr. Martini, jener Physikus, der seinerzeit die Patientin Clörs untersucht hatte, nahm ihm das Versprechen ab, sich zwischen den Prüfungsstunden, die im Hause des Physikus stattfanden, nicht in Büchern zu belesen, letztlich fiel seine Abhandlung aber gut aus. War es ein Zeichen von Mißtrauen, daß er zwei Wochen später bis spät abends – so, protokolliert „in fidem" Dr. Brehmer– examiniert wurde? 1838 übernahm er die Hausarztstelle in der Irrenanstalt in Nebentätigkeit und füllte sie 48 Jahre lang aus, bis er am 6. Februar 1886 starb.

Mit welchen diagnostischen und ätiologischen Vorstellungen arbeitete Eschenburg? Zu Beginn seiner Tätigkeit verwendet er seinen eigenen Worten nach das „gewöhnliche Schema der fünf Krankheitsformen", dies sind

1. Tobsucht
2. Melancholie
3. Wahnsinn, Narrheit oder Verrücktheit
4. Stumpfsinn oder Verwirrung
5. Blödsinn

Die Heilbarkeit nimmt von oben (1.) nach unten (5.) ab. Erkenntnisse aus vier Jahrzehnten sind in jenes Diagnoseschema eingeflossen, das Eschenburg 1878 gegen Ende seiner Tätigkeit verwendet.

Jetzt unterscheidet er:

1. Manie
2. Melancholie
3. Sekundäre Geistesstörungen
   - Wahnsinn
   - Verrücktheit
   - Blödsinn
4. Paralytische Geistesstörungen
5. Epileptische Geistesstörungen
6. Angeborene Imbecillität

Auch jetzt noch werden die ersten beiden Formen als primär oder „präsumptiv" heilbar, die nächsten als sekundär und unheilbar angesehen. Eschenburg nimmt an, daß die Krankheit meistens mit Melancholie oder Manie beginne und in andere Formen übergehe. Bei langem Krankheitsverlauf hält er alle Erkrankungen für „wahrscheinlich unheilbar". Er stellt im Laufe seiner Beobachtungen einen Wandel der Wahninhalte von „religiöser Melancholie" hin zu „politischem und merkantilischem Wahnsinn" und „sogenanntem Größenwahnsinn" fest. Eschenburg vertrat immer die Meinung, daß Geisteskrankheiten an Häufigkeit wirklich zunähmen. Den Grund fand er in der von ihm immer wieder beklagten gesellschaftlichen Entwicklung. Im wesentlichen kann Eschenburgs Diagnoseschema mit dem des damals führenden deutschen Psychiaters Wilhelm Griesinger in Deckung gebracht werden. Wie dieser geht er von einer „Einheitspsychose" aus, die in zwei Stadien, nämlich von dem primären, heilbaren, zu dem sekundären, unheilbaren Stadium verläuft. Weder der Schule der Psychiker noch der der Somatiker läßt sich Eschenburg eindeutig zuordnen, will man diesen Gegensatz (von Schott[5]) in seiner Irrelevanz herausgearbeitet) überhaupt verwenden.

---

[5]) *Schott*, H.: Heilkonzepte um 1800 und ihre Anwendung in der Irrenbehandlung. In: J. Glatzel (Hrsg.): Vom Umgang mit Irren: Beiträge zur Geschichte psychiatrischer Therapeutik. Regensburg 1990.

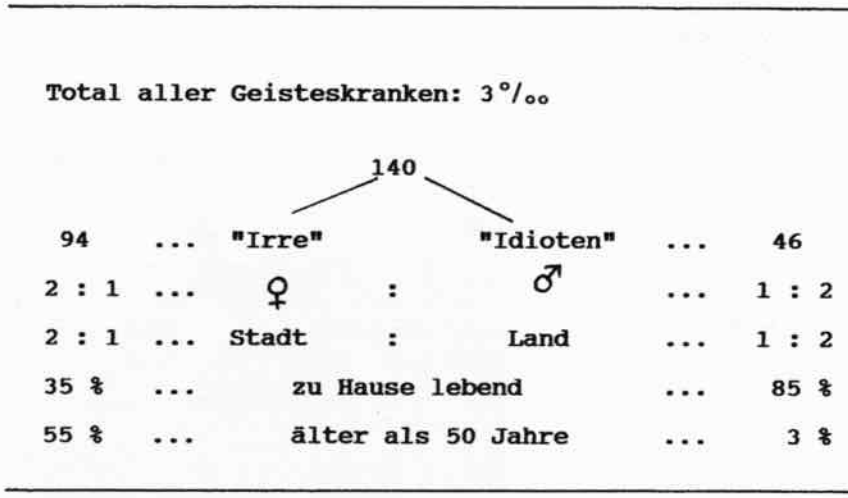


Abb. 9. Bernhard Georg Eschenburg: Die Irrenstatistik des Lübeckischen Staates, 1855.

Wissenschaftlich publiziert hat Eschenburg kaum, in seinen Tätigkeitsberichten jedoch in prägnantem Stil glänzend formuliert. Um so wertvoller ist Eschenburgs eigenständige wissenschaftliche Arbeit auf epidemiologischem Gebiet, die die Anzahl psychisch Kranker im Lübeckischen Staatsgebiet zum Zeitpunkt März 1855 feststellte (Abb. 9).

Er ermittelte eine Gesamtmorbidität von 3 Promille. Insgesamt gab es 140 Geisteskranke, davon 94 „Irre" („an erworbenen Geisteskrankheiten Leidende") und 46 „Idioten" („mit angeborenem oder von Jugend an vorhandenem Blödsinn"). Er fand in der Stadt mehr erworbene, auf dem Lande mehr angeborene Geisteskrankheiten. 65% der „Irren" lebten in Anstalten, 85% der „Idioten" (angeborene Krankheit) in ihren Familien. Von den „Irren" waren mehr als die Hälfte über 50 Jahre alt, von den „Idioten" nur ein kleiner Teil von drei Prozent. Für Lübeck stellte er eine besonders hohe Zahl von „Irren" fest. Die Ursache dafür sei erstens der zu späte Behandlungbeginn bei den meisten Kranken, zweitens die Mangelhaftigkeit der Irrenanstalt.

Diese „Punkt-Prävalenz-Studie" (Erkrankungshäufigkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt) ist eine der frühesten deutschen Untersuchungen die-

ser Art. Sie ist allerdings eher eine Schätzung als eine Feldstudie im heutigen wissenschaftlichen Sinne. Zum Vergleich der wirklichen Erkrankungshäufigkeit mit heutigen Zahlen ist sie sicher nicht geeignet[6]).

Die psychiatrische Behandlung

Für Eschenburg waren eine „zweckmäßige Beschäftigung und hinlängliche Zerstreuung" die Haupthebel psychischer Behandlung. In der Hausordnung wird das Personal zu „tunlichster Schonung und Milde" angewiesen. Der eigentlichen ärztlichen Behandlung befand Eschenburg „die Pfleglinge kaum zur Hälfte zugänglich". Das große Problem bildeten die erregten Kranken. Sie sollten, so gut es ging, beobachtet und in Ruhe gelassen werden. Sodann wurden an Medikamenten Alkaloide und Chloral und bis 1865 Westen, Binden und Handschuhe eingesetzt. Der Einsatz der Zwangsweste wird in den Büchern sehr selten vermerkt, z.B. in einem Fünfjahres-Zeitraum der 40er Jahre insgesamt zweimal.

Seit 1866 ließ Eschenburg keine der „persönlichen Beschränkungsmittel" mehr zu. Er bezieht sich damit ausdrücklich auf das englische „no-restraint"-System des englischen Psychiaters John Conolly, dessen Grundsatz, den Verzicht auf jedes Festbinden oder Fesseln, er forthin verteidigt. Bei Fällen erfolgloser Beruhigungsversuche ordnete er die Isolierung „in eine einsame Zelle" an, „bis ihre Aufregung sich legte, was meistens der Fall war". Über die Benutzung der Zellen wurde Tagebuch geführt. Für 1885 z.B. registrierte es die Anwendung bei 1 bis 6 Patienten pro Monat bei einer Belegung von 115 Patienten.

Krankheitsverläufe, Heilerfolge

Seit 1847 legte Eschenburg über jeden Patienten eine Krankengeschichte an, die in sieben Foliobänden gesammelt wurden und bis 1938 durch den späteren Direktor Enge nachgewiesen sind. Seither sind sie mit ihrem gewiß reichen, detaillierten Inhalt leider verschollen und auch jetzt in dem rückgeführten Archivmaterial noch nicht aufgefunden worden. Als „genesen" galt bei Eschenburg ein Patient, wenn „die alte ursprüngliche Gemütsstimmung und eine verständige Denk- und Handlungsweise wiedergekehrt" und eine „freie Anerkennung der überstandenen Krankheit" vorhanden waren. In seiner Zeit konnten demnach 11 bis 17% geheilt, etwa ebensoviele gebessert entlassen werden. Die „Gebesserten" mußten häufig wieder aufgenommen werden.

---

[6] *Dilling*, H., Zur Epidemiologie psychischer Störungen. Vortrag vor der Med. Gesellschaft in Lübeck, 8.1.1981. Auszug: Schlesw.-Holst. Ärzteblatt, 34, S. 216-222 (1981).

VII

Paul Reuter und Oskar Wattenberg

Auf Eschenburg folgten Paul Reuter und Oskar Wattenberg. Paul Reuter (Abb. 10), gebürtiger Lübecker, übte nur sieben Jahre, noch nebenamtlich, die ärztliche Leitung aus, kam dann mit der Verwaltung nicht zurecht und ging ganz zur Praxistätigkeit über. Er unternahm den Versuch, einzelne Kranke in Familien unterzubringen. Das Konzept seiner „Familienpflege" sah die grundsätzliche Obhut und Aufsicht durch den Anstaltsarzt, die Zusage sofortiger Rückübernahme bei Verschlechterung des psychischen oder körperlichen Zustandes und Bezahlung eines Kostgeldes an die Familie vor. Während Reuter mit den ersten Ergebnissen der Familienpflege zufrieden war, führte sein Nachfolger Wattenberg diesen Versuch aus sichtlichem Desinteresse nicht fort.



Abb. 10. Dr. Paul Reuter (1855–1917).

Oskar Wattenberg (Abb. 11) wurde 1863 in Hemelingen bei Bremen geboren, wandte sich schon während des Studiums der Psychiatrie und Neurologie zu und war von 1893 bis 1924 Klinikdirektor in Lübeck. Der Lübecker Senat verlieh ihm 1918 den Titel eines Professors. Er erkannte, daß kein Kranker isoliert, das heißt in einem unbeobachteten Raum sich selbst überlassen werden darf. Indem er den sich und seine Umgebung gefährdenden Kranken intensiv und lückenlos überwachen ließ, beschritt er einen bis dahin für ungangbar gehaltenen Weg der Psychiatrie. Wattenbergs Bett- und Bäderbehandlung entspricht völlig dem in Deutschland um die Jahrhundertwende üblichen Vorgehen. Für Stunden, ab ca. 1900 auch für ganze Tage und Nächte, wurden unruhig-erregte Patienten auf der Wachabteilung, später auch auf den Behandlungsstationen, in körperwarme Wannenbäder gelegt. Auch die „hydropathischen Einwickelungen" entstanden damals. Hierzu wurde der Kranke in einem Bett in nasse Tücher und wollene Decken eingewickelt. Daß es sich dabei um eine Zwangsmaßnahme handelt, war Wattenberg bewußt, und er diskutiert dies immer wieder ausführlich. Über die Einpackungen mußte genau Tagebuch geführt werden.



Abb. 11. Prof. Dr. Oskar Wattenberg (1863–1951).

Reuter wie Wattenberg mußten sich mehr und mehr mit dem Aufnahmegrund „Alkoholabhängigkeit" auseinandersetzen. Auch waren immer häufiger Familien nicht mehr in der Lage, ihre psychisch kranken Angehörigen selbst zu versorgen.

Nur schwer vorstellbar ist es, unter welcher räumlicher Beengung Reuter und mehr noch Wattenberg arbeiten mußten, welche Improvisationskunst notwendig war, um die Versorgung der Kranken nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern sogar zu verbessern. Zugleich setzte sich Wattenberg unermüdlich für den Bau eines neuen modernen Hauses ein. Mit diesen Plänen zeigt er sich klar als ein Mann der „Anstaltspsychiatrie", wie er sie ab 1912 im neuen „Strecknitz" verwirklichte.

VIII

Zusammenfassung

Das Lübecker Haus wurde zweimal gegründet; 1788 mit dem Neubau und um 1850 mit der Umstrukturierung durch Eschenburg.

Wer gerne in Epochen denkt, kann sie hier, in Lübeck, wiederfinden: Die „beginnende Psychiatrie" um 1800: das neugebaute „Irrenhaus"; die „klassische Psychiatrie" nach 1850: die Zeit Eschenburgs; die Anfänge der „Psychiatrie der Gegenwart" mit der neuen „Anstalt Strecknitz".

Im Gegensatz zu vielen anderen Städten Deutschlands erlebte Lübeck nie die für die Kranken so unglückliche Verbindung von Gefängnis und Irrenanstalt. Die Lübecker Anstalt war ein „Stadtasyl" im Sinne Wilhelm Griesingers. Sie war stadtnah konzipiert, lag schließlich durch Ausweitung der Stadt im Wohngebiet und war im Vergleich mit anderen Anstalten bis zuletzt relativ klein. Es gab keine Auswahl besonderer Patientengruppen, wie das in den Universitätskliniken von Anfang an üblich war. Alle Geisteskranken aus dem Lübecker Gebiet wurden aufgenommen und behandelt, also auch die, für die das Konzept Wilhelm Griesingers getrennte „Landasyle" vorsah.

Bei meiner Suche nach weiteren Städten, in denen diese Bedingungen so gut erfüllt waren, bin ich nicht fündig geworden[7]). Kirchhoff[8]) zählt zwar Bremen, Hamburg und Berlin neben Lübeck auf, die Vergleichbarkeit mit diesen ganz anders dimensionierten Großstädten ist jedoch sehr eingeschränkt. Zudem mußten dort bereits erhebliche Entfernungen berücksichtigt werden.

---

[7]) Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke. Redigiert von Dr. Joh. Bresler. 2 Bände. Halle a. d. S. 1910.

[8]) *Kirchhoff*, Th.: Geschichte der Psychiatrie. In: G. Aschaffenburg (Hrsg.): Handbuch der Psychiatrie. Leipzig und Wien 1910.

Eschenburg ging zu Fuß von der Stadtmitte in die Wakenitzstraße! Am ehesten ließen sich wohl einige private Häuser vergleichbar finden, wie zum Beispiel die Landerer-Klinik im württembergischen Göppingen.

In Lübeck gewann der Streit um die getrennte Unterbringung von heilbaren und unheilbaren Geisteskranken in einer getrennten „Heilanstalt" und „Pflegeanstalt" nie die gleiche Bedeutung wie in größeren Staatswesen. Bei der geringen Größe des Lübeckischen Staates bot sich die Anlage zweier Häuser nicht an. Daher trifft für das Lübecker Haus, trotz seiner Sonderstellung, sehr gut der von Jetter[9]) herausgearbeitete Begriff der „relativ verbundenen Heil- und Pflegeanstalt" zu. Damit ist der Krankenhaustypus gemeint, der zwar die räumliche Trennung der Heilbaren und Unheilbaren, wie auch der Männer und Frauen, vorsieht, dies jedoch unter gemeinsamem Dach und unter gemeinsamer Verwaltung. Nach Jetter ist dieser Typus seit der „Illenau" Christian F. Rollers „zur tragenden Grundlage" des Anstaltswesens geworden.

Die entschiedenste Prägung gab dem Lübecker Haus gewiß der Arzt Bernhard Georg Eschenburg, der in einer konsequent vermittelnden, extreme Positionen vermeidenden Grundhaltung von verschiedenen Positionen auszuwählen verstand, was dem Haus eine Sonderrolle gab zwischen der sich entwickelnden sogenannten Anstalts- und der Universitätspsychiatrie. Einerseits war Eschenburg ein Eklektiker; er vereinte eine Vielzahl von Schulen, Theorien und Einzelaspekten zu einer praktikablen Synthese. Andererseits tritt der Einfluß der sozialmedizinisch orientierten englischen Psychiatrie der Jahrhundertmitte[10]) am deutlichsten hervor. Er erwähnte nirgends, daß er sie literarisch besonders rezipierte, er hat nie England bereist. Er scheint sie aber von seiner Gesamtpersönlichkeit her so nachempfunden zu haben, daß sie ihm als roter Faden dienen konnte.

Nachweis der Abbildungen

Abb. 1: Archiv der Hansestadt Lübeck; Abb. 2: ebenda; Abb. 3: ebenda: Abb. 4: ebenda; Abb. 5: Neue Lübeckische Blätter, 20, Beilage zu No. 7 (1854); Abb. 6: aus: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck. Bd. 1, 2. Teil: Amt f. Denkmalpflege (Hrsg.). Lübeck 1974; Abb. 7: aus: Ellen Hilmers: Die Chronik der Familie Gütschow. Hamburg 1904; Abb. 8: Archiv der Klinik für Psychiatrie, Medizinische Hochschule Lübeck; Abb. 9: Autor; Abb. 10: Archiv der Klinik für Psychiatrie. Medizinische Hochschule Lübeck; Abb. 11: ebenda, freundlicherweise überlassen von Frau Hjerta Bramesfeld. Lübeck.

Eschenburg und Wattenberg: Soweit nicht anders vermerkt, Zit. aus 1.–11. Ärztlicher Bericht über unsere Irrenanstalt 1859–1909, Klinik für Psychiatrie der Medizinischen Universität zu Lübeck.

---

[9]) *Jetter*, Geschichte des Hospitals. Bd. 1: Westdeutschland von den Anfängen bis 1850. Beiheft zu Sudhoffs Archiv der Geschichte der Medizin. Wiesbaden 1966.

[10]) *Conolly*, J.: The Treatment of the Insane without Mechanical Restraints. London 1856, deutsch durch C. M. Brosius: Die Behandlung der Irren ohne mechanischen Zwang. Lahr 1860.

Kurd von Schlözer

Friedrich Hassenstein

Vor hundert Jahren, am 17. Mai 1894, wurde auf dem Jerusalemer Kirchhof in Berlin ein Mann zu Grabe getragen, der als preußischer Diplomat berühmt geworden war, heute aber nur noch den Lesern seiner in sechs Bänden erschienenen Briefe bekannt ist: Kurd von Schlözer[1]). Mit vielen anderen Würdenträgern folgte der Reichskanzler Graf Caprivi dem Sarge, und Kaiser Wilhelm II. hatte einen Kranz prachtvoller Rosen übersandt. Doch weniger als zwei Jahre zuvor hatte derselbe Kanzler auf desselben Kaisers Befehl den nunmehr so hoch Geehrten auf demütigende Weise aufgefordert, die Verabschiedung von seinem Posten, nämlich dem des Preußischen Gesandten am Heiligen Stuhl, zu beantragen, so daß sogar sein Erzfeind, die „Graue Eminenz" Graf Holstein, den „Feldwebelton" unwürdig fand und befürchtete, Schlözer würde das Ansinnen zurückweisen. Doch dieser hatte schon resigniert und ließ sich in den Ruhestand versetzen, so wie es seinem Gönner und Freund Bismarck zwei Jahre vorher geschehen war. Der „Kladderadatsch" widmete Schlözers Abschied ein Gedicht, das die Erinnerung an Bismarcks Sturz einschloß und mit den Versen endete: „Der Neue Kurs mit neuen Kräften / wird auch noch fertig mit den Geschäften, / drum haben zu trollen sich die Alten / und die Zeitungsschreiber den Mund zu halten"[2]).

Daß Kurd von Schlözer einmal für einige Jahre Preußens populärster Diplomat sein würde, war ihm nicht in die Wiege gelegt, denn er war am 5. Januar 1822 nicht als Preuße, sondern als Sohn der Hansestadt Lübeck zur Welt gekommen. Dort war sein Vater, Karl von Schlözer, als Kaufmann und kaiserlich russischer Generalkonsul eine prominente Persönlichkeit[3]). Zar Nikolai I. hatte ihm einmal empfohlen, mit seiner militärischen Hilfe einen Staatsstreich zu wagen und sich als Karl I. von Lübeck krönen zu lassen[4]). Kurds Großvater war der von Zar Alexander I. geadelte Göttinger Historiker August Ludwig von Schlözer gewesen, und somit war Dorothea, die mit 17 Jahren zu Deutschlands erstem weiblichen Doktor der Philosophie promoviert worden war, Kurd von Schlözers Tante[5]).

---

[1]) Vgl. Artikel „Kurd von Schlözer" in: Alken *Bruns* (Hrsg.), Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten, Neumünster 1993, S. 346–350, mit Verzeichnis der Quellen, Werke, Sekundärliteratur und Porträts.

[2]) Zitiert nach: Paul *Curtius*, Kurd von Schlözer. Ein Lebensbild, Berlin 1912, S. 143 f.

[3]) Vgl. Artikel „Karl von Schlözer" in: *Bruns*, wie Anm. 1, S. 342–346.

[4]) Petersburger Briefe von Kurd von Schlözer 1857–1862 nebst einem Anhang ..., hrsg. von Leopold von Schlözer, Stuttgart 1921 u. öfter, S. 43.

[5]) Vgl. Artikel „Dorothea Rodde-Schlözer" in: *Bruns*, wie Anm. 1, S. 327–331.



Kurd von Schlözer. Nach einer Zeichnung von Luise v. Schlözer (1862)
(aus Römische Briefe, wie Anm. 32)

Kurd sollte wie sein Großvater ein Gelehrter werden, und so studierte er nach dem Besuch des Lübecker Katharineums in Göttingen, Bonn und Berlin Orientalistik und Geschichte. Er schrieb seine Doktorarbeit über einen alt-arabischen Reiseschriftsteller und legte im April seine mündliche Prüfung ab. Hierüber berichtete er der Familie in einem bemerkenswerten Brief. Während nach der oft zitierten Äußerung Bert Brechts dessen Gymnasiallehrer viel von ihm hatten lernen können, waren es im Fall Schlözer sogar die Koryphäen der Berliner Philosophischen Fakultät: „Vorgestern habe ich mein Examen glücklich bestanden ... Ich ging sehr vergnügt in den Senatssaal, wo sich bereits die 26 Professoren der philosophischen Fakultät versammelt hatten. Zuerst legte Bopp mir den Ibn Batuta vor, aus dem ich ihm einige Stellen übersetzte. Dann erklärte ich dem vortrefflichen Böckh ein Kapitel im Herodot. Jetzt hatte das Wort der gute Ritter, der über die Geographie und Ethnographie von Asien schrecklich gern einige zuverlässige Nachrichten gehabt hätte. Nun kam mein reizender kleiner Ranke an die Reihe und fragte, neugierig auf seinem Stuhl herumhopsend, nach den ältesten Bewohnern Rußlands. Da war er nun hocherfreut, als ich ihm über die armen Leute die beruhigendsten Aufschlüsse geben konnte. Dann wünschte er sich doch wenigstens in etwa über die Päpste und Kaiser zu orientieren und erkundigte sich schließlich eifrig nach den Gründen der Französischen Revolution, über deren Entstehung er völlig meiner Ansicht war ... Endlich kam Trendelenburg und wollte gern noch Verschiedenes über die Politik des Plato, Aristoteles und Hobbes wissen, wobei er aus dem Gedankenaustausch, der nun zwischen uns entstand, gewiß manches Nützliche gelernt hat ..."[6]).

An Selbstbewußtsein scheint es dem jungen Hanseaten nicht gefehlt zu haben. Hinzu kam, daß ihm in Berlin die Türen zu den höchsten Herrschaften offenstanden. Sein Lübecker Freund und Schwippschwager Ernst Curtius war seit 1844 Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III. Dessen Mutter, die Prinzessin und spätere Kaiserin Augusta, und ihr Kammerherr Alexander von Humboldt hatten einen Kreis junger Gelehrter und Schöngeister um sich versammelt, in den der geistreiche Junghistoriker Schlözer aufgenommen wurde. So hatte dieser eine erlauchte Gönnerin gefunden, und die konnte er gut brauchen, denn statt der vom Vater gewünschten Gelehrtenlaufbahn lockte ihn eine seinem Selbstgefühl angemessene Tätigkeit im preußischen Staatsdienst. Angebote, in den Dienst der Hansestädte oder, wie sein Vater und sein älterer Bruder, in den des russischen Kaiserreichs zu treten, schlug Schlözer zugunsten seiner preußischen Ambitionen aus.

---

[6]) Jugendbriefe von Kurd von Schlözer 1841–1856, hrsg. von Leopold von Schlözer, Stuttgart 1920 u. öfter, S. 45 f.

Aber es dauerte noch einige Jahre, bis Schlözer preußischer Beamter wurde. Der Promotion folgte ein einjähriger Studienaufenthalt in Paris. Statt weiter nach altorientalischen Texten zu suchen, durchstöberte Schlözer die geeigneten Archive nach Gesandtschaftsberichten und Herrscherkorrespondenzen des 18. Jahrhunderts. Nebenher veröffentlichte er, treu der Familientradition, zwei Schriften zur altrussischen Geschichte[7]). Doch er besuchte nicht nur Archive und Bibliotheken, sondern auch Parlament und Börse, Theater und Bankette. Einmal speiste er in der Nachbarschaft des Barons Rothschild, des „geheimnisvollen Dirigenten, der gekrönte und ungekrönte Figuren, seidene Soutanen und blaue Arbeiterkittel an den Fäden seines Weltmarionettentheaters hin und her hüpfen läßt"[8]). So genau, wie es Schlözer auf Gesellschaften tat, beobachtete er auch auf den Straßen der Stadt, deren sprühendes Leben ihn begeisterte; er genoß Paris als den „Hexenkessel, worin die Geschicke Europa zurechtgebraut werden"[9]).

Als Schlözer Anfang 1848 nach Berlin zurückkehrte, empfand er, wie sehr auch hier die – im Vergleich zu Paris – provinzielle Dumpfheit einer neuen politischen Unruhe zu weichen begann, und schon im März brach die Revolution aus. Schlözer begab sich, nicht ohne die Erlaubnis seines ihn nach wie vor ernährenden Vaters eingeholt zu haben, nach Frankfurt. Auf eine Beschäftigung im Auftrag der Nationalversammlung hoffte er jedoch vergeblich, und so blieb er wie in Paris auf dem Posten eines scharfblickenden Beobachters. Seine Briefe nach Berlin enthielten Informationen und Analysen, die auch im Kreise der Prinzessin Augusta diskutiert wurden. Im Winter kehrte Schlözer desillusioniert in die preußische Hauptstadt zurück.

Nach vielfältigen Bemühungen seiner Freunde und Gönner fand Schlözer Anfang 1850 zur Beruhigung seines inzwischen enttäuschten und besorgten Vaters eine Anstellung. Ohne die dafür erforderliche Prüfung als „Auskultator" abgelegt zu haben, wurde er im Auswärtigen Ministerium als „Geheimer expedierender Sekretär" beschäftigt. Aber er kam zu seinem Kummer nicht in das „Politische Departement", sondern in das für „zivil- und staatsrechtliche Angelegenheiten". Bald klagte er über die Zumutung, seinen „seit vier Jahren Tag und Nacht gefeilten deutschen Stil ganz gründlich umzuändern und ihm die Zwangsjacke der Bureaukratensprache anzulegen"[10]) und einer

---

[7]) Les premiers habitants de la Russie. Finnois, Slaves, Scythes et Grecs. Essai historique et géographique, Paris 1846. – Rußlands älteste Beziehungen zu Skandinavien und Constantinopel, Berlin 1847.

[8]) Jugendbriefe, wie Anm. 6, S. 91.

[9]) Ebd., S. 117.

[10]) Ebd., S. 159.

„Geheimratokratie" ausgeliefert zu sein, deren Maßnahmen „meist von den ödesten, niedrigsten Motiven"[11]) zeugten. Die Menschen, um deren Schicksal es bei Schlözers Verhandlungen mit ausländischen Behörden ging, scheinen ihm auch nicht besonders am Herzen gelegen zu haben, handelte es sich doch nach seiner Auskunft vornehmlich um „Deserteure, rote Republikaner, angeblich Verstorbene und durchgebrannte Ehemänner"[12]).

So nimmt es nicht wunder, daß sich Schlözer neben seiner Bürokratenarbeit um so intensiver der historischen Schriftstellerei widmete. Seinem ersten Buch zum 18. Jahrhundert – über den französischen Außenminister Choiseul[13]) – ließ er noch einmal im Geist des Vaterhauses drei Bände über die Geschichte der Ostseeländer vom 12. bis 16. Jahrhundert folgen[14]). Bei der Darstellung der Hanse spürt der Leser Schlözers lübeckischen, d.h. antidänischen, Patriotismus. Die livländische Kolonisierung durch den Deutschen Orden beschreibt er indessen unter dem Vorzeichen, daß „mit schrankenloser Willkür das Los der Knechtschaft über die Bewohner dieser Länderstrecken geworfen wurde und nur mit Mühe sich die Herrschsucht jener fremden Krieger hinter dem Heiligenschein der Religion verbarg"[15]). Die in schwungvoller, am Stil der historischen Werke Schillers geschulter Sprache geschriebene Trilogie enthält außer 540 Seiten Geschichtserzählung 80 enggedruckte mit Quellennachweisen. Das weckt den Verdacht, daß die Nichtbeachtung des Werks durch die gelehrte Zunft[16]) weniger mit einem Mangel an Wissenschaftlichkeit als mit dem an nationaler Gesinnung zu tun hatte. Auch heute scheint es, wie Nachfragen ergeben haben, keine Historiker des Ostseeraums zu geben, die in das Werk dieses Vorläufers hineingeschaut hätten, während es die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" noch 1889, also 30 Jahre nach seiner Entstehung, als die „beste, alles Wesentliche umfassende Darstellung der livländischen Geschichte"[17]) gepriesen hat.

---

[11]) Ebd., S. 158.

[12]) Ebd., S. 159.

[13]) Choiseul und seine Zeit, Berlin 1848. 2. Aufl. Berlin 1857.

[14]) Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden, Berlin 1850. – Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern, Berlin 1851. – Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern, Berlin 1853. Vom 2. und 3. Band ist eine Reprintausgabe erschienen: Wiesbaden, VMA, o.J. (70er Jahre?)

[15]) Livland und die Anfänge ..., wie Anm. 14, S. 111.

[16]) Nach *Curtius*, wie Anm. 2, S. 25, gehörten zu Schlözers Kritikern der Historiker Georg Waitz und der Germanist Friedrich Zarncke.

[17]) Zitiert nach der Urkunde, in der Schlözers Ernennung zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ausgesprochen wurde. Bundesarchiv, Abteilung Potsdam, Teilnachlaß Kurd von Schlözer, 90 Schl 1.

Schlözers nächstes Buch galt wieder dem 18. Jahrhundet, und zwar einer Person, die für die preußische wie auch für die lübeckische Geschichte von Bedeutung war: François Vicomte de Chasot, Offizier und Günstling Friedrichs des Großen, später Kommandeur der Lübecker Garnison und dänischer Generalleutnant[18]). Die neu aufgelegte Biographie Choiseuls und die neu erschienene Chasots konkurrierten 1856 laut Schlözer so heftig in der lesenden Fraktion des Berliner Hofs, daß sich diese in die Parteien der „Chasotianer" und der „Choiseulisten" spaltete[19]). Doch dieser Erfolg ließ den Autor nicht ruhen. Sein drittes Buch zur Geschichte des 18. Jahrhunderts hatte ein brisanteres Thema: „Friedrich der Große und Katharina die Zweite"[20]). Es handelt sich dabei vor allem um die diplomatische Vorgeschichte der Ersten Teilung Polens. Dieses Ereignis hatte Schlözer vorher in einem Brief als den „Volksmord des Jahres 1772" bezeichnet, was ein Grund mehr dafür sein könnte, der 278 Seiten starken, aus Pariser, Berliner und auch Petersburger Archivstudien erwachsenen Monographie noch heute Respekt zu zollen.

„Petersburger Archive" – das weist darauf hin, daß Schlözer während der Arbeit an seinem Buch endlich dem diplomatischen Dienst zugeteilt worden war. Nach kurzer Tätigkeit in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts wurde er Anfang 1857 als Attaché an die Preußische Gesandtschaft in St. Petersburg versetzt und bald zum Zweiten Sekretär ernannt. Wiederum fehlten gewisse Laufbahnvoraussetzungen, also war auch dieses Mal allerhöchste Protektion im Spiel gewesen. Daß Schlözers in Petersburg fertiggestelltes Buch sein letztes blieb, hat gewiß damit zu tun, daß ihn seine Berufsarbeit endlich zufriedenstellte. Im Familien- und Freundeskreis hieß es aber auch, der Tod des Vaters habe den Historiker Schlözer verstummen lassen; nur dem Vater zuliebe hätte er Bücher geschrieben. Jedenfalls bestand Schlözers Schreibarbeit künftig in seinen Gesandtschaftsberichten, von denen bis heute nur Proben veröffentlicht sind[21]), und in seinen unzähligen Briefen.

Schlözers Briefe aus St. Petersburg, zum Teil in einem der sechs Briefbände gedruckt und jüngst von Lew Kopelew als Geschichtsquelle gepriesen[22]),

---

[18]) General Graf Chasot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit, Berlin 1856. 2., umgearbeitete und vermehrte Aufl. Berlin 1878.

[19]) Jugendbriefe, wie Anm. 6, S. 205.

[20]) Friedrich der Große und Katharina die Zweite, Berlin 1859.

[21]) Politische Berichte aus Petersburg 1861, in: Preußische Jahrbücher Bd. 219, 1930, S. 1–27. – Politische Berichte aus Rom 1882–1892 in: Christoph *Weber*, Quellen und Studien zur Kurie und zur Vatikanischen Politik unter Leo XIII., Tübingen 1973 (Bibl. d. Dt. Hist. Intituts in Rom 45), passim.

[22]) Vgl. Lew *Kopelew*, Einleitung und historische Einführung, in: Russen und Rußland aus deutscher Sicht, Bd. 3: 19. Jh., hrsg .von Mechthild Keller, München 1992, S. 71–75.

bieten ein vielseitiges, farbiges Bild der russischen Krisenjahre 1857–1862, die von den Folgen des verlorenen Krimkrieges und der Reformpolitik Zar Alexanders II., vor allem der Bauernbefreiung geprägt waren. Wie scharf Schlözer beobachtete und zukünftige Entwicklungen voraussah, ja den Leser von heute zu Vergleichen zwischen russischen Umwälzungen von damals und jetzt anregen kann, belegt ein Brief vom 5. April 1861:

„Als am Sonntag die Bauernfreiheit proklamiert wurde, ging ich mittags 12 Uhr in die Isaakskirche. Das Volk war in einer wirklich lächerlichen Weise apathisch. Was die Zeitungen von Enthusiasmus reden, ist nicht wahr ... Kein Despot kann ein Land glücklich machen, das seine Vorfahren unglücklich gemacht haben. Die Spuren jahrhundertealter Unterdrückungen können nicht durch ein kaiserliches Dekret ausgelöscht werden. Das ist die Tragik Alexanders II. – Immerhin bleibt für den kurzen menschlichen Blick die Aufhebung der Leibeigenschaft einer der größten und verantwortungsvollsten Regierungsakte. Eine ähnliche Bewegung in bezug auf die Sklaverei bereitet sich, wie es scheint, in Nordamerika vor. – Wieviel Unruhen und Blutvergießen wird es aber noch geben, ehe das Unrecht gutgemacht ist, ehe der russische Bauer den jetzt plötzlich ihm zuteil gewordenen Segen versteht und gebrauchen lernt! Das ist die Tragik des russischen Volks“[23]).

Natürlich war Schlözers Gesichtskreis insofern eingeengt, als er sich meist in der Hofgesellschaft und den Regierungskreisen bewegte. Wie in Berlin standen ihm beinahe alle Türen offen. Als Enkel des großen Rußland-Historikers und Sohn des Generalkonsuls in Lübeck trug Schlözer einen Namen, der der Schlüssel zu diesen Türen war. Mitglieder der kaiserlichen Familie und des Hochadels, führende Politiker wie Nesselrode und Gortschakov erwiesen Schlözer ihre persönliche Gunst. Als enger Familienfreund ging er aus und ein im Hause des Barons Stieglitz, der als Petersburger Rothschild den Bau der ersten russischen Eisenbahnen finanziert und das russische Bankwesen reformiert hatte; sein Sohn Alexander war Direktor der russischen Reichsbank. So war es für Schlözer nicht schwierig, die Reformepoche aus intimer Nähe zu beobachten. Es blieb ihm aber auch nicht verborgen, wie schnell der deutsche Einfluß in St. Petersburg während der Regierung Alexanders verschwand. Über das Aufkommen des russischen Nationalismus und Panslawismus sind in Schlözers Briefen prophetische Einsichten zu finden.

Die nachhaltigste Erfahrung Schlözers in der russischen Hauptstadt war aber seine Konfrontation mit dem Mann, den er nach eigener Angabe wie keinen zweiten gehaßt hat, bevor er Jahrzehnte später einer seiner treuesten

---

[23]) Petersburger Briefe, wie Anm. 4, S. 202 f.

Vasallen wurde: Bismarck[24]). Als dieser Anfang 1859 als preußischer Gesandter nach St. Petersburg versetzt wurde, war er darauf vorbereitet, dort einen Zweiten Sekretär vorzufinden, der alles andere war als das, was er sich als Untergebenen wünschte, nämlich ein hanseatischer Republikaner, liberaler Schöngeist und Protegé seiner Feindin Augusta. Aber es kam noch schlimmer: Schlözer erwies sich als widerspenstig. Er weigerte sich, bei dem „Pascha", wie er den neuen Chef in seinen Briefen nannte, nach Diktat zu schreiben, und die Zweitausfertigung des Schlüssels für einen Aktenschrank war Anlaß genug für einen heftigen Streit. Schlözer schilderte Bismarck so: „Mein neuer Chef ist ein Mann, der keine Rücksichten kennt, ein Gewaltmensch, der nach Theatercoups hascht, der alles kennt, ohne es gesehen zu haben, alles weiß, obwohl er sehr vieles nicht weiß"[25]). Man müsse ihm immer die Zähne zeigen, sonst sei man verloren. Schlözer schrieb: „Ich bin so offen gegen Bismarck aufgetreten, daß er mich hat fordern wollen"[26]), und: „Überhaupt fürchtet ihn eigentlich die ganze Welt, ich ausgenommen – deshalb seine Wut gegen mich."[27])

Schlözer hat durch gewissenhafte Pflichterfüllung bei eisiger persönlicher Distanz seine Position zu wahren versucht. Das ist ihm in solchem Maße gelungen, daß Bismarck es war, der schließlich einlenkte. Er sah ein, daß ihm Schlözer dank seiner Orts- und Sachkunde sowie seiner gesellschaftlichen Verbindungen unentbehrlich war. In den eigentlichen politischen Fragen scheint es zwischen den beiden ohnehin keine Differenzen gegeben zu haben. Schon im Sommer 1860 empfahl Bismarck dem Außenminister in Berlin, während seiner Abwesenheit von Petersburg nicht den Ersten, sondern den Zweiten Sekretär die Geschäfte führen zu lassen, also Schlözer. Bismarck wörtlich: „Ich habe keine anderen als sachliche Gründe, ihm das Wort zu reden, denn im Anfang lebten wir in offener Feindschaft; seine Tüchtigkeit und Pflichttreue haben mich erst entwaffnet"[28]). Mit der Zeit vertrugen sich die beiden immer besser, trafen sich auch privat. Auf Bismarcks Vorschlag wurde Schlözer zum Ersten Sekretär und kurz darauf zum Legationsrat ernannt, aber das geschah bereits im Jahr 1862, in welchem Bismarck und wenig später auch Schlözer aus Petersburg abberufen wurden.

---

[24]) Vgl. Max *Lenz*, Bismarck und Schlözer. Nach einer unvollständigen Handschrift aus dem Nachlaß hrsg. von Adolf Hasenclever, in: ZVLGA 28, 1936, S. 1–58.

[25]) Petersburger Briefe, wie Anm. 4, S. 122.

[26]) Ebd., S. 126.

[27]) Ebd., S. 137.

[28]) *Bismarck*, Die Gesammelten Werke, Bd. 3, Berlin 1924, S. 259.

Schlözer wurde in Berlin „Hilfsarbeiter in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts" und Bismarck, nach kurzem Zwischenspiel in Paris, preußischer Ministerpräsident. Er suchte Schlözer an sich zu ziehen, zu einer Art Adjutant zu machen. Aber Schlözer widerstrebte: „Er macht allerhand Andeutungen ... Ich biege immer aus. Ich kann mich nicht mit Haut und Haaren verkaufen. Für einen Sklaven passe ich nicht"[29]). Im Herbst 1863 durfte Schlözer für einige Wochen als „Interimistischer Geschäftsträger" den preußischen Gesandten in Kopenhagen vertreten. Aber er lehnte Bismarcks Politik, gerade in Sachen Schleswig-Holstein, mit Entschiedenheit ab und äußerte seine Kritik so unverblümt, vermutlich auch gegenüber der Königin Augusta, daß es für Bismarck unerträglich wurde. Ohne ihn vorher gefragt zu haben, versetzte ihn Bismarck im Januar 1864 nach Rom. Das war nicht der Hinauswurf, über den sich der unbotmäßige Untergebene mit dem losen Mundwerk nicht hätte wundern können, sondern so etwas wie eine ehrenvolle Verbannung. Schlözer kommentierte sie mit den Worten: „Tannhäuser, Schluß des 2. Aktes. Otto singt: Nach Rom, du Sünder!"[30])

Seine Versetzung an die preußische Gesandtschaft im noch päpstlichen Rom kam den Interessen des Historikers und Kunstfreundes Schlözer entgegen. Die Dienstgeschäfte des Legationsrates ließen ihm Zeit genug, die Stadt zu erkunden, wobei ihm deren bester Kenner, der Rom-Historiker Ferdinand Gregorovius, freundschaftlich zur Seite war. Bald war Schlözer selbst als Rom-Experte bekannt und von Besuchern begehrt, was viele Reiseberichte bezeugen. Er gewann Freunde unter den deutsch-römischen Künstlern und Gelehrten, aber auch unter den Prälaten, und zwar nicht nur denen deutscher Herkunft. Deren vornehmster, der spätere Kardinal Prinz Gustav zu Hohenlohe-Schillingsfürst, war der Gastgeber und Förderer von Franz Liszt. Schlözer mußte von Liszt im Auftrag der preußischen Regierung 20 Taler eintreiben, die dieser einem Berliner Zigarrenhändler schuldete[31]), aber er – Schlözer – durfte auch ihm – Liszt – eigene Kompositionen auf dem Klavier vorspielen, was einmal mehr die Vielseitigkeit der Begabung des ungewöhnlichen Diplomaten beweist. Liszts römische Verwandlung vom Weltmann in einen Geistlichen gehört zu den amüsantesten Themen von Schlözers römischen Briefen.

Der preußische Gesandte in Rom, Schlözers Vorgesetzter, war bald nach dessen Ankunft gestorben. Nachfolger sollte Graf Harry von Arnim werden. Als Schlözer davon erfuhr, schrieb er: „Arnim soll manchmal unausstehlich sein, doch hoffe ich, daß er die liebenswürdige Seite herauskehren wird. Sonst

[29]) Petersburger Briefe, wie Anm. 4, S. 261.

[30]) Ebd., S. 277.

[31]) *Curtius*, wie Anm. 2, S. 65.

muß ich ihn erziehen, wie ich schon andere Chefs erzogen habe"[32]). Aber in diesem Fall brauchte Schlözer seine pädagogischen Talente nicht wie gegen Bismarck auszuspielen, denn Arnim nahm sein Amt nicht sehr genau und nahm oft Urlaub, um sich von seinem Legationsrat vertreten zu lassen. So war es auch im Herbst 1867, als die weltliche Herrschaft des Papstes im Mit- und Gegeneinander der Interessen – und der Truppen – seines Schutzherrn Louis Napoleon, des Königs von Italien und des Volkshelden Garibaldi endgültig ins Wanken geriet. Mit Schlözers Worten: „Es regnete von allen Seiten in die alte Bude hinein"[33]). In diesen bewegten Monaten trug Schlözer als chargé d'affaires die ganze Verantwortung, offenbar zu Bismarcks Zufriedenheit. Denn dieser sah in ihm nun den richtigen Mann für selbständige diplomatische Missionen, und so mußte Schlözer Anfang 1869 Rom verlassen, in dem er so vieles „entzückend interessant" oder sogar „furchtbar scherzhaft" (Schlözersche Vokabeln)[34]) gefunden hatte. Er war nicht mehr dabei, als Pius IX. seine Unfehlbarkeit gewann, aber seinen Staat verlor.

Die nächste Station von Schlözers Laufbahn war Mexiko. Dort hatte er als Generalkonsul und Geschäftsträger des Norddeutschen Bundes einen Handels- und Schiffahrtsvertrag abzuschließen, also neben den Interessen Preußens vor allem die der Hansestädte wahrzunehmen. Es war eine heikle Aufgabe, denn nach der französisch-habsburgischen Intervention – die Hinrichtung Kaiser Maximilians lag keine zwei Jahre zurück – hatte in Mexiko die Antipathie gegen die Europäer, wie Schlözer bald feststellen konnte, „eine fabelhafte Höhe erreicht"[35]). In seinen Briefen sinnierte er darüber, daß „die Spanier in Mexiko sich heute von den Nachkommen derselben Indianer regieren lassen, die sie vor 350 Jahren massakrierten oder zu Sklaven machten"[36]), und ob dem Präsidenten, dem „Zapoteken Juarez, als er das Todesurteil des Kaisers Maximilian unterzeichnete, vorgeschwebt hat, wie längst vor dem österreichischen Erzherzog ein Fremdling – auch ein weißer Mann aus dem ‚Lande der Götter' – in Mexiko eindrang, den Thron der Azteken einnahm und den letzten braunen Herrscher foltern ließ"[37]).

Der erfolgreiche Abschluß des Vertrages, des ersten zwischen einer europäischen Macht und der neuen mexikanischen Republik, war eine beacht-

---

[32]) Römische Briefe von Kurd von Schlözer 1864–1869, hrsg. von Karl von Schlözer, Stuttgart 1912 u. öfter, S. 165.

[33]) *Curtius,* wie Anm. 2, S. 73.

[34]) Römische Briefe, wie Anm. 32, S. 358, und: *Curtius,* wie Anm. 2, S. 63.

[35]) Mexikanische Briefe 1869–1871 von Kurd von Schlözer, hrsg. von Karl von Schlözer, Stuttgart 1913 u. öfter, S. 33.

[36]) Ebd., S. 23.

[37]) Ebd.

liche diplomatische Leistung. Danach bekam Schlözer in Mexiko keine interessanten Aufgaben mehr. Aber sein Aufenthalt dort dauerte noch drei Jahre, war allerdings durch jährliche Europareisen unterbrochen und auch durch Exkursionen ins Landesinnere aufgelockert, deren Abenteuer er in fesselnden Briefen beschrieb. Doch wurmte es ihn, den Ereignissen in der Heimat fern zu sein: „Ich möchte den ganzen Ozean vergiften! Während in Europa die größten Dinge vorgehen, während Deutschland sich nach jahrhundertelanger Zerrissenheit erhebt, sitzt man hier ..."[38]). Im März 1871 telegraphierte Bismarck aus Versailles, daß Schlözer einen der Gesandtenposten des neu erstandenen Deutschen Reiches zu übernehmen habe, nämlich den in Washington. So blieb Schlözer noch weitere zehn Jahre in der „Neuen Welt". Jedes Jahr nahm er einen Europaurlaub, den er meist mit einem Besuch bei Bismarck in Varzin oder Friedrichsruh zu verbinden wußte.

Von gelegentlichen Abstechern nach New York abgesehen, war Schlözer in Washington recht seßhaft. Auch hier gab es genügend Stoff für kritische Beobachtungen: „Hier ist die fatale Präsidentenwahl (1872) jetzt fertig. Es war nicht uninteressant, aber nicht erquicklich, diesem Treiben zuzusehen, durch welches im ganzen Lande soviel Schmutz und eklige Leidenschft aufgewirbelt wurden."[39]) Vier Senatoren hätten die Wahl Grants lanciert. Sie hätten die „Frechheit, die extravagantesten Mittel anzuwenden, um ihren Willen durchzusetzen. Und im letzten Akt glaubt dann das Volk, daß sein Wille den Präsidenten wählt."[40]) Vier Jahre später heißt es: „Unter einer Republik, ..., dachte ich mir als Schüler, wenn uns die Tugenden eines antiken Republikaners vorgetragen wurden, doch etwas anderes als das, was man heute erlebt. Schwindel über Schwindel bei der Präsidentenwahl; in der Regierung Bestechung, Betrügerei, Diebstahl von seiten der höchsten Beamten. Die Parteimaschine arbeitet mit Hochdruck. Das Wohl des Landes steht im Hintergrund."[41]) Aber Schlözer mochte seinen Glauben an die Republik nicht aufgeben: „Wären nicht Männer da wie Karl Schurz, wäre wenig Hoffnung."[42]) Der badische Revolutionär von 1848, der im amerikanischen Exil der Politik treu geblieben war und später sogar Innenminister wurde, war in Washington für Schlözer die Verkörperung eines guten Republikaners und zugleich sein bester Freund.

---

[38]) Ebd., S. 89.

[39]) *Curtius*, wie Anm. 2, S. 107.

[40]) Ebd.

[41]) Kurd von Schlözer, Amerikanische Briefe: Mexikanische Briefe 1869–1871 und Briefe aus Washington 1871–1881, Stuttgart u.a. 1927, S. 144 f.

[42]) Ebd.

Im ganzen scheint sich Schlözer in Washington wohlgefühlt zu haben. Die republikanisch-ungezwungene Lebensweise behagte ihm. Er durfte seine allmählich stärker hervortretenden Sonderlingseigenschaften ungeniert ausleben: spartanisch schlicht zu wohnen, sich salopp zu kleiden, herzhaft zu essen und zu trinken, unkonventionelle Besuche zu machen oder einfach stundenlang durch die Straßen zu laufen, – die Leute nannten ihn „The Crazy Dutchman"[43]). Er erfreute sich großer Popularität, was einen seltsamen Ausdruck darin fand, daß 1877 ein neu entdecktes arktisches Vorgebirge nach ihm benannt wurde[44]). Bedeutsamer war für ihn, daß Bismarck 1880 ihm nach Washington telegraphierte, er sei zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt. Bismarck wörtlich: „Ich hoffe, daß Sie sich nicht in Ihrer Ehre verletzt fühlen, wenn ich Ihnen mitteile, daß ich Sie zur Exzellenz vorgeschlagen habe."[45]) Die Ehrung war zugleich ein Signal: Auf den inzwischen 58jährigen wartete ein neuer, verantwortungsvollerer Auftrag, als es der damals noch randständige Posten in Washington war.

Bei den alljährlichen vertraulichen Gesprächen zwischen Schlözer und Bismarck war der Dauerkonflikt zwischen der preußischen Regierung und der römischen Kirche, kurz „Kulturkampf" genannt, zum wichtigsten Thema geworden. Schlözer fand ihn schädlich, und Bismarck wollte sich die Last vom Halse schaffen. Dafür sah er in Schlözer, dem Kenner des Vatikans und Freund einflußreicher Prälaten, das geeignete Werkzeug. Der Tod des unbeugsamen Papstes Pius IX. und die Thronbesteigung des versöhnlichen Leo XIII. im Jahre 1878 hatte der preußischen Kirchenpolitik die Gelegenheit zur Neuorientierung gegeben. Noch im gleichen Jahr und wieder im Sommer 1881 hatte Bismarck Schlözer während dessen Europaurlaubs in geheimer Mission zum Papst geschickt. Noch vor Jahreswende beschloß der preußische Landtag, die diplomatische Vertretung Preußens beim Vatikan nach zehnjähriger Unterbrechung neu zu etablieren. So wurde aus dem kaiserlichen deutschen Gesandten in Washington der königlich preußische beim Heiligen Stuhl, würdiger Nachfolger eines Wilhelm von Humboldt, Barthold Georg Niebuhr und Carl Josias von Bunsen. Schlözer scherzte: „Bismarck singt wie vor 17 Jahren – aber diesmal con amore! –. ‚Nach Rom mit dir!'[46]).

Mit diesem Avancement begannen für Schlözer die letzten zehn Jahre seiner Amtszeit. Zum ersten Mal waren es solche, die ihn an einen Brennpunkt des politischen Geschehens führten. Bald galt der liberale Protestant Schlö-

[43]) Washington Journal, 24.11.1873.

[44]) Brief vom 19.12.1877, wie Anm. 41, S. 147.

[45]) *Curtius*, wie Anm. 2, S. 115 f.

[46]) wie Anm. 41, S. 164.

zer unter den Gesandten als derjenige, dem der Papst das größte persönliche Vertrauen schenkte. Das brachte ihm bei den Römern den Spitznamen „Il Cardinale Schloezer" ein. Oft wurde er ins Landhaus des Kardinal-Staatssekretärs Jacobini eingeladen, denn bei einem guten Wein – Schlözer galt als hervorragender Kenner – ließ sich gut verhandeln. Aber im ganzen war die Mission immer noch kompliziert und delikat. Der preußische Gesandte mußte ja auch auf die erbitterte Feindschaft zwischen dem „weißen" und dem „schwarzen" Rom, also dem Königreich Italien und dem Heiligen Stuhl, Rücksicht nehmen. Vertrackte protokollarische Probleme gab es zum Beispiel, als der deutsche Kronprinz 1883 sowohl den Quirinal als auch den Vatikan besuchte.

Papst Leo XIII. hatte weiterhin mit den Unversöhnlichen im eigenen Lager zu kämpfen. Bismarck versuchte die Position des Papstes zu stärken, indem er ihn wie einen weltlichen Souverän zum Schiedsrichter bei einem kolonialpolitischen Konflikt zwischen dem Deutschen Reich und Spanien aufrief. Seitdem schmückten der Christusorden mit Brillanten die Brust des Reichskanzlers und das Großkreuz des Piusordens die seines Gesandten am Heiligen Stuhl. In Berlin hatte Bismarcks Versöhnungspolitik den doppelten Druck von zwei entgegengesetzten Seiten auszuhalten, denn weder die Nationaldemokraten noch das Zentrum wünschten einen Kompromiß. Als Schlözer im März 1886 dem Papst in den Fragen der kirchlichen Anzeigepflicht und des staatlichen Einspruchsrechts bei der Besetzung von Kirchenämtern eigenmächtig zu weit entgegengekommen war, beorderte ihn eine Depesche nach Berlin. Der erzürnte, von den Nationaldemokraten bedrängte Kanzler wollte ihn zunächst nicht auf seinen Posten zurückkehren lassen, doch der alte Kaiser griff zu seinen Gunsten ein. So hatte Schlözer die Möglichkeit, sein Werk in Rom zum Abschluß zu bringen, und als am 31. Mai das erste der beiden „Friedensgesetze" das Ende des Kulturkampfes einläutete, sprach die deutsche Öffentlichkeit einen großen Teil des Erfolges dem Gesandten zu. Der „Kladderadatsch", der zur bismarckfreundlichen Presse zählte, brachte eine Ballade: „Die Geschichte vom Herrn von Schlözer". Sie ist einem geplagten Bürger in den Mund gelegt, den der Ruhmesname „von Schlözer" von früh bis spät verfolgt; jede Strophe endet mit ihm als Refrain. Das Gedicht schließt so: „Zu Bette geh' ich, gute Nacht! / Gottlob, hier endet deine Macht, / von Schlözer. // Da Da stört mein Weib mich aus der Ruh'! / Was rufst im Traum du immerzu / von Schlözer?"[47])

Mit seiner Popularität in Deutschland hatte auch Schlözers Ansehen in Rom seinen Gipfel erreicht. Plötzlich verschlechterte sich seine Position. Der Kardinal-Staatssekretär Jacobini war gestorben, und dessen Nachfolger Ram-

[47]) Zitiert nach *Curtius*, wie Anm. 2, S. 124 f.

polli betrieb eine neue, an Frankreich angelehnte Außenpolitik. Schlözers Widersacher in Berlin beschuldigten den Gesandten, diese Entwicklung nicht verhindert, ja nicht einmal vorausgesehen zu haben. Im Herbst 1888 kam es beim ersten Vatikanbesuch Wilhelms II. zu Mißhelligkeiten, an denen – gelinde gesagt – die Unerfahrenheit des jungen Kaisers schuld war, die jedoch Schlözer angelastet wurden. Zudem erregte dessen Lebensstil in wachsendem Maße Anstoß. Für den königlich preußischen Gesandten gehörte es sich nicht, von den zwölf Zimmern des ihm zugewiesenen Stockwerks im Palazzo Capranica nur vier zu bewohnen und auch darin so bescheiden eingerichtet zu sein, daß für den Kaiserbesuch Möbel ausgeliehen werden mußten. Es gehörte sich nicht, altmodisch-lässig gekleidet zu sein, in Osterien herumzusitzen und überhaupt sich zu benehmen wie ein angejahrter Student oder Romtourist. Statt mit eigener Equipage zu fahren, lief Schlözer zu Fuß, oft mit aufgekrempelten Hosenbeinen durch Roms Straßen. Im Notfall benutzte er den billigen (Pferde-)Omnibus. Als er einen neuen Sekretär, den Grafen Monts, dazu nötigte, auf dem Weg zur Papstaudienz in seiner Galauniform mit ihm in ein so ordinäres Vehikel zu steigen, handelte er sich damit einen neuen politischen Gegner ein[48]). Deren hatte er in Berlin ohnehin genug.

Nach Bismarcks Sturz war es nicht schwierig, seinem Vertrauten, dem Gesandten beim Papst, das Wasser abzugraben. Man schilderte ihn als verbraucht oder gar amtsunfähig. So nannte ihn sein Intimfeind, die „Graue Eminenz" Graf Holstein, in einem Brief einen „stumpfen, abgelebten Komödianten"[49]). Schlözer hatte Holstein vor 30 Jahren in St. Petersburg in die Geschäfte eingeführt und ihn dabei vielleicht durch seine Spottlust verletzt; jedenfalls war er seitdem eines der Objekte von Holsteins Haß und Intrigen. Andererseits gab Schlözers fortdauernde Freundschaft mit dem Altkanzler Anlaß, in ihm einen Mitverschworenen bei dessen Geheimpolitik zu vermuten. Zwei Jahre nach Bismarcks Sturz war es so weit, daß sich der Kaiser dazu überreden ließ, auch Schlözers Amtsentfernung anzuordnen, und dieser hat sich, wie anfangs berichtet, allem gefügt.

Die meisten Zeitungen, Bismarck und Schlözer selbst sahen den Grund dafür, daß er „gegangen worden war"[50]), in persönlichen Feindschaften. Gewiß hatten die eine Rolle gespielt, doch haben neuere Archivstudien ergeben, daß eine solche Begründung nicht ausreicht.[51]) Dem alternden Diploma-

---

[48]) *Weber*, wie Anm. 21, S. 455 f.

[49]) Ebd., S. 452.

[50]) Die Redensart findet sich schon in den zeitgenössischen Berichten.

[51]) Vgl. Christoph *Weber*, Der Sturz des Gesandten Schlözer, in: Ders., Quellen und Studien ..., wie Anm. 21, S. 449–468.

ten waren offenbar nicht nur im Auftreten, sondern auch in der Aktenführung Nachlässigkeiten unterlaufen, die sich mit seinen eigenen und Preußens Interessen schlecht vertrugen. Von katholischer Seite wird gefragt, ob ihm, dem liberalen norddeutschen Protestanten, trotz aller Lokal- und Personalkenntnis das Wesen der römischen Kirche nicht doch fremd geblieben war. Ist ihm das päpstliche Rom mehr als das historisch und ästhetisch faszinierende Relikt einer vergangenen Epoche gewesen?

Schlözer blieb zunächst im geliebten Rom wohnen, und wenn er nach Deutschland reiste, dann vor allem um in Friedrichsruh den Altkanzler zu besuchen. So blieb ihm der Verdacht nicht erspart, im Vatikan als Bismarcks Agent anti-italienische Politik zu betreiben. Aber bald siedelte Schlözer doch nach Berlin über, wo es ihm fern lag, sich noch in die Politik zu mischen. Wie er über Kaiser Wilhelms „Neue Ära", die politische Reife der Deutschen und die Zukunft dachte, offenbarte er seinem Bruder: „Die politische Dummheit der Deutschen ist riesengroß ... Jetzt triumphieren alle diese Gesellen, die keine Ahnung von Staatskunst und Geschichte, aber um so mehr von Orden, Titeln und Hofrangordnung haben. Jetzt haben wir wieder den Froschhorizont ... Für mich hört die Weltgeschichte auf. Von jetzt ab beginnt die Sinnlosigkeit."[52]) Kein Wunder, daß in einigen Zeitungen zu lesen war, Verbitterung und Lebensüberdruß seien Ursache für Schlözers unerwarteten Tod gewesen.

Schlözers Andenken verblaßte nicht so schnell wie das der meisten Vertreter seines Berufsstandes. Als originelle, anekdotenträchtige Erscheinung figuriert er in vielen gedruckten Briefen, Tagebüchern und Memoiren seiner Zeitgenossen. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg erschienen Schlözers „Römische Briefe" der Jahre 1864–69. Sie fanden so viel Beifall, daß Schlözers Neffen Karl und Leopold von Schlözer in den folgenden Jahren fünf weitere Bände folgen ließen: Jugendbriefe, Petersburger Briefe, Mexikanische Briefe, Briefe aus Washington (diese beiden später als „Amerikanische Briefe" in einem Band) und „Letzte Römische Briefe" der Jahre 1882–92[53]). Fast alle Rezensenten, von Josef Hofmiller[54]) bis zu Peter Panter = Kurt Tucholsky[55]), priesen den Charme, die erfrischende Respektlosigkeit und den Informationsreichtum der Briefe. In den Jahren 1934 und 1957 erschienen einbändige

---

[52]) Kurd von Schlözer, Letzte römische Briefe 1882–1894, hrsg. von Leopold von Schlözer, Stuttgart 1924 u. öfter, S. 148.

[53]) Vgl. Anmerkungen 4, 6, 32, 35, 41 und 52.

[54]) In: Süddeutsche Monatshefte 1919, S. 311–320.

[55]) In: Vossische Zeitung, 31.5.1929.

Auswahlausgaben[56]). Eine wissenschaftliche Edition der Briefe mit entsprechender Vollständigkeit und Texttreue gibt es nicht.

Als Bismarck vom Tode seines Freundes erfuhr, sagte er zu einem der Neffen: „Von dem hätte ich die Karkasse behalten!"[57]) Nun ist zwar Schlözers Skelett nicht konserviert worden, aber Deutschland ist nicht so reich an Meistern weltmännischer Briefkunst, daß es sich leisten könnte, Schlözers Briefe der Vergessenheit auszuliefern.

[56]) Leopold von *Schlözer* (Hrsg.), Aus einem köstlichen Leben, Stuttgart 1934, und Kurt *Flügel* (Hrsg.), Briefe eines Diplomaten, ebd. 1957

[57]) So berichtet Leopold von Schlözer in der Einleitung zu: Petersburger Briefe, wie Anm. 4, S. XII.

Die Stadt als bürgerliche Heimat.

Eine Untersuchung zum Geschichtsbild der mittelalterlichen Stadt in der 700- Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks

Wolfgang G. Krogel

Im Frühsommer des Jahres 1926 feierten die Lübecker mit einem Jahrhundertfest die vor 700 Jahren ihrer Stadt verliehene Reichsfreiheit. Anders als bei den meisten Stadtjubiläen wurde hier nicht an die Stadtgründung oder die erste urkundliche Erwähnung erinnert. Nicht das Alter der Stadt schlechthin sollte für das hohe Prestige Lübecks stehen. Anlaß der Feier war vielmehr das umfassende Freiheitsprivileg des Stauferkaisers Friedrich II. für die Stadt an der Trave, deren Abgesandte sich 1226 freilich in das ferne Italien aufmachen mußten, um sich altes Recht bestätigen zu lassen und neues hinzuzufügen- auf einen Besuch Friedrichs II. wollte der Lübecker Rat nicht warten. Nur einmal sollte ein Kaiser des alten Reiches an die Trave reisen: Karl IV. im Jahre 1375. Bei dem Erwerb der Reichsfreiheit handelte es sich keineswegs um ein Ereignis von nur historischer Bedeutung: Lübeck konnte bis zum sogenannten Groß-Hamburg Gesetz vom März 1937 den Status einer freien Stadt bewahren. Die Lübecker erinnerten mit dem Jubiläumsjahr 1926 also nicht die bloße Existenz der Stadt als mittelalterliches Wirtschafts- und Kulturzentrum, sondern an die Begründung eines Rechtsverhältnisses, das ihnen über Jahrhunderte eine außergewöhnliche Selbständigkeit zugebilligt hatte.

Jede Stadt ist bei der Auswahl der denkwürdigsten Ereignisse ihrer Geschichte frei. Deshalb kann eine Jubiläumsfeier besonderen Aufschluß darüber geben, wie eine Stadt sich sieht, gesehen wird und gesehen werden möchte. Die Entscheidungen zugunsten bestimmter Jubiläumsanlässe sind nicht dem Zufall überlassen, sondern werden zumindest intuitiv auf ihre Bedeutung, Würde und Nützlichkeit hin befragt, auch wenn sich später die Ausgestaltung der Festlichkeiten weit von dem vorgegebenen historischen Anlaß entfernte.

Die Untersuchung der Feiern zur „Reichsfreiheit" der Stadt Lübeck soll sich daher exemplarisch mit der Frage auseinandersetzen, wie die Vorzüge und Probleme einer Stadt, ihrer Bewohner und der eigenen Zeit in geschichtlicher Rhetorik und Inszenierung anläßlich des Begehens der Feiern eines historischen Ereignisses zum Ausdruck gebracht werden.

I. *Die Urkunde von 1226.*

Die Geschichtsschreibung ist sich in der Bewertung der Urkunde vom Jahre 1226 weitgehend einig. Die Urkunde ist ein sehr weitreichendes, kaiserliches Freiheitsprivileg für die mittelalterliche Handelsstadt Lübeck und zugleich eines der ersten überlieferten Zeugnisse dieser Art überhaupt. Der folgende Passus enthält die generelle Bestimmung des Privilegs:

„Concedimus firmiter statuentes, ut pedicta Ciuitas Lubicensis libera semper sit, uidelicet specialis Ciuitas et locus Imperii et ad dominium Imperiale specaliter pertinens, nullo umquam tempore ab ipso speciali dominio separanda."[1])

Der Lübecker Rat hatte sich in einer Umbruchssituation um den reichsrechtlichen Ausschluß einer Veräußerung der Stadt an Dritte (non alienando) bemüht. Ein machtpolitisches Vakuum entstand durch die Beendigung der dänischen Vormachtstellung im Ostseeraum. Die Lübecker Kaufleute wußten diese Situation für ihre Zwecke zu nutzen.

Lübeck war seit dem Sturz Heinrichs des Löwen, auch nach seiner Aussöhnung mit Heinrich VI. , wechselnden gräflichen Stadtherren unterworfen gewesen und sah sich mit der aktiven Ostseepolitik des Dänenkönigs Waldemar II. konfrontiert, die sich vor allem gegen die Ausbreitung des Deutschen Ordens richtete. Lübeck wurde als Sprungbrett der Kreuzfahrer für ihre jährlichen Ostmissionen entsprechend hart bedrängt. Dänemark übte ohnehin mit Zustimmung Friedrich II. seit 1201 seine Herrschaftsrechte in Holstein unter Einschluß Lübecks durch den Grafen Albrecht von Orlamünde aus. Gegen diese dänische Expansionspolitik formierte sich eine norddeutsche Fürstenliga. Am 6. Mai 1223 entführte Graf Heinrich von Mecklenburg-Schwerin den dänischen König und dessen Sohn Waldemar III. Als die nachfolgenden Verhandlungen um eine Freilassung scheiterten, fielen der Erzbischof Gerhard II. von Bremen und Adolf IV. von Schauenburg im Jahre 1225 in Nordelbien ein, wobei Graf Albrecht von Orlamünde besiegt und gefangengesetzt werden konnte[2]).

Erst in diesem Augenblick entschied die Stadt sich gegen den dänischen König, unter dessen Herrschaft sie sich zu einer wichtigen Handelsstadt ent-

---

[1]) *Graßmann,* A., Die Urkunde, in: Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt, Lübeck 1976, S. 15. „... verleihen wir ihnen und bestimmen, daß die vorgenannte Stadt Lübeck für alle Zeit frei sein soll, nämlich eine unmittelbare Stadt und Ortschaft des Reiches, die unmittelbar zum Reich gehören und niemals von dieser unmittelbaren Herrschaft getrennt werden soll." Übs. von Graßmann, Urkunde, S. 17.

[2]) *Boockmann,* H., Das „Reichsprivileg" von 1226 in der Geschichte Lübecks, in: Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt, Lübeck 1976, S. 101; Hammel, R., Die Anfänge Lübecks, in: Graßmann, A., Lübeckische Geschichte, Lübeck 1989, 113 f..

wickelt hatte. Die Gesandtschaft zu Friedrich II. konnte in dieser Situation nur den Zweck haben, die Loslösung der eigenen Geschäfte aus dem Einflußbereich angrenzender Herrschaftsinteressen reichsrechtlich zu legitimieren.

Nordelbien lag in einem vernachlässigten Randbereich der staufischen Reichspolitik, die sich zu jener Zeit weitgehend auf die italienischen Interessen beschränkte. Es ist also zu fragen, wodurch die Aussicht auf Erfolg begründet war, ohne die die Abgesandten eine so beschwerliche und lange Reise zum Reichstag Friedrichs II. nach San Donnino bei Cremona sicherlich nicht unternommen hätten.[3]) Als Vermittler und Förderer der Lübecker Angelegenheiten kam der Hochmeister des Deutschen Ordens Hermann von Salza in Frage, dessen Interessen an einer Konsolidierung der Ordensbesitzungen im Ostseeraum sich mit denen der Lübecker Kaufleute an einem florierenden Ostseehandel trafen. Hermann von Salza, „seit mehr als zehn Jahren Ratgeber des Kaisers von höchstem Einfluß",[4]) trat im Jahre 1226 ausnahmsweise als Zeuge gerade der lübeckischen Privilegien in Erscheinung, dem gleichen Jahre, in dem er von Friedrich II. in der goldenen Bulle von Rimini mit der Missionierung und Besiedelung Preußens beauftragt wurde. Das Lübecker Reichsfreiheitsprivileg stand in einer Serie von insgesamt vier weiteren erhaltenen, kaiserlichen Urkunden der Jahre 1224 bis 1226, welche die deutschen Siedlungen in der Ostseeregion betrafen.[5])

Aber das rechtliche Privileg eines fernen Kaisers galt wenig ohne die Kraft, den Rechtstitel auch durchzusetzen. Die Gelegenheit, solchen Willen unter Beweis zu stellen, bot sich im Verein mit Herzog Albrecht von Sachsen und den norddeutschen Gegnern der Großmacht Dänemark schon ein Jahr später. Am Tag der Maria Magdalena, dem 22. Juli 1227, wurde das dänische Heer bei Bornhöved geschlagen. Die Durchsetzung der städtischen Autonomierechte hing in der Folgezeit vor allem von der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung, militärischen Organisation und dem diplomatischen Geschick Lübecks ab, in geringerem Maße von der prestigeträchtigen Urkunde. Die unmittelbare Geltung des Dokuments wird spätestens mit dem Jahre

---

[3]) *Goez,* W., „Gegeben zu Borgo San Donnino". Aussteller und Ausstellungsort des Freiheitsbriefes von 1226, in: Ahlers, O. (Hg.), Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt, Lübeck 1976.

[4]) *Hubatsch,* W., Lübecks Reichsfreiheit und Kaiser Friedrich II., ZVLGA 56 (1976), S. 9; *Hubatsch,* W., Hermann von Salza und Lübeck, in: Ahlers, Lübeck 1226, S. 49.

[5]) *Hammel,* Anfänge, S.119; *Boockmann,* Reichsprivileg, S. 103; *Goez,* W., Friedrich II. und Deutschland, in: Politik, Wirtschaft und Kunst des staufischen Lübecks, Lübeck 1976, S. 22 f. (Karten); *Hubatsch,* W., Lübecks Reichsfreiheit und Kaiser Friedrich II., in: Z. d. V. f. lüb. Gesch. u. Altertumsk. 56 (1976), S. 9 nennt neben H. v. Salza auch Herzog Albrecht von Sachsen als Unterstützer Lübecks in der Frage des Reichsprivilegs. Vorsichtige Autoren wie Hammel und Boockmann warnen davor, sich von naheliegenden Vermutungen über Zusammenhänge zu voreiligen und anachronistischen Schlüssen verleiten zu lassen.

1247 als beendet angesehen, als statt des vom Reiche ernannten Rektors, wie in der Urkunde vorgesehen, die Holstengrafen Johann und Gerhard per Vertrag (familiaritatis et amicicie lex) in das ius administrationis in civitate eintraten.[6])

Die Urkunde von 1226 wurde von den Lübeckern noch einmal im Jahre 1350 gebraucht. Zuletzt waren im Jahre 1349 alle städtischen Privilegien, wie gewöhnlich ohne die Veräußerungsklausel, bestätigt worden. Nur ein Jahr später wiederholte Karl IV. seine frühere Bestätigung, fügte aber das Alienationsverbot aus der Urkunde von 1226 wörtlich an. Anlaß für diese ungewöhnliche Maßnahme war die Verpfändung seiner Einnahmen aus der Stadt Lübeck an den dänischen König. Die Stadt Lübeck konnte so hinsichtlich der Respektierung ihrer Autonomierechte beruhigt werden.[7])

Dieses Beispiel einer späteren Verwendung des Privilegs von 1226 bestätigt die Auffassung, daß es sich dabei um ein Dokument handelte, dessen sich Lübeck bediente, um landesherrschaftliche Ansprüche abzuwehren, ohne sich der Illusion hinzugeben, jemand außer Lübeck selbst könne dem verbrieften Recht Geltung verschaffen. „Grundlegendes Verfassungsdokument für die weitere Geschichte der Stadt ist das Lübecker Privileg von 1226 nicht geworden. Diesen Platz nimmt in der Geschichte Lübecks eher die im selben Jahr bestätigte angebliche Barbarossa-Urkunde ein."[8])

Daß es sich bei dieser Urkunde um ein mit Vorsicht zu behandelndes Dokument handelte, hat am deutlichsten Bernhard Am Ende in seiner Dissertation von 1975 gezeigt, in der er minuziös darlegt, daß es sich bei der von Friedrich II. im Jahre 1226 bestätigten älteren Urkunde um eine in wesentlichen Punkten nachgebesserte Fassung handelte. Vor allem wurde Heinrich der Löwe in der Überarbeitung als „primus loci fundator" bezeichnet und auf diese Weise verschwiegen, daß Lübeck als holsteinisch-schauenburgische Landstadt gegründet worden war, nachdem es zuvor allerdings schon eine slawische Ansiedlung gegeben hatte. So war eventuellen Herrschaftsansprüchen Adolfs IV. von Schauenburg entgegengewirkt worden.[9])

---

[6]) *Boockmann*, Reichsprivileg, S. 104 f..

[7]) *Boockmann*, Reichsprivileg, S. 106 f..

[8]) *Boockmann*, Reichsprivileg, S. 106.

[9]) Vgl. *Am Ende*, B., Studien zur Verfassungsgeschichte Lübecks im 12. und 13. Jahrhundert, Lübeck 1975 (Veröffentl. z. Gesch. d. HL, Reihe B, Bd.2) und die Rezension von U. Lange, die versuchen, Rörigs Theorie der Gründungsunternehmerstädte gegen die diesen nachträglich aus politischen Gründen in die Urkunde eingefügten Ausdruck auszuspielen. Rörig waren allerdings die Fälschungen durchaus bewußt und er ging ihnen nicht in dem Sinne auf den Leim, wie Am Ende und U. Lange es wollen. Nach Rörig hat Heinrich der Löwe die Tätigkeit der Kaufleute durch Privilegienpolitik lediglich gefördert, die Initiative habe dagegen eindeutig „bei dem

Die im Mai 1226 bestätigte Urkunde von 1188 war in eine Richtung verändert worden, die jene erst im Juni des gleichen Jahres verliehene Reichsfreiheit antizipierte. Die diese beiden Rechtsakte enthaltenden kaiserlichen Urkunden des Jahres 1226 standen in innerem Zusammenhang, wenn man davon ausgeht, daß die ältere Urkunde nach Vernichtung der Urfassung dem Inhalt und der Richtung des neu erwirkten Privilegs angepaßt wurde.[10]) Auf dem Weg zur Erlangung eines eindeutigen politischen Status gegenüber den landständischen Konkurrenten wurde taktisch klug jeder Eindruck von Widersprüchlichkeit zwischen geschichtlicher Entwicklung und rechtlichem Anspruch vermieden.[11]) Fritz Rörig kam aber 1928 zu dem Ergebnis, daß die verfälschten Sätze nichts enthalten, „was nicht in Lübeck zur Zeit ihrer Entstehung Rechtens gewesen wäre", auch wenn unter urkundlichen Gesichtspunkten eine sowohl formale als auch inhaltliche Fälschung vorlag. Es habe sich aber „nicht um eine Erschleichung bisher nicht besessener Rechte gehandelt, sondern um die Anpassung des inzwischen erreichten tatsächlichen Rechtszustandes".[12])

Nach heutiger Kenntnis können mehrere geschichtliche Bezugspunkte für die Verwendung des „Reichsfreiheitsprivilegs" nach 1226 genannt werden: die unveräußerliche Selbständigkeit gegenüber Dänemark und den benachbarten fürstlichen und gräflichen Territorien; die unmittelbare rechtliche Anbindung an die fernab residierende kaiserliche Reichsgewalt; die Überschneidung der strategischen Funktionen als Kreuzfahrerhafen und Handelsstadt des aufstrebenden Ostseeraums seit dem 12. Jahrhundert.

---

planmäßig an die Ostsee vordringenden deutschen Kaufmann" gelegen. - *Rörig*,F. Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung, in: Rörig, Wirtschaftskräfte im Mittelalter, Wien 1971, S. 26; zu Heinrich dem Löwen vgl. auch Rörig, Heinrich der Löwe und die Gründung Lübecks (1937), in: ders., Wirtschaftskräfte des Mittelalters, S. 447 ff.. Rörig verteidigt dort seine These gegen Vorwürfe, die Rolle Heinrichs zu unterschätzen. Rörig versucht im ausdrücklichen Anschluß an Max Weber für Lübeck den sozialhistorischen Nachweis einer Gründung als Händlerstadt zu führen. Dabei liegt ihm natürlich völlig fern, ein politisch-rechtliches Gründungsdatum gegen ein anderes auszutauschen, wie es Am Ende und sein Rezensent in ihrer Kritik nahelegen (vgl. Rezension von U. Lange, Lübecks Anfänge, S. 101).

[10]) Abänderungen betrafen das Marktrecht, die Münzkontrolle, die Befreiung von Heerfolge, wie *Hubatsch*, Lübecks Reichsfreiheit, S. 8 darlegt.

[11]) Vgl. *Am Ende*, B., Verfassungsgeschichte in der Rezension von U. Lange, Lübecks Anfänge in neuer Sicht, in: ZVLGA 56, 1976, S. 99-106; W. *Hubatsch*, Reichsfreiheit, S. 8 weist in seinem Beitrag, Am Ende folgend, auf weitere Manipulationen bei Marktrecht, Münzkontrolle und Befreiung von der Heerfolge hin, die 1226 von Friedrich II. bestätigt wurden.

[12]) *Rörig*, F., Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung, in: Rörig, F., Wirtschaftskräfte im Mittelalter, Wien 1971, S. 12 (zuerst in: Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, Breslau 1928).

II. *Rechtsverhältnisse Lübecks in der Folgezeit*

Die Kontinuität der Lübecker Reichsfreiheit brach im rechtlichen Sinne der Urkunde von 1226 erst mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation im Jahre 1806 ab. Wenig später wurde Lübeck auf der Grundlage des Dekretes vom 13.12.1810 in das napoleonische Kaiserreich einverleibt. Stade, Lüneburg, Hamburg und Lübeck bildeten die vier Arrondissements des „Départements des Bouches de l' Elbe". Lübeck gehörte zu den 51 „bonns vills de l' Empire francais" und erhielt 1811 eine Maire-Verfassung. Die sogenannte „Franzosenzeit" brachte die Stadt in einer Phase wirtschaftlicher Depression in zusätzliche große Bedrängnis, da sie keine Möglichkeit hatte, den militärischen Einquartierungen und Durchmärschen der Preußen, Franzosen oder Schweden gegenüber souveräne Entscheidungen zu treffen.[13]) Nach dem Zusammenbruch des Grand Empire waren die Hansestädte in den Verhandlungen zur Neuordnung Europas vertreten. Die Friedensverhandlungen konnten schon im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 abgeschlossen werden. Die Hansestädte erhielten ihre Ratsverfassungen und ihre staatliche Selbständigkeit zurück. Die vier freien Reichsstädte (drei Hansestädte und Frankfurt) bekamen gemäß der am 8. Juni 1815 unterzeichneten Bundesakte zusammen einen Sitz in der 17. Kurie der Frankfurter Bundesversammlung.[14])

Die selbständige Rechtsstellung Lübecks wurde über die Zeit des Kaiserreiches bewahrt, und auch die Weimarer Nationalversammlung stellte die Selbständigkeit Lübecks nicht in Frage; allerdings hatten die Vertretungen der Länder in der Verfassung von Weimar im Bundesrat gegenüber dem Reichstag nur noch verminderte Rechte. Die hanseatische Gesandtschaft in Berlin wurde 1920 aufgelöst zugunsten jeweils eigener Vertretungen. Erst mit dem sogenannten Groß-Hamburg-Gesetz und der damit verfügten territorialen Neuordnung im Jahre 1937 verlor Lübeck seine staatliche Selbständigkeit. Der Versuch der „Vaterstädtischen Vereinigung Lübeck e.V.", nach dem Kriege mit Berufung auf den Artikel 29 Absatz 2 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland die Selbständigkeit wiederzugewinnen, scheiterte am 5. Dezember 1956 am Bundesverfassungsgericht.[15])

Intern hatte es im politischen Rechtsgefüge der Stadt mehrfach Reformen der alten Ratsverfassung gegeben. Zu nennen sind vor allem der „Bürgerre-

---

[13]) *Ahrens*, G., Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg 1806- 1914, in: Graßmann, Geschichte, S. 542 ff..

[14]) Ebenda, S. 554 f..

[15]) Lübeck und der Artikel 29 Abs. 2 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland, ZVLGA 37, 1957, S. 29-93.

zeß" von 1669 mit einer stärkeren Kontrolle des Rates durch die Bürgerschaft, die Verfassungsreformen von 1815-1817 und die Verfassung von 1848, die Gültigkeit bis zum Ende des ersten Weltkriegs behielt.[16]) Noch während des Jahres 1918 hatte es einen Ausgleich zwischen der alten Kaufmannsschaft und der auf Gleichberechtigung drängenden Sozialdemokraten gegeben. Am 11. Dezember wurde das allgemeine und gleiche Wahlrecht für Frauen und Männer vom 20. Lebensjahr an eingeführt. Lübeck wählte mehrheitlich sozialdemokratisch und liberal.

Wirtschaftlich befand sich Lübeck im Jubiläumsjahr 1926 in einer Konsolidierungsphase. In der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte es große Schwierigkeiten durch Reparationsleistungen insbesondere im Schiffahrtssektor gegeben.[17]) Wirtschaftsblockade und Inflation hatten dem fortschreitenden wirtschaftlichen Wiederaufbau geschadet, der 1926 den Vorkriegsstand noch nicht wieder voll erreicht hatte. Hinzu kam wie überall in Deutschland ein angeschlagenes nationales Bewußtsein, das nach Kompensation suchte.

III. *Die Bedeutung des Jubiläums von 1926*

Es wird im folgenden zu untersuchen sein, welche Antworten auf die hier nur kurz skizzierte Problemlage mittels der historischen Jubiläumsfeier gefunden werden sollten. Die zentrale Frage lautet, welches Gewicht die urkundliche Reichsfreiheit nach 700 Jahren unter stark gewandelten Bedingungen erhalten mußte, was die historische Erinnerung für das Verständnis der Gegenwart, das Selbstverständnis und die Wahrnehmung Lübecks von außen bedeutete.

Die eingangs gestellte Frage zur Untersuchung der Feiern von 1926 läßt sich nun folgendermaßen präzisieren: Wie werden die genannten herausragenden Bestimmungen der lübeckischen „Reichsfreiheit" in der geschichtlichen Rhetorik und den öffentlichen Schaustellungen inszeniert? Welche Bezüge konstruiert der geschichtliche Diskurs von 1926 zum mittelalterlichen Freiheitsprivileg der Stadt?

Diesen Fragen liegt die Annahme zugrunde, daß die Mitglieder einer Gesellschaft Rezepte für die Lösung gegenwärtiger Probleme suchen, indem sie sich gemeinschaftlicher Vergangenheitsvorstellungen bedienen. Die Ein-

---

[16]) Vgl. *Grassmann*, Geschichte, Stichwort „Verfassung"; ältere Publikationen *Schorer*, O., Lübeckisches Verfassungsrecht. Geschichtlicher Überblick aus dem 12. Jh. bis in die Neuzeit, in: Ehrengabe dem Dt. Juristentage überreicht vom VLGA 1931, S. 163-194; *Bruns*, F., Der Lübecker Rat. Zusammensetzung, Ergänzung und Geschäftsführung von den Anfängen bis ins 19. Jh., ZVLGA 32, 1951, S. 1-69.

[17]) *Meyer*, G., Vom Ersten Weltkrieg bis 1985, in: Graßmann, Geschichte, S. 680 - 697.

beziehung der Geschichte in die politische Öffentlichkeit setzt - wenn sie überhaupt Sinn machen soll - bei den Akteuren das Bewußtsein eines Bezugs zwischen Gegenwart und Vergangenheit voraus, ein irgendwie geartetes Zeit- und Geschichtsverständnis. Die vorliegende Analyse unterscheidet drei Arten von geschichtlicher Sinngebung in der Beziehung zwischen Gegenwart und Vergangenheit: Analogie, Genese und serielle Kontinuität. Übersetzt in die Sprache politischer Rhetorik heißt das „Vorbild", „Wesen" und „Tradition". In jedem dieser Fälle geht es um die Erklärung der Gegenwart durch das Herkommen, die Steuerung gemeinschaftlichen Verhaltens, die Legitimität politischer Herrschaft, Werbung für den Wirtschaftsstandort und Identitätsstiftung unter den Bürgern der Stadt. Bevor ich diesen Fragen nachgehe, sollen zwei Erläuterungen zum Rahmen der Festveranstaltung vorgenommen werden: die Kontinuität der Reichsfreiheit und der ökonomisch politische Hintergrund des Jubiläums.

IV. *Das Konzept: Freiheit, Gemeinsinn und deutsche Nation als Faktoren der Standortförderung.*

Die offiziellen Vorbereitungen für die 700-Jahrfeier der Lübecker Reichsfreiheit nahmen ein Jahr in Anspruch. Der vorbereitende Ausschuß unter Federführung des Bürgermeisters Dr. Johann Martin Andreas Neumann lud die „interessierten Kreise" der Stadt für den 17. Juni 1925 in den Bürgerschaftssaal zur Gründung von Fest- und Arbeitsausschüssen.[18]) Anläßlich dieses Auftaktes zu den eigentlichen Festvorbereitungen legte Neumann im Namen des Ausschusses eine Denkschrift vor, in der er die Leitlinien und Ziele der Jubiläumsveranstaltung skizzierte.[19])

„Das köstlichste Gut, das sich Lübeck aus den Tagen des Mittelalters bis in die Neuzeit bewahrt hat und hoffentlich für alle Zeiten bewahren wird", schrieb Neumann, „ist die Reichsfreiheit." Die Urkunde bilde den krönenden Abschluß einer Linie von Beziehungen der Stadt zu den Großen des Reiches von Heinrich dem Löwen über Friedrich I. Barbarossa zu Friedrich II.. Nicht erwähnt wurde allerdings der gräflich-schauenburgische Gründer Lübecks von 1143. Das „Geschenk der Freiheit aus dem fernen Lande Itali-

[18]) Die Archivbestände zur 700-Jahr-Feier sind im Archiv der Hansestadt Lübeck (fortan AHL) zu finden unter dem Bestand „Nachrichtenamt 146, Manuskripte von Reden, Ansprachen, Vorträgen und Veröffentlichungen" und im „Neuen Senatsarchiv".

[19]) Die mir vorliegende Fassung der Denkschrift aus den Handakten des Staatsrats Dr. Grosse ist mit dem Vermerk versehen „nicht zur Veröffentlichung". Der aufwendige Druck der Vorlage legt allerdings die Vermutung nahe, daß sie in irgendeiner Form, vielleicht nach Diskussion, doch zur Veröffentlichung bestimmt war bzw. der Adressatenkreis zwar nicht als Öffentlichkeit angesehen wurde, seine Stellung und die Bedeutung des Vorgetragenen aber den Aufwand rechtfertigten.

en" soll „Anerkennung ihrer dem Reiche geleisteten Dienste" gewesen sein. Der „Dienst" aber habe vor allem darin bestanden, „das fremde Joch abzuschütteln" und „Lübeck wieder deutsch" werden zu lassen. Nach dieser Chronologie befreite sich Lübeck von Dänemark und erhielt dann zum Lohn die gewünschte urkundliche Bestätigung, während bekannt war, daß die Schlacht von Bornhöved, an der sich Lübeck im Bunde mit den norddeutschen Fürsten zum ersten Mal militärisch gegen den dänischen König stellte, erst 1227, d.h. nach der Erwirkung der Freiheitsgarantie stattfand. Ein Privileg, das für 1226 nach unserem heutigen Verständnis wohl eher die zukünftigen Absichten Lübecks zu belegen in der Lage wäre, begegnet uns in der Darstellung Neumanns als der gerechte Lohn für selbständige Leistung, Durchsetzungskraft und vaterländischen Dienst. Initiator sei das Reich gewesen.

Diesen Status einer deutschen Reichsstadt sollte es zu verdanken gewesen sein, daß Lübeck sich zum Haupt der Hanse, des Ostseehandels und zum Ausgangspunkt für die Verbreitung „deutscher Kultur und deutschen Lebens in den Randstaaten des Ostmeeres" entwickelte. In Analogie zur Stellung Lübecks im Mittelalter verwies Neumann auf die „unabhängige Stellung als freie Reichsstadt und selbständiger Bundesstaat, der ihm die Möglichkeit gegeben hat, aus eigener Kraft und fußend auf einer alten, großen Tradition sich eine achtungsgebietende Stellung im Wirtschaftsleben des deutschen Volkes wieder zu erringen". Die Analogie zwischen der Privilegierung von 1226 als Bedingung von Macht und Wohlstand und der Eigenstaatlichkeit in „neuester Zeit" sollte ein aktuelles wirtschaftliches Entwicklungspotential Lübecks suggerieren. Bürgermeister Neumann führt seine Argumentation für die Jubiläumsfeier mit folgenden Worten fort:

„Die heutige Wirtschaftspolitik (...) ist ohne eine kräftige Werbung nicht mehr denkbar. (...) Daher ist es unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen geradezu ein Gebot der Selbsterhaltung für Lübeck, an dieser einzigartigen Möglichkeit, mit einer vornehmen Werbung durch die Jubiläumsfeier seiner Eigenschaft als freie Reichsstadt an die Öffentlichkeit zu treten, nicht vorüberzugehen."

Zusätzlich zur Außenwerbung versprachen sich die Initiatoren durch den historischen Bezug und die Beteiligung von Vereinen und Verbänden eine positive Wirkung auf Bürger und Öffentlichkeit:

„Daneben ist aber eine solche, auf historischer Grundlage beruhende, vollkommen paritätische Festveranstaltung einer Stadt das beste Mittel, um das Gemeinschaftsgefühl der Bevölkerung durch die lebendig gemachte Erinnerung an die großen Zeiten der Heimat zu stärken und zu heben."

Lübeck sollte im Jubiläumsjahr Tagungsort wissenschaftlicher, kultureller und wirtschaftlicher Organisationen sein, vor allem solcher, die „Verbindungen zwischen Deutschland und den nordischen Staaten pflegen". Kleinere kulturelle und historische Ausstellungen und eine große Wirtschafts- und Gewerbeschau sollten zum Rahmen beitragen. Die eigentliche 700-Jahrfeier war für den Juni 1926 geplant und geteilt in „ein allgemeines Volks- und Heimatfest mit historischem Charakter" und „eine Kultur- und Wirtschaftswoche in der Art (...) der nordischen Woche", die seit 1921 noch in guter Erinnerung geblieben war.[20]) Für die organisatorische Leitung der 700-Jahr-Feier war die Bildung eines Hauptausschusses „aus allen Teilen der Bevölkerung ohne Ansehen des Standes und der Partei" vorgesehen. Möglichst alle Organisationen, Vereine und Verbände der Stadt sollten daran beteiligt sein. Die Arbeit im einzelnen war von besonderen Arbeitsausschüssen zu leisten. Die Veranstaltungen mußten sich finanziell weitgehend selbst tragen oder durften nur mit geringen Zuschüssen der Staatsregierung rechnen. Dieser Not entsprang die geniale Erfindung der „Jubelkugel" zur Finanzierung der 700-Jahrfeier. Die Lübecker Marzipanmanufaktur stellte zum Jubiläum Marzipankugeln her, in die jeweils ein numeriertes Los eingeschlossen war. Jeder Besitzer eines Loses nahm damit an einer Ziehung teil und hatte die Chance auf einen Gewinn. Der Betrag von einer Mark für den Erwerb des Loses ging abzüglich der reinen Produktionskosten der Kugeln von wenigen Pfennigen an den Festausschuß. Innerhalb weniger Tage waren 100.000 Lose verkauft und die Finanzierung des gesamten Unternehmens gesichert. Den Organisatoren war von vornherein klar, daß der Erfolg der Veranstaltungen davon abhing, daß Informationen über die damaligen Massenmedien Zeitung und Rundfunk nach außen getragen wurden. Diese wichtige Aufgabe übernahm der Leiter des staatlichen Nachrichtenamtes Lübeck, der Prof. H. Mahn.[21])

Die Hauptveranstaltungen der 700-Jahrfeier wurden auf vier Tage verteilt: von Donnerstag, dem 3. Juni, bis Sonntag, dem 6. Juni 1926. Der Nachmittag des ersten Tages gehörte der Eröffnung der Ausstellung „Overbeck

---

[20]) Die Nordische Woche fand vom 1.-11.9.1921 in Lübeck statt und diente der Förderung der Wirtschaftsbeziehungen mit den nordischen Staaten. Aus der Nordischen Woche ging die „Nordische Gesellschaft" hervor, die im Rahmen der Rassenpropaganda des Nationalsozialismus vor allem in den Jahren 1934-1939 große Bedeutung erhalten sollte. - *Graßmann*, Geschichte, S. 689, 716. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Brockhaus Encyclopädie, „Nordische Bewegung" (1931).

[21]) Zu diesem Bereich ist die m.W. bisher einzige Arbeit zur 700-Jahrfeier verfaßt worden: *Wegener*, A. B., Die 700-Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks im Jahre 1926. Darstellung in der Lübecker Presse sowie in Festschriften und Buchveröffentlichungen, Hausarbeit zur Diplomprüfung für den Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, Hamburg 1974 (unveröffentlichtes Manuskript).

und sein Kreis". Es folgten Darbietungen von zwei Großchören. Am Morgen des 4. Juni folgte die offizielle Gedenkfeier im Stadttheater mit Begrüßung der Ehrengäste und Eröffnung weiterer Ausstellungen. Dazu gehörten eine Urkundenausstellung des Staatsarchivs, „Sieben Jahrhunderte Lübecker Buch und Schrift" in der Stadtbibliothek, „Lübecker Kunst außerhalb Lübecks", „Lübeck im Bilde neuerer Lübecker Künstler" und der Nachbau einer Hanse-Kogge. Der Nachmittag gehörte dem gemeinsamen Mahl im Ratskeller. Die Festaufführung von Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg" bildete den kulturellen Höhepunkt des Abends, der mit einem Zapfenstreich beschlossen wurde. Der Tag des 5. Juni war ganz den Festvorträgen gewidmet: Der schwedische Reichsarchivar Almquist, der finnische Senator Nevanlinna und Thomas Mann sollten den intellektuell-geistigen Hintergrund des Jubiläums entwerfen. Ein Sinfoniekonzert und ein Lampionkorso auf der Wakenitz rundeten den Tag ab. Der Sonntag gehörte nach dem Gottesdienst dem Fest unter freiem Himmel. Ein historischer Festzug durchzog die engen Straßen der Stadt: ein Jugendfest fand auf dem Buniamshof statt, Ausklang waren das Geläut der Glocken aller Türme und eine große Illumination der Stadt.[22])

Entsprechend der eingangs genannten Fragestellung ist in der großen Zahl von Veranstaltungen auf die Funktion des Geschichtlichen einzugehen, dessen erklärte Ziele nicht Aufklärung und Belehrung, sondern Werbung für den Wirtschaftsstandort Lübeck und die Festigung des Gemeinschaftsgefühls einer in Klassen, Parteien und Berufe differenzierten und durch Krieg, Revolution und Wirtschaftskrise erschütterten Stadtbevölkerung waren.

Die Konzeption des Jubiläums als „paritätische Festveranstaltung" mit möglichst breiter Beteiligung der gesellschaftlichen Kräfte Lübecks ohne Rücksicht auf Stand und Partei und der inhaltliche Bezug auf die Stadtgeschichte kann, so meine ich, als Aufruf gegen den fortschreitenden Zerfall traditioneller Bindungen gedeutet werden. Die Leistungsethik der städtischen Gemeinschaft war das Potential, mit dem für das Bild Lübecks als Wirtschaftsstandort geworben werden sollte. Doch die angestrebte Harmonie wurde zum Beginn der Veranstaltungen heftig erschüttert.

Der Vorsitzende des vorbereitenden Ausschusses, Dr. Johannes Martin Andreas Neumann, sah sich gezwungen, einen Tag vor dem Beginn der Feiern, am 2. Juni 1926, von seinem Amt als Bürgermeister zurückzutreten. Was war geschehen? Der „Lübecker Volksbote", Tageszeitung der SPD, hatte in seiner Ausgabe vom 12. Mai über eine Verwicklung des Lübeckers in einen

[22]) Gemäß dem Programm der 700-Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks, Beilage zur zweiten Festausgabe im „Lübecker Generalanzeiger", 3.6.1926.

rechtsextremen Putschversuch berichtet, der vom Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes Heinrich Claß (1868-1953) in Berlin gegen die Weimarer Republik geplant war.[23]) Claß hatte Neumann für den Fall eines Gelingens des Putsches das Amt des Reichskanzlers angeboten. Obwohl der bürgerliche „Lübecker Generalanzeiger" schon am nächsten Tag Neumanns ablehnende Antwort an Claß veröffentlichte, blieben Zweifel an seiner politischen Integrität bestehen.[24]) Die politische Instabilität der Gegenwart hatte das historische Stadtfest eingeholt, das nun zu einem Desaster zu werden drohte. Wer würde die altehrwürdige Stadt nun gegenüber den auswärtigen Gästen repräsentieren?

Das Problem wurde dadurch etwas entschärft, daß das Festprogramm am Donnerstag, dem 3.6., mehr als nachmittägliches Rahmenprogramm in Erwartung der Gäste gedacht war.[25])

Erst am folgenden Tage, dem 4. Juni, wurde das Stadtfest um 10 Uhr morgens mit einer Gedenkfeier im Stadttheater offiziell eröffnet. Die Begrüßung der Ehrengäste im Namen des Senats und der Bürgerschaft der Hansestadt, eigentlich eine Aufgabe des Bürgermeisters, übernahm der Senator Vermehren als Ehrenvorsitzender des Hauptausschusses für die 700-Jahrfeier. Das geschichtliche Lübeck hatte eigentlich die innere historische Kraft des gegenwärtigen Lübeck darstellen sollen; nun mußte das historische Lübeck symbolisch die entstandene Lücke ausfüllen.

Die „Hamburger Nachrichten" kommentierten den Vorgang mit den Worten, die Lübecker hätten mit der „Entthronung ihres Bürgermeisters Dr. Neumann einen der groteskesten Schildbürgerstreiche der modernen Zeit begangen". Der „lächerliche Kontrast zwischen dem, was man auf den Straßen sieht und dem, was sich auf dem politischen Theater abgespielt hat" zeige, „wie wenig tief im Grunde der Einfluß derjenigen Faktoren in unsere ganzen Volksleben geht, die sich zur Zeit die politische Macht anmaßen". Völker und Städte würden, so die Presse, von stärkeren, geistigen Kräften geformt.[26])

---

[23]) H. Claß, Jurist, Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes von 1908-1939, entwickelt Vorformen der NS- Ideologie von „völkischer Diktatur" und Weltmacht Deutschland, beteiligt an antidemokratischen, antisozialistischen und antisemitischen Aktionen, war nach 1933 ohne Einfluß.

[24]) Bürgermeister wurde der Sozialdemokrat Paul Löwigt (1873-1934). Neumann, der in Lübeck weiterhin große Sympathien genoß, gründete nach seinem Rücktritt einen Wählerverband unter dem Namen „Hanseatischer Volksbund", der vorübergehend eine ernsthafte Konkurrenz zur SPD darstellte. - *Graßmann*, Geschichte, S. 692 ff..

[25]) Dazu gehörte die Eröffnung der Ausstellung „Overbeck und sein Kreis" im Behnhause, ein kirchliches Chorkonzert in der Marienkirche und ein abendliches „Massenkonzert" der vereinigten Männergesangvereine des Niedersächsischen Sängerbundes auf dem Markt zu Lübeck.

[26]) Hamburger Nachrichten, Morgen- Ausgabe 6.6.1926.

Dieser Artikel gehörte zu den wenigen, die im Zusammenhang mit der Berichterstattung über die Jubiläumsfeier unmißverständlich auf die politischen Ereignisse eingingen. Die politischen Auseinandersetzungen zwischen der Sozialdemokratie und den Gegnern der Weimarer Republik wurden nicht als Interessenkonflikt gesehen. Die politische Wirklichkeit erschien als Theater, während die geschichtlich inspirierten Inszenierungen angeblich die Tiefen des „Volkslebens" ausdrückten. Das Jubiläum erhielt seine Brisanz durch die Umkehrung von Fiktion und Wirklichkeit. Der institutionelle Vorgang, daß der Vorsitzende des Festausschusses für die gesamte Stadt sprach, wurde in „völkischer" Interpretation nachvollzogen. Die historisch inszenierte Schicksalsgemeinschaft sollte „wahrer" sein als die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, unter welchen die Festveranstaltungen hervorgebracht waren; denn sie stellte das genealogische Ideal bürgerlicher Herkunft dar, d. h. das Leben der „Völker" gegenüber den Fehlentwicklungen der Herrschaftssysteme. Ironisch lobte der Artikel aus Hamburg die Festlichkeit, weil in Lübecks Straßen und im Senat die geschichtliche Illusion ohne amtlichen Bürgermeister regieren durfte, und er kritisierte die Lübecker als Schildbürger, weil sie das zuließen. Die historische Illusion alter Größe und Unabhängigkeit war aus der Sicht der aufstrebenden Stadt Hamburg den alten Lübeckern zu gut gelungen: sie war zur possenhaften Wirklichkeit geworden.

Die Ereignisse hatten aller Wahrscheinlichkeit in der Kurzfristigkeit nur wenig Einfluß auf Konzeption und Inhalt der Veranstaltungen, umso mehr aber auf deren Interpretation. Die Umkehrung der Wahrheitswerte in dem angeführten Presseartikel war ein hinreichend deutliches Indiz. Die Geschichte verleitete hier eindeutig zu Konfliktverdrängung und volkstümlicher Phantasie. Aber konnte Geschichte, läßt sich fragen, überhaupt auf diesen gleichsam hypnotischen Effekt verzichten, wenn sie ihre öffentliche Wirkung erfolgreich entfalten sollte? Zielte nicht auch schon Neumann in seiner Denkschrift auf Illusion und Utopie als Mittel der Lübeck-Werbung? Die historische Utopie schien eine Reaktion auf die schwierigen Gegenwartsbedingungen zu sein, indem sie diese als irreal und daher aus historischer Sicht anfechtbar, „uneigentlich" erscheinen ließ.

Ein Zitat aus der Festansprache des Hamburger Bürgermeisters Petersen kann diese Funktion der geschichtlichen Erinnerung aus der Sicht der Zeit belegen:

„Dies Hineinschauen in unser Wesen soll uns schöpferisch machen, soll uns befreien von dem Druck der Tagessorgen, soll uns stärken im Glauben an die Zukunft und in der Treue zu unserem Volke."[27])

[27]) AHL Nachrichtenamt 146, Petersen, Rede 4.6.1926.

Der angesehene Senator Vermehren nannte eine Serie von Jahreszahlen von der Stadtgründung bis zur Schlacht von Bornhöved. Die Jahresziffern bezeichneten die politischen Schritte Lübecks bis zur endgültigen Durchsetzung der städtischen Unabhängigkeit gegen seine Gegner. Die Verleihung der Reichsfreiheit, so betonte Vermehren, sei durch jährliche Feiern in der Erinnerung Lübecks bis zum Einschnitt der sogenannten „Franzosenzeit" festgehalten worden. Die Festtradition brach ab, als Lübeck nach dem Ende des alten Reiches und durch Eingliederung in das Grand Empire tatsächlich seine staatliche Souveränität einbüßte. Aber Vermehren setzte mit der Bezugnahme auf die weltgeschichtlichen Ereigniszahlen 1815, 1871 und 1919 seine Kontinuität darstellende Kette bis in die Gegenwart fort: Lübeck blieb trotz allem „ein souveräner Staat". Die Veranstaltung von 1926, so mußte die Einleitung Vermehrens verstanden werden, war also Fortsetzung einer Serialität, die mit der Gründung der Stadt begann und nun, nach längerer Unterbrechung, ihren feierlichen Charakter zurückerhielt. Zwei serielle, diachrone Elemente wurden verbunden: faktische Kontinuität der Reichsfreiheit und Wiederanknüpfung an eine Tradition durch die Ausrichtung des Jubiläumsfestes.

Nacheinander begrüßte der Senator die Gäste des Reiches, der nordischen Staaten, angrenzenden deutschen Länder, Abgesandte der Reichs- und Länderbehörden, der Marine und der Hansestädte und schließlich der Öffentlichkeit und Presse. Ihnen sollte mit der Ansprache verdeutlicht werden, daß den Lübeckern mit ihrem Fest nicht nur an Kontinuität, sondern vor allem an zwei „eindringlichen Lehren" aus der Vergangenheit gelegen war: dem Erhalt von Selbständigkeit und Eintracht.

„Reichsfreiheit" hieß im Verständnis der Lübecker rechtliche Unabhängigkeit von landesherrlicher Gewalt und zugleich Verlassensein vom Reich. „Selbständigkeit" hatte die Tugenden der Tat dagegen gesetzt:

„Durch sie wurden alle Kräfte in der kolonisatorischen Betätigung nach aussen und der Heranbildung bürgerlicher Tüchtigkeit im Innern zu höchsten Leistungen entwickelt. Auf das Reich konnte Lübeck nicht rechnen."[28])

Mit Eintracht war gemeint „die Vereinigung aller brauchbaren Kräfte auf die Förderung der lebensnotwendigen Belange. In den großen Zeiten der Hansa und auch in den späteren schwierigen Perioden der geschichtlichen Entwicklung Lübecks hat stets das wirtschaftspolitische Programm den Ausschlag gegeben."[29])

[28]) AHL NSA IV.B.2/31, Ansprache des Vertreters des Hohen Senats und der Bürgerschaft, Ehrenvorsitzenden des Hauptausschusses für die 700 Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks, Herrn Senator Dr. Vermehren, am 4.Juni 1926, beim Festakt im Stadttheater, S. 4.

[29]) Ebenda, S. 6.

Zum „wirtschaftspolitischen Programm" zählte Vermehren vor allem die Pflege der „alten wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen den nordischen und östlichen Ländern", wie dies zuletzt durch die Gründung der „Nordischen Gesellschaft" im Jahre 1921 zum Ausdruck gebracht worden war und während der Festtage noch viele Male wiederholt werden wird. Wichtiger noch ist die Bezeichnung des Wirtschaftlichen und Kulturellen als „lebensnotwendige Belange"; denn die Formel impliziert die Ausgrenzung des Politischen. Parteienpolitik in der Stadt sei aber nicht nur nicht lebensnotwendig, sondern geradezu lebensfeindlich, legte Senator Vermehren dar:

„Die große Politik wird im Reich gemacht. Die parteipolitischen Gegensätze müssen im Reichstage ausgetragen werden. Unserer Stadt kann es nicht zum Nutzen gereichen, ein unfruchtbares Abbild dieser Kämpfe darzubieten. Für uns kommt es nicht darauf an, die Gegensätze zu verschärfen, sondern gemäss der am alten Holstentor stehenden Mahnung „concordia domi foris pax" zu mildern und auszugleichen."[30])

Der Gegenstand der Anspielung, die unerfreulichen Ereignissen im Vorfeld der Feiern, wurde zwar nicht ausdrücklich genannt, war aber für das Publikum aus dem Kontext leicht zu entschlüsseln. Diese Ausgrenzung des Politischen bedeutete, daß der bürgerliche Hausfrieden in der Situation einer nach dem Kapp-Putsch und dem Hitler-Putsch von 1923 nicht von der Hand zu weisenden Bedrohung des staatsbürgerlichen Verfassungslebens höher bewertet wurde als der Einsatz für die Republik. Stadtbürgerliches Harmoniestreben, so verständlich es auch sein mochte, wurde zur billigenden Unterlassensschuld gegenüber den Feinden der brüchigen Demokratie in Deutschland. Aus konservativer Perspektive stellte die Besinnung auf das städtische Gemeinwohl das naheliegende Konzept dar, der politischen Radikalisierung entgegenzuwirken und den inneren Frieden zu erhalten, wie die Reaktion der anwesenden Gäste zeigte: die auch vom Rundfunk direkt übertragene Einführungsrede Vermehrens wurde vom geladenen Publikum im Stadttheater mit „langanhaltendem, stürmischen Beifall und Händeklatschen" gefeiert.[31])

Die Feiern sollten unter den Topoi Selbständigkeit und Eintracht stehen. Der mäßigende und vermittelnde Konservatismus von Vermehren bot aber zu wenig Ansatzpunkte für eine gefühlsgeladene Identifikation. Die Feiern sollten doch motivierend wirken und deshalb mußten die Grundthemen zugespitzt werden. Dafür sorgte als zweiter Festredner Fritz Endres, seit 1922 in

---

[30]) Ebenda, S. 7.

[31]) AHL Nachrichtenamt 146, Vermehren, Rede im Stadttheater vom 4.6.1926, wie in Senatsakten, mit Kennzeichnung der nicht verlesenen Stellen (die oben zitierten sind nicht gestrichen) und der Reaktion des Publikums.

Lübeck und tätig als Lehrer am Johanneum sowie als Dramatiker für das Stadttheater.

Nach dem Motto „Auf der Freiheit ruht Lübeck; für das Reich hat es gelebt" versuchte Endres die Wiederbelebung seiner Wahlheimat durch deutsch-nationale Töne. Die „g r o ß e (vom Autor gesperrt) lübische Geschichte" ließ der Dramatiker mit Heinrich dem Löwen beginnen. „Sofort erscheinen neben ihm," setzte er fort, „seine Helfer und Erben, die großen Lübecker, die niederfränkischen und niedersächsischen Unternehmer."[32]) Die Nachfolger der ersten Generation von Kaufleuten, die Lübeck wie die Kreuzfahrer als Ausgangspunkt für ihre Fahrten in die Ostsee nahmen, seien nicht mehr mit der Ware gegangen, sondern hätten den Handel von ihren Kontoren aus geleitet. Eben diese aus verschiedenen Gegenden vor allem Nord-Westdeutschlands zugewanderten „Gründungsunternehmer" seien als erste „deutsch" gesinnt gewesen.

Ausdrücklich mahnte Endres zur Vorsicht bei der Verwendung des Ausdrucks „deutsch" für das Mittelalter, da das Heilige Römische Reich Deutscher Nation „nicht in unserem Sinne national" gewesen sei. Trotzdem hieß es über die „Gründungsunternehmer":

„Nicht die Kaiser in Italien, wohl aber die Kaufleute an der Ostsee lassen ein Deutschtum ahnen."

„Ursprünglich national" sei die Behauptung der Vorrechte auf den fremden Handelsplätzen, der Ausschluß der Fremden, die Geringschätzung der Slawen, Skandinavier und Engländer gewesen; „deutsch" war nach Endres die Zugehörigkeit der Kaufleute zu Kaiser und Reich durch „deutsche Sprache", „deutsches Recht", „deutschen Glauben" und „deutsche Kunst", die sie in den Norden trugen. Und weiter verkündete Endres seinen Zuhörern:

„Sie waren das Reich zur See, sie handelten als Deutsche."

Mit dem Attribut „national" war Handeln im Interesse der staatlichen Gemeinschaft bezeichnet, wie das auch von anderen Nationen betrieben wurde.[33]) Spezifisch „deutsch" hingegen waren die kulturellen Bestimmungen. Die Festrede vor internationalem Publikum zeigt eine begriffliche Unterscheidung im Denken, die für die folgenden Überlegungen sehr wesentlich wurden: „Nation" war eine politisch und wirtschaftlich definierte Interessengemeinschaft, das „deutsch" dagegen die Bezeichnung für die rechtlich-kul-

[32]) AHL Nachrichtenamt, Lübeck von Fritz Endres, Auszug aus der Festrede im Stadttheater vom 4.6.1926.

[33]) „National" wurde hier also im Sinne von „nationalistisch" gebraucht.

turelle Gemeinschaft eines Volkes. Entsprechend ging es den Veranstaltern um die Darstellung der geschichtlichen Rolle und die Möglichkeiten der Stadt Lübeck einerseits für die nationale Interessenpolitik im Ostseeraum und andererseits für die Ausbreitung der deutschen Kultur in dieser Region.

Der Gedanke an einen Zusammenhang zwischen Stadt, Volk und Nation wurde 1926 in Lübeck keineswegs zum ersten Male ausgesprochen. Auf dem Germanistentag von 1847 hatte sich Professor Wurm (1803-1859)[34]) aus Hamburg über „Das nationale Element der deutschen Hansa" geäußert.[35]) Seiner Meinung nach nahmen die Hansestädte unter der Führung Lübecks das „deutsche Nationalinteresse" wahr, indem sie den „deutschen Seehandel" aufbauten und schützten. Schon hier erschien „Nation" in Verbindung mit gemeinschaftlichen Interessen. Was aber bedeutete das Adjektiv „deutsch" in diesen Wortverbindungen? Wurm zitierte als Beispiel folgende Ausdrücke aus „Ethelreds Gesetzen"[36]): „die Kaufleute des Kaisers", „die Kaufleute der deutschen Zunge", die „Kaufleute des deutschen Reichs".[37]) „Deutsch" bezeichnete historisch aus der Sicht des Germanisten des 19. Jahrhunderts demnach die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich und zur Sprachgemeinschaft der Deutschen.[38]) Dieser Gedanke von Wurm schloß nicht aus, daß andere Nationen sich über andere Merkmale definieren konnten.[39])

Der kurze Rückgriff soll zeigen, daß die akzentuierte, begriffliche Unterscheidung zwischen Nationalinteresse und Deutschtum in der Interpretation von 1926 schon eine längere Tradition hatte. „Nation" bezeichnete eine Inter-

---

[34]) Christian Friedrich Wurm, Professor der Theologie in Hamburg, Abgeordneter der Paulskirche, Württemberger Hof (linkes Zentrum) und Abspaltung Augsburger Hof (gemäßigt liberal). - Vgl. *Koch*, R., Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Ein Handlexikon d. Abgeordneten, Frankfurt 1989.

[35]) Wurm, C.F., Das nationale Element der Hanse, in: Verhandlungen der Germanisten zu Lübeck 1847, Lübeck 1848, S. 4-20.

[36]) Ethelred II. , der „Unberatene", König von England 978-1016; in ständigem Kampf gegen die Dänen; Versuch der Ermordung der Dänen in Wessex im Jahre 1002 - vgl. Brockhaus, 1930er Jahre, „Ethelred".

[37]) *Wurm*, Nationales Element, S. 5.

[38]) Die Hanse als loser Bund sei ähnlich dem Zollverein nur ein Vorläufer der gewünschten Einheit gewesen: prekär und kein „ewiger Bund". Nur ein deutsches Parlament und die Öffentlichkeit der Debatte könne die Aufgabe nationaler Interessenvertretung wirklich lösen. Die Nutzung der Hanse als historisches Argument für die Forderung nach Einberufung einer deutschen Nationalversammlung und gegen einen losen Bund war an die Situation des Vormärz gebunden und spielte später keine Rolle mehr. Sehr viel deutlicher als 1926 fiel das Urteil der Germanisten über die Versäumnisse der deutschen Kaiser aus. Sie sprachen von notwendiger Selbsthilfe der Hansestädte. Lübecks Selbständigkeit wurde 1926 stärker als im Vormärz zum Ausdruck des nationalen Reichsinteresses. - Ebenda, S. 18.

[39]) Die Arbeiten von C.F. Wurm zu den Verfassungen der Hansestädte aus den 1840er Jahren waren Anfang des 20. Jh. noch zitierfähig.

essengemeinschaft, „Volk" dagegen eine Kulturgemeinschaft, beides Abgrenzungen gegen das Andersartige und Fremde, aber unter verschiedenen Gesichtspunkten. Diese beiden Aspekte strukturierten begrifflich die Behandlung der Reichsfreiheit Lübecks und damit das Verhältnis von Geschichte und Gegenwart zum Zeitpunkt des Jubiläums. Das wird in den folgenden Ausführungen zu berücksichtigen sein.

Kultur und Wirtschaft waren in den historischen Darstellungen auf das engste verflochten. Argumentativ wurde nach den genannten Aspekten von wirtschaftlichem Interesse und kulturellen Eigenarten unterschieden. Dabei konnte die Wirtschaft zum Vehikel für die Verbreitung deutscher Kultur werden, wie auch umgekehrt die deutsche Kultur als Voraussetzung für die Erschließung des Ostseeraums als Wirtschaftsraum gelten. Beide Aspekte wurden verbunden vorgestellt in der wirtschaftlichen und kulturellen Selbständigkeit Lübecks, die 1226 durch Reichsrecht garantiert worden war. Damit verbunden waren aber auch hegemoniale Vorstellungen, wie im nachfolgenden Abschnitt beschrieben wird.

V. *Die Weltgeltung der Deutschen*

Bei dem Studium der Texte und Reden zur 700- Jahrfeier kann man häufig mehr oder weniger direkte Anklagen gegen die mittelalterliche Reichspolitik finden, die sich zu sehr als universale, weltliche Macht und zu wenig als Vertretung der Deutschen und ihrer nationalen Interessen verstanden habe. Diese Anklagen, die schon in der frühen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, etwa bei v. Raumer, zu finden waren, errreichten ihren Höhepunkt im berühmten sogenannten Sybel-Ficker Streit und lebten seitdem im „vaterländischen Geschichtsbewußtsein" bis weit über den Ersten Weltkrieg hinaus fort.[40])

Für Bürgermeister Neumann war Lübeck „civitas imperii" der Brückenkopf zur Ostkolonisation, die im Interesse aber ohne Zutun des Reiches von

[40]) Der mit dem Sybel-Ficker Streit verbundene Streit um die Konkurrenz von Preußen und Österreich in der Frage der staatlichen Einigung Deutschlands, ausgetragen auf dem Feld der Historiographie des alten Reiches, wurde meiner Meinung nach erst durch die großdeutschen Hegemonialvorstellungen des Nationalsozialismus und endgültig durch den Anschluß Österreichs obsolet. So vertrat *Hostenkamp,* H., Die mittelalterliche Kaiserpolitik in der deutschen Historiographie seit Sybel und Ficker, Berlin 1934 (Nachdruck Vaduz 1965), daß man unter den Bedingungen des Nationalsozialismus deshalb zu einer sachbezogenen Darstellung des Konflikts fähig sei, weil kein Eigeninteresse an der historischen Stellungnahme mehr bestünde. Noch deutlicher *Schneider,* F. (Hg.), Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des ersten Reiches. Die Streitschriften von H.von Sybel und Julius Ficker zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters, Innsbruck 1941 (2.Aufl. Innsbruck 1943), S. xxxv: „Die Sehnsucht des deutschen Volkes nach neuer, einiger und kraftvoller Staatlichkeit (...) ist heute im Großdeutschen Reich durch Adolf Hitler erfüllt worden."

den „weitblickenden Kaufmannsgeschlechtern" der Hansestadt betrieben worden sei.

„So spiegelt sich in Lübeck deutscher Unternehmergeist, deutsches Wissen, deutsches Können und deutscher Lebenswille während des ganzen Mittelalters wider!"[41])

Die Liste dieser Eigenschaften wurde mit dem Ausdruck „Deutschtum" zusammengefaßt. „Kolonisation" umfaßte weit mehr als bloße wirtschaftliche Expansion und Ausdehnung der Hoheitsgrenzen. Es bedeutete vor allem die Dominanz „deutscher Kultur und deutschen Lebens".

In einem Artikel für die Zeitschrift „Die Woche" sprach der „Senatspräsident"[42]) Neumann davon, daß von dieser Politik der norddeutschen Städte „im innersten Grunde eine Umbildung des Begriffes „Deutschland" vor sich gegangen sei: „Die Ausweitung bis zu den heutigen Grenzen gegen das Slaventum im Osten, die Selbstbehauptung gegen die über die Ostsee vordrängenden anderen germanischen Völker, und vor allem die Abwendung von den transalpinen Interessen des Kaisertums von damals."[43])

Diese „Neudefinition" deutscher Grenzen stellte sich für Neumann aber nicht als erfolgreiches Eroberungsunternehmen dar, sondern rein defensiv als Resultat der mittelalterlichen „Selbsterhaltungs- Kämpfe" und der Selbstbehauptung deutschen Willens.

Von Erinnerungsfeiern, so betonte der Bürgermeister, müsse ein „neuer, starker werteschaffender Impuls ausgehen". „Es ist eine Feier der Selbstbehauptung deutschen Willens an der Ostsee". Diesen sah der Redner in der „Mahnung, nicht locker zu lassen in dem Bestreben, die Weltgeltung zur See und über See auf wirtschaftlichem und kulturellen Gebiete auch nach dem verlorenen Kriege wieder zu erlangen." Die Rede schloß mit dem Aufruf:

„Reich und Deutschtum über alles, aber auch inniges Zusammenleben mit allem, was an und jenseits des mare balticum stammes- und wesensverwandt ist!"

Dieser Gedanke schloß vor allem die slawischen Völker des Ostens aus und propagierte die über und durch Lübeck in der Vergangenheit geschaffe-

---

[41]) AHL Nachrichtenamt 146, Präsident des Senates der freien und Hansestadt Lübeck (gemeint ist der Bürgermeister), „Lübeck 700 Jahre civitas imperii".

[42]) Der Ausdruck „Senatspräsident" wurde gelegentlich für die Repräsentation im Außenverhältnis gebraucht. Die eigentliche Amtsbezeichnung war „Bürgermeister".

[43]) AHL Nachrichtenamt 146, Präsident des Senates der freien und Hansestadt Lübeck (Bürgermeister, s.o.) für „Die Woche", „Lübeck und die Feier seiner 700 jährigen Reichsfreiheit".

nen deutschen Positionen im Ausland als Vehikel für deutsche Geltungsansprüche im Ostseeraum. Dazu kam, gewissermaßen als pflichtbewußtes Anhängsel, die Pflege traditioneller Beziehungen zu den nordischen Ländern in Wirtschaft und Kultur. Keine geschichtliche Kontinuität also, sondern ein Appell an das Selbstwertgefühl der Deutschen und ein strategisches Konzept zu seiner Durchsetzung.

Während Neumann die enge Beziehung zwischen Kultur und wirtschaftlichen Interessen betonte, zeichnete der „greise Berliner Universitätslehrer und Hanseforscher" Dietrich Schäfer in einem Vortrag zum Anlaß des Jubiläums im Zusammenhang mit den Feiern Lübecks die historisch-politische Lage Lübecks. „Der Kampf der Hanse um die deutsche Seegeltung fand keine Unterstützung bei den deutschen Königen, oft sogar Gegnerschaft." Lübeck konnte sich demnach nur auf die eigenen Kräfte verlassen: die Macht Lübecks lag in „politischer und kriegerischer Leistungsfähigkeit, nicht im wirtschaftlichen Übergewicht... Die Hansegeschichte ist ein Ringen des deutschen Bürgers in den Seestädten um seine Existenz."[44]) Auch Schäfer betonte die defensive militärische Haltung der Hansestädte, ließ Lübeck aber schließlich an der Übermacht seiner Gegner scheitern. Dafür machte Schäfer die verfehlte Reichspolitik direkt verantwortlich, die nicht nur Unterstützung versagt hätte, sondern z.B. 1214 deutsche Gebiete an Dänemark gegeben und mit Karl V. Holland als Gegner Lübecks unterstützt habe. Die Moral:

„Wir können aus all dem lernen, daß Seegeltung und Weltgeltung nur durch ein starkes, national geschlossenes Reich möglich ist. Politik und Wirtschaftsleben können ohne politische Machtentfaltung nicht gedeihen."[45])

Für Schäfer standen vor allem die politischen Gründe für den Niedergang Lübecks im Vordergrund des Interesses. Geschichte als „Magistra Vitae" ließ Analogien zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu. Wie Lübeck sich auf Dauer nicht ohne Unterstützung des Reiches im Mittelalter behaupten konnte, so die Stadt jetzt nicht ohne den Staat: denn wie sollte das Desinteresse des Reiches Bedingung für den Niedergang und zugleich Bedingung für den Aufschwung sein können? Daraus folgte die Erwartung einer stärkeren Förderung Lübecks durch den Staat. Im Gegensatz zur Betonung der „Selbständigkeit" in anderen Äußerungen mußte es hier so scheinen, als sei die Reichsfreiheit Fiktion gewesen und habe zu nichts Gutem geführt.

---

[44]) AHL Nachrichtenamt 146, Protokoll eines Vortrages von Dietrich Schäfer, „Lübeck, die Hanse und das Reich". Vgl. *Schäfer*, D., Die deutsche Hanse, Bielefeld 1903 (Monographien zur Weltgeschichte XIX).

[45]) AHL Nachrichtenamt 146, Schäfer, „Lübeck".

Der Ruf nach stärkerer Förderung Lübecks erreichte auch die Reichsregierung, deren zur Feier nach Lübeck entsandter Reichsminister Krohne[46]) betonte, die Politik des „alten deutschen Reiches" habe sich zu wenig um das Schicksal Lübecks gekümmert und so zweifellos zum Kräfteschwund der Stadt beigetragen.[47])

Die Äußerung Krohnes vollzog eine deutliche sprachliche Trennung zum „alten" Reich. Das implizierte zwei weitere Gedanken: erstens gab es ein „neues" Reich und zweitens werde dies nicht in gleicher Weise nachlässig handeln. Diese Gedanken blieben aber insofern unverbindlich, als die Politik des „neuen" Reiches gegenüber der Stadt nicht näher definiert wurde. Über entsprechende Maßnahmen unmittelbar nach 1926 ist denn auch nichts bekannt.

„Seegeltung", „Weltgeltung" oder „Deutschland" waren allesamt hochtrabende Ausdrücke einer Anspruchshaltung ohne politisches Feingefühl nach einem verlorenen Krieg. Der Lübecker Dr. Hermann Stodte brachte seine Vermutung einer schwerwiegenden Unfähigkeit der Deutschen in überraschend deutlicher Form vor, indem er sich bewundernd die „Überseepolitik großen Stils" des mittelalterlichen Lübeck vorstellte:

„Stets überwältigt uns diese Tatsache der deutschen Geschichte und rettet unser Selbstbewußtsein, wenn wir erkennen müssen, daß die Deutschen später in Untertanen- und Philisterbeschränktheit politisch verkümmert sind. Ist unsere politische Unfähigkeit unbestritten, es ist vielleicht ein Trost, daß sie uns nicht angeboren ist. Lübeck war ein Vorposten, der in einer modern-imperialistischen Form sich anschickte, das deutsche Schicksal zur Größe zu gestalten."[48])

Der Vorposten, und in diesem Urteil folgte Stodte vielen anderen Äußerungen, wurde durch Versäumnis der Reichspolitik zum verlorenen Posten. Lübeck stand als Beispiel für staatliche Großmachtpolitik, in der Deutschland so kläglich versagt hatte. „Imperialistisch" war ein für Stodte positiv besetzter Ausdruck, der durch seine hochpolitischen Konnotationen die Aktualität des Lübecker Beispiels mittelalterlicher Machtpolitik für die

---

[46]) R. Krohne, Mitglied der DVP, Verkehrsminister 15.1.1925-17.12.1926. Vgl. Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft, Bd. I, Berlin (1930), S. 1021.

[47]) AHL Nachrichtenamt 146, Ansprache Reichsminister Krohne im Stadttheater am 4.6.1926.

[48]) AHL Nachrichtenamt 146, Stodte, H., „Lübeck 700 Jahre reichsfrei". In dem Artikel „Aus einer politischen Heldenzeit des deutschen Bürgertums. Zur 700 Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks" erklärte der Autor, wahrscheinlich Stodte, die politische Unfähigkeit mit „übersteigertem Individualismus". - AHL Nachrichtenamt 146.

Gegenwart unterstrich und eine Art übertragbarer „Technik" darstellte, nach der die Gegenwart suchte.

„Das Geheimnis der gewaltigen politischen Macht der Hansa ist im politischen Tiefstand der heutigen Zeit von stärkstem Gegenwartsreiz."[49])

Außer der geheimnisvollen Wunderwirkung des modernen Imperialismus gab es nach Stodte noch eine andere, ebenso geheimnisvolle Verbindung zur Blütezeit Lübecks. Sie bestand in den inneren Kräften des Volkes, für die es historische Indizien gab, aber keinen Nachweis in der Gegenwart.

„Inmitten der einzigartig herben Deutschtümlichkeit und Kunstfreudigkeit dieser Stadt ahnen wir noch heute, welchen Schwunges, welcher politischen Fähigkeiten der deutsche Bürger einst fähig gewesen. Unseres Deutschtums und des starken Glaubens dürfen wir dabei froh werden: In unserem Volke ruhen politische Kräfte, die, zu rechter Zeit geweckt, - trotz allem! - eine deutsche Zukunft gestalten können."[50])

Das Interesse an der Geschichte des mittelalterlichen Bürgertums lag im Aufspüren von Möglichkeiten, aus der Krise der Gegenwart herauszukommen. Das geschichtliche Vorbild stärkte den Glauben an die eigenen Fähigkeiten.

VI. *Lübeck: „Speerspitze" oder Partner*

Der große Festakt begann am Freitag, dem 4. Juni, um 10 Uhr im Stadttheater der freien Hansestadt. Zu diesem Anlaß war eine große Zahl offizieller Gäste aus dem In- und Ausland angereist. Die Ansprachen des Vertreters der Reichsregierung des Deutschen Reiches und jene des Vertreters der Ostseeländer, die in Mitschriften überliefert sind, sollen nun vorgestellt werden. Sie waren naturgemäß sehr kurz und allgemein gehalten; umso bedeutungsvoller waren daher die wenigen konkreten Aussagen über die geschichtlichen Beziehungen zur Stadt Lübeck.

Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden des Festausschusses Vermehren in Vertretung des Bürgermeisters äußerte sich zunächst der Verkehrsminister des Reiches Krohne, der im Namen der Reichsregierung und des Reichspräsidenten Hindenburg die Glückwünsche überbrachte. Aus der Perspektive des Reiches wurde als Verdienst Lübecks seit seiner Gründung das Einstehen für die Interessen der Deutschen gewertet, die sich nicht immer deutlich genug in der Politik des Reiches niedergeschlagen hätten. Krohne würdigte die kulturelle, wirtschaftliche und staatenbildende Leistung als

[49]) AHL Nachrichtenamt 146, Stodte, Politische Heldenzeit.

[50]) Ebenda.

Erfüllung einer „Mission": Lübeck sei „Hüterin des Deutschtums" und „Vorkämpferin für die Wiedergewinnung der Ostseeküste" gewesen. Damit trat die Stadt für Versäumnisse der Reichspolitik ein, wie sie in der deutschen Historiographie seit dem frühen 19. Jahrhundert als fester Topos herausgearbeitet worden waren. Nach Krohne hatte sich vor allem nach dem „Heimgang des vielseitigen Kaisers Friedrich II., dem Lübeck seine bis heute erhaltene Reichsfreiheit verdankte, die Geschichte des alten Reiches mehr und mehr verdunkelt". Die Hanse sollte für „Handel und die Weltgeltung des alten Deutschen Reiches" stehen; ihr Verfall habe dazu geführt, daß Lübeck sich „mehr und mehr auf den Rhythmus der innerdeutschen Geschichte einstellte".[51])

Das Lübeck des Mittelalters erhielt von der Reichsregierung und im besonderen durch ein Handschreiben des Reichspräsidenten Hindenburg eine vom Deutschen Reich nach außen gerichtete, expansive Funktion zugeschrieben. Lübeck, Königin der Hanse, war gleichzusetzen mit der Ostseepolitik des Deutschen Reiches.

„In vielen siegreich bestandenen Kämpfen um seine Unabhängigkeit hat Lübeck an der Spitze der Hanse die Fahne des Deutschtums durch Jahrhunderte im Norden Europas hochgehalten."[52])

Gerade indem Lübeck eigene Politk betrieb, hätten „seine Bürger" in „echt deutscher Tatkraft" deutsche Interessen im Ostseeraum vertreten. Argumentatives Strukurmerkmal der Stellungnahme des Reiches war also, daß die Bürgerschaft einer einzelnen mittelalterlichen Stadt pflichtbewußt in ihrem Wirkungsbereich die Interessen des ganzen Reiches wahrnahm: das Besondere stand als Sinnbild für das Allgemeine.

Während der Vertreter des Reiches den integrativen Aspekt hervorhob, sprach der Botschafter der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken N. Krestinski stellvertretend für die Ostseeländer.[53]) Stresemann und Krestinski hatten erst am 24.4.1926 in Berlin den Freundschafts- und Neutralitätsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion unterzeichnet. Vor diesem Hintergrund hatte die prominente Stellung Krestinskis als Sprecher der Ostseestaaten unübersehbare Signalwirkung für die Integration der Sowjet-

---

[51]) AHL Nachrichtenamt 146, Ansprache Reichsverkehrsminister Krohne, 4.6.1926.

[52]) AHL Nachrichtenamt 146, Ansprache Reichsverkehrsminister Krohne, 4.6.1926; verliest Handschreiben Hindenburgs mit Grußadresse an Lübeck.

[53]) AHL Nachrichtenamt 146, Ansprache des Herrn Botschafters der UdSSR N.K. bei der Regierung des Deutschen Reiches während des Festaktes der 700 Jahrfeier 4.6.1926 im Stadttheater (Originalmitschrift). Länder in der Reihenfolge Norwegen, Finnland, Lettland, Estland, Litauen, Dänemark, Schweden (später alpabetisch geordnet).

union in die Gemeinschaft der Ostseestaaten und war Ausdruck der neuen Beziehungen zum Deutschen Reich.[54])

Lübeck, so hob der Botschafter hervor, sei der „Vorposten der damaligen Zivilisation und des Handels im Nordosten Europas" gewesen, in der Gegenwart dagegen Umschlaghafen und Industriezentrum. Krestinski ersetzte den in Reden deutscher Vertreter beliebten Ausdruck „Deutschtum" einfach durch „Zivilisation" und zog einen deutlichen Trennstrich zum Mittelalter, indem er das Lübeck der Gegenwart lediglich als wirtschaftlichen Standort charakterisierte. Dieser Wandel habe die Verbindungen Lübecks mit seinen ausländischen Nachbarn „freundschaftlicher" gemacht. Unschwer dürfte die leise Ironie dieser Einlassungen für die Zeitgenossen zu entschlüsseln gewesen sein. In jedem Falle ließen die Äußerungen keinen Zweifel daran, daß seit der großen Zeit Lübecks ein einschneidender Wandel im Ostseeraum vor sich gegangen war, der gegenseitige Beziehungen nur auf der Ebene von Partnerschaften zuließ, nicht aber der Kolonisation wie zu Zeiten des Ritterordens. Ein so radikaler geschichtlicher Kontinuitätsbruch läßt sich in anderen Reden zum Anlaß der Feier nicht finden.

VII. *Lübeck als „Gründungsunternehmerstadt"*

Es ist der Frage nachzugehen, in welcher Hinsicht die Reichsfreiheit der Stadt Lübeck gemäß der 1926 geäußerten Überzeugungen zur Erschließung des Ostseeraumes für die deutsche Kultur und Wirtschaft beigetragen hatte und welche Erwartungen für die Zukunft daraus abgeleitet wurden. Zunächst sei in einem Exkurs Fritz Rörigs Theorie von den rheinisch-westfälischen „Gründungsunternehmern" erläutert. Sie erklärt den schon in der Rede von Endres angedeuteten Gründungs-Mythos Lübecks in der Historiographie.

Rörig bezeichnete die Übernahme der Stadtherrschaft durch Heinrich den Löwen als die dritte Gründung Lübecks und unterstrich damit, daß seiner Ansicht nach keine Kontinuität zwischen der slawischen Siedlung des 11. Jahrhunderts, dem Lübeck Adolfs II. von Holstein von 1143 und der Stadt seit der Zeit Heinrichs des Löwen 1158/59 bestünde. Nach Rörig war Lübeck ein exzellentes Beispiel für den Typ einer „Gründungsunternehmerstadt".[55]) Mit dem Begriff „Gründungsunternehmer" unterschied er den Lübecker Kaufmann vom einfachen „Unternehmer" oder, wie es in einer späteren Version

[54]) Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 4/1, Frankfurt 1973, S. 123.

[55]) *Rörig*, F., Die Gründungsunternehmerstädte des 12. Jh, in Wirtschaftskräfte im Mittelalter, hg. von Paul Kaeghein, Wien 1971, S. 247-287. In diesem Aufsatz, der zuerst in Breslau 1928 erschienen war, berief sich Rörig auf Max Webers Abhandlung über die „Stadt" und zitierte daraus die Bestimmung für den Typ der Händlerstadt, „bei welcher die Kaufkraft ihrer Großkonsumenten auf der fernhändlerischen Tätigkeit dieser Schicht beruht". „Eine Stadt solcher

hieß, den „landesherrlichen Unternehmer".[56]) Kaufleute aus dem Rheinland und Westfalen mit dem notwendigen Kapital hätten Lübeck als Ausgangspunkt für ihre Expeditionen in den Wirtschaftsraum der Ostsee ausgebaut und seien dabei durch Heinrich den Löwen unterstützt worden. Dem Interessendruck dieses Konsortiums von Fernhändlern („kapitalistisches Unternehmerkonsortium"[57])) sei zu verdanken gewesen, daß das Fernhandelsverbot des Herzogs von etwa 1156 gegen Lübeck im Jahre 1159 aufgehoben wurde. „Der Vorstand der Fernhändlergilde", schrieb Rörig, „war jenes Organ, auf das die eigentliche Gründung Lübecks und das spätere, führende Organ seiner Autonomie, der Rat, heute der Senat, letzten Endes zurückgeht."[58])

Siegfried Rietschel[59]), Otto Oppermann und Hermann Bloch[60]) waren durch quellenkritische Studien der Jahre 1909 bis 1914 zu der These gekommen, Lübeck habe seine Ratsverfassung nach dem Vorbild der rheinischen Bischofsstädte erhalten, denn der Ausdruck „consules" in der 1226 von Friedrich II. bestätigten Fälschung des Barbarossa Privilegs von 1188 sei der

---

Art", fuhr Rörig fort, „war nun von den Anfängen an Lübeck." - Ebenda, S. 252. Einschlägig und bis 1926 erschienen *Rörig*, Probleme der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, in HV 22 (1924/25), S. 515-524 und ders., Großhandel und Großhändler im Lübeck des 14. Jh., in: ZVLGA 23 (1926), S. 103-132. Positiv bezog Rörig vor allem die Arbeiten von H. *Bächtold* in seine Betrachtungen ein. In seiner Miszelle „Aufgaben der handelsgeschichtlichen Forschung", in: Jbb. f. Nat. Ök. u. Stat. 100 (1913), S. 799-811 umriß Bächthold schon 1913 die Fragestellungen dieses „neuen Forschungsgebietes" und stellte gegen die von Sombart und Bücher vertretene Theorie der „lokalen Märkte" die besondere Bedeutung des Fernhandels für die deutschen Städtegründungen heraus (S. 804).

[56]) Dieser Ausdruck „Gründungsunternehmer" erscheint bei *Rörig* schon 1915 in seinem Aufsatz „Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung", ZVLGA 17 (1915), S. 51. „Unternehmer" wurde in der Überarbeitung dieser Stelle durch „landesherrliche Einzelunternehmer" ersetzt (vgl. Rörig, Wirtschaftskräfte im Mittelalter, S. 23). Daß Rörig sich mit diesen Fragen auch 1926 intensiv auseinandersetzte, geht auch aus dem in jenem Jahre in Breslau gehaltenen Vortrag „Stadtgründung im 12. Jahrhundert" hervor (veröffentlicht in Rörig, Wirtschaft im Mittelalter).

[57]) *Rörig*, Ursprung, S. 51

[58]) *Rörig*, F., Rheinland-Westphalen und die deutsche Hanse, Bonn 1933 (Vortrag in Köln 1933), S. 10, abgedruckt in F. Rörig, Wirtschaftskräfte, S. 392 ff. Allgemein zu den Arbeiten Rörigs vgl. Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte: Gedächtnisschrift für Fritz Rörig, Lübeck 1953.

[59]) Übereinstimmung mit Rietschel in der Rolle des Marktes für die Schaffung der rechtlichen Verhältnisse. Vgl. *Rietschel*, S., Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis: ein Beitr. z. Gesch. d. dt. Stadtverfassung, Leipzig 1897 (Neudruck Aalen 1965); *ders.*, Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung, Leipzig 1905 (Nachdruck Aalen 1965) und zum Vergleich *Rörig*, F., Der Markt von Lübeck. Topographisch statistische Untersuchungen zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Lübeck 1922.

[60]) *Bloch*, H., Der Freibrief Friedrichs I. für Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung in Deutschland, in: ZVLGA 16 (1914), S. 1-43 äußerte sich ausührlich zur „Verfälschung" des Barbarossa-Privilegs.

Begrifflichkeit der rheinischen Verfassung entnommen worden. Dagegen trat Rörig in seinem Aufsatz „Lübeck und der Ursprung seiner Ratsverfassung" mit der These an, es habe sich bei der Ersetzung des Ausdrucks „cives" durch „consules" nur um eine begriffliche Anpassung des Textes an die tatsächlichen Verhältnisse gehandelt, da Ratmannen in Lübeck schon für das Jahr 1201 nachgewiesen seien.

Zu einer der ersten Veröffentlichungen, in denen Rörig seine These vom „Gründerkonsortium" vorstellte, gehörte sein Beitrag zu der von Endres herausgegebenen Jubiläumsschrift mit dem Titel „Geschichte Lübecks im Mittelalter". Darin würdigte Rörig den Anlaß des Stadtfestes lapidar mit der Feststellung, daß „1226 das staatsrechtliche Verhältnis der Stadt zum Reich seinen für die Weiterentwicklung der Stadt überaus glücklichen Abschluß in der Erhebung der Stadt zur Reichsstadt gefunden"[61]) habe. Der Gründungsthese entsprechend konnten es nicht die rechtlichen Privilegien sein, welche Lübeck zu ihrer Blüte verhalfen.

„Die wirkliche Kraftquelle, aus der Lübeck entstand, war der zähe Wille des nordwestdeutschen Bürgertums, sich nicht wieder aus dem Platz an der Ostsee verdrängen zu lassen."[62])

Rörig richtete seine Untersuchungen auch gegen die von Sombart[63]) und Bücher vertretene Lehrmeinung, in Lübeck habe es keinen eigentlichen Großhändlerstand gegeben, die Händler, beispielswiese die Gewandschneider, hätten sich vielmehr nur das angeboten, was sie auf dem heimischen Markte zu verkaufen trachteten. Gegen diese Ansichten versuchte Rörig in seinen Arbeiten den Nachweis zu erbringen, die lokalen Händler und spezialisierten Fernhändler hätten sich durch Differenzierung des städtischen Binnenmarktes erst im 14. Jahrhundert etabliert, während zuvor der Fernhandel den Detailhandel mitversorgt habe. Kaufleute seien nicht, wie Sombart meinte, subsistenzwirtschaftlich arbeitende Händler auf lokalen Märkten gewesen. Als Beweis gegen diese Ansicht führte Rörig die schon im 13. Jahrhundert in den Lübecker Kontoren („scrivecamere") verbreitete Schriftlichkeit an, die der überregionalen Geschäftsabwicklung gedient habe.[64]) Rörig kehr-

---

[61]) *Rörig*, F., Geschichte Lübecks im Mittelalter, in F. Endres (Hg.), Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck, Lübeck 1926, S. 33.

[62]) Ebenda, S. 33.

[63]) *Appel*, M., Werner Sombart: Historiker und Theoretiker des modernen Kapitalismus, Marburg 1992.

[64]) *Rörig*, F., Großhandel und Großhändler im Lübeck des 14. Jahrhunderts, in: Lübeckische Geschichte 23 (1926), S. 103. Rörig setzte sich positiv mit F. Keutgen auseinander (*Keutgen*, F., Untersuchungen über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung, Leipzig 1895) und beruft sich auf die Arbeiten von H. *Bächthold*, u.a. Aufgaben der handelsgeschichtlichen Forschung,

te die Aussagen Sombarts über die Entstehung Lübecks um: nicht kleine Wirtschaft und großes Territorium, sondern „Weltwirtschaft" sei kennzeichnend für das Zeitalter der Städte gewesen.[65]) „Weltwirtschaft" war auch das Stichwort für die Lübeck-Werbung des Jahres 1926.

Die zur Zeit Rörigs vorherrschenden und auch späteren Erklärungen für die Gründung Lübecks versuchten, entweder die gräflichen oder die herzoglichen Einflüsse zu betonen oder, soweit es die Verfassung betraf, die Bischofsstadt. Diese Theorien machten das Entstehen der politischen Institutionen in starkem Maße vom Verhalten weltlicher oder geistlicher Obrigkeiten abhängig. Rörigs „Gründungunternehmerstadt" kann dagegen als das „bürgerliche" Gründungstheorem für die Entstehung und weitere Entwicklung Lübecks bezeichnet werden. Die politischen Institutionen beruhten auf ökonomisch motivierter Gemeinschaft. Das hatte insofern weitreichende Konsequenzen, als in dieser Konstellation der Rat des „Gründerkonsortiums" auch zukünftig als kontinuierlicher Agens der politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen erschien.

Diese Verhältnisse entsprachen der bürgerlich-aristokratischen Verfassung Lübecks bis 1919. Die Verfassungsreformen des 17. und 19. Jahrhunderts hatten zwar der Bürgerschaft in vielen Bereichen eine größere Kontrolle über den Rat gebracht; der Zugang zu den Senatsämtern blieb jedoch weiterhin den Großkaufleuten und Unternehmern vorbehalten. Erst die Aufhebung des Dreiklassenwahlrechts, die Konsolidierung des Parteiensystems, die Anwendung der Weimarer Reichsverfassung und der Erlaß einer neuen Verfassung am 23. Mai 1920 führte ohne Revolution zu demokratischen Verhältnissen. Durch die Reformen wurde die Zahl der Senatoren verkleinert, der Kreis der Wählbaren wurde über den Kreis von Kaufleuten und Juristen erweitert, und die Amtszeit war nun von lebenszeitlich auf zehn Jahre begrenzt. Dennoch blieben einige alte Elemente erhalten: so z.B. die Beteiligung des Senats am Gesetzgebungsverfahren und die Ämterverwaltung durch Bürger der Stadt. „Es wurde der Geist der Volkssouveränität mit dem historisch gewordenen verknüpft."[66]) Erst allmählich rückten Senatoren aus dem politischen Parteienspektrum nach.

Nach der Theorie Rörigs erhielt Lübeck in diesem Zusammenhang seine bürgerlich-konservativen Konnotationen gegenüber der durch Weimar ein-

---

schung, Jbb.f.Nat.Ök.u.Stat 100 (1913) und ders., Der norddeutsche Handel im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert, o.O. 1910, S. 293.

[65]) *Rörig*, Mittelalterliche Weltwirtschaft: Blüte und Ende einer Weltwirtschaftsperiode, Jena 1933, S. 8 rechtfertigt den Ausdruck Weltwirtschaft: „für den damaligen Menschen erreichbare und deshalb wirtschaftlich betrachtet allein vorhandene Welt."

[66]) *Graßmann*, Geschichte, S. 686.

geleiteten Demokratisierung. Die privilegierte Stellung des Senats in Geschichte und Gegenwart ließ sich dadurch legitimieren, daß ein relativ kleines Gründerkonsortium und der von ihm konstituierte Rat den Grund für den Aufstieg der Stadt gelegt hatte. Diese Leistung der Unternehmer stand zugleich für die politische Eigenständigkeit des Stadtstaates gegenüber Reich und Grafschaft bis in die Gegenwart.

Doch nicht nur die Gründung, sondern auch die Kontinuität von Senatsherrschaft und Reichsfreiheit selbst stellte ein hinreichendes historisches Argument für ihren weiteren Erhalt dar, hatten sich diese Verhältnisse doch immer wieder durchgesetzt und damit als die besten und wirksamsten für das Gemeinwohl der Stadt erwiesen.[67]) Die politische Vernunft des Rates habe sich u.a. dadurch gezeigt, so behauptet Rörig, daß dieser nach dem Erreichen des Machthöhepunktes im 14. Jahrundert vor allem eine „Verteidigung des Errungenen" angestrebt habe. Die drei Epochen der Ratsherrschaft faßte Rörig in dem folgenden Satz zusammen:

„Lübeck wurde der Führer, der Vorkämpfer und endlich der konservative Hüter jener alten Tradition, der es Leben und Bedeutung verdankte. Der eigentliche Träger seiner Entwicklung ist der Rat. Hervorgegangen aus jenem Unternehmerkonsortium, das die Stadt als bauliche Einheit überhaupt erst geschaffen hat."[68])

Aus der Gründungsgeschichte der Stadt entwickelten sich nach Rörig die Reichsfreiheit, die Legitimität der bürgerlich-aristokratischen Verfassungselemente und die Aufgabenbereiche der Lübecker Kaufleute:

„Eine der wichtigsten Aufgaben der städtischen Politk ergab sich aus dem Ursprung der Stadt. Sie war entstanden als Brennpunkt der deutsch-bürgerlich-kaufmännischen Energien, die vom Westen nach dem Osten drängten."[69])

Rörig vereinte den Gedanken der Gründung und organischen Entwicklung mit dem Gedanken der Dauer in seiner Vorstellung unternehmerischer Leistungsfähigkeit in Politik und Wirtschaft. Der Satz aus der Festschrift von 1926 zeigt unmißverständlich, wo er die bestimmenden Kräfte der Entwicklung Lübecks vermutete. Die Hauptrichtung der Entfaltung jener „Energien" sollte entsprechend der Absichten des „Gründerkonsortiums" von Westen nach Osten zeigen. Dieser Gedanke wurde auch von anderen Auto-

---

[67]) Rörig führte eine Serie von Krisenereignissen an: „demokratische Unruhen" die Weberaufstände im Westen, die Braunschweiger „Schicht", Austände in Köln und Bremen in den 1360er und '70er Jahren an, den Knochenhaueraufstand in Lübeck 1384, den Wullenwever- Aufstand und außenpolitisch eine Serie diplomatischer und militärischer Schwierigkeiten.

[68]) *Rörig*, Geschichte Lübecks, S. 43, 54 f..

[69]) *Rörig*, Geschichte Lübecks, S. 34.

ren und Rednern im Zusammenhang mit der 700- Jahrfeier geäußert und soll deshalb an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Festzuhalten ist, daß Tradition und Entwicklung sich nach Rörig historisch aus einem Ursprung, nämlich einer unternehmerischen Gründungsabsicht ergaben. Rörig bediente sich damit der klassischen, historischen Topoi „Gründung" und „Dauer", um einen historischen Beitrag zur Formulierung der Erwartungen an die Stadtentwicklung im Rahmen des Jubiläums zu liefern.

Die Aufnahmebereitschaft der Öffentlichkeit war zu diesem Zeitpunkt für derartige Argumente groß. Entsprechend schnell ging die Rezeption der bürgerlichen Gründungstheorie vor sich und erreichte ihre Breitenwirkung.[70])

Rörigs Darstellung der mittelalterlichen Geschichte endete, entsprechend dem narrativen Zyklus der drei Lebensalter nach Aufstieg und langer Höhe mit dem Niedergang, bedingt durch den Partikularismus der deutschen Städte und das Unverständnis des Reiches gegenüber der bürgerlichen Welt als den negativen Faktoren.

„Mit Lübecks Niedergang und dem der ihm anhängenden Städte verlor Deutschland viel: nach außen hin jenen durch die Jahrhunderte bewährten, im Ausland hochgeachteten, erfolgreichen Vertreter deutschen Könnens und deutschen Ansehens, nach innen das kraftvolle Sichregen jenes deutschen Bürgergeistes des Mittelalters, dem das Deutsche Reich, zu seinem eigenen Verhängnis, nicht den rechten Platz im staatlichen Bau der Nation zuzuweisen verstanden hatte."[71])

Ohne Zweifel meinte Rörig hier das alte Reich, aber die Konnotationen des Ausdrucks „Deutsches Reich" spielten immer auch auf die Gegenwart an.[72]) Dahinter stand die Frage, ob es dem Deutschen Reich der Gegenwart gelungen sei, die in den Städten lebendige, weltoffene Bürgerlichkeit in die Gestaltung des Staates zu integrieren.

Historisch gesehen waren vom Standpunkt Rörigs wirtschaftliche Motive für den Wunsch der „führenden Bürgerschichten westdeutscher Städte" ausschlaggebend gewesen, um ihre Tätigkeit nach Osten auszudehnen. Kulturell bedeutete dies, wie er betonte, „Übertragung eines modernisierten westdeutschen Städtetypus in koloniales Land". Deutsche Städtekultur und Wirt-

---

[70]) Im Vergleich z.B. zur Rezeption der sehr ähnlich gelagerten Forschungen H. Bächtolds vor dem ersten Weltkrieg, auf die sich Rörig immer wieder berief.

[71]) *Rörig,* Geschichte Lübecks, S. 56.

[72]) Man denke nur an die zitierten Äußerungen des Reichsverkehrsministers Krohne, der „altes Reich" sagte, um vom neuen Reich nicht sprechen zu müssen. Die begriffliche Verknüpfung von Gegenwart und Vergangenheit durch gleichlautende Worte mit unterschiedlichem Sinn kann als rhetorisches Mittel häufig beobachtet werden.

schaftsinteressen bildeten bei der Entfaltung Lübecks eine Einheit. So wie Rörig diese Interessenkonstellation zum Ausgangspunkt seiner historischen Forschung machte, vermittelte umgekehrt aus Lübecker Sicht die Anführung einer großen Vergangenheit Vorstellungen über die Notwendigkeiten moderner Wirtschaftspolitik. Seine geschichtlichen Arbeiten machten die Verhältnisse, Fragestellungen und Begriffe der Gegenwart zum Ausgangspunkt der Forschungen, um die Gegenwart anschließend als Ergebnisse historischer Kontinuität und Entwicklung darzustellen. Rörig untersuchte soziale Auflösungs- und Vergemeinschaftungsprozesse. Seine historische Darstellung folgte dem weit verbreiteten Schema der Kollektivbiographie, wie sie die Lübecker Familien am eindruckvollsten durch die Darstellung der drei Kaufmannsgenerationen einer Familie in Thomas Manns Roman vorgeführt bekommen hatten. Ähnlich einem jeden Menschen erlebte die Stadt ihre Geburt, ihren Lebenshöhepunkt und ihren Niedergang. Und auch hier bestand Hoffnung auf Wiedergeburt und ewiges Leben. Der Gnadenstand Lübecks hatte sich in der gegenwärtigen Welt zu erweisen.

VIII. *Lübische „Weltwirtschaft" im Mittelalter und ihre Repräsentation im Baustil der „Gotik"*

In den wirtschaftspolitisch orientierten Beiträgen zur 700-Jahrfeier Lübecks wurde die Krise des deutschen Selbstbewußtseins weniger durch großspurige Anspruchsattitüden überdeckt als in den Texten mit politischen und kulturellen Schwerpunkten. Zwar galt die Ostsee als wirtschaftliches Interessengebiet: das versuchten die Veranstalter ja gerade herauszuarbeiten. Sie setzten dabei aber mehr auf kooperative Strategien als auf Hegemonie.

In seinem Geleitwort zur 700-Jahrfeier von Lübecks Reichsfreiheit für die „Ostseerundschau" bezeichnete Senator Vermehren die Stadt als „das Banner der deutschen Weltwirtschaft im Mittelalter". Im Gegensatz zu den Ausführungen des Bürgermeisters stand dieser Satz aber nicht im Kontext deutsch-nationaler Großmachtträume:

„Aus den Kämpfen jener Zeit, wirtschaftlicher und kriegerischer Art, sind freundschaftliche Wirtschaftsbeziehungen geworden von sehr enger und persönlicher Art."[73])

Durch die paradigmatische Ersetzung von „Kämpfe" im Mittelalter mit dem Ausdruck „Beziehungen" für die Gegenwart vollzog Vermehren eine klare Epochentrennung. Als „Tradition" bezeichnete der Vorsitzende des

[73]) AHL Nachrichtenamt 146, Senator Vermehren, „Der 700 Jahrfeier von Lübecks Reichsfreiheit zum Geleit" (Ostseerundschau).

Hauptausschusses in diesem, an die Ostseeanrainer gerichteten Geleitwort die unverändert engen Beziehungen zum Norden, die es in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht zu fördern gelte. Die „Selbstbehauptung" Deutschlands wurde von Vermehren ohne den deutsch-nationalen Pathos vorgetragen und brachte das Interesse zum Ausdruck, sich in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht den Ostseeländern nach dem Krieg wieder zu öffnen.

Sehr deutlich erklärte der Generalsekretär der 700- Jahrfeier Dr. Ernst Timm, daß vor allem die Bedeutung Lübecks für den gemeinsamen Ostseeraum und nicht „übersteigerter Lokalpatriotismus" den Ausschlag gegeben hätte, die Jubiläumsfeiern durchzuführen in einer Zeit, in der fast jede Stadt sich veranlaßt sehe, aus irgendeinem Grunde irgendeine Jubiläumsfeier zu veranstalten".[74]) Vielmehr habe mit Hinweis auf „den in Deutschland besonders gepflegten Wissenschaftszweig der „Geopolitik" die These überzeugt: „Meere verbinden".

Timm betonte die einschneidende Bedeutung des Jahres 1226 für die „Gestaltung der gesamten baltischen Geschichte". Sie bestünde vor allem darin, daß sich auf der Grundlage der Privilegierung von 1226 (wenn auch nicht allein) die mittelalterliche Hanse als „Ausläufer des damaligen europäischen Wirtschaftszentrums" in Flandern entwickelt habe. Ein kapitalarmer und rohstoffreicher Ostseeraum sei so mit den „kapitalreichen Gewerbe- und Handelszentren" verbunden worden. Erze, Holz, Pelze und Fisch („als Fastennahrung im katholischen Mittelalter eins der wichtigsten Volksnahrungsmittel") wurden gegen „Erzeugnisse des Gewerbefleißes" getauscht. Diese „Verkehrsspannung" habe die Entwicklung der Wirtschafts- und Kulturbeziehungen geschaffen und lange getragen. Im Gegensatz zur einseitigen kolonialen Sichtweise anderer Autoren arbeitete Timm die „lebendigen Wechselwirkungen" heraus, die durch das gegenseitige Interesse erzielt wurden. Erbitterte Kämpfe und Fehden („politische Spannungen") „treten in ihren Erfolgen, trotz des breiten Raumes, den sie in den Geschichtsbüchern einnehmen, recht häufig gegenüber der Wirtschaft und Kultur zurück," unterstrich Timm seinen kooperativ orientierten Denkansatz.

Seit dem 16. Jahrhundert sei die Hanse als Zwischeninstanz von den anwachsenden Nationalökonomien verdrängt worden, aber durch ein neuerliches Anwachsen der „Verkehrsspannung" zwischen der spezialisierten, industrialisierten Rohstoffgewinnung Skandinaviens und der Entwicklung der mitteleuropäischen Schwerindustrie seien die Chancen des „Wirtschafts- und Kulturkreises der Ostsee" gestiegen, und Lübeck als Wortführerin der Ostseeangelegenheiten in Deutschland wolle mit seinem Jubiläum auf diese wichtige Entwicklung hinweisen.

---

[74]) AHL Nachrichtenamt 146, Timm, E., „Der Kultur- und Wirtschaftskreis der Ostsee".

Eindeutig setzte sich Timm von politischen und nationalistischen Ressentiments ab, die, wie er zu bedenken gab, durch die einseitige Geschichtsschreibung gefördert würden. Die Beziehung zur mittelalterlichen Reichsfreiheit konstruierte der Autor als Analogie auf der Grundlage ökonomischer Gesetzmäßigkeiten. „Verkehrsspannung" als ökonomische Universalie durfte nach der Überzeugung Timms Geltung sowohl für die mittelalterlichen, als auch für die modernen wirtschaftsgeographischen Großräume beanspruchen. Die Reichsfreiheit als Jubiläumsanlaß stelle den rechtlichen Ausgangspunkt der großen Hansezeit dar und solle nun die Hoffnung auf einen Neuanfang symbolisch vermitteln.

Eine Affinität zu der Gründungshypothese Rörigs ist bei Timm ohne Zweifel durch die hohe Bewertung der Handelsinteressen der Kaufleute aus dem Westen für die frühe Geschichte festzustellen. Wichtige Differenzen entstehen aber mit der Akzentverschiebung durch die stärkere Betonung der Warenherstellung in Flandern und die Betonung des internationalen Warenverkehrs gegenüber der Subjektivität regionaler kaufmännischer Initiative bei Rörig.

Interessant ist dieser Beitrag auch insofern, als hier ein immerhin leitendes Mitglied der Jubiläumsorganisation vorwiegend wirtschaftsräumlich-kooperativ argumentierte, während die meisten anderen Beiträge die nationale Selbstbehauptung Deutschlands als Leitgedanken der Veranstaltung propagierten.

Aus der Feder des Leiters des staatlichen Nachrichtenamtes Mahn stammt eine große Zahl von Artikeln zu unterschiedlichen Themen der Lübecker Geschichte und Gegenwart. Das Nachrichtenamt hatte für die 700- Jahrfeier die Aufgabe übernommen, die Öffentlichkeit umfassend über Rundfunk, lokale und internationale Presse zu informieren - eine Art stadtstaatlicher Propagandaabteilung mit dem Auftrag, öffentliche Resonanz auf die Anstrengungen der Stadt hervorzurufen. Im Aufsatz „Lübeck, ein Geschichts- und Kulturbild" wird auf 15 Seiten eine Kulturgeschichte Lübecks durch die Jahrhunderte gezeichnet. Hier ist nur für das relativ enge Umfeld der Reichsfreiheit von Interesse. Demnach war die Gründung Lübecks Resultat des Vordringens der „europäischen Festlandskultur" nach Nordosten. Diese war aus der Sicht Mahns selbstverständlich kaufmännisch geprägt:

„Rheinische und westfälische Kaufleute sind daher die eigentlichen Gründer Lübecks."[75])

[75]) AHL Nachrichtenamt 146, Mahn, H., „Lübeck. Ein Geschichts- und Kulturbild", S. 1.

Als Argumente führte Mahn die Rezeption des Soester Stadtrechts als Grundlage für das Lübecker Recht und die Vereinigung der politischen Macht bei den Familien eines „Großunternehmerkonsortiums" an. Die Gesamtdarstellung und vor allem die Verwendung dieses Begriffs deutet auf einen unmittelbaren Einfluß der Arbeiten Rörigs hin, der ihn in die Debatte um die Geschichte Lübecks eingeführt hatte. Erwähnung fand aber auch die Gründung durch Adolf von Schauenburg, die Förderung Lübecks durch Heinrich den Löwen und Friedrich Barbarossa. Auch bei Mahn klang der lange Streit um die verfehlte kaiserliche Italienpolitik im Mittelalter nach, wenn als Bedingung für den Niedergang der Stadt die Abwendung des Reiches angeführt wurde:

„Sie wäre die führende Handelsstadt des deutschen Nordens geblieben, wenn die Hohenstaufen ihre starke Hand dem Schutze des deutschen Handels nach dem Norden weiter zugewandt hätten, anstatt sich in unfruchtbare Kämpfe im Orient und in Italien einzulassen."[76])

Auf die Verfälschung der Barbarossa-Urkunde ging Mahn nicht ein, obwohl schon seit langem begründete Zweifel an ihrer Echtheit bestanden.[77]) Als Ausdruck der politischen Selbständigkeit führte Mahn den Rat der „consules" kaufmännischer Provenienz als Vertreter der Bürgerschaft an, eine Bezeichnung, die für das Jahr 1201 zum ersten Male in Lübeck nachgewiesen ist.[78]) In der Ratsverfassung „mit zeitgemäßen Änderungen" sah Mahn die Kontinuität zur Gegenwart gesichert. Die Bezeichnung Herren („domines") in einer Urkunde Karls IV. stellte, so betonte Mahn, die Lübecker Ratsherren auf eine Stufe mit jenen von Rom, Pisa, Venedig und Florenz. Der Verfassungswandel habe über die Reformen von 1669, 1848 und selbst die Revolution von 1918 die Basis der alten Verfassung verbreitert, ohne sie zu beseitigen: 1848 durch Einbeziehung der „gewerblichen Stände" und 1918 durch „den Eintritt von Vertretern der werktätigen Bevölkerung". Unter Verschweigung politischer Konflikte (z.B. Knochenhauer- Aufstand 1380/1384) entstand bei Mahn ein harmonisiertes Bild friedlicher Kontinuität des Verfassunglebens seit der Freiheitsurkunde von 1226.

---

[76]) Ebenda, S. 3.

[77]) Am deutlichsten *Bloch*, H., Der Freibrief Friedrichs I. für Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung in Deutschland, in: ZVLGA 16 (1914), S. 1-43; *Rörig*, F., Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung, ZVLGA 17 (1915); Vgl. Hinweise bei W. *Koppe* in der Einleitung von Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte, Lübeck 1953, S. 10.

[78]) *Grassmann*, Geschichte, S. 219; die heutige Forschung (ebd. S. 222 f.) nimmt an, daß der Rat ab 1226/27 die Geschicke der Stadt bestimmte.

So wie der Rat den Kern der politischen Verfassung Lübecks bildete, war den Zeitgenossen auf kultureller Ebene die Gotik der für „die bauliche Einheit Lübecks" eigene Baustil.[79]) Die gotische Bauweise der Kirchen, Klöster, der Umbau des Doms, die Bürgerhäuser und das Rathaus symbolisierten das aufstrebende Lübeck; die Adaption der Renaissance und des Barock stand für die Besinnung der Reichen auf „persönliche Lebenskultur" und Abwendung von den Fragen der auswärtigen Politik nach Erreichen des politisch-ökonomischen Höhepunktes. Durch den ethisch sensiblen Begriff „luxuria" erhielt die Renaissance das Attribut beginnender Dekadenz:

„In diesem gesteigerten Lebensbedürfnis entwickeln sich stärkere kulturelle Ansprüche, die sich bis zum Luxus steigern."

Gegen den dahinter verborgenen Kulturpessimismus, der stark an die Sicht Jakob Burckhardts auf die italienische Renaissance erinnert, setzte Mahn den Mythos der Gotik:

„Es ist aber bezeichnend für die ungeheure Kraft des gotischen Wesens, das mehr als drei Jahrhunderte die Stadt beherrscht hat, daß die Renaissance-Architektur in Lübeck - von wenigen fremdartig anmutenden Beispielen abgesehen - doch nur als eine mehr oder weniger unwillige Verkleidung des darunter steckenden gotischen Bauwillens erscheint."[80])

„Das gotische Wesen" stand als architektonische Metapher aufstrebender Konstruktion für die nüchtern berechnende Kühnheit der Kaufleute des mittelalterlichen Lübeck, im Gegensatz zur Renaissance als Hochkultur in der Phase beginnenden Niedergangs.[81]) Überdeutlich unterstrichen die Ausdrücke „fremdartig" und „unwillige Verkleidung" die Absicht des Autors, die Fremdartigkeit der Renaissancearchitektur für die Lübecker Bürger darzustellen. Rhetorische Absicht war die Aufforderung an die Bürger Lübecks zur Besinnung auf die eigene Leistungsfähigkeit, auf die mit dem Ausdruck „gotischer Bauwillen" angespielt wurde, ohne den Aufruf explizit zu machen. Der naheliegende Schluß war von den Lesern des Textes selbst zu vollziehen, die damit eine Ahnung von dem erhielten, was von ihnen erwartet wurde. Die geschichtliche Beziehung ließe sich in diesem Fall als „verschüttete Kontinuität" bezeichnen, die es von Überfremdung zu befreien und wiederzubeleben galt.

---

[79]) Zur Bau- und Kulturgeschichte Lübecks im 12. und 13. Jh. vgl. gleichnamigen Abschnitt mit 6 Beiträgen in dem Jubiläumsband *Ahlers*, O. (Hg.), Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt, Lübeck 1976

[80]) *Mahn*, Kulturbild, S. 11.

[81]) Immer noch suo generis unübertroffen und dem gebildeten Lübecker seinerzeit bekannt: Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien.

IX. *Hansische Selbstdarstellung*

Nach dem zweistündigen Festakt folgte am 4. Juni 1926 die Eröffnung einer Kunstausstellung in der Katharinenkirche mit Übergabe der Nachbildung der St. Jürgen Gruppe des Lübecker Künstlers Bernt Notke (1440-1517) an die Stadt Lübeck.[82]) Die Stifter der künstlerischen Nachbildung waren die Hansestädte Bremen und Hamburg. Das Ereignis gibt uns die Gelegenheit, einen Blick auf die Selbstdarstellung der drei Städte im Hinblick auf ihren gemeinsamen geschichtlichen Hintergrund als Mitglieder der mittelalterlichen Hanse zu werfen.

Die Ansprachen waren vorformulierte Texte, deren Aufbau und Semantik sich nicht diskursiv zueinander verhielten (wie etwa Parlamentsdebatten), sondern allein in Bezug auf das Ritual der Denkmalsenthüllung hin konzipiert waren. Insofern spielte die Chronologie des Ablaufes keine Rolle und läßt einen rein thematischen Vergleich der drei Reden zu.[83])

Einen Anknüpfungspunkt der Ansprachen stellte das bewegte mittelalterliche Reiterbild der Tötung des Drachens durch den Heiligen Jürgen (St. Georg) dar. Senator Vermehren deutete das Reiterstandbild als „Siegesdenkmal" von „heiligem Ernst und unwiderstehlicher Siegeszuversicht", und begründete dies mit dem historischen Hintergrund seiner ursprünglichen Entstehung in Erinnerung an die Schlacht von Brunkeberg bei Stockholm gegen die Dänen im Jahre 1471, als der siegreiche Reichsverweser Sten Sture in schwieriger Situation das Georgslied angestimmt habe. Es sei ein „deutsches Symbol" dafür, „daß der Geist der Wahrheit und des Rechts (...) den Drachen der Lüge, des Hasses, der Zwietracht und Mißgunst überwinden wird". Auch der Bremer Bürgermeister Donandt setzte den Drachen für „Uneinigkeit und Zwietracht", ohne an dieser Stelle die Symbolik St. Jürgens zu deuten. Er meinte jedoch, in der künstlerischen Komposition den „Mutterboden niederdeutschen Denkens und Empfindens" zu erkennen. Bürgermeister Petersen aus Hamburg sah in dem Standbild „ein Kulturmonument hanseatischer Vergangenheit" und einen „Ausdruck hanseatischen Gemeinschaftsempfindens", was er als Mahnung verstanden wissen wollte, sich in schwierigen Zeiten an den Geist der Väter zu erinnern. Hanseatische Kultur sei leben-

---

[82]) Das Original der Gruppe steht in der Nikolai- Kirche zu Stockholm. Die Kopie der schwedischen Künstler Alfred Olson und Alfred Nielson gehört zum Bestand des Museums für Kunst- und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck und ist aufgestellt in der Katharinenkirche.

[83]) Die Redeabfolge war Petersen (Hamburg), Donandt (Bremen), Erwiderung Vermehren (Lübeck). Retrospektiv ergab sich aus der Abfolge der Beiträge für die Zuhörer durchaus ein kohärenter Sinnzusammenhang. Hier sollen nur durch Textanalyse und Vergleich synchrone Differenzen genannt werden.

dig und die Betrachter möchten „Verständnis für das Wesen unserer alten Städte empfinden".

Verständnis forderten die Redner vor allem für die staatliche Selbständigkeit der Hansestädte, da sie „frei von partikularistischer Begrenztheit" doch „in der Bewahrung hanseatischer Überlieferung in staatlicher Selbständigkeit die Voraussetzung für unsere deutsche Arbeit in Gegenwart und Zukunft" sahen. Petersen hatte damit den Vorwurf genannt, vor dem sich die traditionsreichen Stadtstaaten schützen mußten: den Partikularismus, und versprach „heute und immerdar: Für Deutschland!".

Auch die anderen beiden Redner gingen auf den besonderen Verbund der Hansestädte ein und betonten, daß dieser sich nach dem Zerfall der Hanse im 17. Jahrhundert seit dem Ende der Befreiungskriege wieder gefestigt habe.[84]) Vermehren schloß seine Rede mit den anspielungsreichen Worten: „In trinitate robur. In der Dreieinigkeit liegt die Kraft!" Dies Bedürfnis nach Einheit und Burgfrieden mußte nach den nur Tage zurückliegenden Ereignissen im Vorfeld der Feiern besonders stark empfunden werden. Darüber hinaus waren die Hafenstandorte aber zunehmend in Konkurrenz zueinander geraten, Hamburg und Lübeck vor allem durch das Reichsgesetz zum Nord- Ostsee- Kanal von 1886. „Dreieinigkeit" war als ein Aufruf zu verstehen.

Appelle dieser Art scheinen aus heutiger Sicht unrealistisch; doch lag die Funktion des Geschichtsfestes gerade in dieser „antifaktischen" Geltungsbehauptung moralischer Normen, wie die auch die an früherer Stelle zitierten Worte des Hamburger Bürgermeisters Petersen zeigten.[85]) Der notwendige Freiraum wurde durch die Abwendung vom Alltäglichen, durch das festliche Ritual erreicht. Das immer wieder angerufene „Wesen" war gleichbedeutend mit „historisch ursprünglich" und stellte das Ziel historischer Reflexion dar. In großer Offenheit wurden hier die Elemente und Regeln einer rückwärtsgewandten, stadtbürgerlichen Utopie benannt.

Petersen faßte das Geschichtsverhältnis in eine Metapher, die sich im Ansatz auch bei dem Bremer Bürgermeister Donandt wiederfand: Der „alte Baum",dessen Wurzeln tief in den „Mutterboden" der Vergangenheit reichen, um sich mit der so gewonnenen Kraft und ausladender Krone dem Son-

---

[84]) Angeführt wurden die folgenden Gemeinsamkeiten der verbliebenen freien Hansestädte: Die drei Städte hielten die Hanse bis ins 17. Jh. aufrecht; im 19. Jh. Vertretung (wie sonst nur Frankfurt) im Deutschen Bund, gemeinsames Oberappellationsgericht 1821 (tatsächlich 1820), ab 1879 Hanseatisches Oberlandesgericht, gemeinsame Landesversicherungsanstalt, bis 1920 gemeinsamen Gesandten in Berlin (Aufzählung bei Vermehren, Rede vom 4. Juni in der Katharinenkirche).

[85]) AHL Nachrichtenamt 146, Bürgermeister Dr. Petersen (Hamburg), Festakt Katharinenkirche 4.6.1926.

nenlicht entgegenzustrecken. Am Grund der „historischen Wurzeln" war der Anlaß der Feiern zu erkennen, die von Friedrich II. bestätigte Selbständigkeit Lübecks im Guten wie im Bösen. Der Baum als Metapher des „Gewachsenen" entsprach der Absicht, den Ablauf historischer Ereignisse als naturähnliche Entwicklung zu verstehen: Der Baum, biologische Lebensmetapher schlechthin.

X. *Hanseatischer Geis*t

Der dritte Tag der Festveranstaltungen war weitgehend den ausführlicheren Vorträgen vorbehalten.[86]) Aus der Zahl der Vorträge soll zuerst der des Senators und „Wirtschaftsführers" Nevanlinna aus Helsinki hervorgehoben werden, der unter dem Titel „Hanseatischer Geist und finnische Art" die Wirkungen Lübecks und der Hanse auf Finnland in geschichtsphilosophischer Weise untersuchte.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete die Inschrift in einem Fensterglas der Aula des altehrwürdigen Johanneums, in dem der Vortrag stattfand: „Navigare necesse est, vivere non necesse". Diese Maxime („Idealismus") bedeute, so Nevanlinna, „unsere Pflicht tun, für das Vaterland kämpfen, die Forderung des Tages erfüllen"[87]). Dem konservativen Interesse an der Erhaltung des Erreichten (weibliches Prinzip) stellte der Redner das „Excelsiorstreben" (männliches Prinzip) entgegen, das Kriterium für die Diskriminierung von zwei Menschenklassen. Der „hanseatische Geist" sei zweifellos, wenn auch mit gewissen Abstrichen an Reichtum und Macht, der letzteren zuzurechnen.[88]) Empirischer Beweis sei die Wirkung des Lübecker Bürgerlebens auf die finnische Kultur; so identifiziere „die finnische Volkssprache bis in unsere Zeit hinein den Händler mit dem Deutschen", Deutsch sei lange Hochsprache in Finnland gewesen, Deutsche hätten in Finnland Sonderrechte genossen und in den Städten führenden Anteil an deren Verwaltung gehabt.

Die Hauptfrage des Finnen lautete, ob „in der finnischen Nation die Spuren jenes Geistes zu finden seien" und stellte fest, daß trotz aller kulturellen

---

[86]) Der Reichsarchivar Helge Almquist, auf dessen Beitrag an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden kann, sprach über „Die älteren Beziehungen zwischen Schweden und Lübeck".

[87]) AHL Nachrichtenamt 146, Nevanlinna (Helsingfors), Hanseatischer Geist und finnische Art, S. 11.

[88]) „Das gesamte menschliche Dasein wird von zwei großen Trieben getragen. Der eine hält die Menschheit dazu an, für die Erhaltung dessen zu sorgen, was jeweils erreicht worden ist, der andere verbietet ihr, sich damit zu begnügen. (...) Es scheint, als ob sie vornehmlich das weibliche Geschlecht zur Hüterin von jenem, das männliche zum Träger von diesem gemacht habe." - Ebenda, S. 2. Der Autor beruft sich auf den Naturforscher Wilhelm Ostwald.

Beeinflussung die Aufgaben der Völker verschiedene seien: während die Deutschen „Handelsherrschaften" errichteten, sei der finnische „Excelsior" die Eroberung der „Wildnis". Diese Differenz führte unmittelbar zu den Gründen geschichtlicher Entwicklungen: der „Geist eines Volkes", sein „Wesen", die „ursprüngliche intellektuelle und sittliche Veranlagung des Individuums" liege im „Blute" (Hervorhebung vom Autor) und sei durch äußere Umstände nicht grundlegend wandelbar.[89])

Diese genetische Beziehung zwischen Gegenwart und Vergangenheit konnte die Geschichte der Völker nur als eine evolutionär geregelte Entwicklung ihrer vererbten und in Blut und Rasse fixierten Erbanlagen erkennen. Die Freiheit der Stadt Lübeck, das Vordringen der Hanse und die finnische Eroberung der Wildnis standen nach den Kriterien nordisch germanisierender Rassenideologie auf der Seite heroischer Pflichterfüllung.[90])

Für die geschichtliche Betrachtung hatte das zur Konsequenz, daß Völkergeschichte in Abhängigkeit von erblichen Faktoren gedeutet wurde. Für die Deutschen gehörten aus jenem finnischen Blickwinkel dazu Stadt, Handel und Hanse.

XI. *Thomas Mann über die „Entbürgerlichung" in Deutschland*

Der Nachmittag des 5. Juni 1926 war dem Festvortrag Thomas Manns vorbehalten. Der durch seine „Buddenbrooks" weltberühmte und von betroffenen Bürgern verstoßene Sohn der Stadt durfte zurückkehren. Der Vortrag fand wegen seiner symbolischen Bedeutung und dem erwarteten Interesse im Stadttheater statt, wurde mit Lautsprechern übertragen und vom Rundfunk überregional ausgestrahlt. Die Organisatoren erwarteten sich eine große Außenwirkung von dieser Veranstaltung und sollten recht behalten. Das Auftreten Thomas Manns in Lübeck fand ein bewegendes Echo in der Presse. Vor allem interessiert war die Öffentlichkeit, wie Thomas Mann auf die jah-

---

[89]) Ebenda, S. 6. „Nicht am wenigsten dadurch unterscheidet sich die Anschauung des 20. Jahrhunderts von den Auffassungen der Aufklärungszeit, daß wir diese Überzeugung, ja, diese Erkenntnis von der Bedeutung des Bluthaften im Menschen besitzen."

[90]) Diese Position wurde von Alfred Rosenberg im Verlaufe der nächsten Jahre zum wesentlichen Bestandteil nationalsozialistischer Rassenhysterie aufgebaut. Und als 1930 mit dem Erscheinen des „Mythos des 20. Jahrhunderts" Vorstellungen von Blut und Boden wieder in die Kultur des gebildeten Bürgertums zurückprojiziert wurden, trafen sie auf nur geringen Widerstand; denn dort waren sie entstanden und weit verbreitet. Das macht die Akzeptanz gegenüber der rassistischen Ideologie des Nationalsozialismus in weiten Kreisen der bürgerlichen Öffentlichkeit plausibel, auch wenn dieser Spiegel nur eine entstellte Fratze wiedergab. Lübeck war Hauptsitz der „Nordischen Gesellschaft" mit ihrer Zeitschrift „Der Norden". Zu den Mitgliedern zählten neben Alfred Rosenberg auch Frick, Ribbentrop, Darrè, Himmler. Vgl. *Grassmann*, Geschichte, S. 716; Brockhaus (1931), „Nordische Bewegung"; *Lutzhöft*, H.-J., Der nordische Gedanke in Deutschland 1920-1940, Stuttgart 1971.

relang betriebene „Ausgrenzung" aus dem bürgerlichen Millieu Lübecks reagieren würde.

Thomas Mann, geboren in Lübeck im Jahre 1875, war 1893 nach München gegangen und veröffentlichte 1901 bei S. Fischer den Roman „Buddenbrooks. Verfall einer Familie". Das trug ihm das Unverständnis und die Mißachtung seiner Heimatstadt ein und ließ über Jahre eine verbitterte Entfremdung entstehen.

Dies war der Hintergrund der Einladung Thomas Manns in seine Geburtsstadt anläßlich der Feiern von 1926 an so prominenter Stelle. Ich möchte zunächst die Sinnstruktur des Vortragstextes und dann die Aufnahme des Vorganges in der Presse erläutern.

„Meine lieben Mitbürger!" begann Thomas Mann seinen Vortrag, und lenkte mit dieser „intimen und herzlichen Anrede" sofort auf den Kern des Vortrages: die Selbstbehauptung der „Bürgerlichkeit" in einem städtischen Lebenszusammenhang, dem er sich selbst zurechnete.[91])

Der eigentliche Titel des Vortrages „Lübeck als geistige Lebensform" war die Abwandlung eines Zitats aus Georg Lukàcs „Die Seele und die Formen", das Thomas Mann in „Betrachtungen eines Unpolitischen" schon im Jahre 1918 benutzt hatte.[92]) Eine andere mögliche Quelle für den Vortrag von 1926 könnte die Auseinandersetzung mit dem damals sehr populären Oswald Spengler sein. „Der Untergang des Abendlandes" war 1918 erschienen und 1923 bereits in der 62. Auflage mit über 100.000 Exemplaren gedruckt worden. In dem Abschnitt „Städte und Völker" bezeichnete Spengler den „Geist" als die „spezifisch städtische Form des Wachseins".[93]) Die Stadt bringe das Blut und die Seele ihrer Schöpfer der geistigen Zivilisation zum Opfer. Weltgeschichte sei Stadtgeschichte.[94]) Obwohl Thomas Mann Spengler als „Snob" und „Fatalisten" schmähte und ihm vorwarf, seine Lehre sei „nichts als 19. Jahrhundert, völlig vieux jeu, bourgeois durch und durch",[95]) waren Terminologie, das Thema des Kulturverfalls und die Identifikation von geschichtli-

[91]) *Mann*, T., Lübeck als geistige Lebensform, Gesammelte Werke XI, Frankfurt a.M. 1960, S. 376-398.

[92]) *Mann*, T., Betrachtungen eines Unpolitischen (1918), Gesammelte Werke XII, Frankfurt a.M. 1974, S. 103: „Bürgerlicher Beruf als Form des Lebens bedeutet in erster Linie das Primat der Ethik im Leben."

[93]) *Spengler*, O., Der Untergang des Abendlandes, 2 Bde., München 1918 (61./62. Auflage München 1923), Bd. 2, S. 108.

[94]) Ebenda, S. 111. Spengler teilte die Weltgeschichte analog zur Abfolge der Jahreszeiten ein. Die geschichtliche Kohärenz ergab sich durch den „Zusammenhang des Blutes", dh. der Rassen, nicht der Völker.

[95]) Thomas *Mann*, Über Spenglers Lehre (1924), in: Gesammelte Werke, Reden und Aufsätze 2, Frankfurt 1974, S. 179.

cher Stadt und Zivilisation Spenglers Auffassungen ähnlich. Spenglers morphologische Methode lehnte er jedoch ab.

Im Krisenjahr 1918 ging es Thomas Mann vor allem darum, die Vereinbarkeit von Verfallsästhetik und Bürgerlichkeit als den Deutschen eigene Lebensform zu legitimieren.

„Ethik, Bürgerlichkeit, Verfall: das gehört zusammen, das ist eins."[96])

Mann führte als Beleg Schopenhauer und Wagner an, die als „unlübeckische geistige Erlebnisse" zusammen mit Nietzsche im Festvortrag 1926 wieder auftauchten. Die auf klassischer Humanität beruhende „bürgerliche Geistigkeit" Schopenhauers habe das romantische Mittelalter, Pfaffentrug und Ritterwesen verabscheut. Was aber, fragte Mann, wäre mehr romantisch und weniger klassisch gewesen als gerade Schopenhauers „Selbsthenkertum"?[97]) Wagner dagegen habe mit seiner Kostümierung in der Tracht mittelalterlicher Handwerksmeister seine Selbstinszenierung als Stadtbürger betrieben. Die Paradoxie „bürgerliches Künstlertum" sei „geistige Lebensform" gerade in Deutschland geworden. Die Modernisierung des Bürgers habe hier weder zum Bohemien noch zum Bourgeois geführt, sondern zum „Künstler-Bürger".[98])

Mann setzte „Entbürgerlichung" auch nicht mit „Proletarisierung" gleich: Nicht der Abstieg städtisch-handwerklicher Schichten interessierte Mann, sondern der Zerfall des städtischen Patriziats, sozusagen die andere Seite des sozialgeschichtlich einschneidenden Prozesses der Industrialisierung. Die Auflösung traditioneller, stadtbürgerlicher Wirtschaft und Herrschaft führte demnach, nimmt man die Beobachtungen zusammen, zu mehreren Verfallsprodukten: Bourgeois und Proletarier, Künstler und Bohemièn.[99])

Das Verfallsprodukt „Bürgerlichkeit" in Deutschland war nach Thomas Manns Ansicht unpolitisch und bildungsbeflissen: „Deutsche Bürgerlichkeit,

---

[96]) *Mann*, Betrachtungen, S. 106.

[97]) Ebenda, S. 108.

[98]) Ebenda, S. 140.

[99]) Zur „Entbürgerlichung" in der gegenwärtigen Bürgertumsforschung vgl. *Zwahr*, H., Verbürgerlichung und Entbürgerlichung beim Übergang zum Industriekapitalismus: ein dt. poln. Vergleich, (ZIF - Reprints), Bielefeld 1986, S. 1, 17. Zwahr versteht unter „Entbürgerlichung" Proletarisierung der kapitalabhängigen Produktionsfamilien des Handwerks. Vgl. auch *Zwahr*, H., Konstitution der Bourgeoisie im Verhältnis zur Arbeiterklasse. Ein deutsch-polnischer Vergleich, in: Kocka, J., Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich, Bd. 2, München 1988, S. 149-186; vgl. außerdem *Lepsius*, M.R., Bürgertum als Gegenstand der Sozialgeschichte, in: Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 4, Göttingen 1987, S. 63 ff. und zu den systematischen Fragestellungen der Bürgertumsforschung *Lepsius*, M.R., Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit, in: Kocka, J. (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987, S. 82. ff..

das war immer deutsche Menschlichkeit, Freiheit und Bildung."[100]) „Dem deutschen Bildungsbegriff fehlt das politische Element."[101]) Deutschland habe den „Prozeß der Entbürgerlichung auf eine allzu intim-psychologische, ganz unpolitische Weise erlebt."[102])

Mann zählte sich selbst zu diesem „bürgerlichen Künstlertum" als Produkt der „Entbürgerlichung" und sein Werk als Seelengeschichte des deutschen und des europäischen Bürgertums überhaupt.[103]) Er erkannte die Grundlage seiner künstlerischen Produktivität nicht in „entwurzeltem Virtuosentum", sondern in „Lübeck als geistiger Lebensform", oder, um es noch deutlicher in den Worten Manns zu sagen:

„(Künstlertum) ist die Wiederverwirklichung einer ererbten und blutsüberlieferten Existenzform auf anderer Ebene."[104])

Die Wahl der Begriffe, die Berufung auf Nadler[105]) (1884-1963) und die Art der Suche nach den Ursprüngen zeigt in dieser Phase seines Denkens die Züge genetischer Argumentation. Den Zweck der Suche benannte Mann diesmal in einem Selbstzitat aus „Betrachtungen eines Unpolitischen":

„Man forscht in den Büchern, man forscht in der Not der Zeit nach den fernsten Ursprüngen, den legitimen Grundlagen, den ältesten seelischen Überlieferungen des bedrängten Ich, man forscht nach Rechtfertigung. (...) Ich bin Städter, Bürger, ein Kind und Urenkelkind deutsch-bürgerlicher Kultur... Waren meine Ahnen nicht Nürnberger Handwerker von jenem Schlage, den Deutschland in alle Welt und bis in den fernen Osten entsandte, zum Zeichen, es sei das Land der Städte?"[106])

---

[100]) *Mann*, Betrachtungen, S. 137.

[101]) *Mann*, Betrachtungen, S. 111.

[102]) Ebenda, S. 144; Mann, Lübeck, S. 384.

[103]) *Mann*, Lübeck, S. 383.

[104]) Ebenda, S. 385. Dieser Satz wurde in einer Rezension des gedruckten Textes im Jahre 1928 wiedergegeben und folgendermaßen kommentiert: „Was ihm aus dem Wissen und Geschichte der Hansestadt und ihren einzig möglichen Lebensbedingungen sicher geworden war: von der Würde und dem geistigen Gehalt hansischer Bürgerlichkeit." - *Boy-Ed*, I., Über Thomas Mann, Lübeck als Geistesform. Die Entstehung der Buddenbrooks in Lübeck, (Rezension), in: ZVLG 24 (1928), S. 202.

[105]) *Nadler*, J., Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, 4 Bde., Regensburg 1912-28, Bd. 4.II. „Die Sächsische Welt"; Nadler war Schüler von August Sauer („Literatur und Volkskunde"), der die Dichtung nach Stämmen und Landschaften ordnete und von dorther ihre Bedeutung und Besonderheiten bestimmte. Nadler ist deshalb erwähnenswert, weil der Name der Öffentlichkeit zur Einordnung der literaturgeschichtlichen Überzeugung Thomas Manns diente.

[106]) *Mann*, Lübeck, S. 386.

Künstlertum und Geschichte sei also in gleicher Weise die Suche nach „Rechtfertigung" durch das Auffinden entwicklungsbestimmender Faktoren und ihre Weitergabe im „Blute" der städtischen Kulturgemeinschaft. Das war die alte deutsche Stadt, die Bürgerlichkeit, gleichzusetzen mit Ethik:

„Das Ethische ist recht eigentlich Lebensbürgerlichkeit, der Sinn für Lebenspflichten."[107])

Die Ethik war es, welche den Zwang zur Rechtfertigung ausübte, und bürgerliche Ethik stellte zugleich den erklärenden Faktor für das eigene Handeln. Auch gegenüber der „Weltrevolution" berief sich Mann auf die städtisch-bürgerlichen Wurzeln seines Denkens, die Stadt als geistiger Lebensform, um festzustellen, „daß wir, indem wir 'Bürgerlichkeit' sagen, nichts Klasseninteressenmäßiges, nichts Antisozialistisches etwa im Sinne haben."[108])

Dafür, so Mann, sei der Begriff Bourgeois zuständig, während „Deutschtum" und „Bürgerlichkeit" die „Idee der Mitte" sei. Wie in den „Betrachtungen eines Unpolitischen" endete für Mann die Geschichte der Entbürgerlichung nicht bei „Bourgeois oder Marxisten" als deren Resultate, sondern ließ die Ironie und Freiheit der Künstler als Ausweg offen.[109])

„Ein bürgerliches Menschentum, das sich im Überklassenmäßig-Künstlerischen ironisch bewährt, ist unfähig der Renitenz gegen das sich verjüngende Leben. Aber ebensowenig ist es fähig, aus Feigheit und Anschlußangst an das Neue seine Wurzeln und Herkunft, seine tausendjährige Überlieferung, die bürgerliche Heimat zu verleugnen. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen. Wir feiern ein Heimatfest, ein Fest städtisch-bürgerlichen Gedenkens."[110])

Thomas Mann ging es um Identität nach dem Einschachtelungsprinzip; er wollte die alteuropäische Stadt als historischen Ursprungsort für Stadtbürger, Staatsbürger und Weltbürger begreifen und Ethik als das weltliche Band vorstellen. Bürgerlichkeit war, nach Thomas Mann, ein über den sozialen Klassenverhältnissen stehender, geschichtlicher Überschuß aus dem mittelalterli-

---

[107]) Ebenda, S. 387.

[108]) Ebenda, S. 397.

[109]) Die aktive Rezeption dieses Gedankens läßt sich wiederum gut an der Rezension von 1928 erkennen. Da ist die Rede vom „Familienbürger", in dem enthalten ist „das vor allem in Deutschland oft verwunderliche Bürgerexemplar, das zugleich der Hauptträger der Kultur und der kleinlichsten Philiströsität ist. Mann bekennt sich in seinem Vortrage zur Mission, diesem Bürger geistige Freiheit zu schenken, die nur möglich ist, wenn sich ihr ein Begreifen künstlerischer Werte zugesellt." - *Boy-Ed*, Thomas Mann, S. 203.

[110]) Mann, Lübeck, S. 398.

chen Städteleben, das mit dem modernen Künstlertum eine Verbindung eingehen sollte. Bürgerlichkeit als moralisches Prinzip oder „innerweltliche Askese", wie Max Weber es ausdrückte, und die Vorstellung gemeinsamer Herkunft aus stadtbürgerlicher Tradition, die das ganze Schaffen bestimmte, sollte Thomas Mann und seine Lübecker „Mitbürger" wieder vereinen.

Wie stellte sich nun die aktuelle Presse zu dem Ereignis? Welche Aspekte des Vortrags wurden von ihr aufgegriffen, um die Rückkehr Thomas Manns zu erzählen? Welche Geltung wurde dem genetischen Hauptargument Manns, der integrativen Kraft gemeinsamer kulturgeschichtlicher Wurzeln, zugestanden?[111])

In mehreren bürgerlichen Zeitungen folgte die Interpretation dem biblischen Topos vom „verlorenen Sohn".[112]) Wichtig für die Entscheidung, ob die Wiederaufnahme in der Geburtsstadt als gelungen zu betrachten war, schienen die Rituale der Versöhnung zu sein. Dazu zählten die Einladung und das Kommen Thomas Manns, seine Ernennung zum Professor, die von Mann gewählte Anredeformel „meine lieben Mitbürger" und schließlich die wohlwollende Aufnahme der „formvollendeten Rede, der demonstrativ, Verkennung von einst, korrigierender Beifall folgte",[113]) „in aller Herzlichkeit und nicht ohne einen Rest von Kühle", fügt der Berliner Börsen Courier an. [114]) Nur der 1894 gegründete „Lübecker Volksbote" der SPD (10.000 feste Leser) tönte mit beißendem Spott, Thomas Mann habe sich jetzt wohl Anspruch auf den „Ehrentitel des letzten Bürgers" erworben, so „wie Kaiser Maximilian den Namen des letzten Ritters".[115]) Von weit her begrüßte die Saarbrücker Zeitung den Triumph Thomas Manns, fragte aber ketzerisch nach: „Wo bleibt die Ehrung seines Bruders Heinrich?"[116])

Die bürgerlichen Zeitungen interessierten sich vor allem für die Hintergründe der Ausgrenzung des Dichters aus dem bürgerlichen Milieu der Hansestadt. Wichtig schien vor allem der im Vortrag ironisierte Einfluß des „zwirbelbärtigen", heimatlichen Dichters Emanuel Geibel[117]) auf den Literaturge-

---

[111]) An dieser Stelle möchte ich dem Thomas Mann Archiv in Zürich für wertvolle Hilfestellung danken.

[112]) Vgl. z.B. Arthur Friedrich *Binz* in der Saarbrücker Zeitung vom 21.6.1926, Hamburger Nachrichten, 6.6.1926 und Lübecker General-Anzeiger, 6.6.1926.

[113]) Hamburger Fremdenblatt, 6.6.1926.

[114]) Berliner Börsen Courier, 6.6.1926.

[115]) Lübecker Volksbote, 8.6.1926.

[116]) Saarbrücker Zeitung, 21.6.1926.

[117]) Franz Emanuel August von Geibel (1815-1884), Dichter und Übersetzer; in seinem Werk vereinigten sich romantische Tradition (Epigonentum) und klassische Tendenzen (Platen); politisch kaisertreu, nationale politische Lyrik.

schmack der Lübecker. Der liberal-konservative „Lübecker Generalanzeiger" von 1882, die mit 40.000 Exemplaren auflagenstärkste Tageszeitung Lübecks, führte als Grund für die Ablehnung des Werkes Manns die Vermischung von „pessimistischer Metaphysik und satirischer Charakteristik" unter Einbeziehung von „recht unlübeckischen geistigen Erlebnissen" an: ein Prosa-Epos nach dem Vorbild Wagners, berief sich der Artikel schließlich wieder auf den Autor der Buddenbrooks selbst. Die Saarbrücker Zeitung erklärte ihren Lesern, dem Eklat im Fall Bilse, die Verkennung des Sprachgenies aufgrund schlechter schulischer Leistungen und seine Verstoßung als „Renegat" die Etappen jener Ausgrenzung des Dichters aus der Bürgergemeinde gewesen seien. Schließlich kritisierte der „Lübecker Volksbote" Thomas Manns Schweigen über die Tatsache, daß er - wie Friedrich Overbeck und andere vor ihm - gezwungen war, dem „rechnenden, ungeistigen Lübeck" den Rücken zu kehren. Gegen die Kontinuität der „Bürgerlichkeit" setzte das Organ der Sozialdemokraten die Kontinuität krämerischen Kleingeistes.

Als Gesichtspunkt der herangereiften Aussöhnung zwischen Thomas Mann und Lübeck wollte vor allem der „Generalanzeiger" seinen Lesern das Argument des Vortrags schmackhaft machen, mit Geibel sei die alte Lyrik verstorben, und es wäre nun eben die Zeit der „psychologischen Prosa" angebrochen. Überzeugt hatte auch die Gleichsetzung von „Deutschtum" und „Bürgerlichkeit". Das Hamburger Fremdenblatt sprach von einem „Bekenntnis zur bürgerlichen Humanität und zur heimatlichen Lübecker Landschaft im Nadlerschen Sinne". Fast alle Blätter beeindruckte die europäische Dimension der von Thomas Mann umrissenen Vorstellung von Bürgerlichkeit: Menschlichkeit, Freiheit, Bildung und Vermittlung.

Am Ende eines sehr ausführlichen Artikels faßte die „Neue Zürcher Zeitung" die Wirkung des integrierenden Hauptgedankens aus Thomas Manns Vortrag mit folgenden Worten zusammen:

„Diese Idee, eine eigentliche deutsche Idee, sei unzerstörbar und werde auch in der großen Weltrevolution, in der wir stehen, die herrschende bleiben."[118])

Von herrschender Idee, wie es die „Neue Zürcher Zeitung" wiedergab, hatte Thomas Mann allerdings nicht gesprochen. Seine Integrationsidee war „Bürgerlichkeit" als sittliches Ideal im oben genannten Sinne, eine „deutsche Antwort" auf die Weltrevolution. Nun ist es Idealen eigen, daß ihre Verwirklichung nicht prognostiziert, sondern nur postuliert werden kann, ohne sich in logische Widersprüche zu verwickeln. Die eigene besondere, individuelle

[118]) Neue Zürcher Zeitung, 13.6.1926.

Erfahrung setzte Mann stellvertretend für die allgemeine Entwicklung des Bürgertums in Deutschland.

Außerdem gab es nach dem Vortrag keinen Grund daran zu zweifeln, daß Mann den Ausdruck „Weltrevolution" durchaus im konkret politischen Sinne verstand, und nicht bloß, wie im Zeitungstext, als Metapher für beschleunigten, gesellschaftlichen Wandel, in Bezug auf die deutschen Verhältnisse nach dem Weltkrieg eine unzulässige Verharmlosung der radikalen Spannungen.

Der Vortrag Thomas Manns darf hinsichtlich seiner integrativen Absicht für das bürgerliche Spektrum der Öffentlichkeit insgesamt als gelungen angesehen werden; denn schließlich lobte selbst der Volksbote in diesem „hohen Lied des Bürgerseins" die Anerkennung der „Weltrevolution als geistige Tatsache". „Thomas Mann", führte der Volksbote fort, „steht am Ende einer Epoche deutschen Geisteslebens, der bürgerlich-kapitalistischen." Im Gegensatz zu den bürgerlichen Darstellungen betonte der revolutionäre Volksbote immer wieder, daß ohnehin der Bürger nicht das letzte Wort haben werde.

Mit seinem Gedanken der „Entbürgerlichung" als liberalisiertes Lob der Bürgerlichkeit hatte Thomas Mann schließlich auch den Bogen zum Anlaß der Feier, der Reichsfreiheit Lübecks, wiederhergestellt:

„Wo sind die großen Befreiungstaten des umwälzenden Geistes denn hergekommen, und wenn sie nicht vom Bürger gewesen wären? Der Wille und die Berufung zur höchsten Entbürgerlichung, zum höchstgefährlichen, ja vernichtendem Abenteuer des versuchenden Gedankens: das ist der Freibrief, den kein Kaiser dem bürgerlichen Menschen, den der Geist ihm selber ausgestellt hat."[119])

Der organische Entwicklungsgedanke von Mann wie auch des Finnen Nevanlinna funktionierte in der Tat ohne Freiheitsbrief, da ihnen das Schicksal der Völker genetisch vorbestimmt schien. Die Weiterentwicklung vollzog sich für das neuzeitliche Lübeck als ein Prozess der „Entbürgerlichung", d.h. dem Zerfall stadtaristokratischen Bürgertums zur universalen, stände- und klassenübergreifenden Ethik, eben der „Bürgerlichkeit". Dieser Entwicklungsstrang durchzog und verband in der Retrospektive als organisches Geschichtsverhältnis das mittelalterliche Lübeck mit dem Lübeck der 1920er Jahre.

XII. *Der historische Festzug*

Der letzte Tag der offiziellen Feiern war der 6. Juni 1926, ein Sonntag. Für die Lübecker begann der Tag - wie üblich - mit dem Gang in die Kirchen der

[119]) *Mann*, Lübeck, S. 398.

siebentürmigen Stadt. Betont festliche Gottesdienste und die Inhalte der Predigten stimmten auf das Finale des Stadtjubiläums ein. Die gesamte Lübecker Bevölkerung war aufgerufen, nach dem Kirchgang dem großen Festzug, der durch die Straßen der Stadt ziehen sollte, durch ein Spalier den feierlichen Rahmen zu geben. Der erste Teil des Zuges, der an dieser Stelle näher betrachtet werden soll, war von dem Künstler Alfred Mahlau (1894-1967) entworfen worden und wurde als der „Historische Festzug" bezeichnet. Der zweite Teil, der hier vernachlässigt werden muß, war nach den Entwürfen von Charles Derlien entstanden und stellte die Gewerke Lübecks dar.

Alfred Mahlau stammte aus Berlin, lebte von 1906-1941 in Lübeck und hatte als Gebrauchsgraphiker 1921 mit seinen Plakatentwürfen zur „Nordischen Woche" für Aufsehen gesorgt und verzeichnete in diesem Bereich schöpferischer Tätigkeit seine größten Erfolge.[120])

Er äußerte sich im Gesamtkatalog des Festprogramms zur Konzeption seines historischen Festzuges. Unmißverständlich war die Leitidee des Jubiläumszuges:

„Ein historischer Festzug ist kein Geschichtsunterricht. (...) Geschehnisse in Art oder Unart lebender Bilder vorbeigefahren sind ebenso peinlich wie die historische Richtigkeit schlechtsitzender Leihkostüme mit Umhängebärten und Straßenstiefeln."[121])

Mit beißendem Spott geißelte der Zeichner die bis heute übliche Requisitentechnik zur Darstellung des Geschichtlichen in der Öffentlichkeit. Aber auch geschichtliche Unterweisung durch historisch „richtige" Darstellung lehnte er ab. Der Festzug sollte als eine eigene, künstlerische Ausdrucksform entsprechend seiner „natürlichen Möglichkeiten" behandelt werden: das hieß: „volkstümlich stark in Gegensätzen - klar im Ausdruck - weithin sichtbar und einheitlich in der Gestaltung".[122])

---

[120]) Mahlau war als Entwerfer kunsthandwerklicher Arbeiten ungemein vielseitig. Seine Arbeiten umfaßten Intarsien, Wandteppiche, Glasmalerei, Keramik, Plakate, Bühnenbild, Illustration und Werbegraphik. Seine sicherlich bekannteste Arbeit ist das Verpackungsdesign der Lübecker Firma Niederegger. In Lübeck wurde Mahlau vor allem durch den Museumsdirektor C.G. Heise gefördert. - Zu Person und Werk vgl. *Vollmer*, Künstlerlexikon und zur Biographie Alfred Mahlaus und zur Bibliographie vgl. den Artikel in der Neuen Deutschen Biographie.

[121]) *Mahlau*, A., Über die Gestaltung des historischen Festzugs zur 700-Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks am 6. Juni 1926, Programmbuch und Katalog aller Ausstellungen, herausgegeben vom Festausschuß, Lübeck 1926, S. 24 f..

[122]) Im Gegensatz zu *A. Enns*, Alfred Mahlau und Lübeck, S. 172 halte ich angesichts der Arbeiten zum Festzug und die geschilderte Programmatik eine Nähe des Künstlers zum Expressionismus der 20er Jahre durchaus für gegeben. Die Anwendung formalisierter Gestaltungsmittel steht dazu meiner Meinung nach nicht im Widerspruch.

Die Wahl der Gruppen, der Musik, die Regie und natürlich die malerische Gestaltung hatte der Festausschuß Mahlau überlassen, der im sorgfältig inszenierten Zusammenwirken künstlerischer Ausdrucksweisen die Möglichkeit sah, geschichtlichen Schlüsselereignissen ihre jeweiligen emotionalen Wertigkeiten zuzuschreiben.[123]) Endlich spielte für Mahlaus Konzeption auch eine Rolle, daß der Zug durch Lübecks „alte enge Straßen mit steilen Häusern" geführt werden sollte; so mußte, wie Mahlau es ausdrückte, der Zug „hinaufgedrängt" werden durch die Betonung der Vertikalen, z.B. mittels Fahnen, Schildern, Stangen und hohen Kopfbedeckungen. Ist man Mahlau soweit gefolgt, könnte doch der Eindruck entstehen, es habe sich um eine rein künstlerische, auf Wirkung ausgerichtete Konzeption gehandelt. War das überhaupt noch ein „historischer Festzug"?

Die Gruppen des Zuges stellten allesamt Legenden, Ereignisse und Verhältnisse dar, die zur unverwechselbaren Geschichte der Hansestadt gehörten. Die Abfolge der Szenen war durchweg städtegeschichtlich chronologisch angeordnet und reichte von 1226 bis in die Gegenwart. Diese Chronologie war wiederum eingebettet in eine Ordnung, die ihre Inspirationen aus verschiedenen Quellen bezog. Dazu gehörte vor allem der historische Festzug des 19. Jahrhunderts, der in seine geschichtliche Dramaturgie verschiedene Traditionen aufnahm. Dazu gehörten Prozessionen zu kirchlichen Feiertagen oder aus besonderen Anlässen, Fastnachtsumzüge, wie sie in den Städten des Mittelalters üblich waren und insbesondere das Vorbild der Einholung ihres jeweiligen Stadtherrn durch die Bürgerschaften mittelalterlicher Städte.

Es ist nicht leicht, die Überlieferungswege der Formensprache nachzuvollziehen, da bei der Gestaltung der Festzüge in hohem Maße eklektisch vorgegangen wurde. „Teile des Zeremoniells hat sich das 19. Jahrhundert in einer Unzahl von Varianten angeeignet, die ihrerseits als verformte Tradition in den Städten lebendig waren."[124]) Es ist deshalb problematisch, die Gestaltung

---

[123]) „Ernste Zeiten verlangen dunkle, gedämpfte Farben, getragene Musik, schweren Gang, im Gegensatz zu den großartigen Ereignissen, denen volle Farben, strahlende Musik, gerade strebende Formen und aufrechtschreitende Menschen Ihren Ausdruck geben; oder im derb volkstümlichen Teil der lübschen Sagen und Bräuche wird ein frisches Durcheinander grotesker, sentimentaler, komischer, trauriger und froher Szenen in der Zusammenstellung, Gestaltung, Musik, im mimischen und tänzerischen Ausdruck den entsprechenden Rythmus verlangen." - *Mahlau*, Gestaltung, S. 25.

[124]) *Tenfelde*, K., Zur historischen Ikonologie des Festzugs, in: HZ 235 (1982), S. 63. Hier wird vor allem die Rezeption mittelalterlicher Herrschereinritte für das 19. Jahrhundert behandelt. Außerdem *Dotzauer*, W., Die Ankunft des Herrschers. Der fürstliche Einzug in die Stadt, in: Archiv für Kulturgeschichte 55 (1973), 245-288; *Niederstätter*, A., Königseinritt und -gastung in der spätmittelalterlichen Reichsstadt, Detler *Altenburg* (Hg.), Feste und Feiern im Mittelalter, Sigmaringen 1991, 491-500; *Peyer*, H., Der Empfang des Königs im mittelalterlichen Zürich, in ders., Könige, Stadt und Kapital. Aufsätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters, Zürich 1982 (zuerst 1958).

eines Festzuges im 19. Jahrhundert auf die Rezeption eines der genannten Typen festzulegen.

Folgt man der These Tenfeldes, alle Formen des neuzeitlichen Festzugs seien durch Differenzierung (Verformung) aus dem frühmittelalterlichen „Adventus" hervorgegangen, gehörte auch der Festzug von 1926 in diese Tradition.[125]) Das aber unterschied ihn gerade von vielen Festzügen des 19. Jahrhunderts, die sich häufig klassischer Allegorien bedienten.[126]) Im Festzug Mahlaus bestimmten ausschließlich mittelalterliche Vorbilder die Gestaltung. So gab der „Adventus" nicht nur den Rahmen des Festzuges, sondern fand auch, wie wir sehen werden, für eine Einzelgruppe innerhalb des Festzuges Anwendung. Die Abfolge der Fußgruppen und Wagen erinnerte eher an die Fastnachtsumzüge. In einigen Abschnitten des Zuges folgte Mahlaus Konzeption den Bildern mittelalterlicher Prozessionen, z.B. bei der Präsentation des Domkapitels und der Geißler- oder Pestgruppe von 1350. An der Organisation der Zugspitze läßt sich jedoch erkennen, daß der Gesamtordnung eine gezielte Übernahme des mittelalterlichen Adventus-Ereignisses zugrunde lag, dessen Pracht zu entfalten Lübeck im Mittelalter nur sehr selten Gelegenheit hatte.

Mahlau stellte in mehrfacher Weise den geschichtlichen Bezug des Zuges dar: durch den stadtgeschichtlichen Inhalt, die chronologische Ordnung der Gruppenabfolge und die Anwendung von mittelalterlichen, von den Städten zu verschiedenen Anlässen gepflegten Prozessionsordnungen und nicht zuletzt die Rezeption der historischen Umzüge des 19. Jahrhunderts. Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß es sich bei dieser Arbeit von Mahlau der Konzeption nach durchaus um einen künstlerisch gestalteten, historischen Festzug handelte. Aus der großen Zahl von ca. 40 Einzelgruppen sollen einige wenige Ereignisse herausgegriffen werden, um die künstlerischen und geschichtlichen Gestaltungsprinzipien näher zu erläutern.

Der Festzug wurde angeführt von einer in rot-weiße „Atlasgewänder" gekleidete Musikkapelle und dahinter, ebenfalls in den Farben der Stadt,

---

[125]) Dann läßt sich aber kritisch fragen, ob nicht letztlich der antike Triumphzug, und nicht erst die karolingische Zeit den Ausgangspunkt der Gestaltung und Ordnung der Festzüge bildete. Neigte nicht sowohl die Renaissance wie auch der Humanismus und Klassizismus des 19. Jahrhunderts zur unmittelbaren Rezeption der Antike unter Umgehung des sogenannten Mittelalters? So lassen sich vielfach allegorische Darstellungen für die Festzüge des 19. Jahrhunderts beobachten, die nicht mittelalterlicher Herkunft waren noch sein wollten.

[126]) Zur Geschichte der Festzüge *Burckhardt*, J., Die Kultur der Renaissance in Italien, Kapitel über die Feste; zu den Festzügen im 19. und 20. Jahrhundert *Hartmann*, W., Der historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Passau 1976; zum „Adventus" vgl. *Tenfelde*, K., Adventus. Zur historischen Ikonologie des Festzugs, in HZ 235 (1982). Zu den historischen Stadtfesten im 19. Jahrhundert allgemein vgl. *Hettling*, M. (Hg.), Bürgerliche Feste, Göttingen 1993.

„einer lange Doppelreihe reizender kleiner Mädchen, weiß-rote Blumenkränze im offenen Haar und selber blumenstreuend".[127])

Es folgte ein Wagen mit dem lebendigen Bild des Stadtsiegels aus dem 13. Jahrhundert[128]) und eine große Gruppe von Personen mit hohen Stangen und Schildern, deren Buchstaben hinter dem Lübecker Reichsadler zusammengenommen den Anlaß des Zuges verrieten: „700 Jahre Reichsfreiheit". Sie sollten, so Mahlau, „den Festgedanken des Tages" darstellen und gehörten noch nicht zur Abteilung „Geschichte". Der Zug der Jungfrauen an der Spitze, vor dem eigentlichen Gegenstand der Prozession, war ständiger Bestandteil des mittelalterlichen Adventus.[129]) Die Prozessionsordnung selbst wurde von Mahlau an dieser Stelle also nicht historisiert, war nicht Teil des Geschichtlichen, sondern wurde als zeitloses Symbol für die festliche Introduktion gesetzt.[130]) Sehr ähnlich, diesmal aber im Kontext einer historischen Festzugsgruppe verzeitlicht, tauchten die Jungfrauen in der Darstellung des Einzugs Kaiser Karl IV. vom Jahre 1375 wieder auf.[131])

„Unter Ehrenpforten schritten hinter rot-goldener Kapelle Ehrenjungfrauen, dann blau-weiß gekleidete Kinder, die dem Kaiser Blumen auf den Weg streuten und dahinter unter goldenem Baldachin der Kaiser, umgeben von seinen Edelingen und gefolgt von den Trägern der Reichsinsignien. Die Kaiserin, ebenfalls wie der Kaiser auf herrlich gesäumtem Roß, und ihr folgte eine lange Doppelreihe Edelfrauen in schimmernden Gewändern mit hohen Spitzhüten und Schleiern. Den Abschluß bildeten wieder schwergepanzerte Ritter."[132])

Die Inszenierung dieser Gruppe entprach in vielen Einzelheiten dem Bericht in der Lübecker Ratschronik über den Besuch des Kaisers, in Begleitung des Erzbischofs von Köln und der Kaiserin. Der Chronist berichtete, daß das Kaiserpaar vor dem Einritt in die Stadt in der Gertrudenkapelle vor dem Burgtor betete. Ihm entgegen zog eine Prozession der Priester (papen) und

---

[127]) Die Beschreibung des Ereignisses ist dem Lübecker General-Anzeiger, 8.6.1926 entnommen. Die Gestaltung der einzelnen Gruppen kann einem kleinen, gedruckten Skizzenbüchlein von A. Mahlau entnommen werden. Planung und Ausführung weichen nur in wenigen Punkten voneinander ab.

[128]) Zur Interpretation des Lübecker Schiffssiegels von 1223 (1225, 1256) vgl. *Grassmann*, Geschichte, S. 99 ff..

[129]) *Tenfelde*, Adventus, S. 51, 65.

[130]) Vgl. *Mahlau*, Gestaltung, S. 25.

[131]) An dieser Stelle darf vielleicht nochmals daran erinnert werden, daß Karl IV. - das berechtigt wesentlich zu seinem Erscheinen in diesem Zuge - im Jahre 1350 den Lübeckern ihre „Reichsfreiheit" unter außergewöhnlichen Umständen bestätigt hatte. - *Grassmann*, Geschichte, S. 161 ff..

[132]) Lübecker General-Anzeiger, 8.6.1926.

Geistlichen, Frauen und Männer. Der Kaiser küßte die mitgeführte Reliquie, und dann fuhr die Erzählung folgendermaßen fort:

„dar mede setten se sik malk up en grot ros; sin ros ledden twe borgermestere unde er twe raatlude; veer juncheren drogen sin paulun, unde ander vere ere paulun, dar se under reden. vor em rèt en raatman und vurde up eme staken de slotele der stad, dar negest de hertoge van Luneborch mit sime tekene. vor der keiserinnen rèt de bisscop van Kolne mit eme guldenen appele. de vrouwen der stad stunden tusschen beiden doren wol ghefiret mit eren besten klederen. aldus was de processio formeret."[133])

Dieser Bericht der Lübecker Ratschronik war einer der frühesten ausführlichen Nachweise über den Ablauf eines Kaisereinzugs in eine deutsche Stadt. Die Chronik war gedruckt und 1887 schon in der zweiten Auflage erschienen. Das Ereignis war hinlänglich bekannt und die Quelle leicht zugänglich. Dies und die Reihe der Ähnlichkeiten läßt die Vermutung zu, daß sich Mahlau zumindest indirekt durch diese alte Lübecker Darstellung inspirieren ließ. Dennoch fallen einige Unstimmigkeiten ins Auge, die durch die Dramaturgie im Ablauf des Zuges bedingt waren. So fehlte z.B. der Kölner Erzbischof. Da an prominenter Stelle weiter vorne im Zug schon der Lübecker Bischof inmitten seines Domkapitels einherschritt, verzichtete Mahlau auf die Verdoppelung durch ein zweites Bischofsgewand. Der Reichsapfel lag deshalb nicht in der Hand des reitenden Erzbischofs, sondern wurde von einem zu Fuß gehenden Knappen durch Lübeck getragen. Der Ausdruck in der Chronik, die Frauen „stunden tusschen beiden doren", setzte Mahlau für die Festgruppe um in das Mittragen von Ehrenpforten durch die Frauen vor den blumenstreuenden Kindern. Historische Richtigkeit wurde in solchen Fällen praktischen oder ästhetischen Erwägungen untergeordnet.

Aber der Festzug wollte ja ausdrücklich keine belehrende Geschichtsstunde sein. Vor diesem Hintergrund muß erstaunen, wie quellentreu der Künstler bei der Inszenierung der Ereignisse arbeitete. Die Jungfrauen im Kontext der Kaisereinholung von 1375 waren im Gegensatz zum erwähnten Auftauchen am Zugbeginn keine zeitlose, sondern eine historische Gruppe, ihre Grundlage die stadthistorische Überlieferung im Zusammenhang mit der Geschichte der Lübecker Reichsfreiheit.

Die meisten Gruppen im Festzug hatten keinen unmittelbaren Bezug zur Reichsfreiheit, sondern stellten Episoden der Lübecker Stadtgeschichte dar. Sie wären geeignet, um die expressionistischen Gestaltungsprinzipien Mahlaus näher zu erläutern, die Erläuterungen müssen aus Gründen der Textö-

---

[133]) Lübecker Ratschronik, III. Detmar Chronik der Niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 1, Leipzig 1884 (Nachdruck Stuttgart 1967), S.552.

konomie an dieser Stelle aber entfallen. Nur soviel sei angefügt: der Festzug zeigte mittels der Inszenierung von stadtgeschichtlichen Themen bis zum Tode Wullenwevers auf eine die Zeitgenossen überzeugende und unterhaltsame Weise Ereignisse, Zusammenhänge, Moral. Die Chronologie der Jahrhunderte zwischen der Reformation und der französischen Revolution wurde durch die Darstellung von Legenden und Fabeln verkürzt. Mit der „Franzosenzeit" und der Darstellung der Vertreibung der Feinde durch die Kosaken setzte die politisch aufgefaßte Neuzeit ein: Dampfschiffahrt, Eisenbahn und Industrialisierung wurden auf großen Wagen inszeniert. Aber auch, und das tat offenbar besonders weh, eine schwarze, rauchende Pyramide als Erinnerung an den Weltkrieg und seine Opfer wurde mitgeführt: interessanterweise unterließ es der General-Anzeiger, das bedrohliche Mahnmal in seinem sonst vollständigen Bericht zu erwähnen. Den Abschluß bildete eine Art Völkerbund mit Flaggen aus aller Welt; ein Schluß, wie Mahlau betonte, der wieder ins „Zeitlose" führte.

Der Festzug Mahlaus, so läßt sich an diesem Punkt zusammenfassen, war der von den Zeitgenossen als gelungen angesehene Versuch einer künstlerischen Darstellung von Geschichte. Es läßt sich nun die Frage stellen, ob diese Ästhetik der Geschichte ähnlichen Mustern zugeordnet werden kann, wie dies für die erzählerische Beziehung zwischen Gegenwart und Vergangenheit gezeigt wurde. Lassen sich im Festzug Genese, Tradition und Analogie als Tiefenstrukturen geschichtlicher Vorstellung erkennen?

Um diese Frage erschöpfend beantworten und eine positive Antwort hinreichend plausibel machen zu können, wäre es notwendig, ein komplettes Bild des Festzuges zu liefern. Es muß an dieser Stelle genügen, mögliche Ergebnisse zu skizzieren. Die Frage ist, ob der Festzug die Vorstellung von einer zusammenhängenden lübeckischen Geschichte vermittelte.

Wir konnten beobachten, daß Mahlau dem Festzug einen universalen, nicht historisch gemeinten Rahmen gegeben hatte. Das Vorbild des mittelalterlichen Adventus war hier nur als äußeres Ordnungsprinzip eingesetzt worden. Auch die innere Chronologie war nur historisch formal, ein Ordnungsprinzip ohne inhaltliche Kohärenz. Es ließ sich kein Versuch erkennen, Gegenwart und Vergangenheit in Analogie zu bringen. Und dennoch vermittelte die Entwurfs- und Inszenierungsarbeit Mahlaus bei genauer Hinsicht dem Betrachter einen unleugbaren Zusammenhang, einen gemeinsamen Ausdruck aller Abschnitte des Festzuges. Es handelte sich dabei um die Vereinfachung, um die formale Reduktion sichtbarer Wirklichkeitsvielfalt in eine Formalität von Farbe, Laut und Gestalt, um die „vereinfachende Übersetzung", wie Mahlau es nannte, der komplexen Wirklichkeit und Überlieferung. Es scheint, daß es den künstlerischen Ausdruckmitteln zu verdanken

war, daß der Eindruck des Zusammenhangs zwischen sehr verschiedenartigen historischen Ereignissen entstand. Nicht die Einheit einer Erzählstruktur, sondern die konsequente Anwendung von künstlerischen Gestaltungsmitteln erzeugte vor den Augen der Zuschauer diese Sensation. Kraft der künstlerischen Gestaltung wurde auch die historische Einbildungskraft angeregt. Zur sprachlichen Fiktion, dem Reden über die gemeinsame Geschichte und Größe, kam durch den Festzug die visuelle Fiktion ihres ästhetischen Zusammenhangs und der gemeinsamen Wahrnehmung.

Als Einleitung erhielten die Zuschauer, welche die Straßen säumten, das Motto des Stadtfestes mitgeteilt: „700 Jahre Reichsfreiheit". Indem die visuelle Inszenierung auf eine genauere Definition dessen, was die Vergangenheit der Gegenwart bedeuten sollte, verzichtete, gab sie den verschiedenen Möglichkeiten der Retrospektive Raum, kam es ihr doch nur auf die künstlerisch-formale Behauptung an, daß ein solcher Zusammenhang nur durch die künstleriche Gestaltung zu schaffen sei. Historische Richtigkeit der Darstellung trat gegenüber der Absicht, Ausdruck und Wirkung zu erzielen, zurück.

Aber ein weiterer Aspekt geschichtlicher „Kohärenz" sollte nicht vergessen werden: die Berücksichtigung und Einbeziehung des mittelalterlichen Stadtbildes von Lübeck in die Gestaltung des Festzuges. Immer wieder war auch in den Reden und öffentlichen Verlautbarungen im Zusammenhang mit der Feier auf die Stadtarchitektur, die hohen Kirchen, den „gotischen Bauwillen" verwiesen worden. Mahlau nahm diese Charakteristik durch die vertikale Überhöhung der Formen als künstlerisches Gestaltungsprinzip in den Entwurf des Festzuges auf, der damit in einer im Gegensatz zur Modernen positiven Beziehung zur Tradition mittelalterlich geprägter Bauformen stand.[134]

XIII. *Zusammenfassung*

Für die Rekonstruktion der historischen Beziehungen der Feier im Juni 1926 zu ihrem Anlaß hat sich die Klassifizierung in drei Arten von geschichtlichem Zeitverhältnis als tragfähig erwiesen: Analogie, Kontinuität, Genese. Nach dieser Einteilung wurden Ereignisse, Einstellungen, Verfassung, Wirtschaft, Kultur und Stadtbild Lübecks in der Gegenwart von 1926 mit den Ver-

[134]) Zur Rezeption mittelalterlicher Bauformen im expressionistischen Film der frühen 1920er Jahre vgl. z.B. H. Poelzigs Bühnenbild in „Der Golem, wie er in die Welt kam" (1920) und die Architekturtheorie von B. Taut (1919).

hältnissen des mittelalterlichen Lübeck, also auch der Verleihung des Reichsfreiheitsprivilegs durch Friedrich II. verknüpft gedacht. Es ist anzunehmen, daß es sich hier um argumentative Vorstrukturierungen handelte, die nicht vom Anlaß der Feier abhängig waren oder dort entwickelt wurden, sondern von den Rednern in anderen Zusammenhängen gelernt worden waren und nun den bekannten Ereignissen der Lübecker Geschichte ihre Ordnung gaben. Nicht die Ereignisse selbst sondern ihre Deutung nach solchen Mustern erzeugte die notwendige Kohärenz in den Darstellungen des historischen Bezugs. Zu mehreren Gelegenheiten war sowohl von den Initiatoren in Lübeck als auch z.B. vom Abgesandten des Reiches betont worden, daß historische Feiern nur dann gerechtfertigt seien, wenn von ihnen nicht bloß Belehrung, sondern ein zukunftsweisender Impuls ausgehe. Auf diese Forderung mußten die Reden und Veranstaltungen Antworten geben. Sie taten das, indem sie historische Beziehungen nach vorgefertigten Konzepten konstruierten, die häufig einer allgemeineren Anschauung vom Lauf der Welt entsprangen.

Dies betraf aber nicht nur die politischen Reden, sondern auch wissenschaftlich intendierte Vorträge und Beiträge zu den Festschriften, wie im einzelnen dargelegt wurde. Als einflußreich erwies sich die These der „Gründungsunternehmer" des Historikers Fritz Rörig, weil dessen moderne Terminologie und die Analogie zur gegenwärtigen Bedeutung der Rheinisch-Westfälischen Industriestandorte für die deutsche Wirtschaft den Bezug zur Vergangenheit der erzählten Ereignisse einleuchtend machte. Historiker waren vielleicht willkommene Berater in geschichtlichen Streitfragen, wichtiger aber waren Zusammenhang und Wertung historischer Ereignisse entsprechend eigener Absichten und Interesse der Veranstalter, die nicht in erster Linie historischer Natur waren, sondern den Hafen- und Industriestandort Lübeck betrafen.

Wichtig an der Rede Thomas Manns und seiner umfassenden Rezeption durch die Öffentlichkeit waren die Hinweise auf die retrospektive Bedeutung des Begriffs „Bürgerlichkeit". Das darf in diesem Zusammenhang nicht verwundern, da es sich um ein geschichtlich motiviertes Fest handelte. „Bürgerlichkeit" wurde aufgefaßt als eine sittlich bestimmte, durch Pflichtbewußtsein dominierte Haltung. Thomas Manns Begriff der „Entbürgerlichung" meinte in diesem Zusammenhang, daß diese Lebensethik sich von den sozialen Wurzeln ihres Entstehens im Verlaufe des 19. Jahrunderts, durch den ersten Weltkrieg und vor allem die sozialistische Weltrevolution gelöst habe. „Bürgerlichkeit" sei nun in gleicher Weise Sache des Einzelnen, des Staates und der Welt. Die Deutsche Stadt sei der genetische Ursprung der Lebenshaltung „Bürgerlichkeit" gewesen: die Stadt als bürgerliche Heimat.

Geschichte wird nach bestimmten Mustern erzählt, die unabhängig von ihren eigentlichen Inhalten sind. Die Geschichte der Stadt Lübeck folgte in vielen Fällen einem mit den Einteilungen des individuellen Lebens oder den Jahreszeiten vergleichbaren Schema. Die Ehrung Thomas Manns wurde nach dem Muster „Heimkehr des verlorenen Sohnes" erzählt. Der Zweck solcher Schemata war in allen Fällen der gleiche: durch die Anspielung an konventionelle Erzählstrukturen konnte die Erwartungshaltung gelenkt und die Deutung der Ereignisse erleichtert werden. Die erfolgreiche Vermittlung von Deutungsmustern wirkte sinnstiftend.

Der historische Festzug Alfred Mahlaus schließlich erreichte über eine einheitliche, künstlerische Gestaltung vor den Augen der Zuschauer den Eindruck des inneren Zusammenhangs einer chronologischen Abfolge einzelner Episoden aus der Lübecker Geschichte zu erwecken. Erreicht wurde dies durch Reduktion von Komplexität historischer Wirklichkeit zugunsten einer Ausdruckssteigerung durch Akzentuierung von Gegensätzen. Dem gleichen Zweck diente ein weiteres stilistisches Prinzip: die Aufnahme der Formen des traditionellen Lübecker Baustils, welcher der Stadt ihr typisches, unverwechselbares Aussehen gab und zugleich die kulturgeschichtlichen Beziehungen zur Gotik als einer für „deutsch" empfundenen Bauform herstellte. Dies Stilelement wirkte also in hohem Maße integrativ, indem sie darüber hinaus die enge Beziehung zwischen Lübeck und dem Reich visualisierte.

Bei den Feiern Lübecks zur Reichsfreiheit handelte es sich um eine Inszenierung des Geschichtlichen nach ästhetischen, politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten mit Blick auf die Gegenwart. Die gestaltete Geschichte wurde in der Öffentlichkeit im Medium der Rede, Festschrift, des gesellschaftlichen Rituals und der bildlichen Darstellung als Kunstform begreifbar. Die funktionale Bedeutung der Festtage für Lübeck lag in der Verkehrswerbung für Lübeck als Wirtschaftsstandort, der Demonstration städtischer Selbständigkeit als bürgerlicher Tugend, die das Bild kollektiver Leistungsfähigkeit nach außen vermittelt und der Förderung des Zusammengehörigkeitsgefühls der Einwohner Lübecks unter dem langen Schatten des verlorenen Krieges und einer anhaltenden sozialen und politischen Krise in Deutschland. Die Lübecker haben auf äußerst kreative Weise an ein lange zurückliegendes Ereignis ein erfolgreiches Stadtfest mit überregionalem Echo anzuknüpfen verstanden.

Archäologische Denkmalpflege in Lübeck
Bericht 1993–1994

zusammengestellt von Alfred Falk

Allgemeines

Von 1963 bis 1970 hat Werner Neugebauer in dieser Zeitschrift über die Arbeit des Amtes für Vor- und Frühgeschichte berichtet (ZVLGA 43, 1963 bis ZVLGA 50, 1970). Wir freuen uns, daß die Berichterstattung nach fast einem Vierteljahrhundert wieder aufgenommen werden kann. Jährlich soll nun erneut über die Aktivitäten des Amtes berichtet werden.

Im Januar 1994 beschloß der Senat der Hansestadt Lübeck auf unseren Vorschlag, den Namen „Amt für Vor- und Frühgeschichte" in „Amt für Archäologische Denkmalpflege" zu ändern. Die alte Bezeichnung hatte immer wieder zu Mißverständnissen in der Öffentlichkeit geführt. Der neue Name beschreibt kurz und treffend den Tätigkeitsbereich des Amtes.

Schwerpunkt der Geländearbeiten 1993 waren die bereits in den Jahren davor begonnenen Großgrabungen auf dem ehemaligen LN-Gelände zwischen Fleischhauerstraße – Königstraße – Dr.-Julius-Leber-Straße sowie im Bereich des Karstadt-Neubaus zwischen Schrangen und Fleischhauerstraße. Über beide Grabungen wird weiter unten gesondert berichtet. Das gilt auch für die seit 1991 laufenden baubegleitenden archäologischen Arbeiten im Zuge von Entwässerungsleitungen in der Königstraße und einem Teil ihrer Querstraßen und eine kleinere Grabung im rückwärtigen Bereich des C&A-Gebäudes in der Mühlenstraße. Im März 1993 begann eine kleine, aber intensive Grabung auf den Grundstücken Dankwartsgrube 34–38; vergl. Bericht unten.

Die Durchführung dieser Ausgrabungen wurde einerseits möglich durch die Bewilligung und Finanzierung von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen durch das Arbeitsamt und die Hansestadt Lübeck. Andererseits unterstützten Bauherren und Investoren mit relativ hohen Summen die Archäologie und machten so die Einstellung qualifizierter Mitarbeiter (Grabungsarbeiter, Techniker, Zeichner, Wissenschaftler) möglich.

Große Bedeutung für die Erfüllung der Aufgaben des Amtes hat die nun schon mehrere Jahre währende finanzielle Unterstützung des Bundesministers des Inneren für Rettungsgrabungen in der Innenstadt Lübecks. Dadurch können drei erfahrene Mitarbeiter für größere Projekte eingestellt werden. Ohne diese Unterstützung wäre die Bewältigung der archäologischen Arbeiten in der Innenstadt mit den wenigen festen Mitarbeitern nicht möglich.

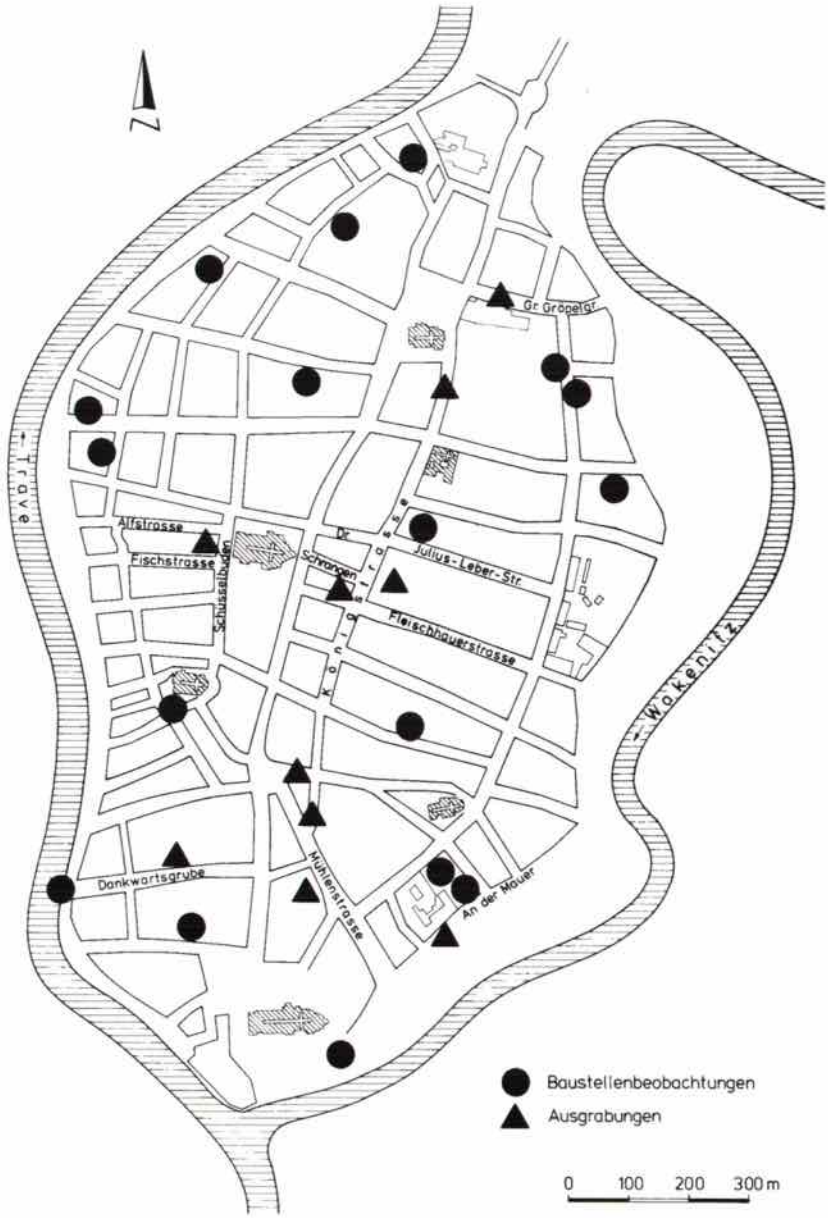


Abb. 1. Hansestadt Lübeck. Lage der im Bericht des Amtes für Archäologische Denkmalpflege 1993/94 erwähnten Ausgrabungen und Baustellenbeobachtungen.

Die personelle Grundausstattung des Amtes besteht zur Zeit aus sieben Mitarbeitern: zwei Wissenschaftler (Amtsleiter, Stellvertreter), ein Verwaltungsbeamter, zwei Grabungstechniker, ein Restaurator/Werkstattleiter und eine Schreibkraft auf einer halben Stelle. Seit dem Ende der Amtszeit Werner Neugebauers ist die Zahl der Planstellen lediglich um eine für einen Wissenschaftler und um die halbe für eine Schreibkraft gewachsen. Alle Versuche, den wachsenden Aufgaben des Amtes durch Erhöhung der Planstellenzahl gerecht zu werden, scheiterten. Die günstige Konstellation 1993, als Verwaltung und politischer Wille der Hansestadt Lübeck die Anhebung der Planstellen durchsetzen wollten, konnte nicht genutzt werden, da drastische Sparmaßnahmen alle Bereiche der Stadtverwaltung erfaßten, um die dringend notwendige Stabilisierung des städtischen Haushalts durchzusetzen. Um so wichtiger sind die oben angeführten Finanzierungen und Förderungen durch außerstädtische Institutionen. So wird es auch in den nächsten Jahren das Ziel sein, für die Bewältigung der Aufgaben Drittmittel zu gewinnen. Dabei wird die Auswertung der Grabungsergebnisse erneut im Vordergrund stehen. Bis 1992 hatte die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Bearbeitung der Holz- und Steinbauphasen der Grabung Alfstraße/Fischstraße gefördert. Der Abschluß der Arbeiten ist für 1994 vorgesehen. Für die Aufarbeitung der Ergebnisse der übrigen Großgrabungen sollen nun neue Forschungsmittel gewonnen werden.

1993 gab es personelle Veränderungen. Am 31.8. schied Prof. Dr. Günter P. Fehring nach Vollendung des 65. Lebensjahres aus dem Amt. Die Stelle wurde trotz der Sparmaßnahmen nach einem halben Jahr wieder besetzt. In der Phase der Wiederbesetzungssperre leitete der Berichterstatter kommissarisch das Amt. Am 1.3.1994 trat Dr. Manfred Gläser, vorher Leiter des Kulturhistorischen Museums Rostock, die Stelle als neuer Amtsleiter an. Die ebenfalls in diesem Jahr vakant gewordene Schreibkraftstelle wurde mit Frau Doris Hoff neu besetzt.

Der Innendienst des Amtes wird beherrscht durch Verwaltungsarbeit im Rahmen von Baugenehmigungsverfahren, an denen das Amt als Obere Denkmalschutzbehörde beteiligt ist. Die Archäologische Denkmalpflege nimmt zu Bauvorhaben mit Bodeneingriffen Stellung und legt ihre Beteiligung während des Bauvorgangs fest. Sind Grabungen unumgänglich, werden Verhandlungen mit Investoren, Bauherren, Planern und Architekten notwendig. Durch die im Juni 1992 in Kraft getretene Landesverordnung Grabungsschutzgebiet „Innere Stadt" sind Bodeneingriffe im Innenstadtbereich genehmigungspflichtig geworden. Entsprechende Genehmigungspflicht besteht bei den 151 unter Schutz gestellten Bodendenkmalen in der Innenstadt und den übrigen Gemarkungen.

Prüfung der Sachlage, Abwägung, Besprechungen mit den Bauwilligen und Abstimmung mit anderen städtischen Ämtern erfordern hohen personellen und zeitlichen Aufwand, der bis jetzt noch mit äußerster Not zu bewältigen war. Die Betreuung kleinerer Bauvorhaben muß dabei leider häufig zu kurz kommen.

An dieser Stelle muß daran erinnert werden, daß die Archäologische Denkmalpflege auch die Aufgabe hat, wissenschaftlich tätig zu sein. Ausdruck dieser Arbeit sind die Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte, von denen 1993 Band 23 erschienen ist. Weitere Bände sind in Vorbereitung. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeiten werden häufig in Referaten und Vorträgen, auch im Rahmen der Veranstaltungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, in Lübeck, aber auch auf Tagungen und Kongressen, der Öffentlichkeit vorgelegt. Zuletzt sind in einer Reihe von Vorträgen auf dem Deutschen Archäologen-Kongreß in Siegen 1993 Ergebnisse präsentiert worden.

Die Veröffentlichungen bringen es mit sich, daß die vorgestellten Funde in der wissenschaftlichen und musealen Öffentlichkeit weit über Deutschland hinaus Beachtung finden. Dies führt häufig dazu, daß immer wieder Zeugen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sachkultur für Ausstellungen ausgeliehen werden. Zur Zeit sind neue Funde aus Lübeck in Lemgo, in Kiel und im Rahmen einer Wanderausstellung der Dresdner Bank, die auch schon im Ausland gezeigt wurde, und demnächst auf großen Ausstellungen in Oldenburg/Old. und in Braunschweig zu sehen. Im Winter 1993 war das Amt durch die Ausleihe von Exponaten an der vom Museum für Kunst und Kulturgeschichte eingerichteten Ausstellung „Der Lübecker Kaufmann" beteiligt und konnte durch Präsentation aus vielen Bereichen der Sachkultur zum Erfolg der Ausstellung beitragen. Seit dem Frühjahr 1994 zeigt das Museum für Kunst und Kulturgeschichte neue herausragende Funde im Rahmen seiner Dauerausstellung.

Alfred Falk M.A.

Die personelle Entwicklung der Archäologischen Denkmalpflege in Lübeck

Auf der Grundlage des § 37 des Gesetzes zum Schutze der Kulturdenkmale (Denkmalschutzgesetz) in der Fassung vom 18. September 1972 wurde im Jahre 1963 ein eigenes Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) als obere Denkmalschutzbehörde in der Hansestadt Lübeck eingerichtet. Wie schon im Bericht von A. Falk erwähnt, verfügt das Amt für Archäologische Denkmalpflege seit nunmehr fast 20 Jahren über die gleiche Anzahl von Planstellen (6 1/2).

Es zeigte sich sehr schnell, daß die nach § 1 des Denkmalschutzgesetzes vorgeschriebene Verpflichtung zur Erhaltung von Kulturdenkmalen mit die-

ser personellen Ausstattung nicht zu erfüllen war. Ursache dafür waren in erster Linie die umfangreichen Bau- und Sanierungsmaßnahmen vornehmlich in der Lübecker Innenstadt, die eine Vielzahl von Bodeneingriffen zur Folge hatten. Aber auch andere durch das Gesetz vorgeschriebene Aufgaben, wie z.B. die Denkmalerfassung, die Auswertung und Dokumentation der Grabungen, die Magazinierung von Kulturgut sowie Verfahren zur Unterschutzstellung von Kulturdenkmalen waren mit dieser personellen Ausstattung nicht umfassend zu leisten.

Im Jahre 1974 gelang es der Amtsleitung erstmalig, ein Forschungsprojekt in Lübeck zu verankern. Das Projekt des Sonderforschungsbereiches 17 der Universität Kiel hatte sich zum Ziel gesetzt, archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen in der Hansestadt Lübeck durchzuführen. In dem Forschungsvorhaben, das von 1974 bis 1983 lief, waren neben wissenschaftlichen, technischen und studentischen Mitarbeitern erstmals auch Grabungsarbeiter beschäftigt, für die das Amt bis heute noch über keine Planstelle verfügt. An Personalkosten wurden rd. 2,5 Mio. und für Sachkosten ca. 1 Mio. DM der Hansestadt Lübeck zur Verfügung gestellt. Diese Mittel führten zu einer ersten Entlastung bei den archäologischen Untersuchungen im Gelände. Die verwaltungsmäßige Betreuung erfolgte durch eine halbtags beschäftigte Verwaltungskraft in Lübeck und durch die Universität Kiel.

Ein weiteres Forschungsprojekt, gefördert von der Stiftung Volkswagenwerk, wurde in den Jahren 1977 bis 1984 durchgeführt. Das Forschungsprojekt hatte zum Inhalt die wissenschaftliche Erschließung älterer archäologischer Funde und historischer Quellen aus der Hansestadt Lübeck.

Das von einem Historiker und von einem Archäologen unter Mithilfe von technischen Zeichnern, Magazinkräften und zahlreichen studentischen Hilfskräften durchgeführte Forschungsvorhaben ermöglichte erstmals eine systematische Sichtung und Aufnahme von Funden, die seit der Amtsgründung im Jahre 1963 in den Magazinräumen gelagert wurden. Über eine Laufzeit von 7 Jahren wurden der Hansestadt Lübeck 2,5 Mio. DM für Personalkosten und 280.000,– DM für Sachmittel zur Verfügung gestellt.

Von 1984 an war die Deutsche Forschungsgemeinschaft Bonn einer der wesentlichen Geldgeber zur Unterstützung der Lübecker Archäologie. Für das von 1984 bis 1992 geförderte Projekt „Archäologie Lübeck" stellte die Deutsche Forschungsgemeinschaft jährlich ca. 250.000,– DM für Personalkosten und 9000,– DM für Sachkosten zur Verfügung. Ein zweites Forschungsvorhaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Archäologie Lübeck – Kaufleuteviertel", das von Mitte 1987 bis August 1992 lief, wurden jährlich ca. 150.000,– DM an Personalkosten bewilligt. Ein Forschungsprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Untersuchung des „Mittelalterlichen

Hausbaus in der Hansestadt Lübeck" wurde für die Jahre 1986 bis 1987 gefördert. An Personalkosten wurden 225.000,– DM und an Sachmitteln 6300,– DM bereitgestellt.

Seit Mitte 1990 fördert der Bundesminister des Innern die archäologischen Rettungsgrabungen mit rd. 250.000,– DM Sach- und Personalkosten jährlich.

Eine besondere Erwähnung müssen in dieser Zusammenstellung die seit 1977 im Amt für Archäologische Denkmalpflege durchgeführten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen finden. In erster Linie wurden die Maßnahmen beantragt, um archäologische Rettungsmaßnahmen überhaupt durchführen zu können. Somit war es möglich, Kulturgut von zum Teil unwiederbringlichem Wert vor der Zerstörung zu bewahren. Auf den seit 1985 durchgeführten archäologischen Großgrabungen in den Bereichen Alfstraße/Fischstraße, Gerade Querstraße und Königstraße/Dr.-Julius-Leber-Straße/Fleischhauerstraße waren zeitweise über 100 ABM-Kräfte beschäftigt.

Insgesamt sind seit der Arbeitsaufnahme des Verfassers, im Mai 1979, mehr als 600 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in einem befristeten Arbeitsverhältnis beim Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege)/Amt für Archäologische Denkmalpflege tätig gewesen. In dieser Zahl sind nicht die studentischen Hilfskräfte und Praktikanten und auch nicht die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die über viele Jahre vom Sozialamt zur Leistung gemeinnütziger und zusätzlicher Arbeit zugewiesen wurden, enthalten. Man muß sicher nicht über ein großes Vorstellungsvermögen verfügen, um ermessen zu können, wie sich angesichts dieser Zahlen die tägliche Verwaltungsarbeit des Verfassers gestaltete. Die Problematik wird besonders deutlich, wenn man weiß, daß der überwiegende Teil der Beschäftigten anfangs weder über Verwaltungserfahrung noch über archäologische Kenntnisse verfügte.

Bevor die einzelnen Maßnahmen beginnen konnten, waren vorher umfangreiche organisatorische Fragen zu klären. So mußten beispielsweise bei den Mittelbewilligungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Stiftung Volkswagenwerk oder bei den Bundeszuschüssen zunächst die Spendenannahmen durch die politischen Gremien erfolgen und die stellen- bzw. haushaltsrechtliche Ordnung hergestellt werden.

Dabei war die gute Zusammenarbeit mit den verschiedenen städtischen Ämtern, wie z.B. dem Amt für Zentrale Verwaltungsaufgaben, dem Personalamt, dem Kämmereiamt und dem Amt für Kultur wichtige Voraussetzung dafür, daß die Projekte antragsgemäß beginnen konnten. Insbesondere dann, wenn beispielsweise eine Anschlußfinanzierung erst am 30. Dezember eintraf und die Weiterbeschäftigung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ab 1. Januar erfolgen sollte.

Das gleiche galt auch für die Durchführung der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Hier muß man besonders dem Arbeitsamt und dem Personalamt danken, die nunmehr schon über 15 Jahre die archäologischen Arbeiten unterstützen. Das Spektrum der dabei zugewiesenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war dabei sehr breit gefächert. So wurde u.a. eine Vielzahl von Wissenschaftler/innen, Technischen Zeichner/innen, Magazinkräften, Fotograf/innen, Schreibkräften, Grabungstechnikern, Bauhandwerkern, Grabungsarbeiter/innen und Hilfskräften beschäftigt. Die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sind mittlerweile zu einem unverzichtbaren Instrument in der archäologischen Denkmalpflege geworden. Zumal sie in beispielhafter Weise die Kulturpolitik mit der Arbeits- und Sozialpolitik verknüpfen. Darüber hinaus hat es sich in den letzten Monaten gezeigt, daß eine weitere finanzielle Unterstützung für Forschungsprojekte immer schwieriger zu erhalten ist.

Die Archäologische Denkmalpflege ist mittlerweile zu einem festen Bestandteil im Verwaltungsgefüge der Hansestadt Lübeck geworden, und die Bedeutung der Lübecker Archäologie ist auch außerhalb der Stadt anerkannt worden. Diese Anerkennung wurde besonders deutlich durch die Aufnahme großer Teile der Lübecker Innenstadt in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO im Dezember 1987 mit ausdrücklicher Erwähnung der Erfolge der Lübecker Archäologie. Diese Auszeichnung bedeutet aber auch gleichzeitig die Verpflichtung, weiterhin Bodendenkmale vor der Zerstörung zu bewahren. Es ist offensichtlich, daß diese Aufgabe in Zukunft nicht allein mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und durch Forschungsvorhaben bewältigt werden kann.

Friedhelm Anderl

Quer durch die Stadt

Eine von den Aufgaben des Amtes für Archäologische Denkmalpflege ist die Betreuung aller Baustellen mit Bodeneingriffen. Die Innenstadt ist für die Archäologen von besonderem Interesse, da dort laut LVO Grabungsschutzgebiet „Innere Stadt" sogar alle Bodeneingriffe genehmigt werden müssen. Weder die Größe einer Baumaßnahme noch ihre Dauer ist dabei maßgebend; es können sich darunter große Baustellen befinden, wie z.B. der Kanalisationswechsel in der Königstraße (ca. 1000 m Länge und eine Zeitdauer von 3,5 Jahren) oder Hausanschlüsse für Gas- oder Wasserleitungen, die nur 1 Tag dauern. Für alle diese Baumaßnahmen ist der sog. „Stadtläufer" zuständig.

1993 ergaben sich aus Bauvorhaben über 100 Baustellen mit Bodeneingriffen, von denen 19 archäologisch untersucht wurden: Beckergrube 88, Dankwartsbrücke, Dankwartsgrube 3, Dr.-Julius-Leber-Straße 21, Engelswisch 31, Fischergrube 17–21, Fischergrube 42, Glockengießerstraße 62,

Große Kiesau 18, Hartengrube 6–8, Kleine-/Große Altefähre, Langer Lohberg 23, Langer Lohberg 31, Musterbahn 19, Siebente Querstraße 8, St. Petri-Kirchhof – Große Petersgrube, St. Annenstraße 11/13, Wahmstraße 47–53 und Weberstraße 24. Bei diesen Maßnahmen handelt es sich um Haussanierungen oder Anschlüsse für verschiedene Leitungen. Dabei konnten Einblicke in die Strukturen und die Geschichte der einzelnen Häuser gewonnen werden. Aus fünf weiteren Baustellen sind länger andauernde Grabungen geworden: Königstraße zwischen Glockengießerstraße und Jacobikirche, Königstraße von der Mühlenstraße nach Norden bis Parzelle Königstraße 102–98, Aegidienstraße, An der Mauer und Große Gröpelgrube. Bei diesen Baumaßnahmen handelt es sich ausnahmslos um Erneuerungen oder Neuverlegungen der Entwässerungsleitungen. Zu diesem Zwecke wird entlang der Straße ein 3 bis 5 m tiefer und ca. 2 bis 3 m breiter Bauschacht abgetieft, von dem jeweils Hausanschlußschächte abzweigen. Die Bauarbeiten werden von Anfang an seitens eines festen Grabungsteams durch gezielte archäologische Untersuchungen begleitet. Die Grabungsergebnisse werden im folgenden kurz vorgestellt.

Königstraße

Von dieser seit 1991 andauernden Maßnahme wurden 1993 zwei Abschnitte fertiggestellt: 1. Im Norden zwischen Glockengießerstraße und Jacobikirche; 2. Im Süden von der Mühlenstraße nach Norden bis zur Parzelle Königstraße 102–98. Dabei wurde der fast 1000 m lange Schnitt durch den Stadthügel weiter verfolgt, Untersuchungen an der Wasserleitung der Brauerwasserkunst vor dem Hüxterdamm wurden durchgeführt. Im nördlichen Abschnitt wurde als ältester Befund eine sandige Siedlungsschicht festgestellt, die vorgeschichtliche Keramik enthalten hat. Die geborgenen Scherben sind sehr klein, so daß eine genaue Analyse und somit eine Datierung unmöglich ist. Deswegen kann dieser Horizont vorläufig nur grob in die Bronze- oder vorrömische Eisenzeit datiert werden. Ähnliche Schichten konnten bereits vor einem Jahr im Bereich der Hundestraße und am Koberg entdeckt werden. Somit ist ihre Ausdehnung zwischen Hundestraße im Süden und wenigstens Große Gröpelgrube im Norden durch eine Neuentdeckung faßbar. (Über Befunde in der Großen Gröpelgrube wird unten berichtet.) Ins Mittelalter ist in diesem Abschnitt eine dünne Kulturschicht, ein Laufhorizont des 13. Jh., zu setzen. Ihre geringe Mächtigkeit von 20–30 cm deutet auf eher bescheidene menschliche Aktivitäten auf diesem Gebiet hin.

In dem südlichen Abschnitt konnten Befunde mit vorgeschichtlicher Keramik nicht nachgewiesen werden. Ins Mittelalter sind mehrere Schichten zu setzen, die als Lauf-, Nutzungs- oder Planierhorizonte auftreten. Sie erreichen eine Mächtigkeit von 0,6–0,8 m und wurden auf einer Tiefe von



Abb. 2. Hansestadt Lübeck, Königstraße (HL 91). Spätmittelalterliche zweiteilige Rohre der Brauerwasserkunst vorm Hüxtertor (Neg.-Nr. A 27561).

2,4–2,6 m unter der heutigen Asphaltdecke angetroffen. Durch eine konstante Feuchtigkeit haben sich neben zahlreichen Keramikfragmenten auch Leder- und Holzreste erhalten. Vor dem Haus Königstraße 102–98, in einem schmalen Graben für den Hausanschluß, konnte eine Befestigung des untersten Laufhorizontes in Form eines Straßenbelages nachgewiesen werden. Der Belag besteht aus quer zur Straße verlegten kleinen Rundhölzern, deren Durchmesser ca. 8–10 cm beträgt. Wie es scheint, wurden keine Schwellen verwendet.

Diesem Belag folgt ein jüngerer, der allerdings ca. 70 cm höher liegt. Dazwischen befinden sich mehrere Kulturschichten, die stark mit Holzresten (Ästen) durchsetzt sind. Vielleicht handelt es sich hier um eine andere Art der Oberflächenbefestigung. Im Gegensatz zum ersten Belag wurde der zweite aus massiven Hölzern gebaut. Die Konstruktion besteht aus entlang der Straße in zwei Reihen liegenden Schwellen und quer darauf dicht nebeneinander gelegten Hölzern des Belages. Als Lagerhölzer wurden Rundhölzer mit einem Durchmesser von ca. 15 cm verwendet, für den Belag selbst sind überwiegend 13 cm starke und 60 cm breite Kanthölzer oder Spaltbohlen benutzt worden. Der Schwellenabstand beträgt 1,2 m. Die Datierung konnte vorläufig aufgrund der Keramik erfolgen und ergab für beide Beläge das 13. Jahrhundert.

Auch in diesem Jahr konnte in der Königstraße eine hölzerne Wasserleitung auf einer Länge von 87 m beobachtet und untersucht werden. Sie gehört zur „Brauwasserkunst vor dem Hüxtertor", welche als private Anlage der Brauer zwischen 1291 und 1294 angelegt wurde. Sie ist die älteste der bekannten „Wasserkünste" in Lübeck. Das Wasser der durch den Hüxterdamm aufgestauten Wakenitz wurde mittels eines Schöpfrades in den Hochbehälter befördert und von dort in die hölzerne Leitung gedrückt. Diese verläuft unterirdisch jeweils inmitten der Straße und besteht aus Rohren, welche den eigentlichen Wassertransport besorgten. Ihre Verbindungen waren sehr aufwendig gestaltet. Die Endpunkte der Leitung bilden die Sode in den Straßen, die Hausanschlüsse in den Kellern der einzelnen Häuser oder die Sode in Hinterhöfen. Die Rohre bestehen aus Eichenholz. Es konnten grundsätzlich zwei Typen erkannt werden, die sich in konstruktiver, technologischer und zeitlicher Hinsicht voneinander unterscheiden. Zur Herstellung des älteren, zweiteiligen Typs wurde einem außen bearbeiteten Baumstamm längs ein ca. 8 cm starker Deckel abgesägt und aus dem Unterteil eine U-förmige Rinne ausgestemmt. Danach wurde Werg als Dichtung aufgelegt und der Deckel aufgenagelt. Dieser Typ tritt auf diesem Abschnitt der Königstraße dreimal auf. Der jüngere, einteilige Typ besteht aus einem längs durchbohrten Baumstamm. Solche Rohre wurden elfmal gefunden. Beide Rohrtypen sind im Querschnitt etwa quadratisch und weisen eine seitliche Kantenlänge von

32–40 cm auf. Die Länge der Rohre schwankt erheblich und liegt meist zwischen 6 und 10,8 m. Dabei sind die Rohre des älteren Typs durchschnittlich etwas länger als die des jüngeren. Der lichte Durchmesser der Wasserrinne schwankt zwischen 12 und 20 cm. Verbindungsstücke zwischen den Rohren bestehen aus Holz oder Metall. Bislang sind drei unterschiedliche Konstruktionen bekannt. Die einfachste stellt zugleich den ältesten Typ dar. Er kommt ohne ein eigentliches Verbindungselement zwischen den Rohren aus. Die beiden Rohrenden sind passend zueinander zugearbeitet, überlappen sich also und sind miteinander vernagelt. Die Fuge auf der Sohle des Wasserlaufes ist zusätzlich mit einem Bleiblech abgedichtet. Der aufwendigste Verbindungstyp 2 ist ein vielteiliges Gebilde. Es besteht aus einem mächtigen Querholz mit einer doppelkonischen Öffnung in der Mitte, in der die beiden konisch zugebeilten Rohrenden stecken. Auf jeder Seite ist der Anschluß mit 4 entsprechend zugearbeiteten Brettern abgedeckt, die zur Befestigung und Abdichtung dienten. Dieser Typ wurde in diesem Jahr dreimal entdeckt. Beim jüngsten Typ 3 werden die beiden Rohrenden durch eine Bleimuffe verbunden. Diese besteht aus einem Rohr mit seitlich angelöteten Flanschen, welche mit den Rohrenden vernagelt sind. Solche Konstruktion tritt viermal auf. Bei allen Verbindungstypen wurde zur Abdichtung zusätzlich Werg (Hanffasern) benutzt.

Durch die Leitung in der Königstraße floß das Wasser von Norden nach Süden und speiste die Entnahmestellen. Als solche sind die hölzernen Straßensode anzusprechen. Die in diesem Jahr aufgedeckten Sode befinden sich auf der Ostseite der Königstraße: der erste beim Haus Nr. 127 und der zweite auf der Kreuzung mit der Mühlenstraße. Die Sode sind üblich dicht an der Kellermauer in die Erde eingelassen und waren vermutlich mit einem Deckel abgedeckt. Sie sind im Grundriß quadratische Kästen mit Boden und weisen eine lichte Seitenlänge von 1,2 m auf. Beide wurden aus 8 bis 10 cm starken und ca. 60 cm breiten Bohlen gefertigt. Die Bohlen sind an innerhalb des Kastens stehende Eckpfosten genagelt, die Nahtstellen mit Werg abgedichtet. Die erhaltene Tiefe des Sodes vor dem Haus Nr. 127 beträgt 2,25 m. Ein durchbohrtes Rohr, das an ihn mit einer Bleimuffe angeschlossen war, diente der Zuführung des Wassers. Der zweite Sod besteht aus zwei nebeneinander liegenden Kammern und stellt damit einen unbekannten Typ dar.

Die Straßensode waren als Wasserquelle wohl für mehrere Haushalte zugänglich, was an eine gemeinschaftliche Nutzung denken läßt. Rein privaten Charakter haben dagegen die Wasseranschlüsse, durch die das Wasser in die in den Hauskellern aufgestellten Behälter eingeleitet wurde. Vermutlich war das Haus Königstraße Nr. 105 mit einem solchen Anschluß ausgestattet. Dafür wurde ein fast rechtwinklig zur Hauptleitung verlegtes Rohr des durchbohrten Types verwendet. Von den technischen Details ist noch eine Abzwei-

gung des Leitungsnetzes in die untere Aegidienstraße zu erwähnen. Dafür wurde ein durchbohrtes Rohr verwendet, das an die Hauptleitung durch eine massive Muffe aus Kupfer angeschlossen wurde.

Das Leitungsnetz mußte gleichzeitig mit der Errichtung der „Brauerwasserkunst vor dem Hüxtertor" 1291/1294 oder kurz danach verlegt werden. In der südlichen Königstraße ist es spätestens seit dem im Jahre 1419 erfolgten Anschluß des Domkapitelbereichs an die Leitung bekannt.

Aegidienstraße

In der Aegidienstraße wurde die Erneuerung der Kanalisation von der Sandstraße im Westen bis zur Parzelle Nr. 27 im Osten archäologisch begleitet. Dabei konnte die gleiche Schichtenabfolge wie in dem südlichen Abschnitt der Königstraße festgestellt werden. Weiter konnten Straßenbeläge auf der Nordseite der Straße vor dem Haus Nr. 10 und vor dem Eckhaus Aegidienstraße/Königstraße Nr. 113 aufgedeckt werden. Beide liegen auf der untersten, mittelalterlichen Nutzungsschicht fast 2 m unter der heutigen Straßenoberfläche. Während der zuerst erwähnte Belag aus Rund- und Kanthölzern besteht, die dicht nebeneinander liegen, ist der andere aus 60–80 cm langen Zweigen und Aststücken verlegt. Bei keinem konnte eine Unterbaukonstruktion festgestellt werden. Beide Beläge scheinen nur eine lokale Straßenbefestigung gewesen zu sein.

Große Gröpelgrube

In der Großen Gröpelgrube wurde die Kanalisation zwischen der Rosenstraße im Osten und dem Koberg im Westen ausgewechselt. Die heutige Straße fällt stark vom Westen nach Osten ab. Besonders auffallend ist das im oberen Bereich, wo das Gefälle auf 25 m Länge 2 m beträgt. Im Mittelalter, vor der Besiedlung des Stadthügels, betrug das Gefälle mit 3,5 m fast doppelt soviel. Es wurde im Laufe der Jahrhunderte durch Aufbringen von Erde abgeschwächt, was aber dazu geführt hatte, daß heute alle älteren Schichten ziemlich tief unter der Straßenoberfläche liegen.

Wie in der Königstraße wurde auch in der Großen Gröpelgrube auf dem gewachsenen Boden eine Siedlungsschicht mit vorgeschichtlichen Keramikresten entdeckt. Sie könnte eine Besiedlung des Stadthügels in der Bronze- oder vorrömischen Eisenzeit bestätigen. (Die Ausdehnung der Schicht ist bereits oben angesprochen.) Die mittelalterlichen Schichten, die kurz nach der Stadtgründung entstanden sind, liegen heute 2–2,30 m unter der Straßenkante. Ihre Oberfläche war mit einem Straßenbelag befestigt, der aber nicht durchgehend, sondern stellenweise verlegt worden war. Ein besonders interessanter Belag wurde vor den Häusern Nr. 7 und Nr. 9 entdeckt. Er ist 13 m



Abb. 3. Hansestadt Lübeck: Große Gröpelgrube (HL 102). Straßenbelag aus dem frühen 13. Jahrhundert (Neg.-Nr. A 27560).

lang und besteht aus Rundhölzern, die quer zur Straße verlegt worden sind. Sowohl sein Ost- als auch sein Westende ist erfaßt. Gegenüber der Parzellengrenze der o.g. Häuser weist er eine 0,5 m breite Unterbrechung auf. Sie wurde mit Back- und Natursteinen ausgeflickt und deutet darauf hin, daß der Belag getrennt in zwei Teilen von den jeweiligen Hausbesitzern oder Hausbewohnern verlegt worden war. Eine Unterbaukonstruktion als auch eine volle Breite des Belages konnte nicht festgestellt werden. Weiter westlich konnte die Straßenbefestigung im Bereich der Häuser Nr. 1 und 3 nachgewiesen werden. Diese ist aber bereits im Mittelalter stellenweise entfernt worden und nur als Holzabdrücke sichtbar. Die Straßenbeläge in der Großen Gröpelgrube sind älter als das Heiligen-Geist-Hospital und lassen sich in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datieren.

An der Mauer

Zu den wichtigsten Ergebnissen der Untersuchung An der Mauer vor und auf dem Gelände der Badestelle „Krähenteich" gehört die Entdeckung der Uferbefestigung der aufgestauten Wakenitz. Sie konnte, wenngleich lückenhaft, 17 m östlich von der Stadtmauer auf einer Länge von ca. 11 m beobach-

tet und untersucht werden. Die Anlage besteht aus einer direkt an der Uferkante stehenden Pfahlreihe und aus einer von Westen gegen sie ziehenden Bohlenwand. Bei den Pfählen handelt es sich um massive Kanthölzer mit einer Breite von 20 bis 30 cm. Für die Bohlenwand wurden starke Bohlen benutzt, die z.T. mit eisernen Nägeln an die Pfähle genagelt waren. Mit dieser Entdeckung ist die Entfernung des Wakenitzufers zur Stadtmauer nach der letzten Aufstauung auf 17 m festgelegt. Die Datierung wird durch Dendrochronologie erfolgen. Mieczyslaw Grabowski M.A.

Rettungsgrabungen im Handwerkerviertel

Von 1990 bis 1993 unternahm das Amt für Archäologische Denkmalpflege – durch den geplanten Bau einer Einkaufspassage gezwungen – seine bisher größte Altstadtgrabung. Rund 5000 m² des insgesamt 7500 m² großen Areals an der Königstraße waren im Zuge des Bauvorhabens archäologisch zu untersuchen. Die Finanzierung der Grabungsmannschaft (zwischen 18 und 56 Personen) erfolgte überwiegend durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und zu einem kleinen Teil aus Mitteln des Bundesministers des Innern sowie des Investors, Sachmittel waren von der Hansestadt Lübeck bereitzustellen. Auf eine systematische Ausgrabung des ganzen Areals mußte aufgrund eines vorgegebenen Zeitplanes verzichtet werden. Zudem waren die archäologischen Untersuchungen in einen festen Bauablaufplan eingebunden, d.h. sie liefen größtenteils parallel zu den Abbruch-, Gründungs- und Hochbauarbeiten für den Neubau. Lediglich in der ersten Grabungsphase (1990/1991) konnte eine ca. 1200 m² große Fläche sorgfältig untersucht und dokumentiert werden. Für die zweite Grabungsphase (1992/93) wurde dann versucht, mit Überstunden- und Wochenendarbeit folgendes Notkonzept zu realisieren: Schwerpunkt der wissenschaftlichen Untersuchung waren Funde und Befunde des 12. und 13. Jahrhunderts; darüber liegende jüngere Kulturhinterlassenschaften konnten nur in einer Art „Grobverfahren" erfaßt werden. Diese mußten, um die älteren Schichten in der vorgegebenen Zeit zu erreichen, mit technischer Hilfe (Baggereinsatz) sehr schnell erschlossen und dokumentiert werden. Für die Bergung von Funden blieb hier häufig kaum Zeit.

Die Hauptfragestellung zielte auf Befunde und Funde der schriftlich überlieferten Gründungen Lübecks in den Jahren 1143 und 1158/59 sowie Spuren einer eventuellen slawischen Vorbesiedlung. – Bisher geht man davon aus, daß dieser Bereich des Stadthügels im Zuge der welfischen Zweitgründung von 1158/59 aufgesiedelt wurde. Aufgrund der Größe der Grabungsfläche (15 mittelalterliche Parzellen) waren weiterhin Ergebnisse zu Grundstücks-, Bebauungs- und Gebäudestrukturen sowie zu wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragenkomplexen (Handwerkerviertel!) zu erwarten.



Abb. 4. Hansestadt Lübeck, Fleischhauerstraße 37. Grundschwellen des Holzhauses 7573 mit Zugangsrampe im Osten (vorne links). Datierung: Frühjahr/Sommer 1232 (Fälldatum) (Negativ-Nr. 25541/A).

Die Ausgrabungen ergaben, daß der heute eher flache Geländeabfall nach Osten nicht dem Zustand entsprach, den die ersten Siedler hier vorfanden: Es zeigte sich, daß das Gelände von der Königstraße bis zur östlichen Grabungsgrenze stark abschüssig war (Niveauunterschied etwa 3,50 m). Erst im Laufe der Jahrhunderte haben sich am Rand dieses Hanges 4 bis 5 m mächtige Kulturschichten abgelagert. Als erster Siedlungsniederschlag wurden ca. 50 cm tiefe und etwa 1 bis 1,5 m breite Gräben festgestellt, die z.T. unter den späteren Grundstücksgrenzen verliefen. Als Deutung käme zum einen eine Funktion als Eigentumsgrenze in Betracht, zum anderen mögen besonders die hügelabwärts laufenden Rinnen zur Drainierung des Geländes angelegt worden sein. Weiterhin fand sich eine Vielzahl unterschiedlich großer und tiefer Gruben, die je nach Füllung als Abfallgruben oder Materialentnahmegruben zu deuten sind.

Die ersten Gebäude bestanden aus Holz; dies gilt sowohl für die in Straßennähe befindlichen Haupthäuser als auch für Wirtschaftsgebäude in den Höfen. Die Breite der Haupthäuser lag zwischen 7 und 10 m, ihre Länge zwischen 12 und 14 m. Die Wände bestanden aus eingegrabenen, auf Stoß gesetzten senkrechten Bohlen, aber auch Stabwände in genuteten Schwellen waren vertreten. In den größeren Gebäuden fanden sich Reste von Feuerstellen, so daß eine Deutung als Wohnhaus erlaubt ist.

In den Höfen gab es hölzerne Brunnen, Ställe sowie Nebengebäude, in denen aufgrund des hier angetroffenen Fundspektrums auf handwerkliche Tätigkeit der Benutzer geschlossen werden kann. Metallschlacken und Eisenfunde deuten auf die Tätigkeit eines Schmiedes, Abfälle der Bernstein-, Leder- sowie der Knochenbearbeitung kommen ebenso vor, wie Überreste der Edelmetallverarbeitung; weiterhin ist Bronzeguß durch zahlreiche zerschlagene Gußformen nachgewiesen.

Zum größten Teil waren die Grundstücke bereits durch hölzerne Zäune voneinander getrennt. Flechtzäune innerhalb der einzelnen Grundstücke, die



Abb. 5. Hansestadt Lübeck, Königstraße 55. Freilegung von Holzkastenbrunnen 11272 und Findlingsring 11270. Datierung: um 1194 für den Holzkastenbrunnen und 14./15. Jahrhundert für den Findlingsring (nach Fundmaterial der Verfüllung). (Negativ-Nr. 25929/A).

kleinere Areale eingrenzten und in denen sich starke Mistschichten fanden, belegen Viehhaltung. Auf einigen Parzellen konnten hölzerne Wege festgestellt werden, die wohl das Begehen der vermutlich sehr schlammigen Hofbereiche erleichtern sollten. Auch fanden sich wiederholt Stümpfe von Obstbäumen, deren Vorhandensein nahelegt, daß in einem Teil der doch sehr großen Grundstücke auch gärtnerische Nutzung stattfand. Nach den bisherigen dendrochronologischen Daten ist nach dem jetzigen Kenntnisstand mit einem Siedlungsbeginn in den 90er Jahren des 12. Jahrhunderts zu rechnen. Spuren einer slawischen Vorbesiedlung wurden, abgesehen von einer bescheidenen Anzahl spätslawischer Keramikfragmente, nicht erfaßt.

In der nächstjüngeren Siedlungsperiode wurde einem 1211/12 errichteten Pfostenbau auf dem Grundstück Dr.-Julius-Leber-Straße 36 in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Backsteingebäude von annähernd quadratischem Grundriß angefügt. Ein Durchgang an der „Nahtstelle" zwischen Holz- und Steingebäude bezeugte eindeutig deren gleichzeitige Funktion.

Wiederholt war festzustellen, daß die hölzernen Gebäude nach Schadenfeuern ausgebessert, erweitert oder gar erneuert wurden. Dabei lösten Stabwände in genuteten Schwellen die älteren aus eingegrabenen Bohlen bestehenden Hauswände ab. Weiterhin wurden nun auch in Ständerbauweise ausgeführte Häuser errichtet, wie wir sie aus dem Kaufleuteviertel bereits kennen (Grabung Alfstraße/Fischstraße) sowie auch Ständerbauten mit lehmverstrichenen Flechtwänden errichtet.

Für das ausgehende 13. Jahrhundert ließ sich die Verdrängung der Holzbauten an der Straßenfront durch das typische Lübecker Dielenhaus in Backstein feststellen, zuweilen bereits mit unterkellertem Flügelbau auf der Rückseite ausgestattet. Die in den Höfen freigelegten Nebengebäude wurden jedoch immer noch in Holz ausgeführt. Für ihre ehemalige Nutzung gab es verschiedene Anhaltspunkte: Durch Abfallprodukte waren Paternostermaker, Knochenschnitzer, Schmiede sowie weitere metallverarbeitende Gewerbe nachweisbar; Mist- bzw. Strohfunde hingegen wiesen auf Zweckbauten (Scheune oder Stall) hin. Die Wasserversorgung erfolgte weiterhin durch private Brunnen, die nunmehr jedoch aus Feldsteinen bzw. Backsteinen hergestellt waren. Die in den hinteren Hofbereichen gelegenen Kloakenschächte bestanden noch überwiegend aus Holz und wurden erst im Laufe der Zeit von Backsteinkloaken abgelöst. Zur Befestigung der Höfe verwendete man nun ebenfalls überwiegend Feldsteine und Backsteine.

Ende des 14. Jahrhunderts sowie im Verlauf des 15. Jahrhunderts verdichtete sich die Bebauung weiter: Auch die übrigen Dielenhäuser erhielten Hofseitenflügel, hölzerne Zäune wurden durch steinerne Grundstücksgrenzen, die sogenannten Glintmauern, abgelöst, zwischen welchen am Ende der

Grundstücke erste Quergebäude in Backstein errichtet wurden. Auch für diesen Zeitraum liegt ein breites Spektrum von Fundmaterialien der häuslichen Sachkultur sowie Belege für gewerbliche Nutzungen in den Höfen vor, wobei die Verarbeitung bzw. Bearbeitung von Metallen immer noch einen Schwerpunkt zu bilden scheint.

Insgesamt wurden etwa 150.000 Fundgegenstände geborgen, ca. 8000 Befunde finden Niederschlag in rund 1500 Zeichnungen und ebensovielen Fotos, annähernd 2000 Proben wurden für die dendrochronologische Bestimmung der Bauhölzer geschnitten. Nach Abschluß der Geländearbeiten war das Dokumentations- und Fotomaterial zu archivieren, das anorganische Fundgut zu reinigen, zu beschriften und zu magazinieren, das organische durch Tiefgefrieren vorläufig zu sichern. Lediglich die besonders korrosionsgefährdeten Fundstücke, wie z.B. Gegenstände aus Eisen, wurden umgehend konserviert; gleiches gilt für hunderte von geborgenen Holzgegenständen. Materialien wie Leder und Textilien wurden ebenso wie Erdproben eingefroren und somit vorläufig gesichert.

Finanziell noch nicht gelöst ist die wissenschaftliche Aufarbeitung von Befunden und Funden. Dies ist um so bedauerlicher, da gegenüber anderen Bereichen des Lübecker Stadthügels Ergebnisse aus größeren archäologischen Untersuchungen im Handwerkerviertel weit zurückstehen. Da die Handwerker im mittelalterlichen Lübeck die Mehrheit der bürgerlichen Bevölkerung bildeten und nicht nur für die eigene Bevölkerung, sondern auch für den Export arbeiteten, käme den hier zu erzielenden Ergebnissen auch überregional große Bedeutung zu. Vielfache, nur seitens der Archäologie zu beantwortende Fragen, z.B. zur Geschichte von Handwerk und Technologie, könnten einer Beantwortung zugeführt werden. Zudem bestünde durch den Vergleich mit den Ergebnissen der Grabung Alfstraße/Fischstraße (Kaufleuteviertel) erstmals die Möglichkeit zu großflächigen grundstücksübergreifenden Strukturuntersuchungen in zwei sozial unterschiedlich zusammengesetzten Stadtbereichen. Ingrid Schalies M.A.

Bauhistorische und archäologische Untersuchungen vor dem Karstadt-Neubau

Beginnend im April 1992 wurden auf dem für den Karstadt-Neubau vorgesehenen Areal zwischen Schrangen, Fleischhauerstraße und Königstraße ein Jahr lang Ausgrabungen durchgeführt (vergl. Vorbericht in: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein Heft 3, 1992, S. 39–42).

Das Gelände war durch mittelalterliche Keller meist tiefgründig gestört. Das heißt, mittelalterliche Siedlungsschichten ließen sich nur noch in winzigen Bereichen feststellen. Ein großer Teil der Arbeit bestand in der Doku-

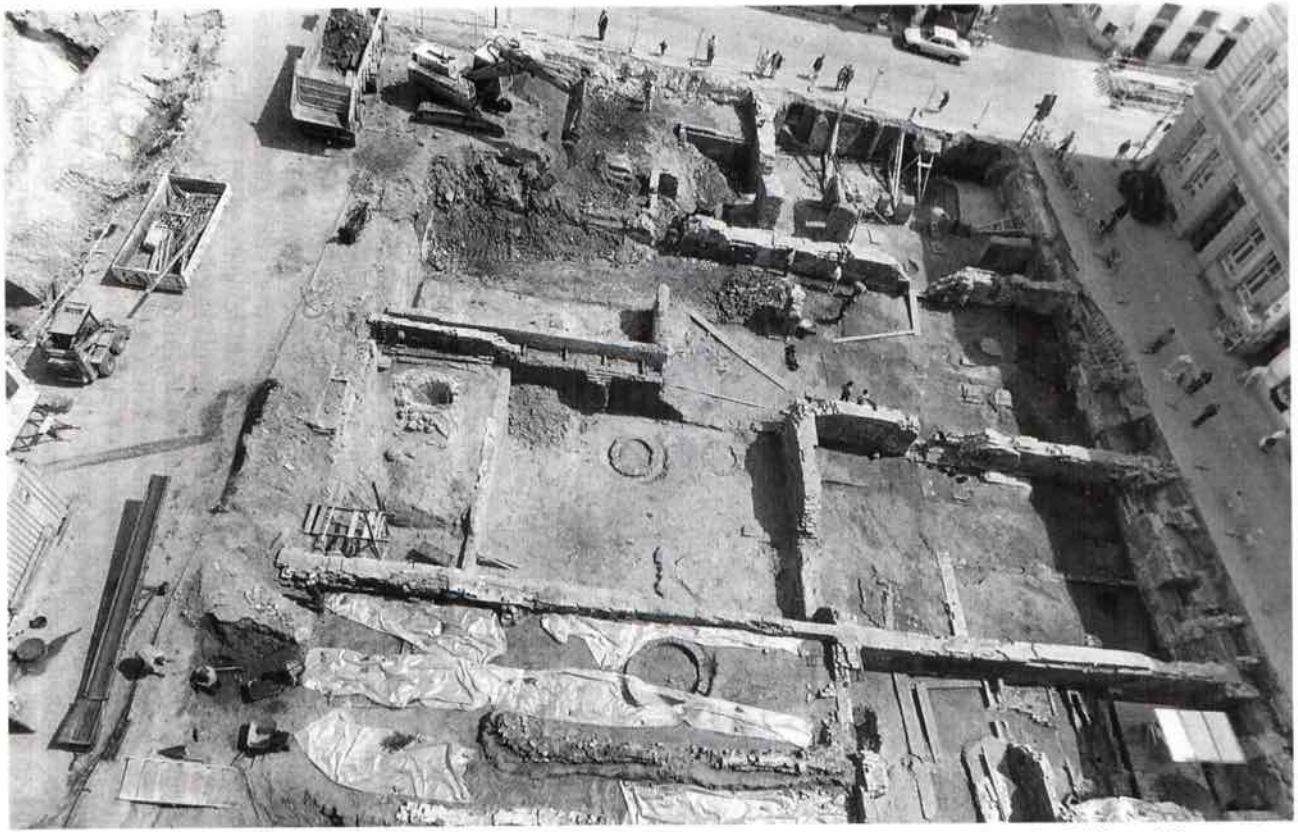


Abb. 6. Hansestadt Lübeck. Ausgrabungen zwischen Schrangen, Königstraße und Fleischhauerstraße. Blick auf die enttrümmerten Keller Fleischhauerstraße 13-19 (Neg.-Nr. A 24058).

mentation des vor allem im Bereich der Grundstücke Fleischhauerstraße 13–19 noch vorhandenen mittelalterlichen Kellermauerwerks. Die unterschiedlich großen Brunnen und Kloaken, die fast alle große Mengen spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Haushaltsgegenstände enthielten, bildeten einen weiteren arbeitsintensiven Teil der Ausgrabung.

Unter den Funden waren einige bisher in Lübeck noch nicht bekannte Gegenstände. Dazu gehören die beiden Madonnenfiguren, die im Beitrag von Sabine Schmidt-Hofmann in diesem Band der Zeitschrift behandelt werden.

Bis zur endgültigen Vorlage aller Grabungsergebnisse werden noch Jahre vergehen. Ein Teil der Baubefunde wird in Band 24 der Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte und in einem der folgenden Bände publiziert.

Alfred Falk M.A.

Ausgrabung im Wohnbereich des Domkapitels

Als 1966 an der Mühlenstraße 34–48/Kapitelstraße 1 im Süden des Lübecker Stadthügels eine große Baugrube für das C&A-Kaufhausgebäude ausgehoben wurde, konnte das Amt für Vor- und Frühgeschichte der Hansestadt Lübeck nur baubegleitende Fundbergungen durchführen. Es wurden damals sieben Kloakenschächte im Zuge der Baumaßnahme aufgedeckt; sowohl Holzkloaken als auch aus Backstein bzw. Findlingen erbaute Gruben. Die zahlreichen aus den Kloaken und Kulturschichten gewonnenen Funde (Keramik, Holzgegenstände, Leder- und Stoffreste) konnten in den breiten Zeitabschnitt vom 13.–18. Jahrhundert datiert werden. Eine Dokumentation der dem Baggern zum Opfer gefallenen Mauerbefunde war nicht möglich.

Ein neues, für den Sommer 1993 geplantes Bauvorhaben, an gleicher Stelle, bot dem Amt für Vor- und Frühgeschichte eine Möglichkeit, an die damaligen Untersuchungen in Form einer Ausgrabung anzuknüpfen. Die von Anfang Juli bis Mitte August dauernden Ausgrabungen wurden durch die Bauherrin (Fa. C&A) finanziell stark unterstützt. Die Untersuchungen beschränkten sich auf etwa die Hälfte der 150 m² großen Baugrube des geplanten Anbaus. Es wurden lediglich etwa 1 m mächtige, stark gestörte Kulturschichten beobachtet, die durch zahlreiche, von verschiedenen Niveaus eintiefende Gruben geschnitten wurden. Drei mit Fäkalienmaterial verfüllte Abfallgruben haben außer Keramik auch organische Materialien (Holzschalen, Leder) geliefert. In einer Grube der älteren Periode wurde ein in anatomischer Lage liegendes Rinderskelett freigelegt (Abb. 7). Es handelt sich dabei nicht um eine Bestattung. Die Grabungsfläche hat übergreifend drei Parzellen (Mühlenstr. 42–46) in ihrem mittleren Hofbereich geschnitten, wo Bebauungsreste nicht zu erwarten waren. Wir hatten aber gehofft, Spuren

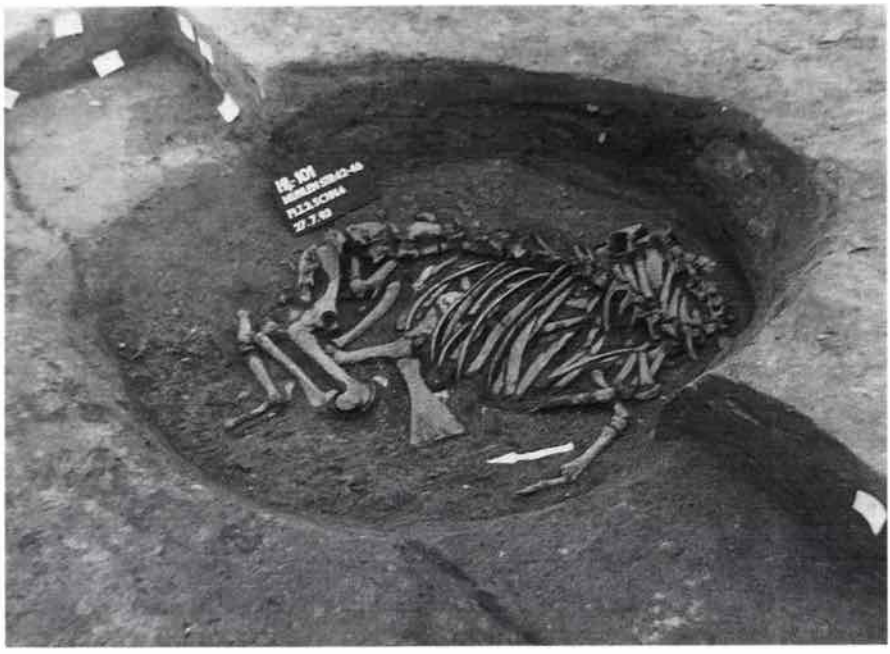


Abb. 7. Hansestadt Lübeck, Mühlenstr. 42–46; In anatomischer Lage liegendes Rinderskelett (Negativ-Nr.: 26673)

von Grenzmarkierungen freizulegen, die sich in Form von Pfostenreihen oder Glintmauern abzeichnen konnten. Der Befund war jedoch spärlich: zwei Pfostengruben und ein Graben lassen sich eventuell als Elemente einer Grenzkonstruktion interpretieren.

Die Datierung der durch die Grabung erfaßten, stratifizierten Befunde basiert auf Keramik und Schriftquellen: Das Keramikspektrum ist gekennzeichnet durch das frühe Auftreten der Variante b der Harten Grauware sowie der älteren roten glasierten Irdenware. Faststeinzeug tritt schon seit der zweiten Kulturschicht auf. Slawische Keramik, die für die älteren, ins 12. Jh. datierten Siedlungsperioden auf dem Lübecker Stadthügel charakteristisch ist, fehlt. Durch dieses Fundspektrum lassen sich die stratifizierten Befunde ins 13. Jh. datieren. Für die jüngeren Befunde sind Siegburger Steinzeug, neuzeitliche rote und gelbe glasierte Irdenware charakteristisch. Für Hinweise bei der Keramikbestimmung danke ich Frau Katja Kliemann. Die Schröderschen Regesten im Archiv der Hansestadt Lübeck registrieren für das Ende des 13. Jh. die Parzellenteilung des uns interessierenden Bereiches, die vermutlich bis 1966 konstant geblieben ist. Da im archäologischen Befund so gut wie kei-

ne Grenzmarkierungen festzustellen waren, ist ein Zeitabschnitt vom Anfang des 13. Jh. bis zur Mitte/3. Viertel des 13. Jh. für die durch die Grabung erfaßten Befunde anzunehmen. Das Terrain gehörte von Anfang an zum Domkapitel. Mit dem Privileg Friedrichs Barbarossa von 1181 wurde es der Stadt zugeordnet. Vermutlich auch damals hat man diesen Bereich gegen geringen Grundzins zur Bebauung an Bürger ausgegeben.

Unter Berücksichtigung aller Quellen läßt sich vermuten, daß das Grabungsgebiet am Anfang des 13. Jh. durch die Stadtbürger bebaut wurde, sehr wahrscheinlich als ein großes Eckgrundstück, das mindestens in dem 3. Viertel des 13. Jh. geteilt wurde. Durch die Analyse der Parzellenstrukturen wird diese Vermutung bestätigt (freundlicher Hinweis von Dr. Rolf Hammel-Kiesow).

Ursula Radis M.A.

Handwerksbetriebe in der Dankwartsgrube

Seit März 1993 werden in den Häusern Dankwartsgrube 34–38 Grabungen durchgeführt, die ihren Anfang 1985 mit den Untersuchungen und Dokumentationen von Schürflöchern hatten. Seinerzeit waren im Aushub dieser Gruben große Mengen von Keramik der Frühen Neuzeit festgestellt worden. Das Besondere daran war der hohe Anteil von Fehlbränden, wodurch erstmals für Lübeck die Existenz einer neuzeitlichen Töpferei nachgewiesen werden konnte. Dies ist deshalb besonders bemerkenswert, weil das geborgene Material, rot- und helltonige, glasierte, bemalte und zum Teil engobierte Irdenware, bisher immer als Import angesprochen wurde. Ein Teil der bunten Teller und Schüsseln des 16. und 17. Jahrhunderts, die bei verschiedenen Grabungen in der Innenstadt immer wieder auftauchen, ist also in Lübeck hergestellt worden. Auf dem Grundstück Dankwartsgrube 38 konnte dann auch die Stelle ermittelt werden, an der die Keramik gebrannt wurde. Die Reste zweier Öfen wurden ausgegraben. Dabei handelt es sich jeweils um die untere aus Backstein bestehende Ziegellage, also gewissermaßen den Boden des Ofens. Von der aufgehenden Ofenkonstruktion war nichts erhalten.

Durch die Grabungen konnte nachgewiesen werden, daß in den vergangenen Jahrhunderten das Wohnniveau in diesen Bereichen der Dankwartsgrube immer wieder erhöht wurde. Das heißt, daß in mehr als 2 m Tiefe unter der heutigen Diele Backsteinfußböden angetroffen wurden. Offenbar hat der möglicherweise im 16. Jahrhundert beginnende Anstieg des Travewasserspiegels das Wohnen oder Arbeiten in diesen Niveaus unmöglich gemacht. Im Material der Fußbodenbettungen fanden sich Reste weiterer Handwerksbetriebe: Gußformen, Schlacken und Fragmente von Einfülltrichtern aus Ton sind Reste eines metallverarbeitenden Betriebes, in dem wahrscheinlich überwiegend Gefäße (Grapen) hergestellt wurden. Das Material der Auffüllung



Abb. 8. Hansestadt Lübeck. Dankwartsgrube 34-38. Untere Backsteinlage eines Töpferofens der Frühen Neuzeit (Neg.-Nr. A 27156).

ist damit vorläufig in das ausgehende Mittelalter bzw. bereits in das 16. Jahrhundert zu datieren. Für die Fußböden unter und über dieser Verfüllung ergibt sich damit ein chronologischer Anhaltspunkt.

Eindeutig noch spätmittelalterlich ist eine andere Schicht, die in großen Mengen Lederabschnitte und Teile von Schuhen enthielt – Reste einer Schuhmacherwerkstatt. Es läßt sich nicht nachweisen, ob die Werkstätten in den Häusern Dankwartsgrube 36 oder 38 gelegen haben. Das Füllmaterial kann auch von Nachbargrundstücken stammen. Für den mittleren Bereich der Dankwartsgrube ist damit jedoch erstmals mit archäologischen Mitteln der Nachweis von Handwerksbetrieben im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit gelungen.

Die Grabungen können dank des Entgegenkommens der Besitzer auch 1994 fortgesetzt werden. An einer Stelle wird mit Hilfe von Betonbrunnenringen die Abtiefung einer Grabungsfläche weit unter den Wasserspiegel der Trave möglich. Damit sollen die frühesten Bebauungsphasen in diesem Bereich des Stadthügels ermittelt werden. Alfred Falk M.A.

Auswertung der mittelalterlichen Keramik aus dem Kaufleuteviertel zu Lübeck

Seit 1988 wird die mittelalterliche Keramik aus der Grabung Alfstraße/Fischstraße/Schüsselbuden im Lübecker Kaufleuteviertel ausgewertet. Mit mehreren Unterbrechungen, bedingt durch die Beendigung der für diese Aufgabe eingerichteten AB-Maßnahmen, konnte Ende 1993 die Arbeit erneut in Angriff genommen werden. Gegenstand der Untersuchung sind über 34.000 Scherben verteilt auf sieben Perioden, die einen Zeitraum umfassen zwischen dem Beginn der Besiedlung in diesem Areal um 1150 und dem 15./16. Jahrhundert, mit Schwerpunkt im 12. und 13. Jahrhundert. Es handelt sich dabei um den bisher größten ausgewerteten Lübecker Keramikkomplex dieser Zeitstellung.

Ein vorrangiges Ziel der Fundauswertung ist die Datierung der Keramik und der Befunde. Aufgrund der hohen Anzahl an dendrochronologisch datierten Hölzer sowie der feinteiligen Stratigraphie kann die Keramik zeitlich vorzüglich eingeordnet werden. Eine weitere Hilfe zur Datierung stellt die für Lübeck erarbeitete Keramikchronologie des 12. und 13. Jahrhunderts dar, wobei den Warenartenanteilen innerhalb der Perioden sowie der Entwicklung der Funktionstypen besondere Gewichtung gegeben wird. Darüber hinaus soll die Keramik wichtige Fragen zur Herstellung, zur Funktion, zur Sozialtopographie, zur Wirtschaft und zu Handelswegen beantworten und damit eine globale Interpretation der Befunde und der Menschen, die damit in Berührung kamen, ermöglichen.

Methodisch wird folgendermaßen vorgegangen: Nach der Periodisierung der Befunde werden die einzelnen Scherben der jeweiligen Periode zugeordnet, nach Warenarten ausgezählt und deren prozentualen Anteile ermittelt, die dann graphisch dargestellt werden. Mehrere Tabellen und Keramikzeichnungen sollen das Manuskript vervollständigen. Soweit möglich werden zusammenpassende Scherben geklebt. Mit etwas Glück und sehr viel Geduld lassen sich dabei vollständige Gefäße rekonstruieren, was aber bei dem hier vorgestellten Material kaum der Fall ist.

Folgende Ergebnisse konnten bisher festgestellt werden: Die älteste vertretene Warenart ist die vorgeschichtliche Keramik aus der vorrömischen und frühkaiserlichen Zeit (ca. 800 v.Chr. bis ca. 400 n.Chr.). Sie tritt nur sehr vereinzelt auf und immer durchmischt mit jüngeren Scherben, wurde aber an anderen Stellen der Altstadt mehrmals angetroffen und kann folglich als Beweis der frühen Besiedlung des Lübecker Stadthügels angesehen werden. Wie zu erwarten, ist die dominierende Warenart in allen Perioden die Harte Grauware, eine Tatsache, die aus anderen ausgewerteten mittelalterlichen Lübecker Keramikkomplexen schon hinlänglich bekannt ist. Sie wurde in

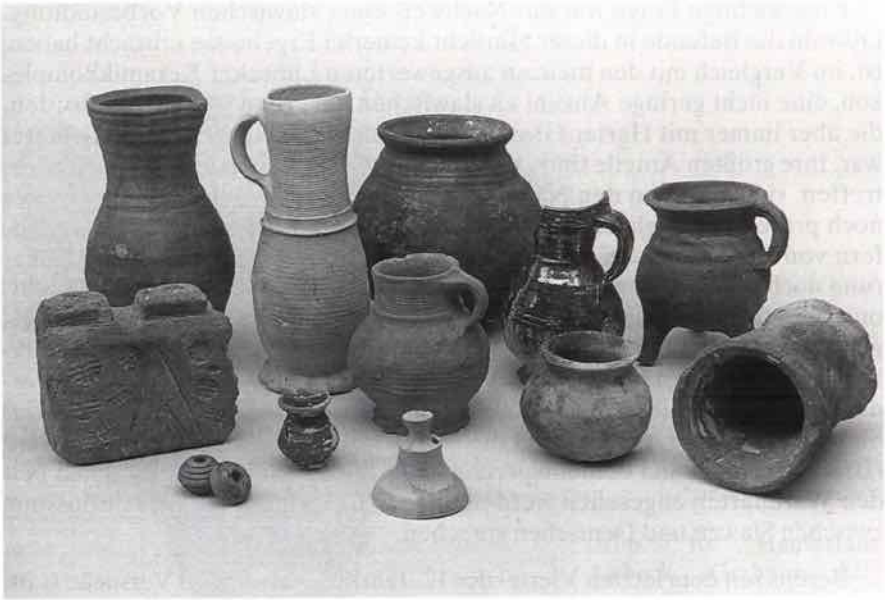


Abb. 9. Hansestadt Lübeck. Grabung Alfstraße/Fischstraße/Schüsselbuden. Auswahl an mittelalterlichen Keramikgefäßen und -gegenständen. Von links nach rechts und von vorne nach hinten: Zwei Spinnwirtel, Miniaturgefäß, Glocke, Bratspießhalter mit Stempelverzierungen, Faststeinzeugkrug, Töpfchen aus Älterer Gelber Irdenware, Ofenkachel, Lübecker Kanne, Steinzeugkrug, Kugeltopf, Krug aus glasierter Älterer Roter Irdenware und Grapen (Negativ-Nr. 27454).

einer sauerstoffarmen (reduzierenden) Atmosphäre gebrannt. Der Kohlenstoff, der sich dabei entwickelte, drang in den Scherben ein, so daß die typische graue Färbung dieser Keramikgattung entstand und sie zusätzlich noch abdichtete. Die Qualität dieser Warenart wird im Laufe der Zeit zusehends besser. Aus Harter Grauware wurden vornehmlich Kochgefäße hergestellt, insbesondere der Kugeltopf (Abb. 9), der in allen Perioden mit Abstand die dominierende Form ist. Eine kochtechnische Weiterentwicklung stellt der Grapen dar, ein Kugeltopf mit drei Füßen (Abb. 9), die einen direkten Kontakt mit dem Feuer verhinderten. Zusätzlich, aber in geringen Mengen, sind auch Schankgefäße vertreten, zum Beispiel die sogenannten Lübecker Kannen (Abb. 9), sowie vereinzelt Eß- und Trinkgeschirr. Die Entwicklung der Harten Grauware ist an ihrer Herstellungsqualität sowie an den Randgestaltungen und am Dekor ablesbar. Die Ränder werden profilierter, und Drehriefen sowie vereinzelte mit einem Rädchen aufgebrachte Muster, treten zunehmend auf.

Eine wichtige Frage war der Nachweis einer slawischen Vorbesiedlung. Obwohl die Befunde in dieser Hinsicht keinerlei Ergebnisse erbracht haben, ist, im Vergleich mit den meisten ausgewerteten Lübecker Keramikkomplexen, eine nicht geringe Anzahl an slawischen Scherben festgestellt worden, die aber immer mit Harter Grauware („deutscher" Ware) vergesellschaftet war. Ihre größten Anteile sind erwartungsgemäß in den ersten Perioden anzutreffen, sie ist aber in den Nutzungsschichten des 13. Jahrhunderts immer noch präsent, wenngleich in sehr geringen Mengen. Diese Tatsache ist insofern von Bedeutung, da dadurch ein Restbestand von slawischer Bevölkerung noch bis zu diesem Zeitpunkt nachgewiesen werden kann. Die Funktionstypen begrenzen sich auf Kochtöpfe mit flachem Boden und dazugehörigen Deckeln. Auf eine Erscheinung, die bei dem hier behandelten Keramikkomplex zum ersten Mal in Lübeck definiert worden ist, soll hingewiesen werden, nämlich auf die sogenannte Übergangsware. Diese trägt Merkmale der Slawischen Ware (zum Beispiel die Verzierung) und der Harten Grauware (Brandart) und kann dementsprechend als ein Mischprodukt zwischen beiden Warenarten angesehen werden und für die gegenseitige Beeinflussung zwischen Slawen und Deutschen sprechen.

Bereits seit dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts finden Versuche statt, die Abdichtung der Gefäße mittels der Glasur zu erreichen. So entsteht die in einer sauerstoffreichen (oxydierenden) Atmosphäre gebrannte Ältere glasierte Rote Irdenware. Am Anfang ist die Glasur noch sehr zaghaft aufgetragen, es kommen aber sehr bald hochdekorierte Exemplare auf, die aus der Eintönigkeit der Harten Grauware herausragen. Eine weitere Abdichtung wird durch das gleichzeitig auftauchende und nicht völlig durchgesinterte Faststeinzeug erzeugt, das sich dann zum völlig durchgesinterten Steinzeug entwickelt. Während die Anteile der erstgenannten Warenarten im späten Mittelalter immer kleiner werden, nimmt das Steinzeug zunehmend an Bedeutung an. Teilweise glasiert wurde auch die Ältere Gelbe Irdenware, die aber nur mit wenigen Scherben belegt ist. Typische Erzeugnisse dieser vier Warenarten sind Schankgefäße, vereinzelt auch Koch-, Eß- und Trinkgeschirr (Abb. 9). Ende des 15. Jahrhunderts verschwindet allmählich die Harte Grauware. Kochgefäße werden dann vornehmlich aus neuzeitlicher glasierter Roter und Gelber Irdenware produziert, die in der Tradition der mittelalterlichen Warenarten stehen, aber ein breiteres Gefäßspektrum aufweisen und technisch vollendeter sind.

Ton fand nicht nur bei der Geschirrkeramik Verwendung, sondern auch bei anderen Bereichen des täglichen Lebens. Im untersuchten Keramikkomplex finden sich dafür mehrere Beispiele: Als Baumaterial (Backsteine, Dachziegel, Fliesen), in der Bauplastik (Abb. 10), für Heizung (Ofenkacheln, Ofenrohre), zur Freizeitgestaltung (Murmeln, Miniaturgefäße, Spinnwirtel), für



Abb. 10. Hansestadt Lübeck. Grabung Alfstraße/Fischstraße/Schüsselbuden. Bauplastik aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Negativ-Nr. 27458).

handwerkliche Tätigkeiten (Schmelztiegel, Ofenstöpsel), zur Erzeugung von Licht (Leuchter), als Kochhilfe (Bratspießhalter), sowie in Form von Glocken und Spardosen (Abb. 9). Besonders hervorzuheben sind dabei die bisher in Lübeck ältesten Ofenkacheln, datiert um 1200 (Abb. 9). Sie sind Zeugnis vom hohen Lebensstandard des Lübecker Bürgers und heben sich von der aus unserer heutigen Sicht ansonsten repräsentativen gleichzeitigen Geschirrkeramik ab.

Kommen wir nun zu der Frage nach den Produktionsorten der hier vorgestellten Keramik. Die Harte Grauware wurde mit größter Sicherheit hier hergestellt, das gleiche gilt für die Ältere Rote Irdenware. Belege liefern der am Koberg freigelegte Töpferofen, in dem Produktionsabfall beider Warenarten gefunden wurde, sowie Töpfereiabfälle im Bereich des Burgklosters. Auch ein Teil der Älteren Gelben Irdenware sowie der Slawischen Ware wurde vermutlich hier produziert. Der Anteil der importierten Waren war eher gering und beschränkte sich auf das Faststeinzeug und das Steinzeug, für dessen Herstellung spezielle und in Lübeck nicht verfügbare Tone nötig waren,

und vermutlich auf einen Teil der neuzeitlichen Irdenwaren. Diese Warenarten stammen vorwiegend aus dem Rheinland und aus Südniedersachsen und bezeugen eine rege Handelstätigkeit.

Bezüglich der Datierung der Befunde können aufgrund der Keramikchronologie und der Dendrodaten bisher folgende Aussagen getroffen werden: Das Gartenland aus Periode I datiert aufgrund des hohen Anteils an Harter Grauware erst nach der deutschen Gründung Mitte des 12. Jahrhunderts und stand wohl nicht sehr lange Zeit in Benutzung, dafür sprechen die kaum abgerundeten Scherben. Die locker bebauten gehöftartigen Großgrundstücke aus Perioden II und III sind in das dritte Viertel des 12. Jahrhunderts einzuordnen. Die dichtbebaute kleinteilige Parzelle mit mehrgeschossigen Holzhäusern aus Periode IV datiert bis ins erste Drittel, die erste Steinbebauung (Saalgeschoßhaus) bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Die steinernen Turmhäuser aus Periode VI wurden kurz danach errichtet und bis zum Bau der Giebelhäuser aus Periode VII um 1300 benutzt. Diese letzte Periode endet im 15./16. Jahrhundert.

Katja Kliemann M.A.

Zwei Madonnen in Lübeck

Bemerkenswerte Funde der Grabung auf dem Schrangen (1992)

Sabine Schmidt-Hofmann

1) Fundumstände

In den Monaten April bis November des Jahres 1992 wurde durch das Amt für Archäologische Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck[1]) auf dem Baublock Fleischhauerstraße, Königstraße und Schrangen eine Grabung durchgeführt. Dabei konnten zwei bemerkenswerte, kunsthistorisch bedeutsame Funde gemacht werden. Es handelt sich um zwei vollplastische Madonnenfiguren mit Christusknaben, die auf verschiedenen Grundstücken gefunden und aus unterschiedlichen Fundzusammenhängen geborgen wurden (Abb. 1).[2]) Auch die Datierung der Skulpturen, die auf stilistischen Vergleichen basiert, weist die beiden Madonnenfiguren als voneinander ganz unabhängige Werke aus.

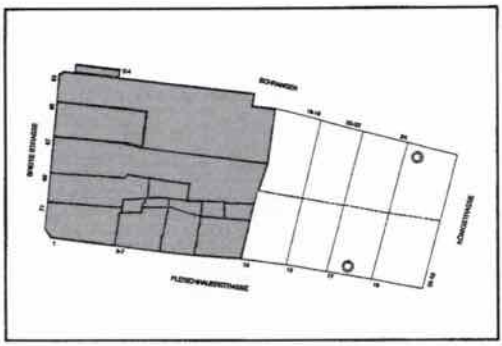


Abb. 1: Lageplan der Grabung, eingezeichnet die beiden Fundorte.

Das ältere der beiden Stücke ist eine kleine, knapp 5 cm große thronende Elfenbeinmadonna, die den Christusknaben auf dem Schoß hält (Abb. 2-3).

---

[1]) Zum Zeitpunkt der Grabung noch unter dem Namen „Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege)" der Hansestadt Lübeck.

[2]) Beide Madonnen erstmals publiziert von Alfred Falk, Ausgrabungen auf dem Schrangen in Lübeck; in: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein, Heft 3, 1992, S. 39-42, insbesondere Abb. 3-4.



Abb. 2: Elfenbein-Madonna von vorn. Foto: Amt für Archäologische Denkmalpflege.

Geborgen wurde sie aus einem überwölbten Brunnen,[3]) der sich, nur etwa einen Meter entfernt vom Vordergiebel, auf dem Grundstück Fleischhauerstraße 17 befand. Die Backsteinhöhen lassen vermuten, daß der Brunnen um 1300 oder kurz zuvor errichtet worden ist, was die Brunnenanlage als zur ersten Bauphase des Grundstückes gehörig ausweisen würde. Das ist an dieser Stelle ungewöhnlich, da sich Versorgungseinrichtungen wie Brunnen und Kloaken üblicherweise im Hofbereich und hier zumeist in der Nähe der rückwärtigen Grundstücksgrenzen befunden haben.[4]) Die genaue Lage des Fundes, das heißt Tiefe und Schicht, in der die Statuette mehrere Jahrhunderte verschlossen war, ist leider nicht schriftlich fixiert worden. Weitere Aussagen über den Fundzusammenhang sind deshalb nicht möglich.

Bei dem zweiten Fund handelt es sich um eine fast einen halben Meter große stehende Madonna mit Kind aus Kalksandstein, die an mehreren Stellen stark beschädigt ist (Abb. 6-7).[5]) Sie wurde in einem Findlingsbrunnen in der Nordwestecke des Gründstücks Königstraße 52 aus einer Tiefe von 6,50m ü.NN geborgen.[6]) Dieser Bereich war bis ins 16. Jahrhundert unbebaut und gehörte zum Eckhaus Fleischhauerstraße 21/Königstraße 54/56. Schon bald wurde dieser Teil als eigenständiges Grundstück abgetrennt und, wie die benachbarten Hofgrundstücke am Schrangen, noch im 16. Jahrhundert mit traufständiger Bebauung versehen.[7]) Die Fäkalienfüllung weist darauf hin, daß der Brunnen als Kloake weiter genutzt wurde und die Madonna sehr wahrscheinlich in diesem Zusammenhang hineingelangte. Die beiden fehlenden Köpfe der Muttergottes und des Christusknaben konnten auch beim weiteren Aushub des Brunnens nicht geborgen werden.

Heute gehört die Madonna zur Sammlung des Lübecker St. Annen Museums. Dort wird sie als Bestandteil der ständigen Sammlung im ehemaligen Winterrefektorium des Klosters ausgestellt.

---

[3]) Brunnen und Elfenbeinmadonna werden unter der Befundnummer 1805 im Amt für Archäologische Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck geführt. Die dunkelgrau-schwarze Füllung des Brunnens war stark sandig, mit großformatigem Bauschutt und Backsteinresten verfüllt und enthielt Holzkohle, humosen Sand sowie Münzreste, Eisen, Glas, u.v.m.

[4]) Die besondere Lage dieses Brunnens konnte archäologisch und bauhistorisch nicht abschließend geklärt werden.

[5]) Die Skulptur wird im Amt für Archäologische Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck unter der Fundnummer 1635 geführt.

[6]) Der Brunnen wird im Amt für Archäologische Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck geführt unter der Befundnummer 2102, die Füllung unter der Befundnummer 2103. Neben der Madonna fanden sich dort des weiteren Kacheln, Daubenteile, Leder, Holz, Holzkohle, Haare, Kämme, Tonpfeifen, Keramik und bearbeitetes Holz.

[7]) Die bauhistorischen Ergebnisse dieser Grabung sind durch die Autorin in Bearbeitung und werden in einem Vorbericht in LSAK 25 oder 26 veröffentlicht.



Abb. 3: Elfenbein-Madonna von der Seite. Foto: Amt für Archäologische Denkmalpflege.

Nach Klärung der Fundumstände soll im folgenden, in der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung, auf jede Madonna näher eingegangen werden. Die Fragen nach der Datierung, der stilistischen Einordnung und der Provenienz sollen beantwortet und darüberhinaus eine hypothetische Annäherung versucht werden, wie diese Madonnen ihren Weg nach Lübeck gefunden haben könnten.

2) Elfenbeinmadonna

Der ältere der beiden Funde ist eine kleine, 43mm hohe, vollplastische thronende Muttergottes aus Elfenbein, die den Christusknaben auf dem Schoß trägt. Sie sitzt aufrecht auf einer schlichten Thronbank und ist dem Betrachter frontal zugewandt. Das Kind wird achsial-frontal präsentiert und steht, in eine antike Tunika gehüllt, auf dem linken Oberschenkel Marias. Sein Gewand fällt in zwei großen geschwungenen Falten und scheint förmlich

in das ihre überzugehen. Den rechten Arm hält der Knabe zum Segensgestus erhoben. Seine beiden Hände sind jedoch verloren. So ist nicht mehr nachvollziehbar ob er, wie bei vergleichbaren Darstellungen, in der linken Hand ein Attribut wie beispielsweise eine geschlossene Schriftrolle als Verbildlichung des Wortes Gottes hielt, oder, wahrscheinlicher noch, einen Apfel, den Maria ihm als „neue Eva" symbolisch reichte.

Der Kopf des Jesuskindes ist ganz verlorengegangen. Trotz der leicht schrägen Körperhaltung ist anzunehmen, daß sein Blick, wie der Marias, direkt auf den Betrachter gerichtet war. In frühen Darstellungen der thronenden Madonna blicken sich Mutter und Sohn noch nicht an, und es findet auch kein spielerisches Hinwenden zueinander statt. Dies wird erst ab dem 14./15. Jahrhundert immer häufiger gezeigt, um beiden zunehmend menschliche Züge zu verleihen.[8])

Das Übergewand Marias fällt geöffnet bis auf ihren Schoß und läßt darunter ein Unterkleid erkennen. Zwischen beiden Beinen korrespondieren zwei tiefe und mehrere flache Schüsselfalten. Unterhalb ihres linken Knies laufen zwei Röhrenfalten in einer leichten Kaskade hinab. Sie nehmen die vertikale Richtung der Gewandfalten des Christuskindes auf und bilden so einen formalen Sockel, der den Knaben unterstützt und stärker betont. Das bis zum Boden reichende Gewand Marias läßt nur den rechten Fuß erkennen. In Verbindung mit der Thronbank wirkt der Unterteil ihres Körpers massiver. Zu beiden Seiten des Gewandes sind leichte Faltenkaskaden erkennbar, die fast ornamental am Thron hinunterlaufen.

Das Haupt der Madonna wird von einer reifartigen Krone geschmückt, die sie als „Regina coeli", als Himmelskönigin ausweist. Diese Krone hält einen Schleier, der seitlich auf ihre Schultern fällt und den Rücken zur Hälfte bedeckt. An beiden Wangen fallen Locken herab, die ihr leicht lächelndes Antlitz zusätzlich rahmen. Ihre Nase ist abgebrochen, was jedoch nicht auf mutwillige Einwirkung zurückzuführen sein muß, sondern eher auf langjährige Abnutzung. Mit ihrer Rechten hält sie eine Blüte nach oben, eine gängige symbolische Anspielung auf ihre Tugenden.[9]) Darstellungen der Madonna auf einem repräsentativen Thron entsprechen dem ältesten und dominierenden Marientypus. Er wurde aus Byzanz übernommen und war bis ins 13. Jahrhundert hinein formgebend für das Bild der Muttergottes. Unsere Statuette folgt in ihrer strengeren Ausprägung - jedoch schon abgemildert durch ihr Lächeln - eher dem frühen hieratischen Typus, bei dem sie als „Kathedra

[8]) Lexikon der christlichen Ikonographie (LCI), Rom/Freiburg/Basel/Wien 1968-1974, Band 3, Spalte 158.

[9]) LCI, Band 4, Spalte 620.

Christi" den menschgewordenen Gottessohn präsentiert. Dieser erscheint dabei noch unkindlich, denn er repräsentiert den Logos und damit Maria den Sitz der Weisheit. Anders als in späteren Darstellungen, gibt es noch keine gefühlvolle Kontaktaufnahme zwischen beiden.[10])

Ursprünglich war die Statuette farbig gefaßt. Einige Reste der originalen Fassung fanden sich im Schleierinneren, in den Faltenmulden, am Saum und im Falz des Thrones. Nachgewiesen wurden Spuren von Rot und auch von Blattgold. Die vermutlich vornehmliche Verwendung von Rot bei dieser Skulptur unterstreicht, anders als das ebenfalls übliche blau oder weiß, eher den schmerzvollen Aspekt der Darstellung. Als Hinweis auf Passion und Kreuzestod Christi wird das kommende Leiden Marias angesichts des Blutvergießens ihres Sohnes antizipiert (Compassio Mariae). Daß sich diese Fassungsreste seit dem 13. Jahrhundert bis heute erhalten haben, ist eine bemerkenswerte Tatsache, die primär dem Überdauern in der luftabgeschlossenen, feuchten Brunnenfüllung zuzuschreiben ist.

Was aber hatte diese Elfenbeinmadonna für eine Funktion und wer besaß und gebrauchte ein solches Bildwerk? Bei dieser Frage spielt die Größe der Statuette eine wesentliche, wenn nicht sogar die entscheidende Rolle. Knapp 5 cm hoch ist sie im üblichen Kultus nicht verwendbar. Ihre Größe macht es möglich, sie als mobiles „Amulett" mitzuführen, das den Gläubigen vor Unheil bewahren sollte. Entscheidend ist jedoch, daß sie als bewegliches Andachtsbild genutzt werden konnte. Dies war beispielsweise im Kontext eines kleinen Reisealtärchens möglich, das der Reisende immer mit sich führen konnte und das es ihm jederzeit ermöglichte, sein Gebet unabhängig von sakralen Räumen zu verrichten. Für einen solchen Kontext eines mobilen Altares oder Kästchens wäre unsere Madonna als der wichtige Mittelteil oder die Hauptfigur zu denken.



Abb. 4: Elfenbein-Diptychon, Pariser Arbeit, um 1300, Köln, Schnütgen-Museum. Foto: Das Schnütgen-Museum, wie Anm. 11, S. 60, Abb. 104.

[10]) LCI, Band 3, Spalte 157-162.

Verwandte Werke, die allerdings zum Teil einem anderen Funktionszusammenhang zuzuordnen sind, finden sich in der Kunst der Ile-de-France zum Ende des 13. und am Beginn des 14. Jahrhunderts. Stilistische Beziehungen bestehen beispielsweise zu einer Madonna eines Elfenbein-Diptychons aus vier Einzelszenen (Abb. 4), das wohl um 1300 in Paris entstand und seit 1955 im Schnütgen-Museum aufbewahrt wird.[11]) Es handelt sich bei dieser Arbeit zwar um ein Relief, doch ist die Madonna von ungefähr gleicher Größe (etwa 5 cm). Die Muttergottes mit dem Christusknaben auf dem Schoß befindet sich im unteren rechten der vier Felder, einer Szene der Anbetung der Könige. Zwar ist das Verhältnis von Mutter zu Kind anders als bei der Lübecker Statuette, und auch die Gewandfalten sind in leicht abgewandelter Manier gefertigt. Eindeutige Übereinstimmungen bestehen jedoch in den Physiognomien, in der Gesichtsform und vor allem in der Ausprägung der reifartigen Krone und dem Schleier.



Abb. 5: Elfenbein-Madonna, Pariser Arbeit, um 1300, Paris, Louvre. Foto: Koechlin, wie Anm. 12, S. 35, Pl. XXVII.

Als weiteres, diesmal vollplastisches Vergleichsbeispiel sei eine Elfenbeinmadonna aus dem Pariser Musée du Louvre angeführt (Abb. 5).[12]) Sie ist mit 11,5 cm zwar größer als die in Lübeck gefundene Figur, doch weist sie stilistische, vor allem aber formale Ähnlichkeiten auf. Auch sie trägt die für die Ile-de-France so typische reifartige Krone mit Schleier und hält eine ähnliche Blüte in vergleichbarer Weise in der vom Körper weit ausgestreckten Hand nach oben. Darüberhinaus sind die zwischen den Beinen korrespondierenden Schüsselfalten formal ähnlich. Einzig die Beziehung von Maria und Kind zueinander unterscheidet die beiden Wer-

[11]) Das Schnütgen-Museum, Eine Auswahl, 3. Auflage, Köln 1964, S. 60 und Abb. 104.

[12]) Raymond *Koechlin*, Les Ivoires Gothiques Francais, Paris 1968, S. 35, Pl. XXVII.

ke und weist die Lübecker Madonna in ihrer statuarischen Ausprägung als etwas älter aus.

Aufgrund solcher stilistischer Vergleiche kann mit größter Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, daß es sich bei der kleinen, auf dem Schrangen geborgenen Elfenbeinmadonna, um eine Pariser Arbeit handelt, die in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren ist.[13]) Das Hochhalten und Vom-Körper-Entfernt-Halten des Armes mit der Blüte, vor allem aber die Großzügigkeit, Voluminösität und Brechung der Falten sind eindeutige Leitmotive für vergleichbare Werke dieser Zeit und Provenienz. Vor allem die reifartige Krone läßt sich in Art und Ausprägung bei zahlreichen Vergleichsbeispielen der Ile-de-France finden. Eventuell wäre auch vorstellbar, daß die Skulptur in Köln nach unmittelbarem Pariser Vorbild gearbeitet wurde. Für diese Annahme sprächen etwa die Locken und in Anklängen auch die Physiognomie der Muttergottes.

Nach der zeitlichen Eingrenzung des Werkes und Erörterung seiner Provenienz stellt sich im weiteren die Frage, wie diese qualitätvolle Arbeit ihren Weg nach Lübeck gefunden haben könnte. Da keine genauen Angaben zu den Fundumständen existieren, ist es wichtig, den Fundort eingehender zu betrachten. Die kleine Madonna stammt, wie bereits erwähnt, aus einem überwölbten Backsteinbrunnen aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Damit gehört der Brunnen mit zur ältesten Bebauungsphase des Grundstückes. Im Jahre 1289 ist in den Oberstadtbuchregesten Hermann Schroeders für das Grundstück Fleischhauerstraße 17 eine „domus lapidea" überliefert.

Besitzer des Hauses Fleischhauerstraße 17 war von 1289 bis 1309 die Familie des Bertram Mornewech, Ratsherr von 1271-1286 und Mitbegründer des Heiligen-Geist-Hospitals. Bertram Mornewech war vor 1271 „vermutlich als Kaufmann einige Zeit in Lynn (England)" und „1286 als Gesandter in England"[14]), und es ist nicht auszuschließen, daß er von einer seiner Reisen eine solche Madonna mitgebracht haben könnte. Da die Familie jedoch im Besitz einer Vielzahl von Häusern in Lübeck gewesen ist, muß das Haus Fleischhauerstraße 17 nicht unbedingt das eigentliche Wohnhaus der Familie Mornewech gewesen sein.[15]) Es wäre also möglich, daß die Statuette auch jemand

---

[13]) Prof. Dr. Robert Suckale, Technische Universität Berlin, ordnete die Elfenbeinmadonna sogar genau in die Jahrzehnte zwischen 1260 und 1280 ein. An dieser Stelle möchte ich ihm für seine Einschätzung und bereitwillige Hilfe ganz herzlich danken; vgl. auch Robert *Suckale,* Studien zu Stilbildung und Stilwandel der Madonnenstatuen der Ile-de-France zwischen 1230 und 1300, Diss. München 1971.

[14]) Die Daten zu Bertram Mornewech und seiner Familie aus der Personenkartei des AHL.

[15]) Rolf *Hammel,* Hauseigentum im späten Mittelalter in Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten, in: LSAK 10, S. 85-301.

anderem gehörte, zumal sie wohl erst viel später in den Brunnen gelangte. Nicht mehr eindeutig zu beantworten ist, ob das Figürchen unabsichtlich verloren oder aber - weil funktionslos geworden - bewußt weggeworfen wurde. Die Beschädigungen und die Tatsache, daß die verlorenen Teile nicht mit aufgefunden wurden, sprechen eher für letztere Annahme.

Es ist bekannt, daß solche Elfenbeinfigürchen unter anderem als Handelsgut eigens für den Verkauf und Export angefertigt wurden. So gibt es vielfältige Wege, auf denen die kleine Madonna nach Lübeck gekommen sein könnte. Bedeutsam ist, daß der Fund dieser sehr qualitätvollen, kleinen thronenden Muttergottes der Ile-de-France als weiterer Beleg für die komplexen Handelsbeziehungen der Lübecker Kaufleute, in diesem speziellen Falle mit Frankreich gelten kann.

3) Kalksandsteinmadonna

Die vollplastische stehende Madonna mit Kind aus Kalksandstein ist ebenfalls ein kunsthistorisch relevantes Werk. Sie ist 48 cm hoch und stammt, wie oben ausgeführt, aus einem Findlingsbrunnen an der Königstraße, der zuletzt als Kloake genutzt wurde.

Maria steht auf einem achteckigen Sockel und hält den Christusknaben auf ihrem rechten Arm.[16]) Das Kind ist nackt dargestellt, was die Menschwerdung Christi sinnfällig macht. Durch den sehr realistisch ausgebildeten Körper mit plastischen „Speckfalten" wird der kindliche Aspekt von Christus betont. Von seinem Körper ist fast nur noch der Torso erhalten, es fehlen der Kopf, der rechte Fuß, der ganze rechte Arm sowie der linke Arm ab dem Ellenbogen. Auch hier ist nicht mehr nachzuvollziehen ob und welche Attribute der Christusknabe in Händen hielt. Bemerkenswert ist das Ostensio-Motiv, die betonte Art wie Maria den üppigen Christusknaben nach oben hält, um ihn dem Betrachter zu präsentieren. Nicht mehr eindeutig zu entscheiden ist, wohin das Kind seinen Blick wandte. Durch den Halsansatz ist angedeutet, daß es den Betrachter fixiert haben könnte. Zur Entstehungszeit der Skulptur - die Datierung nachfolgend ausführlich -, wäre es eigentlich zu erwarten gewesen, daß ein Blickkontakt mit seiner Mutter oder ein spielerisches Sich-zu-ihr-Hinwenden bestand. „Im Zuge der Zeit wird die Distanz

[16]) Diese sogenannte „Dexiokratusa" ist eine spiegelbildliche Umkehrung des gewohnten „Hodegetria Typus", bei dem die Madonna das Kind auf dem linken Arm hält.



Abb. 6: Kalksandstein-Madonna, von vorn. Foto: Jäger, Lübeck.



Abb. 7: Kalksandstein-Madonna von der Seite, ganzseitig. Foto: Jäger, Lübeck.

zugunsten einer menschlich-innigen Beziehung zwischen Mutter und Kind aufgelöst".[17])

Der Madonna fehlt wie dem Knaben der Kopf - worauf später noch eingegangen wird - und darüberhinaus die linke Hand. Maria ist in einen weiten Mantel gehüllt, der von einer reich verzierten Bordüre gesäumt wird. Unter diesem Gewand trägt sie ein Unterkleid, das am Halsausschnitt denselben Saum erkennen läßt. Zwischen Standbein und Spielbein korrespondieren zahlreiche plastische rundläufige Falten. Der S-Schwung ihres Körpers gibt der Skulptur eine leichte Beschwingtheit. Das linke Knie tritt deutlich hervor und macht den Körper darunter plastisch nachvollziehbar. An der linken Körperseite ist eine hinablaufende Röhrenfalte bis zum Knie bestimmend, die durch das Raffen des Gewandes bedingt, vom linken Arm Marias ausgeht. Großartig ist das Motiv des Mantelsaumes auf der rechten Seite, der sich an seinem unteren Ende parallel zur Plinthe über die Füße legt. Maria wird mit geöffnetem Haar gezeigt, ein Motiv, das sie als reine Jungfrau charakterisiert. Auf der Brust fällt zu beiden Seiten je eine Locke herab.

Das Bild der stehenden Muttergottes mit Kind löst den strengeren hieratischen Typus der Madonna mit Kind ab, wie ihn die kleine Elfenbeinstatuette repräsentiert. Die Kalksandsteinmadonna ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein Werk des frühen 16. Jahrhunderts. Dafür spricht die Knackigkeit des Knaben als auch das Ostensio-Motiv, die Betonung des Stemmens und Hochdrückens durch die Gottesmutter. Weitere Anhaltspunkte sind die Plastizität der Knie, die Körperlichkeit, die Rundläufigkeit der Falten, aber auch die Art, wie der Mantelsaum auf der rechten Seite fällt und abknickt.

---

[17]) Hildegard Vogeler, Madonnen in Lübeck. Ein ikonographisches Verzeichnis der mittelalterlichen Mariendarstellungen in den Kirchen und ehemaligen Klöstern der Altstadt und dem St. Annen Museum, (Hrsg. Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck), Lübeck 1993, S. 79.

Stilistische und motivische Ähnlichkeiten hat unsere Madonna mit einer stehenden Muttergottes mit Kind aus der ehemaligen Burgkirche, heute im Lübecker St. Annen Museum (Abb. 8).[18]) Diese 125 cm große Madonna aus Nußbaum, deren Farbfassung bis auf das Inkarnat erneuert wurde, zeigt Parallelen vor allem in der Gewandkomposition. Ganz ähnlich ausgebildet ist die Röhrenfalte, die an der linken Körperseite hinabläuft. Darüberhinaus zeigt auch sie eine Variante des schönen Mantelsaum-Motives auf der rechten Seite der Skulptur. Neben diesen Übereinstimmungen sind auch das Körper-Gewand-Verhältnis, die Körperhaltung und die davon erzeugten Falten vergleichbar. Besonders am Knie wird das deutlich, das sich in ähnlich plastischer Art und Weise unter dem Stoff abzeichnet. Zwar ist der Christusknabe der Madonna aus der Burgkirche nicht ganz so üppig, doch Bein- und Armhaltung sowie die Ausbildung des Körpers können ohne weiteres als verwandt interpretiert werden. Zu bedenken ist dabei, daß die eine Skulptur aus Stein, die andere aus Holz ist.



Abb. 8: Stehende Madonna aus der Burgkirche, Holz, Tilman van der Burch zugeschrieben, um 1480, Lübeck, St. Annen-Museum. Foto: Hasse, wie Anm. 18, Nr. 70.

Stilistische Beziehungen, vor allem in der Gewandkomposition, bestehen auch zu einer Madonna mit Kind, die sich im Bayerischen Nationalmuseum in München befindet (Abb. 9).[19]) Sie ist wie die Skluptur aus dem Lübecker Burgkloster aus Holz, war ursprünglich gefaßt und ist mit einer Höhe von 43 cm nur wenig kleiner als unsere Sandsteinmadonna. Auch bei ihr ist das Verhältnis von Körper zu Gewand ähnlich, der Bereich um das Knie tritt plastisch hervor, und wieder findet sich hier das Motiv der betonten seitlichen Röhrenfalte.

---

[18]) Max *Hasse*, Lübeck, St. Annen Museum, Die sakralen Werke des Mittelalters, Lübecker Museumsführer Bd. I, Lübeck 1964, Nr. 70. Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck, IV, 1, S. 227.

[19]) Theodor *Müller*, Die Bildwerke in Holz, Ton und Stein von der Mitte des XV. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts. Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums München, Bd. XIII, 2, München 1959 (Nr. 115).



Abb. 9: Stehende Madonna, Holz, Tilman van der Burch zugeschrieben, um 1480, München, BNM. Foto: Müller, wie Anm. 19, Nr. 115.

Fast identisch mit der Madonna aus der Burgkirche, ist die Ausbildung des Kleidersaumes am Halsausschnitt und besonders auch die große Ähnlichkeit in der Physiognomie. Maria rafft unter dem Christuskind ihr Gewand, das in einer Kaskade hinabfällt und zwischen Stand- und Spielbein vergleichbare Falten wirft wie bei der auf dem Schrangen geborgenen als auch der Madonna aus der Burgkirche.

Die beiden beschriebenen Holzfiguren werden im allgemeinen dem Kölner Bildhauer Tilman van der Burch zugeschrieben.[20]) Zunächst wurde die kleine Skulptur aus dem BNM als niederrheinisches Werk erkannt, mit nordniederländischen Bildwerken in Verbindung gebracht und um 1480 datiert. Über eine stilistisch in dieselbe Werkgruppe gehörende Statue der hl. Ursula (Rösrath bei Köln, Pfarrkirche St. Ursula) konnte dafür ein Kölner Bildhauer mit Namen Tilman identifiziert werden. Dieser ist vermutlich identisch mit dem 1495 und 1509 genannten „Tielman van der Burch, steynmetzer" und auch dem schon im Jahre 1483 in den Kölner Zunftakten belegten Tilman Bildenheuer.[21]) Aufgrund der evidenten Analogien kann die Skulptur aus dem Lübecker Burgkloster ebenfalls als Werk dieser Werkstatt gelten.

Die stilistischen und formalen Ähnlichkeiten machen es wahrscheinlich, daß auch unsere Madonna in enge Beziehung zum Oeuvre Tilman van der Burchs gesetzt werden kann. Eingedenk der Tatsache, daß die Madonna vom Schrangen aus Kalksandstein gefertigt wurde, sind die Übereinstimmungen vor allem in der Gewandkomposition auf gemeinsame Einflüsse zurückzuführen und weisen die drei Werke als voneinander abhängig, wenigstens aber eng verwandt aus. Aufgrund der Unterschiede stammt unsere Madonna wahrscheinlich jedoch nicht aus der eigentlichen Werkstatt des Meisters, sondern

[20]) Hans Peter *Hilger*, Zum Werk des Kölner Bildhauers Tilman van der Burch, in: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 23, 1969, S. 61.

[21]) *Hilger*, wie Anm. 20, S. 61.

wurde eventuell in Lübeck selbst von einem unmittelbar abhängigen Meister, vielleicht einem ehemaligen Mitarbeiter Tilmans, geschaffen.

Die Lübecker Sandsteinfigur wäre demnach in das frühe 16. Jahrhundert zu datieren. Von der ursprünglichen Farbfassung der Statue haben sich zahlreiche Reste erhalten, die vor allem im Bereich des Mantelsaumes und in den Faltenmulden erkennbar sind. Weitere Erkenntnisse konnten daraus bisher jedoch noch nicht gewonnen werden.[22])

Geht man um die Statue herum, so fällt auf, daß die Rückseite ganz flach und so gut wie nicht ausgearbeitet ist. Dies ist ein Indiz dafür, daß der Aufstellungsort, für den die Madonna bestimmt war, von vornherein feststand und sie deshalb auf eine bestimmte Ansichtigkeit gearbeitet wurde. „Nach den nicht schriftlich fixierten, aber fast immer eingehaltenen Regeln der Figurenbildung ist die Hauptansicht parallel zur Plinthenvorderkante in der Mitte der Figur zu finden."[23]) Diese Hauptansicht ist bei unserer Statuette demnach frontal von vorn. Ein Herumgehen um die Skulptur, wie das freistehend auf einem Altar möglich wäre, war hier nicht vorgesehen. Sie war demnach sicher für eine Nische oder einen Schrein bestimmt.

Daß die Sandsteinmadonna in einer Kloake auf dem Hofgrundstück eines Kaufmannshauses gefunden wurde, legt nahe, daß es sich um ein privates Andachtsbild gehandelt hat. Dafür müßte dann aber ein eigener Andachtsraum, zumindest eine Gebetsnische im privaten Wohnhaus des Besitzers vorhanden gewesen sein. So stellt sich im folgenden die Frage, ob es solche speziellen Räume für sakrale Handlungen in Lübecker Bürgerhäusern überhaupt gegeben hat.

Für Süd- und Westdeutschland konnten solche Räume bereits nachgewiesen werden, die allerdings zumeist schon im Außenbau architektonisch hervorgehoben waren.[24]) Neben der Möglichkeit der Bürger, sich Privatkapellen in Kirchen einzurichten, ist also die Existenz von privaten Hauskapellen kei-

---

[22]) Nach Auskunft von Frau Dr. Hildegard Vogeler, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, lag zur Zeit der Niederlegung dieses Manuskriptes noch kein schriftlicher Restaurierungsbericht über die Madonna vor. Nach Auskunft von Herrn Alfred Falk, M.A., Amt für Archäologische Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck, waren bei der Untersuchung durch das Museum für Kunst und Kuturgeschichte drei Farbschichten von weiß, rot und blau erhalten.

[23]) Robert *Suckale*, Die Sternberger Schöne Madonna, in: Die Parler und der Schöne Stil 1350-1400, Köln 1980, S. 117.

[24]) Thomas *Brockow*, Mittelalterliche Wand- und Deckenmalerei in Lübecker Bürgerhäusern, in: Ausstattungen Lübecker Wohnhäuser (Häuser und Höfe in Lübeck IV, Eickhölter/Hammel-Kiesow (Hrsg.), Neumünster, 1993, S. 97.

neswegs prinzipiell auszuschließen.[25]) „Wenn auch in [Lübecker] Bürgerhäusern bisher keine Hauskapellen bauhistorisch nachgewiesen werden konnten, kann doch als sicher gelten, daß auch hier Räume unter anderem der Andacht und religiösen Kontemplation dienten. [...] Religiöse Andacht war als einfachste Form der Religionsausübung Bestandteil des alltäglichen Lebens.[26]) Zwar sind aus Lübeck nur Hausaltäre in Form von Tafelbildern erhalten,[27]) doch ist es durchaus möglich, daß auch vollplastische Andachtsbilder Verwendung und Aufstellung gefunden haben.

Von 1469 bis 1524 ist als Besitzer des Eckhauses Fleischhauerstraße 19/Königstraße 54-56, auf dessen Grundstück die Skulptur gefunden wurde, die Familie van Winthem[28]) überliefert. Die Datierung der Madonna zu Beginn des 16. Jahrhunderts könnte darauf hinweisen, daß sie von dieser Familie erworben wurde. Die van Winthem besaßen keine weiteren Häuser in der Stadt. Dieser Umstand macht plausibel, daß es sich bei besagtem Haus auch um das eigentliche Wohnhaus der Familie gehandelt haben muß. Dort könnte sich die Familie einen privaten Andachtsraum oder eine Gebetsnische eingerichtet und die Madonnenstatue als privates Andachtsbild aufgestellt haben.

Der Nachbesitzer, Jochim Grammendorp, von 1531-33 Ratsherr in Lübeck, erwarb das Haus im Jahre 1524 von den Kindern des Bernt van Winthem.[29]) Der Familie Grammendorp gehörte es bis in das Jahr 1573 und so könnte auch sie als möglicher Besitzer der Madonna in Betracht gezogen werden.

Was in diesem Kontext eingehender untersucht werden muß ist die Tatsache, daß der Madonna als auch dem Christusknaben der Kopf fehlt. Betrachtet man die abgearbeiteten Stellen am Halsansatz näher, so zeigt sich am Rand eine scharfe Kante, ohne daß weitere Bruchspuren zu sehen sind. Das legt nahe, daß die Köpfe nicht durch einen Sturz oder ähnliches, sondern durch mutwillige Einwirkung vom Corpus getrennt worden sind. Wohl deshalb wurden die fehlenden Teile nicht aufgefunden, denn bei zufälliger Beschädigung wären mit dem Torso sicher auch die Köpfe weggeworfen worden.

---

[25]) Richard *Strobel*, Das Bürgerhaus in Regensburg, Das deutsche Bürgerhaus XXIII, Tübingen 1976, S. 97-98.

[26]) *Brockow*, wie Anm. 24, S. 98.

[27]) Beispielsweise im Lübecker St. Annen Museum ein kleiner Flügelaltar der Familie Kerckring, 1520, und der St. Annen Altar, 1480.

[28]) Schroeder OStB (Hermann Schroeder, Grundstücke in Lübeck bis 1600. Johannis-Quartier aus den Inscriptionen der obern Stadtbücher und nach den jetzigen Hausnummern geordnet, Manuskript Lübeck 1847, aufbewahrt im AHL) schreibt den Namen falsch „van Winthern"; richtiggestellt in der Personenkartei des AHL.

[29]) Vgl. Schroeder OStB, wie Anm. 28 und die Personenkartei des AHL.

Eine mutwillige Zerstörung von religiösen Bildwerken ist am ehesten für die Zeit der Reformation denkbar, die in Lübeck um 1518 begann und 1533 abgeschlossen war.[30]) Stellvertretend für die etablierte Macht der katholischen Kirche und als deren wirksame Ausprägung wurden diese Bilder angegriffen, „geschändet" oder zerstört. Für Lübeck haben sich keine schriftlichen Nachrichten über einen systematischen oder organisierten Bildersturm überliefert, anders als etwa in Münster, wo der Ikonoklasmus besonders heftig tobte.[31]) Dies ist jedoch kein Indiz dafür, daß es in Lübeck nicht auch vereinzelte Übergriffe gegeben hat, zumal sich teilweise heftige Tumulte während der Reformationszeit ereigneten. Bei der Stürmung der St. Jürgen-Kapelle im Jahre 1533 ist keine Zerstörung der Bildwerke nachgewiesen, aber trotzdem nicht auszuschließen. So kann gerade unsere, mutwillig beschädigte und in eine Kloake geworfene Madonnenfigur als Hinweis auf solche ikonoklastischen Angriffe auch in Lübeck gewertet werden.

Die Nähe zur Motivik der älteren kölnisch-niederländischen Skulptur in der Art der Nachfolge des Tilman van der Burch machen die Kalksandsteinstatue vom Schrangen vielleicht sogar zu einem wichtigen Werk der lübeckischen Steinskulptur unter westlichem Einfluß.[32])

---

[30]) Wolf- Dieter *Hauschild*, Die Reformation als religiöse und politische Neuorientierung der Stadtgemeinschaft, in: Lübeckische Geschichte, Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), Lübeck 1989 (2. überarbeitete Auflage), S. 377-391. Wolf-Dieter *Hauschild*, Kirchengeschichte Lübecks. Christentum und Bürgertum in neun Jahrhunderten, Lübeck 1981, S. 136-193. Wilhelm *Jannasch* Reformationsgeschichte Lübecks vom Petersablaß bis zum Augsburger Reichstag 1515-1530, Lübeck 1958.

[31]) Für die bereitwillige Auskunft und Diskussion über dieses Thema möchte ich an dieser Stelle Herrn Dr. Manfred Eickhölter, Lübeck, herzlich danken.

[32]) Besonderen Dank möchte ich abschließend meinem Mann, Franz Hofmann M.A., aussprechen, der diese Arbeit korrigierte und mich mit fachlicher Diskussion bereitwillig begleitete.

Kleine Beiträge

Ein weiterer Flügel vom Maria Magdalenen-Altar der Lübecker Bruderschaft der Schneider

Kurt Löcher

Im Band 73/1993 dieser Zeitschrift konnte ich über einen Altarflügel berichten, der zum Maria Magdalenen-Altar der Lübecker Bruderschaft der Schneider gehörte[1]). Der für die Burgkirche in Lübeck gemalte Altar gelangte vor 1848 in das dortige St. Annen-Museum. Er war inschriftlich als Stiftung der Schneidergesellen von 1519 bezeugt. Max Hasses These, daß ihn der aus Regensburg kommende Erhart Altdorfer, der Bruder des berühmteren Albrecht, gemalt hätte[2]), wird heute allgemein akzeptiert. Wann genau der Altar seiner äußeren beweglichen und seiner Standflügel beraubt wurde, wissen wir nicht. 1855 war er jedenfalls schon amputiert[3]). Der zugehörige rechte bewegliche Flügel befindet sich, horizontal geteilt, im Allen Memorial Art Museum, Oberlin College, Oberlin, Ohio, USA. Wolfgang Stechow, der die Tafeln für den Katalog des Allen Memorial Art Museum bearbeitete, wies auf zwei Gemälde eines weiteren Flügels hin, die aus der Sammlung de Lancey Kountze, New York, in den Handel gingen und um 1943 bei Victor Spark in New York waren[4]). Der Flügel zeigte – nach Stechow – die Ankunft der Maria Magdalena im Hafen von Massilia = Marseille und die Bekehrung des Fürstenpaares durch die Heilige. Damit war er als der linke bewegliche Flügel des Maria Magdalenen-Altars ausgewiesen. Meine Rekonstruktion trug dem Rechnung[5]). Den Flügel aufzufinden, bzw. Fotografien davon nachzuweisen, gelang zunächst nicht. Es ist der freundlichen Hilfe von Herrn Drs. J. H. Kraan, Hauptkonservator der Abteilung ausländischer Kunst des Rijksbureau voor Kunsthistorische Documentatie in 's-Gravenhage, zu verdanken, daß die Gemälde hier abgebildet werden können. Fotografien fanden sich

---

[1]) Ein wiedergefundener Flügel vom Maria Magdalenen-Altar der Lübecker Bruderschaft der Schneider, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 73, 1993, S. 23–37.

[2]) Max *Hasse*, Lübeck Sankt Annen-Museum. Die sakralen Werke des Mittelalters, Lübeck 1964, S. 44, Nr. 80.

[3]) Carl Julius *Milde*, Verzeichnis der Lübeckischen Kunstaltertümer, welche sich auf dem obern Chor der St. Catharinenkirche befinden, Lübeck 1855, Nr. 18, 19.

[4]) Catalogue of European and American Paintings and Sculpture in the Allen Memorial Art Museum, Oberlin College, Oberlin, Ohio, 1967, S. 62–63.

[5]) wie Anm. 1, Abb. 7.

nicht im dort verwahrten Stechow-Nachlaß, wie ich angenommen hatte, sondern in einem Dossier „Anonym – süddeutsch 16. Jahrhundert“[6]). Es bleibt die Frage nach dem derzeitigen Besitzer der Originalgemälde zu klären.

Die Vita der hl. Maria Magdalena wuchs sich seit dem 11. Jahrhundert zu einem ganzen Legendenkreis aus[7]). Jacobus de Voragine konnte in der „Legenda aurea“ von 1263/73 darauf zurückgreifen. Bei ihm finden sich auch die Textstellen für die hier vorgestellten Szenen, wennschon man davon ausgehen muß, daß ältere Bildüberlieferungn das ihre taten, den Legendenszenen zu einer allgemein verständlichen, populären Bildform zu verhelfen.

Der Maria Magdalenen-Altar zeigte bei einmal geöffneten Flügeln acht gemalte Szenen der Legende dieser Heiligen. Ihre Landung mit den Leidensgenossen in Marseille (Abb. 1) bildete den Auftakt. Nach der Legende wurde Maria Magdalena nebst dem hl. Maximinius, ihrem Bruder Lazarus, ihrer Schwester Martha, ihrer Dienerin Martilla und dem blindgeborenen, aber von Christus geheilten seligen Cedonius auf ein Schiff gesetzt, das ohne Steuer und Ruder ins Meer gestoßen wurde. Durch Gottes Fügung landeten sie in Marseille. Ein in Lüften schwebender Engel macht den Ausgesetzten klar, daß sie ihr Ziel erreicht haben. Maria Magdalena und ihre Schwester Martha empfangen die Botschaft mit demütig gefalteten Händen. Am festen Ufer diskutiert eine Gruppe von Männern über die Landung und den fremden Besuch. Ein bunt gekleideter Landsknecht, den ein Federbarett schmückt und der die Lanze über der Schulter trägt, eilt herbei. Die See, über die das Schiff gekommen ist, dehnt sich nach hinten gleichsam unbegrenzt aus. Eine Küste mit einer fernen und einer nahegelegenen Stadt, in der wir wohl Marseille zu sehen haben, und mit einem gewaltigen Bergmassiv tritt rechts ins Blickfeld.

Das zweite Bild ist so zu verstehen, daß zum Zeichen der Bekehrung des Fürstenpaares durch die Heilige (Abb. 2) das Götzenbild gestürzt und der heidnische Tempel abgebrochen wird, in nächster Nähe aber ein christlicher Kirchenbau entsteht, an dem mit Hilfe eines Lastkrans, verbunden mit einem Tretrad, gearbeitet wird[9]). Der Kran besteht wie üblich aus einer vertikalen

---

[6]) Mit den Nrn. 12820 a und b auf der Rückseite und dem Hinweis auf den Kunsthandel F. Mondschein in New York.

[7]) Marga *Janßen*, Maria Magdalena in der abendländischen Kunst, phil. Diss. Freiburg i.Br. 1961, MS, besonders S. 250–325.– Marga *Anstett-Janßen*, Maria Magdalena, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 7, 1974, Sp. 516–541.

[8]) Die Legende aurea des Jacobus de Voragine, aus dem Lateinischen übersetzt von Richard *Benz*, Heidelberg 1955, S. 470–482.

[9]) Vgl. Günther *Binding* – Norbert *Nussbaum*, Der mittelalterliche Baubetrieb nördlich der Alpen in zeitgenössischen Darstellungen, Darmstadt 1978, mit zahlreichen Abbildungen mittelalterlicher Baustellen.



Abb. 1. Die Ankunft der Maria Magdalena und ihrer Gefährten in Marseille. Gemälde von Erhart Altdorfer. New York, Kunsthandel F. Mondschein, 1943. Foto RKD.



Abb. 2. Maria Magdalena bekehrt den Fürsten von Marseille und seine Gemahlin. Gemälde von Erhart Altdorfer. New York, Kunsthandel F. Mondschein, 1943. Foto RKD.

„Kransäule" und einem ihr horizontal aufsitzenden Ausleger, der durch eine Strebe gegen sie abgestützt ist. Sprossen machten es möglich, die Seilrolle zu erreichen, um sie zu warten oder ein verklemmtes Seil zu lösen. Im Tretrad läuft offenbar ein Mann, doch läßt ihn das modische Barett eher als Junker denn als Windeknecht erscheinen. Ein zweiter streckt die Hand nach dem Seil des Lastkrans aus. In der „Legenda aurea" heißt es, daß das Fürstenpaar von St. Maximinius die Taufe empfing, „darnach zerstörten sie alle Götzentempel in ganz Massilia und baueten Christenkirchen". Die zeitlich abgestimmten Vorgänge auf den beiden Baustellen lassen darauf schließen, daß die Baumaterialien des heidnischen Tempels beim Bau der Kirche Wiederverwendung finden. Die kostbar gekleidete Heilige wie das Fürstenpaar sind auf allen Bildern der Legende unverwechselbar dieselben und müssen hier nicht noch einmal beschrieben werden. Um so mehr fällt es auf, daß der Maler beim Panorama der Stadt Marseille die Variation suchte. Anders als bei der Darstellung der Predigt der Heiligen vor dem Fürstenpaar[10]) sah Altdorfer hier davon ab, die fremde Stadt durch die Einbeziehung des Lübecker Holstentores als die eigene auszugeben.

Wie die bisher bekannten Bilder sind auch diese jeweils aus wenigen Figurenblöcken gefügt – dort das Schiff mit den Ausgesetzten und die Bürgergruppe, hier das Fürstenpaar und die Heilige mit ihren Anhängern. Einmal schwebt eine Seelandschaft darüber, das anderemal hinterlegt und überfängt die Figuren ein mit Hilfe des Stadtbildes und der Bergkette, des halbzerstörten und des halberrichteten Bauwerks dicht gefüllter Schauplatz. Zumindest in der Reproduktion wirken die Bilder dieses linken Altarflügels etwas blockhafter, minder leicht und poetisch als die anderen. Bei der Bekehrung des Fürstenpaares erscheinen die Akteure extrem gemessen in Haltung und Geste. Die dargestellten Abbruch- und Bauarbeiten hätten mehr Sachkenntnis in der Wiedergabe spezifischer Tätigkeiten und einer den Baustellen angemessenen Kleidung vertragen können. In der Darstellung der Ankunft der Heiligen in Marseille bildet das kompakte Schiff eine waagerechte Blockade für die Entfaltung einer zusammenhängenden Komposition..

Bei der Betrachtung der bisher bekannten Malereien des Lübecker Maria Magdalenen-Altars wurde auf die Glasgemälde aus der Burgkirche hingewiesen, die nach 1836 in die Marienkirche übertragen wurden und von denen Erhart Altdorfer möglicherweise Anregungen empfing[11]). Die Landung der

---

[10]) *Löcher*, wie Anm. 1, Abb. 1.

[11]) *Löcher*, wie Anm. 1, S. 36–37. – Zu den die Glasfenster überliefernden Nachzeichnungen vgl. Carl Julius *Milde* und Ernst *Deecke*, Denkmäler bildender Kunst in Lübeck, 2. Heft, Lübeck 1847, S. 5–6, Taf. II.

Heiligen in Marseille kommt auch dort vor[12]). Wie später bei Altdorfer sperrt das Schiff die Bildfläche in ganzer Breite, doch wird der befestigten Stadt und dem Hafen Marseille ein ganz anderes Interesse eingeräumt. Männer ziehen das Schiff ans Ufer, das von Bäumen in extrem verkleinertem Maßstab bestanden ist. Nach den idealistischen Glasgemälden aus dem 1. Viertel des 15. Jahrhunderts wirken die Tafelbilder der Dürerzeit wirklichkeitsnah durch die kontinuierlich sich erstreckenden landschaftlichen Schauplätze, das phantasievolle zeitgenössische Kostüm und die – freilich weitgehend den Nebenfiguren vorbehaltenen – Charakterköpfe, die hier und da etwas Wildes und Ungepflegtes haben. Einzelne Figuren und die ganze Gruppe der disputierenden Bürger machen den Eindruck von Übernahmen aus anderen Bildzusammenhängen, doch ist es schwer, den direkten Nachweis zu führen. Der fliegende Engel erinnert an Dürers Holzschnitt der „Vier Reiter" (B. 64) aus der „Apokalypse", die betende ältere Gefährtin der Heiligen auf dem Schiff gleicht einer Maria der Beweinung Christi, die Männergruppe mit der Rückenfigur ruft die „Babylonische Buhlerin" (B. 73) aus der „Apokalypse" ins Gedächtnis. Auch die reichen und stimmungsvollen Stadtbilder, Bauten und Gebäudegruppen erinnern vielfältig an Dürer, der knickebeinige Landsknecht der Ankunft der Heiligen in Marseille an Albrecht Altdorfer.

Daß es eine weitere Schauseite des Lübecker Maria Magdalenen-Altars gab, wurde festgestellt[13]). Sie ergab sich, wenn die äußeren beweglichen Flügel geschlossen und ihre – später abgespalteten und nicht mehr nachweisbaren – Rückseiten sichtbar wurden. Zusammen mit den Malereien auf den Standflügeln boten sie noch einmal ein eigenes Bildprogramm: die ganze Höhe der Flügel einnehmende Heilige oder Szenen der Passion Christi. Wie man sich die Heiligen vorzustellen hätte, zeigen die im St. Annen-Museum verwahrten Hll. Michael und Christophorus, die dem Thomasaltar zuzuzählen sind[14]). Wir geben der Hoffnung, daß sich auch von den verschollenen Malereien des Maria Magdalenen-Altars der Lübecker Bruderschaft der Schneider noch etwas finden wird, nicht auf[15].

---

[12]) *Milde,* wie Anm. 11.

[13]) *Löcher,* wie Anm. 1, S. 35.

[14]) Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, Kirchliche Kunst des Mittelalters und der Reformationszeit. Bearbeitet von Jürgen *Wittstock.* Die Sammlung im St. Annen-Museum, Lübeck 1981, Kat. Nr. 135 mit Abb.

[15]) Wie mir Graf Wilczek, Seebarn, mit Brief vom 11. August 1994 freundlicherweise mitteilte, lassen sich die auf der Burg Kreuzenstein erwähnten Teile des Altars nicht mehr nachweisen.

Ein Bild im Behnhaus – richtig zugewiesen: Leopold Schulz, Gotische Kirchenruine am Mittelmeer, 1842

Brigitte Heise

Die Abteilung romantischer Malerei, die das Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck in den Museen Behnhaus/Drägerhaus beherbergt, ist in den letzten Jahren laufend durch Ankäufe, Leihgaben und Schenkungen erweitert worden. In dieser vergleichsweise kleinen, aber qualitätvollen Sammlung wird deutlich, welch unterschiedliche Wege romantische Künstler eingeschlagen haben. Die einen stellten die Landschaft in den Mittelpunkt ihres Schaffens, sie war ihnen Metapher ihrer jenseitsorientierten Weltsicht. Caspar David Friedrich, mit einem Gemälde in der Sammlung vertreten, steht im Zentrum dieses Kreises. Die anderen, deren Leitfigur der Lübecker Johann Friedrich Overbeck war, widmeten sich ausschließlich der religiösen Figurenmalerei, um auf der Basis der altdeutschen Kunst und der der italienischen Renaissance zu einer religiösen Erneuerungsbewegung zu führen. Ausgangspunkt ihres Schaffens war Italien und besonders Rom, die Stadt, die Overbeck zur Heimat wurde. Das Museum hütet mit 14 Ölbildern, sieben Kartons und zahlreichen Zeichnungen den größten Bestand an Werken Overbecks. Die ersteren, die Landschaftsmaler, blieben im Norden, setzten ihre vor der Natur gewonnenen, meist zeichnerischen Studien im Atelier in einem eher intellektuellen Prozeß in eine symbolisch überhöhte Landschaft um, deren tiefere Sinnschicht sich dem Betrachter erst erschließt, wenn er das Umfeld des Künstlers näher betrachtet. Selbstäußerungen, zugrunde liegende literarische Texte oder die zeitgeschichtliche Situation können ein solches Werk weiter erläutern. Nicht immer aber ist es möglich, die Motive dieser Landschaftsmaler zu bestimmen. Wenn Landschaft als Symbol verstanden wird, ist die topographische Einordnung meist zweitrangig oder bewußt nicht beabsichtigt. Der dritten Gruppe, mehr der realistischen Sicht zuzuordnen, war Landschaft Objekt bildnerischer Auseinandersetzung. Diese Künstler machten in freier Natur Ölstudien vor dem Motiv und waren mehr auf das Atmosphärische als auf das Symbolische oder Religiöse bedacht. Es gibt aber Bilder, die zwischen dem fertigen Werk und solchen Studien stehen und Werke, die zwischen diesen Gruppen vermitteln. Bei ihnen kann gerade der gewählte Ort, – sofern es gelingt, ihn zu bestimmen – zu einer vertieften Deutung und richtigen Einordnung führen.

1988 erhielt das Museum für Kunst und Kulturgeschichte das Gemälde des Wiener Malers Leopold Schulz „Gotische Kirchenruine am Mittelmeer",

1842, als Leihgabe der Possehl-Stiftung[1]) (Abb. 1). Leopold Schulz' Gemälde zeigt als Sujet die Kirchenruine, die in zahlreichen Werken der Romantiker zum inhaltsschweren Mittelpunkt geworden ist. So scheint sich das Bild auf den ersten Blick in den Kreis der romantischen Landschaftsmalerei einzufügen. Die Ruine zeugt hier von einem verlorenen „goldenen Zeitalter", in dem der Mensch im christlichen Glauben geborgen war. Immer wieder wird in diesem Zusammenhang der Beginn des Fragment gebliebenen Aufsatzes von Novalis „Die Christenheit oder Europa", 1798, zitiert: „Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa Ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte. Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches."[2]) Caspar David Friedrich, in dessen Bildern die Kirchenruine – besonders die Ruine des Klosters Eldena in Pommern – von zentraler Bedeutung ist, formuliert diesen Gedanken in seinen „Bekenntnissen" bei der Beschreibung des Gemäldes „Die Klosterruine von Eldena", 1824/25 (Galerie der Romantik, Berlin-Charlottenburg) mit folgenden Worten: „In ruhiger stiller Dämmerung, der Scheide zwischen Tag und Nacht, stehen noch die gewaltigen Überreste vergangener Jahrhunderte und erheben sich in Spitzbogen und Wölbungen als Zeugen früherer großer Vergangenheit über die kränkelnde Gegenwart. Im Innern der Mauern, noch stark genug, die jüngere Zeit stützen und schützen zu können, lehnt sich die schon morsch gewordene Hütte eines Greises ..."[3]). Der Hinweis auf die eigene Zeit macht den programmatischen Charakter des Motivs deutlich: das Ziel, durch die Rückwendung Hilfen für die Neuorientierung von Gegenwart und Zukunft zu gewinnen.

Noch offensichtlicher gestaltet dies Schinkel in seinen Werken. Die Aufbruchstimmung nach der napoleonischen Fremdherrschaft findet bei ihm Niederschlag in großen Gemälden von 1813, 1814 und 1815, in deren Zentrum jeweils ein gotischer Dom visionären Charakters steht. Das Gemälde „Mittelalterliche Stadt an einem Fluß", 1815 (Galerie der Romantik, Berlin-Charlottenburg), zeigt den auf einer Anhöhe stehenden Dom, dessen unvollendeter Turmhelm die Fahne mit dem Reichsadler trägt. Das abziehende Unwetter, das bereits das klare Blau des Himmels durchschimmern läßt, und der Regen-

[1]) Vgl.: Gerhard *Gerkens*, Neuerwerbungen 1988 des Museums für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, in: Lübeckische Blätter, 148. Jg., 1988, S. 410.– Brigitte *Heise*, in: Kat. Ausst. Zwischenbilanz, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck 1991, S. 48. In beiden Texten wird eine erste Deutung des Gemäldes gegeben.

[2]) *Novalis*, Die Christenheit oder Europa, in: Werke in einem Band, hrsg. von Joachim *Mähl*, München 1981, S. 525.

[3]) Caspar David *Friedrich*, Bekenntnisse im Wort, hrsg. von Kurt Karl *Eberlein*, Berlin 1939, S. 100.

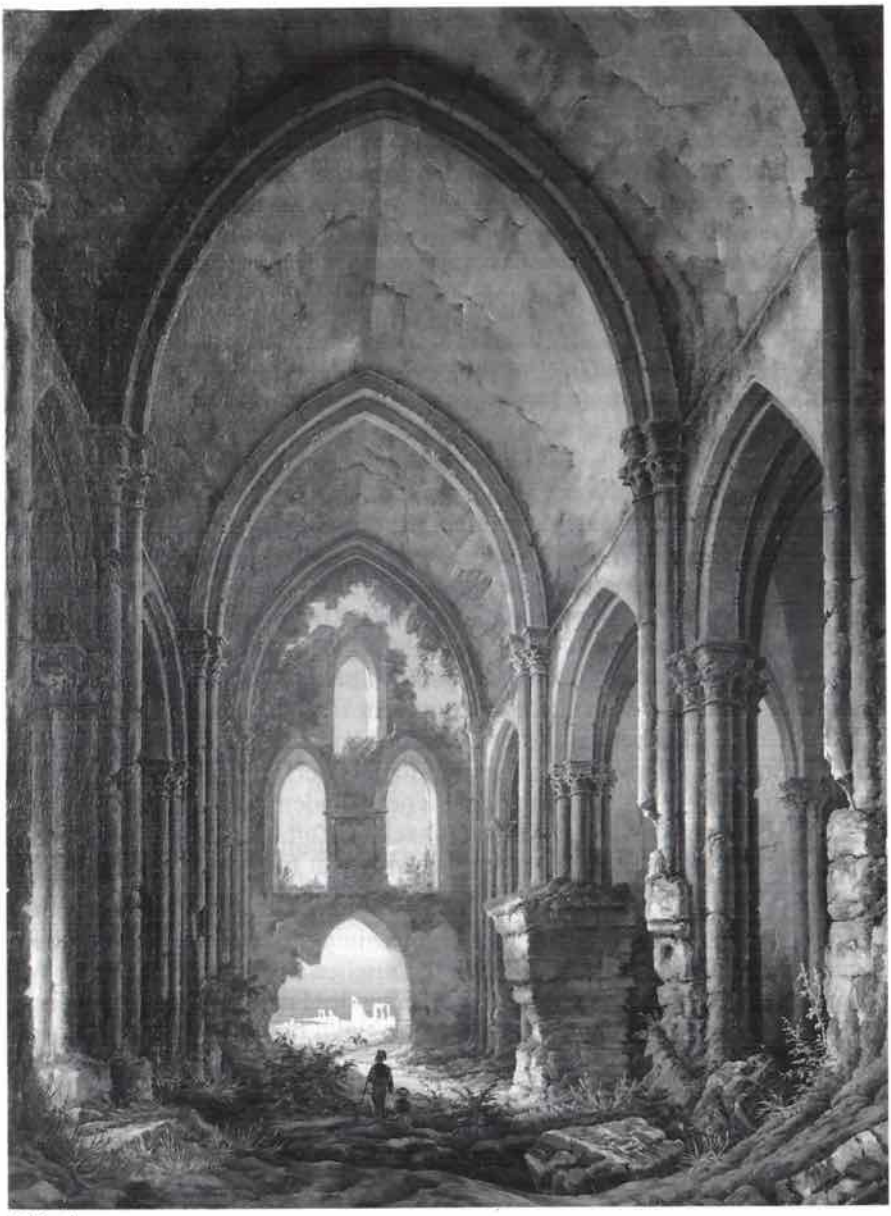


Abb. 1.
Leopold Schulz, Gotische Kirchenruine am Mittelmeer, 1842. Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck.

bogen als Zeichen der Hoffnung, der die Landschaft überwölbt, lassen keine Zweifel, daß der Künstler in der Rückschau die Möglichkeit zur Neugestaltung eines geeinten Vaterlandes sieht[4]). Carl Blechen macht in den dreißiger Jahren die Ruine mehrfach zum Hauptmotiv seiner Werke. Bei ihm ist es vor allem das Kloster Oybin im Riesengebirge[5]), das auch im Werk von Carus eine bedeutende Rolle spielt[6]). Blechen und Carus aber, bereits zwischen Romantik und Realismus stehend, gestalten hier eher die Allmacht der Natur, die von Gebäuden aus alten Zeiten Besitz ergreift; jedoch bewahren sie selbst im Verfall ihre Schönheit.

Leopold Schulz ist im Gegensatz zu diesen berühmten Malern von Ruinenlandschaften heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Auch wenn das Bild im Behnhaus eher den Eindruck erweckt, als stehe es in der Tradition der Kunst um Caspar David Friedrich, gehören er und sein Werk doch in den Kreis der Nazarener um Overbeck. Schulz wurde 1804 in Wien geboren und starb 1873 in Wien-Heiligenstadt[7]). Daß er seine Ausbildung an der Wiener Akademie genoß, liegt auf der Hand – an der Hochschule, an der auch Johann Friedrich Overbeck im Jahre 1806 sein Studium begann. Um den Lübecker bildete sich damals bald eine Gruppe junger Künstler, die mit der Akademie in Konflikt geriet und schließlich nach Italien zog. Dort wurden sie dann zu tonangebenden Vertretern der neudeutschen Kunst. Ihnen schloß sich Leopold Schulz später an; drei Jahre, von 1830 bis 1833, verbrachte er innerhalb ihres Wirkungsbereiches in Rom. Er gehört also zur zweiten Generation der Overbeck-Anhänger. Im Zuge seiner weiteren künstlerischen Tätigkeit arbeitete er in München mit Peter Cornelius und Julius Schnorr von Carolsfeld zusammen, mit zweien der berühmtesten Vertreter der nazarenischen Kunst. Ab 1844 bekleidete er an der Wiener Akademie das Amt des Correctors der Maler- und Bildhauerklasse, zur selben Zeit übrigens, da auch Ferdinand Georg Waldmüller, von dem das Museum für Kunst und Kulturgeschichte ein bedeutendes Gemälde besitzt[8]), dort lehrte.

Die Werke Leopold Schulz' stehen ganz in der Tradition der religiösen Figurenmalerei und der neu-deutsch patriotischen Kunst der Nazarener. Wie es ihrer Forderung entspricht, widmete er sich der Fresken- und der Tafelma-

---

[4]) Vgl.: Katalog der Sammlung Galerie der Romantik, Nationalgalerie Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz Berlin, Berlin 1986, S. 70 ff.

[5]) Horst *Zimmermann*, Gemäldegalerie, Neue Meister 19. und 20. Jahrhundert, Dresden 1987, Nr. 117 (2637A).

[6]) Vgl. Marianne *Prause*, Carl Gustav Carus, Leben und Werk, Berlin 1968, S. 150 f.

[7]) Ulrich *Thieme*, Felix *Becker*, Allgemeines Lexikon der bildenden Künste, Leipzig 1936, XXX, S. 332.

[8]) Lübecker Museumskataloge, B. 3, Lübeck 1976, Kat.-Nr. 239.

lerei. In München stattete er im Königsbau der Residenz den Servicesaal und das Schlafgemach des Königs in enkaustischer Malerei aus; in Wien sind in etlichen Kirchen seine Tafelbilder mit Darstellungen von Heiligen und biblischen Szenen zu finden: in der Heiligenstädter Kirche, in der Pfarrkirche St. Laurenz am Schottenfeld, in der Servitenkirche. Zu den bedeutenden Projekten, an denen Schulz beteiligt war, gehört auch die Ausmalung der Altlerchenfelder Kirche des Architekten Georg Müller unter der Leitung und nach dem Konzept von Joseph Führich in den fünfziger Jahren. Der Bilderzyklus stellt die weltgeschichtliche Mission der Kirche als der göttlichen Heilsanstalt für die Menschheit dar. Jeder der beteiligten acht Künstler gestaltete hier al fresco seine eigene Komposition nach dem vorgegebenen Programm[9]).

Im Vergleich mit diesen Werken erscheint das Gemälde, das das Museum erwarb, für den Maler ungewöhnlich. Leopold Schulz entfernt sich hier von dem Prinzip der religiösen Figurenmalerei und macht die verfallende Ruine einer gotischen Kirche zum bildbeherrschenden Zentralmotiv. Figuren werden dagegen nur als Staffage eingesetzt. Wie die Landschaftsmaler gibt er keinen Hinweis auf geographische Einordnung, gestaltet also scheinbar einen fiktiven Raum. Dies freilich zu einem Zeitpunkt, da die Hochblüte der Romantik bereits vorüber ist und bedeutungsschwere Symbole ihres Inhalts mehr oder weniger entleert sind. Ein Bild also, das Rätsel aufgibt, zumal zum einen die Staffagefiguren, zwei Personen in türkischer Tracht, und zum anderen der Blick durch die zerstörte Westfront auf Reste einer antiken Stadt zu weiteren Überlegungen Anlaß geben.

Der Zufall hat uns hier der Lösung des Rätsels vielleicht ein Stück nähergebracht, die Entdeckung nämlich, daß Schulz für sein Gemälde eine graphische Vorlage nutzte, die er, von der Umsetzung in Ölmalerei einmal abgesehen, in geringfügigen, offenbar aber doch gewichtigen Details veränderte[10]). Aus dieser Vorlage wird deutlich, daß Gegenstand des Bildes nicht, wie zunächst angenommen, eine freie Komposition ist, sondern eine ganz bestimmte Örtlichkeit. Er nahm, wie wir erst jetzt herausgefunden haben, als Grundlage seiner Darstellung ein Blatt des englischen Architektur- und Landschaftszeichners William Henry Bartlett (1809–1854)[11]), der auf seinen Reisen nach Amerika und in den Orient weit über tausend Zeichnungen und Aquarelle anfertigte, von denen die meisten in Mappenwerken in Stahlstich publiziert wurden, also einem großen Kreis zugänglich waren. Um 1830 unternahm Bartlett eine Reise nach Syrien. Die dort gewonnenen zeichnerischen

[9]) vgl.: Carl *von Lützow*, Geschichte der Akademie der bildenden Künste, Wien 1877.

[10]) Den Hinweis verdanke ich Herrn Hans-Peter Stricker, Lübeck.

[11]) *Thieme/Becker, II*, wie Anm. 7, S. 554.

und malerischen Ergebnisse wurden 1837 in „Syrien, das heilige Land" veröffentlicht, einem Mappenwerk, das Zeugnis ablegt von der Orientbegeisterung der damaligen Zeit und so auf breites Interesse des Publikums stoßen mußte. Schulz war es also ohne weiteres verfügbar. Die meisten dieser Mappenwerke werden heute im Victoria and Albert-Museum in London aufbewahrt, auch das Blatt, das Schulz verwendete, befindet sich dort.

Er wählte für sein Gemälde eine Darstellung der Kathedrale Nôtre Dame von Tortosa/Tartus, einer Stadt, die bereits seit dem frühen Christentum eine entscheidende Rolle spielte (Abb. 2). Die Kirche wurde auf einem schon in der Antike bedeutsamen Platz erbaut; hier stand die älteste Marienkapelle, von der es heißt, daß sie ein von Lukas selbst gemaltes Madonnenbild besessen habe. Ihr Altar sei von Petrus persönlich geweiht worden. 1123 begann der Orden der Templer mit dem Bau der Kathedrale, die noch vor der Vollendung von den Kriegern Saladins weitgehend zerstört wurde. Erst im 13. Jahrhundert konnte sie endgültig fertiggestellt werden. 1191 mußten die Templer Tartus als einen der letzten christlichen Posten in Syrien aufgeben[12]). Dennoch gilt die Kirche als eines der bedeutendsten Beispiele der gotischen Sakralarchitektur der Kreuzfahrer. Mitte des 19. Jahrhunderts, also etwa zur Entstehungszeit des Bildes, wurde sie zu einer Moschee umgebaut, das Westportal wurde dabei zerstört. Heute befindet sich in den Resten dieses ehemals christlichen Gotteshauses ein Museum (Abb. 3).

Ein Vergleich mit der Beschreibung der Kirche in aktuellen Kunstführern[13]) zeigt, daß Bartlett zweifelsohne von dem malerischen Anblick der Ruine fasziniert war, andererseits doch genau beobachtete und die Kirche in ihren architektonischen Besonderheiten festhielt. Ins Bild gesetzt ist nur das hoch aufragende Mittelschiff, das mit einem Spitztonnengewölbe gedeckt und mit Querbögen unterfangen ist. Die kreuzförmigen Bündelpfeiler mit Säulenvorlagen und die reichen Akanthuskapitelle werden genau registriert. Als markanter Punkt sticht der Kubus zwischen den Jochen an der Nordseite ins Auge, der jene Stelle markiert, an der einst der Altar stand, den Petrus geweiht und auf dem das Lukasbild gestanden haben soll. Rechts öffnet sich zwischen den Säulen der Blick in das nördliche Seitenschiff, das fast die Höhe des Mittelschiffs erreicht und mit Kreuzgewölben gedeckt ist. Die gewählte Perspektive versetzt den Betrachter in den Raum hinein und läßt den Blick an den Vertikalen empor über das Gewölbe in den Hintergrund zu den Öffnungen der zerstörten Fenster und des Portals der Westfront gleiten, die die Sicht auf das Meer und eine in Trümmern liegende antike Stätte öffnen.

---

[12]) Vgl.: Eugen *Wirth*, Syrien, Darmstadt, 1971.

[13]) Johannes *Oldenthal*, Syrien, Köln 1982, S. 240 ff. Alfred *Renz*, Syrien, München 1988, S. 114 f.

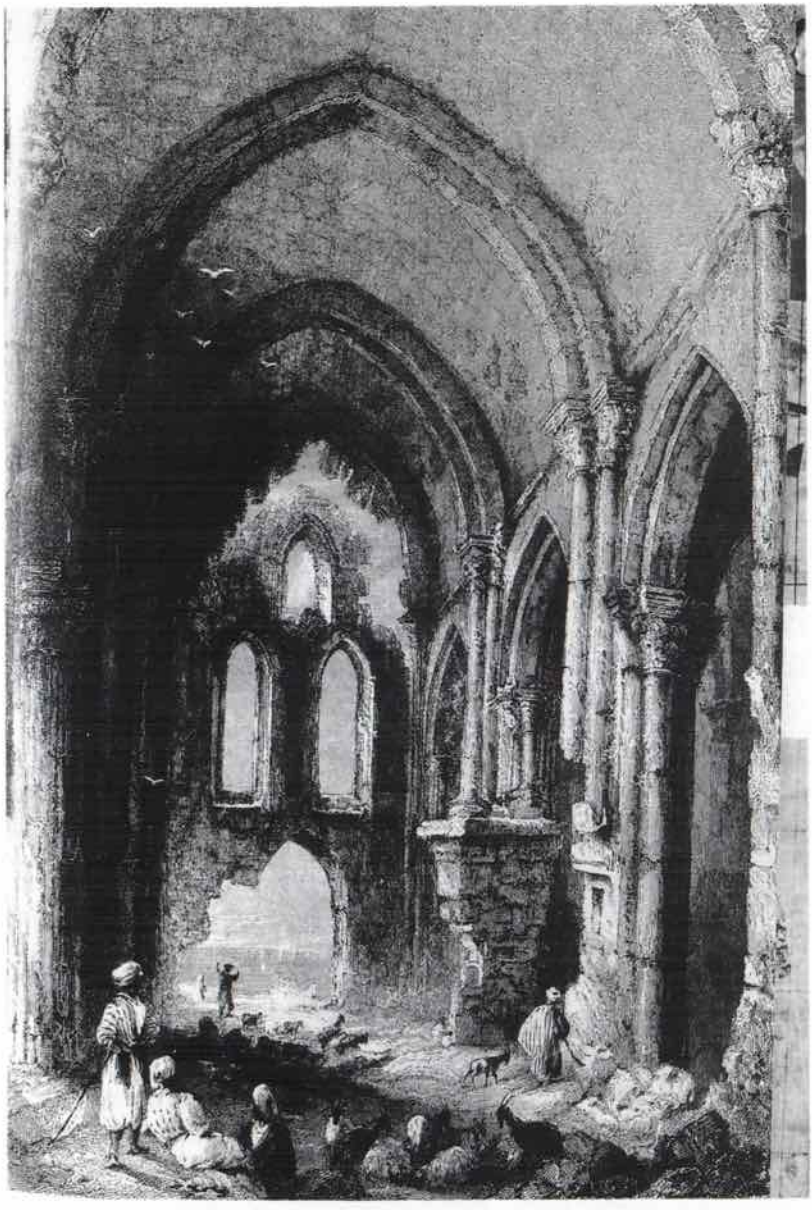


Abb. 2.
Stahlstich nach William Henri Bartlett, Die Kathedrale Nôtre Dame von Tartus, 1837.

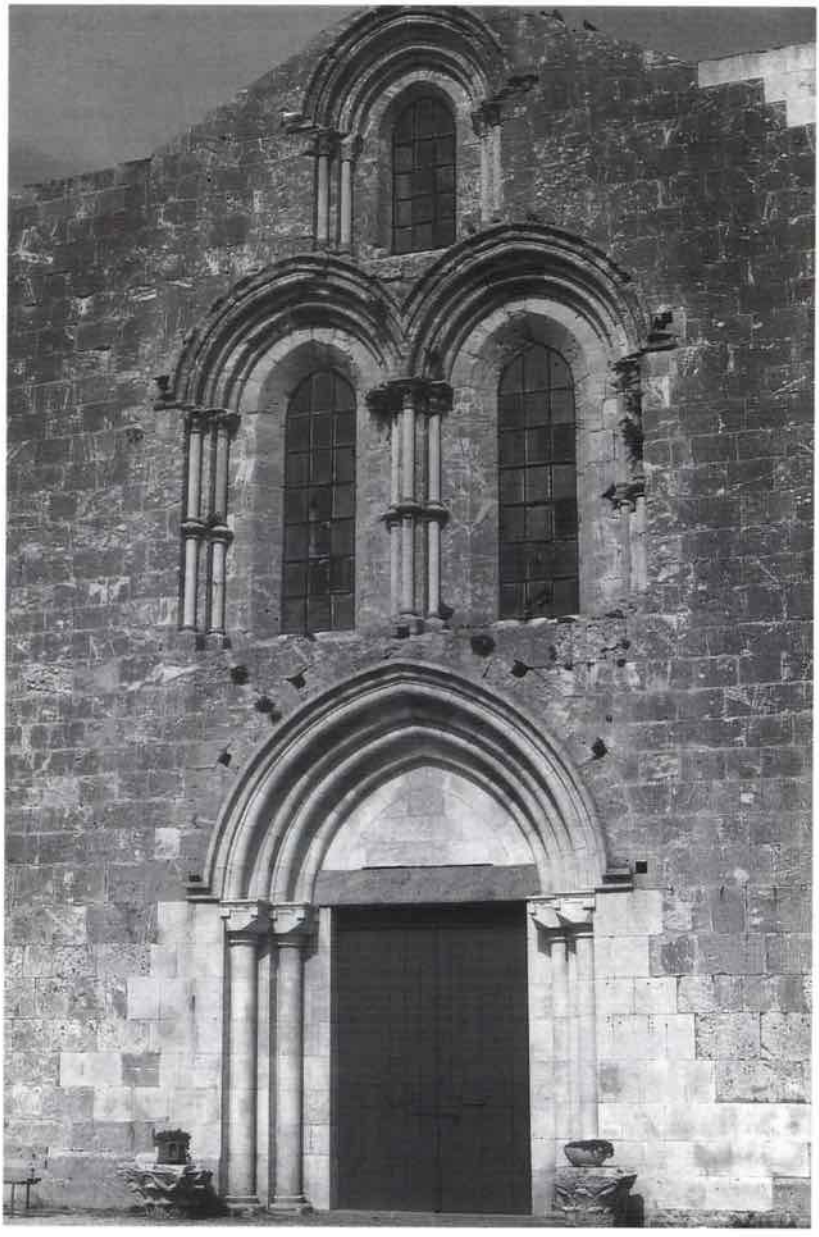


Abb. 3.
Die Kirche von Tartus heute.

Leopold Schulz übernimmt diese Situation wörtlich in sein Gemälde, das sich also im wesentlichen als eine Übersetzung der graphischen Vorlage in Malerei erweist. Natürlich läßt sich nur vermuten, was Schulz an diesem Blatt faszinierte. Es war wohl nicht allein das malerische Motiv der Ruine, wie es Blechen gestaltete, sondern er, der der nazarenischen Tradition verbunden war, maß dem Sujet sicher eine höhere symbolische Bedeutung zu, als es der reisende Landschafter Bartlett tat. Einen Hinweis kann die entscheidende Veränderung geben, die Schulz vorgenommen hat. Bartlett, den Blick auf seinen Reisen gezielt auf pittoreske Motive gerichtet, läßt im Mittelschiff eine Gruppe Einheimischer lagern, die auf dem überwucherten Boden der Kirche ihre Tiere weiden. Als Rückenfiguren dargestellt, richten sie ihren Blilck hinaus in die Ferne. In seinem Blatt nimmt diese bukolische Szene einen relativ breiten Raum ein. Darauf verzichtet Schulz weitgehend. Nur zwei kleine Gestalten in heimischer Tracht bleiben im Mittelgrund. Nichts soll den Blick ablenken von den alles überwölbenden Mauern der christlichen Kathedrale, die ihre Bedeutung auch dann nicht verliert, wenn sie im Verfall begriffen ist. Dem Licht widmet Schulz seine ganze Aufmerksamkeit. Die Lichtführung übernimmt er von Bartlett, legt hier aber seine ganze malerische Delikatesse hinein: Der Sandstein leuchtet in warmem Ocker auf, und das strahlende Blau des südlichen Himmels dringt durch die zerstörten Öffnungen der Westfront.

Gewiß muß man mit einer zu weit gehenden nachträglichen Deutung vorsichtig sein. Aber offensichtlich war dem Maler von Heiligenbildern und biblischen Szenen die Kathedrale der Templer Symbol der christlichen Kirche an sich, die über alle Kulturen hinweg, die antike wie die muslimische, ihre dominierende Bedeutung im Kampf gegen die Ungläubigen behält. So mag in den zwei kleinen Gestalten etwas von der zeitgenössischen Aversion gegen die Türken anklingen. Aber auch wenn das Gotteshaus zerstört wurde, ist es Garant für eine Neuordnung der Gegenwart, denn nur auf der Basis der katholischen Kirche kann die eigene Welt, die in Unfrieden lebt und deren Kultur zerfällt, genesen. Diese Gedanken des Novalis haben auch 1842, da die Zeit der Restauration dem Ende entgegengeht, nichts an Bedeutung verloren. Und es ist auch Novalis, der beiden Kreisen der romantischen Malerei bedeutsamer Autor war; die Landschaftsmaler berufen sich auf ihn ebenso wie die Nazarener. Somit stellt das Gemälde von Leopold Schulz gleichsam eine Brücke zwischen den verschiedenen Gruppen dar: Es vereint das Gedankengut Caspar David Friedrichs mit dem Anliegen der Nazarener und zeigt gleichzeitig den Charakter der vor Ort gemachten Studie aus eher realistischer Sicht. Bartlett zeichnete direkt vor Ort und nahm, wie es einem kunstbeflissenen Reisenden wohl Freude machte, inmitten der verfallenden Mauern Platz. Die von ihm vorgegebene realistische Perspektive, die den Betrachter ebenfalls unter das hoch aufragende Kirchenschiff versetzt, gewinnt bei Schulz jedoch

eine entscheidende symbolische Überhöhung: Nur unter dem Dach der Kirche ist der Mensch geborgen.

Der Ort hatte auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt eine große Bedeutung für die Nazarener. Denn sie hatten sich und ihre Kunst unter den besonderen Schutz des heiligen Lukas gestellt. Er wurde ihr Patron, und entsprechend nannten sie sich die Lukasbrüder. Es ist durchaus möglich, daß sich Schulz allein deshalb schon von der Kathedrale in Tortosa angezogen fühlte, weil sie einst das Lukasbild in ihren Mauern geborgen haben soll. In seinem Werk spielte übrigens schon einmal eine Templer-Kirche eine Rolle: Nach einer legendären Überlieferung war auch der Pfarrhof der Heiligenstädter Kirche ursprünglich Sitz der Tempelherren, für den Schulz (um 1830) und der Nazarener Philipp Veit (um 1815) Werke schufen[14]). Auch für Overbeck ist überliefert, daß er eine Zeichnung nach einer Kapelle der Templer bei Wien anfertigte[15]). Ganz offensichtlich fühlten sich die Nazarener also diesem Orden der Kreuzritter besonders verbunden.

Streng genommen läßt sich nicht leugnen, daß Leopold Schulz in seinem Gemälde kein eigenständiges Werk geschaffen hat. Sicher aber hat bei ihm das vorgefundene Motiv und die übernommene Formulierung im Atelier eine symbolische Ausweitung erfahren, wie sie der reisende und wandernde Bartlett, der direkt vor Ort seine Einrücke festhielt, sicher nicht intendierte.

Das Museum für Kunst und Kulturgeschichte besitzt mit diesem Gemälde nun ein zweites Werk, das zeigt, daß die Nazarener und ihre Nachfolger nicht ausschließlich der Figurenmalerei verschrieben waren. Ferdinand Oliviers großes Gemälde „Die trauernden Juden an den Wassern Babylons", um 1830, legt ebenfalls Zeugnis ab von der nazarenischen Landschaftsmalerei und der Italiensehnsucht desjenigen, der sich dem Kreis um Friedrich Overbeck und seiner Kunst verbunden fühlte, ohne das Land seiner Träume je betreten zu haben[16]). Landschaft wird diesen Malern aber nicht zum Zeichen ihres Sehnens nach dem Jenseits, sondern zum Träger ihrer Hoffnung auf eine neue Geborgenheit des Menschen im christlichen Glauben[17]).

---

[14]) Georg *Dehio*, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Österreich B. 2, Wien 1935, S. 25.

[15]) Handschriftlicher Nachlaß von Friedrich Overbeck in der Stadtbibliothek Lübeck, Verzeichnis Paul *Hagen*, V. 5. Overbeck fügte die Zeichnung, die heute verloren ist, einem Brief aus dem Jahre 1809 an den Vater bei.

[16]) Lübecker Museumskataloge B. 3, wie Anm. 8, Kat.-Nr. 153.

[17]) Zur Interpretation romantischer Bilder und ihrer poetischen Vorlagen vgl.: Brigitte *Heise*, Bilder der Romantik im Behnhaus, Erläuterungen und literarische Texte zu ihrem Verständnis, Lübeck 1990.

Lübeck im Jahre 1848
Drei Briefe an Ernst Deecke

Mitgeteilt von Gerhard Ahrens

Die hier abgedruckten Briefe sind an den lübeckischen Abgeordneten in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, Dr. phil. Ernst Deecke (1805–1862), gerichtet. Nach dem Rücktritt des im Frühjahr gewählten Oberappellationsgerichtsrats Ludwig Heinrich Wiederhold hatte der am Realgymnasium des Katharineums beschäftigte Deecke als sein Stellvertreter das Mandat übernommen. Da die Beratungen in der Paulskirche sich über viele Monate hinzogen, mußten Briefe den persönlichen Kontakt mit der Familie und den Freunden ersetzen. Aus dieser Korrespondenz ist nur Weniges auf uns gekommen.[1])

Die hier mitgeteilten Briefe berichten über zwei wichtige Ereignisse der zweiten Hälfte des schicksalhaften Jahres 1848: Vom Schützenfest zu Ehren des Reichsverwesers, das den Anfang der traditionsreichen, noch heute jährlich gefeierten „Lübecker Volks- und Erinnerungsfeste" bildet, und von den Unruhen im Zusammenhang mit der Verfassungsrevision, die durch die romanhafte Verarbeitung in Thomas Manns „Buddenbrooks" unter dem Stichwort „Revolutschon in Lübeck" ein Plätzchen in der Weltliteratur gefunden haben.

Die genannten Ereignisse sind hinreichend bekannt, insoweit bringen die Texte kaum neue Erkenntnisse.[2]) Was einen Abdruck gleichwohl rechtfertigt, ist ihr Quellenwert als unmittelbares Zeugnis des Geschehens. Der anschauliche Bericht, die lebhafte Erzählung, die ungeschminkte Darstellung machen den Reiz der Freundesbriefe aus.

---

[1]) Die drei Briefe sind verwahrt im Familienarchiv Deecke (Nr. 1) und werden mit Zustimmung des Archivs der Hansestadt Lübeck veröffentlicht. Zur besseren Lesbarkeit wurde die Interpunktion behutsam modernisiert, Abkürzungen sind teilweise aufgelöst worden, und der Text wurde insgesamt stärker gegliedert. – . 10 Briefe Deeckes aus Frankfurt vom August 1848 bis Mai 1849 an seinen Sohn, den späteren Etruskologen Wilhelm (Neue Deutsche Biographie 4, 1959) befinden sich im Eigentum von dessen Enkelin, Frau Marga Burrlein in Hamburg-Wandsbek. Über den Verfasser der Briefe vgl. vor allem Georg *Deecke*, Prof. Dr. Ernst Deecke, sein Leben und Wirken, Lübeck 1912 (Programm des Katharineums), und zuletzt Walter *Weber*, Ernst Deecke, In: Der Wagen 1962.

[2]) Über die allgemeinen Zusammenhänge informiert meine knappe Darstellung in der Lübeckischen Geschichte, hrsg. von Antjekathrin *Graßmann*, 2. Aufl., Lübeck 1989, S. 608–614, sowie speziell Gisela *Jaacks*, Das Lübecker Volks- und Erinnerungsfest, Hamburg 1971, S. 31–36, und Friedrich *Bruns*, Verfassungsgeschichte des lübeckischen Freistaates 1848–1898, Lübeck 1898.

Das erste Schreiben stammt von Carl Heinrich Wurre, der – wie Deecke – Mitglied der Freimaurerloge „Zum Füllhorn" war. Er zählte übrigens zu den 13 Initiatoren des Scheibenschießens, welchem diese, wie es in ihrem Gesuch an das Landgericht vom 20. Juni 1848 heißt, „durch eine möglichst große Anzahl von Theilnehmern, ohne Rücksicht auf Stand und Zünftigkeit, den Charakter eines wahren und würdigen, wenn gleich durchaus einfachen Volksfestes zu geben wünschen"[3]). Es illustriert den Geist der Zeit und eben dieser Veranstaltung am besten, wenn man darauf hinweist, daß der Reingewinn für die im Entstehen begriffene erste deutsche Flotte Verwendung finden sollte.

Die beiden anderen Briefe sind im Oktober 1848 geschrieben und stammen vom Theologen Ferdinand Holm[4]) und Deeckes Neffen Carl Boldemann[5]). Sie haben die Belagerung der lübeckischen Bürgerschaft in der Kirche der Reformierten Gemeinde als Beobachter erlebt. Ihre Schilderungen vermitteln einen plastischen Eindruck von den eher chaotischen als geplant-revolutionären Gewalttätigkeiten im Umfeld der Königstraße.

I.

Lieber Deecke!

Geschrieben hast Du wohl deshalb nicht, weil Du zu viel zu lesen hast, und ich würde Dir nicht noch mehr zu lesen geben, wenn nicht der einliegende Brief den gegenwärtigen nöthig gemacht hätte. Wie verlautet, werden wir Dich schwerlich vor Anfang unserer Versammlung hier sehen, und deshalb wünscht Heller[6]) die Rituale zu haben, um sie ein wenig einzustudiren. Nun wäre es wohl am besten, wenn ich ihm den ganzen Kasten gäbe, jedoch kann ich dies ja nicht, ohne von Dir dazu beauftragt zu seyn, und bitte daher, mir Deinen Willen kund zu thun.– Gröning war bey mir, und sprach von seiner Beförderung; ich habe ihn auf Deine Rückkehr vertröstet.

---

[3]) AHL, Polizeiamt 629. – Vgl. auch den zeitgenössischen Bericht in den Neuen Lübeckischen Blättern, Nr. 32 vom 23. Juli 1848, s. S. 265 f.

[4]) Ferdinand Holm, geb. 1824 im beiderstädtischen Kirchwärder als Sohn des dortigen Pastors, hatte Theologie studiert und war kurz zuvor, am 20.7.1848, Kandidat des Geistlichen Ministeriums geworden. Er wurde schon sehr bald, nämlich am 25.4.1849, zum Pastor an der Kirche St. Petri und Pauli im ebenfalls beiderstädtischen Bergedorf erwählt. Dort heiratete er später Ida Lamprecht, die Tochter des Bürgermeisters, und starb 1890 in Bergedorf.

[5]) Carl Boldemann, geb. 1818 in Lübeck, führte im Haus Königstraße Nr. 644 (heute Nr. 13) eine „Buch-, Kunst- und Antiquariatshandlung". Er wurde 1856 erhängt aufgefunden.

[6]) Heller war von Jugend an ein Freund Deeckes. Während dessen Abwesenheit in Frankfurt führte er als Abgeordneter Meister die Geschäfte der Freimaurerloge. Nach Deeckes Tod sprach er die Abschiedsworte auf ihn.– Über diese Zusammenhänge vgl. Johannes *Hennings*, Geschichte der Johannis-Loge „Zum Füllhorn" zu Lübeck 1722–1922, Lübeck 1922, besonders das Kapitel „Die Loge unter der Hammerführung des Bruders Ernst Deecke 1848–1862" (S. 175–199).

Mancherley Abgeordnete von hier werden sich bey Dir gemeldet haben, um Dir Dein dortiges Wirken zu erleichtern (erschweren mag ich nicht sagen). Die beiden zuerst gewählten Deputirten des Handelsstandes, F. und S., gingen nicht ab, weil der Letztere das Unglück hatte, bey einer Tischrede am großen Schützenfeste sich dermaßen zu vertüdern, daß er nicht mehr vorwärts konnte, und eh' er noch die Rede schloß, ging ein Mordspektakel los, jedoch alles in Liebe und Güte und nur mit unbändigem Gelächter. Darauf wollte F. nicht mit ihm ziehen, und nun haben sie ja einen Andern gesandt, dem der Herr Licht und Stärke verleihen und den Geist des Widerspruchs von ihm austreiben möge.

Von dem erwähnten Schützenfeste muß ich Dir doch etwas erzählen. Es fand grade an dem Sonntage statt, an welchem die Feier zu Ehren des Reichsverwesers war. Es hatten 1350 Mann zum Schießen unterschrieben aus den höchsten und niedrigsten Classen, worunter 8 Senatoren und 4 Priester, unter letzteren Dr. F.[7]). Der Ausmarsch geschah vom Markte, und zwar nach der kirchlichen Feier, also etwa um 12 Uhr, bey herrlichem Wetter, aber außerordentlicher Hitze. Es mogten über 1200, darunter 3 bis 400 Bewaffnete im Zuge seyn, der durch viele, 40 bis 50 zum Theil wirklich prachtvolle Fahnen ein stattliches Ansehn erhielt. Voran ein Hornisten Corps von 10 Mann, dann die jungen schwarzen Jäger; die alten Hanseaten von 1813/15; die Ringscheiben Schützen mit der Fahne vom Schützenhofe, die der alte 76jährige Frick trug; der Bürgerverein; ein Zug Einwohner, wie sie sich selbst nannten; der Gewerkverein. Dann die Janitscharen Musik der Bürgergarde, die den alten Hanseatenmarsch von 1813 drein schmetterte, und nun die freiwilligen Schützen: junge Gelehrte, Kaufleute mit den beiden Hauptfahnen, eine schöne schwarzrothgoldene und eine riesige Lübecker Fahne, letztere getragen von einem Riesen, dem Schiffscapitain Barkentien, der durchaus keinen Degen anstecken wollte, sondern seine furchtbare Faust zeigte und meinte, wenn er Einen todt haben wollte, so ginge es damit am besten. Darauf folgten sämtliche Schiffer, verschiedene Gewerke mit ihren Zunftfahnen und zuletzt Alle, die nicht zu den genannten Zügen gehörten, in Reih' und Glied, aber bunt durcheinander. Unsere Alten, Tidow und Poser[8]), waren auch dabey.

---

[7]) Gemeint ist der Hauptpastor an St. Marien, Dr. Johann Aegidius Funk.– Die meisten in den Briefen vorkommenden Namen lassen sich in den Staatskalendern und den Fehlingschen Ratslinien ermitteln; deshalb werden im folgenden nur wenige Personen ausdrücklich genannt.

[8]) Der Oberpostmeister Johann Friedrich Tidow (geb. 1773 in Lüneburg, gest. 1859 in Lübeck) war Chef des hannöverschen Postamtes. Er war 1819–1848 der Vorgänger Deeckes als Vorsitzender Meister der Johannis-Loge „Zum Füllhorn".– Christian Gottfried Poser war – wie Deecke – als Lehrer am Realgymnasium des Katharineums tätig.

Wie der Zug über die Holstenbrücke kam, waren die Schiffe voll Flaggen, alle Matrosen in den Masten, Hurrah rufend. Auf dem Schützenhofe[9]) ward ein offenes Viereck gebildet; der Führer (Dein ergebenster Berichterstatter) trat in die Mitte und hielt eine kurze Rede, die mit einem dreymaligen Hoch für den Reichsverweser schloß, worin Alle jubelnd einfielen, Musik und Geschütz ebenfalls. Es folgte noch „Lübeck hoch!" und das Schießen begann und dauerte bis Donnerstag Morgen. Die ersten Schüsse that Senator Tegtmeyer für den Reichsverweser und schoß auch ein Bricken, aber keinen Gewinn. Die Schützen hatten sich gut eingeschossen. Es wurden in 2700 Schüssen 222 Bricken von etwa 4 Zoll Durchmesser geschossen, 12 Scheiben waren unbrauchbar geworden.

Am Sonntag Abend war der Schützenhof illuminirt, und eine dichte Menschenmasse wogte auf und ab, sang, tanzte auf dem Rasen et cetera. Montag Mittag wurde auf dem Saale gespeiset, es mogten 300 Personen da seyn. An Reden und Trinksprüchen etc. kein Mangel. Senator Roeck sagte unter anderm: Hier giebt es keine Stände, keinen Unterschied. Wir Alle sind Bürger und reichen uns als Brüder die Hände. Die Worte wurden gut aufgenommen, und alle Hände schlangen sich in einander. Dienstag Abend großer Ball im Saal. Das ganze Fest endete ohne den geringsten Unfall; auch bey'm Schießen herrschte musterhafte Ordnung, und es fiel nicht die geringste Verletzung vor.

Die Stimmung ist hier fortdauernd friedlich. Unsere Einwohner fahren fort, ihre Rechte zu verfechten, aber in aller Ruhe. Die Agitatoren machen nichts. Man hört mitunter die Worte: De Keerls sünd dwatsch!

Der Waffenstillstand mit Dännemark soll ja geschlossen seyn; möge der Friede bald folgen. Die Sympathie für Schleswig-Holstein ist sehr erkaltet, und daran sind die Herren selbst Schuld. Viel Geschrey etc.

Lebe wohl und laß bald etwas von Dir hören.

Dein treuverbundener etc.

Wurre

[9]) Der Schützenhof war ein den Zünften und Ämtern gehörendes Gebäude nebst Schießplatz vor dem Holstentor, wo alljährlich ein Vogelschießen und mehrere Scheibenschießen abgehalten wurden.

Lübeck, den 30. August 1848

2.

Geehrter Herr Professor!

Wenn Sie diese Zeilen empfangen, haben Sie vielleicht schon durch Zeitungen einiges über die gestern hier stattgehabten Unruhen erfahren. Um Sie nun nicht länger über das Vorgefallene in Ungewißheit und Besorgnis zu lassen, theile ich Ihnen – dem Wunsche Ihrer Frau zufolge – mit, so viel ich selbst in diesen höchst verworrenen Geschichten sehen kann.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß vor einigen Wochen eine Proposition des Senates an die Bürgerschaft kam, dahin gehend, es möchte der bisherige Unterschied zwischen Bürgern und Einwohnern aufgehoben und den letzteren die Theilnahme an den Wahlen der Vertreter nicht länger vorenthalten werden. Jenes wurde in der Bürgerschaftssitzung vom 18. September angenommen, dieses einer Commission, die sich mit den Einwohnern in Verbindung setzen sollte, zur genaueren Berathung überwiesen. In derselben Sitzung erschien eine Deputation der Einwohner, begleitet von einer großen Menschenmasse, die sich vor der Reformirten Kirche, dem Sitzungslokale, aufstellte, und verlangte sofortige Entscheidung. Man verständigte sich endlich dahin, daß ihnen die in 3 Wochen zukommen sollte.

Inzwischen hielt nun die Commission ihre Sitzungen, und es war kein Zweifel darüber, daß den bisherigen Einwohnern ein Recht zu den Wahlen zugestanden werden sollte; nur handelte es sich noch darum, ob die ständische Verfassung beizubehalten und die Einwohner als 6ter Stand den übrigen hinzuzufügen seien, oder ob das allgemeine und gleiche Wahlrecht eingeführt werden sollte. Die Einwohner neigten sich in letzterer Zeit jener Ansicht zu, und so stellte auch die Commission zwei Anträge in dem Sinne: es sollten entweder die 120 Vertreter nach Ständen gewählt werden, so daß die Kaufleute 28, die Einwohner ebenfalls 28, die Gelehrten, Krämer, Landleute je 12, die Gewerke wieder 28 Vertreter zu wählen hätten, oder es sollte eine allgemeine Wahl aller Staatsbürger, jedoch aus Ständen, Statt finden. Nur Herr Dr. Th. Behn stellte einen Separatantrag auf Einführung des allgemeinen unbeschränkten Wahlrechts.

Gestern nun nahte der verhängnisvolle Tag der Entscheidung; wie sie ausfallen würde, schien keiner mit einiger Sicherheit zu ahnen. Gegen 5 Uhr waren die Debatten geschlossen und es sollte zur Abstimmung geschritten werden. Da hörte man wieder von Ferne (ich war mit unter den Zuhörern) das Anrücken des Pöbels; eine Deputation verlangte abermals Eintritt in die Versammlung, die jedoch noch denselben Morgen den Beschluß gefaßt hatte,

Deputationen nie wieder in ihrer Mitte anzunehmen. Doch begab sich der Vicepräses Behn zu den Deputirten, er kam mit dem Bescheide zurück, die Einwohner wollten eine ständische Vertretung. Diese Mittheilung machte den ungünstigsten Eindruck und ist offenbar nicht ohne Einfluß auf die gleich erfolgende Abstimmung geblieben. Für die Commissionsanträge und die verwandten von Dr. v. Duhn u. C. Evers erhob sich eine geringe Minorität, eine bedeutende Majorität dagegen für Dr. Behn's Separatantrag.

Nicht lange war dieses Resultat draußen bekannt geworden, so begann Schreien, Lärmen, Anrennen gegen die Thüren; noch wurden die Berathungen eine Zeit lang fortgesetzt, dann drang ein Theil des Pöbels in den innern Theil der Kirche, mit einer schwarzrotgoldnen Fahne versehn, und die Versammlung mußte etwa 6 1/2 Uhr sich auflösen. An ein Entkommen war schon lange nicht mehr zu denken gewesen. Schon um 5, als eben der Haufe angekommen war, also noch vor der Entscheidung, wollte ich fort, aber wurde nicht hinausgelassen. So saßen nun Repräsentanten und Zuhörer belagert; zu eigentlichen Thätlichkeiten kam es nicht, aber durch Drohungen sollte die Versammlung gezwungen werden, ihren Beschluß rückgängig zu machen. Einzelne diskutirten viel hin und her, aber den in den verworrensten Vorstellungen befangnen Menschen war natürlich wenig begreiflich zu machen.

Nach längerer Zeit begab sich eine Deputation der Aufständischen zum dirigirenden Bürgermeister; Frister erschien auch, suchte zu beruhigen, vermochte es aber nicht. Nur mit Mühe und nach vielen Vorstellungen gelang es wenigstens den Senatsmitgliedern zu entkommen. Wir blieben belagert; da, um 10 Uhr, hörten wir endlich trommeln. Die aber nur sehr schwache Bürgergarde säuberte die Straße, vermochte indessen nicht, die Thüren zu sprengen, die der Pöbel von innen verrammelte. Der Hauptmann Grevsmühl[10]), der sich mit wenigen andern einen Weg bahnen wollte, wurde durch einen Stein schwer am Kopfe verletzt, ja ein Dutzend Leute begaben sich aufs Dach und warfen mit Ziegeln auf die Bürger. Da endlich wurde einige Male geschossen, aber – wie es scheint – blind, denn von Verwundungen vernimmt man nichts, auch zog sich der Pöbel noch immer nicht zurück. Es mochte eben 11 sein, als wir, unsrer eine ziemliche Zahl, uns mit vieler Mühe vom Garten aus über die Dächer retteten, von dem Haufen, der auf der andern Seite des Daches stand, glücklich unbemerkt. Wir entkamen in das Haus der Doctorin Sattler, wo wir noch bis gegen 1 blieben, da erst hatte sich der Tumult gelegt. Wie es inzwischen in der Kirche herging, weiß ich nicht, doch ist vieles demolirt, die Fenster sind alle eingeworfen. Menschen scheinen nicht zu Schaden gekommen zu sein, die letzten sind wohl erst gegen 2 Uhr befreiet.

[10]) Georg Heinrich Christian Grevsmühl, Mitinhaber der Firma Grevsmühl & Riesland, kurze Eisenwaren- und Papierhandlung, war Chef der 4. Kompanie des 1. (aktiven) Bataillons der Bürgergarde.

Das ist die unheilvolle Geschichte des gestrigen Tages; um so tragischer, wenn man bedenkt, wie der Aufstand doch so gar keinen Grund hat, daß beide Staatskörper sich auch nichts im mindesten vorzuwerfen haben, ja, daß sie viel liberalere Beschlüsse gefaßt haben, als der verblendete Haufe nur in Anspruch nimmt. Unerklärlich muß es erscheinen, daß nicht vom Rathe aus bessere Hülfe geschafft ist; doch heißt es, daß das Militair, das aufgeboten war, sich geweigert habe zu schießen, und die Bürgergarde war um so schwächer, als die Einwohner sich nicht betheiligten und viele gutgesinnte Bürgergardisten eingeschlossen waren. Was noch werden wird, ist dunkel. Nach den Erfahrungen der beiden letzten Versammlungen muß ja die Bürgerschaft, falls nicht bessere Vorkehrungen zu ihrem Schutze getroffen werden, Bedenken tragen, sich wieder zu versammeln.

Sie sind durch das Erzählte gewiß mit um so größerer Besorgnis erfüllt, wenn Sie an Ihre Frau und Ihr ganzes Haus denken; doch eben die Versichrung Ihnen zu geben, daß hier Alles wohl stehe, war die Hauptabsicht meines Schreibens[11]). Daß es nicht ohne Unruhe abging, werden Sie sich denken können, aber Sie kennen auch andrerseits den gesetzten Charakter der Frau Professorinn und wissen, daß sie sich bald genug faßt. Noch vor einem Stündchen habe ich sie gesehn und gesprochen, und kann versichern, daß ich Ihre Frau nicht leidender fand als sonst; sie fühlte sich erquickt durch einen Schlaf, dessen sie den letzten Theil der Nacht genossen hat. Auch übrigens steht es im Hause und mit Ihren Kindern wohl. Die beiden [aus?] Mecklenburg sind der Cholera wegen von ihren Eltern zurückbehalten; doch scheint die Vorsicht unnöthig, da die Krankheit hier sehr gelinde auftritt. Die Zahl der Erkrankten und Gestorbenen wird nicht veröffentlicht.[12])

Indem ich hoffe, durch diese Zeilen zu Ihrer Beruhigung beigetragen zu haben, empfehle ich mich Ihnen aufs beste.

Ferd. Holm

Lübeck, den 10. October 1848

---

[11]) Familie Deecke wohnte im Haus Königstraße Nr. 645 (heute Nr. 15), schräg gegenüber der Reformierten Kirche, also unmittelbar am Ort des Geschehens.– Deeckes (zweite) Frau Johanna Sophia Louise Boldemann, genannt Jenny, war 1805 in Grabow als Tochter des Kaufmanns Johann Georg Jacob Boldemann geboren worden; sie war schwer leidend und starb bereits am 3. Dezember 1848.

[12]) Die später veröffentlichten amtlichen Zahlen geben ein anderes Bild: 1848 trat die Cholera in der Hansestadt vom 19. September bis zum 16. November auf und forderte insgesamt 984 Todesopfer.

3.

Den 14. October 48

Lieber Onkel!

Beigehend sende ich Dir die verlangten: 2 Deecke, Geschichte von Lübeck, 1. Theil; 2 dito, Nachrichten. Das Album für Tante Jenny werde ich prompt besorgen.

Am vergangenen Montag war der Bürgerausschuß wiederum den ganzen Tag in der Reformirten Kirche versammelt, um für die freie Wahl der Einwohner abzustimmen. Am Nachmittag konnte ich vor 5 Uhr nicht hinübergehen und sah dort auch unter den Zuhörern den Redakteur Meyer[13]), der sich nach 6 Uhr entfernte. Bald darauf hörte man draußen das Hurrah der Menge, welche dann einen Deputirten an das Präsidium absandten; und als dieser Order erhielt, die Abstimmung nicht zu unterbrechen, drangen ungefähr 100 Einwohner erst in den äußeren Gang und dann sogar ins Innere der Kirche mit dem Rufe: „Wir wollen ständische Wahl, keine freie Wahl". Nachdem Duhn, Rehder u. A. die rohe Horde durch Anreden beschwichtigt und zur Ruhe ermahnt hatten, schrieen sie stets von Neuem: „Ständische Wahl! Ständische Wahl!"

Die Thüren (äußern) wurden von einer Anzahl von mehreren Hunderten draußen bewacht, und nach innen waren auch noch viele Einwohner gedrungen. Kein Bürger konnte hinaus. Der Schiffer Barkentien wagte den ersten Ausfall, ungefähr 11 Uhr Nachts, aber vergebens; Fehling, W. Behncke jr. u. A. den zweiten, wurden aber unter Schlägen und Stößen zurückgedrängt. Hinten an der Gartenmauer hatte man die Leitern fortgenommen und zerschlagen. Es wurde Generalmarsch geschlagen, aber kaum 60 Mann Garde stellten sich, da ein großer Theil in der Kirche eingesperrt, und ein Drittheil der ganzen Garde aus dem Feind (den Einwohnern) besteht. Jetzt verschlossen und verrammelten sie die Thüren, erstiegen von innen das Dach und warfen mit den Ziegeln von oben und dem aufgerissenen Pflaster von unten auf die Garde, von denen es 6 Mann gelang, gleich nach der ersten Salve durchs Fenster rechts von der Hauptthüre in die Kirche zu dringen. Aber diese waren zu schwach, um den Dachbedeckern das Spiel zu verleiden, da die ganze Treppe mit Einwohnern gefüllt war.

Sehr vielen Bürgern gelang es, nach und nach über die Mauern und Dächer zu entkommen, nachdem von den benachbarten Häusern Leitern herbeige-

[13]) Bernhard Johann Alexander Meyer war Herausgeber des „Lübecker Bürgerfreundes".

schafft waren. Manche höchst komische und abenteuerliche Dachreise ist in jener Nacht gemacht worden, eine der merkwürdigsten soll der dicke Green gemacht haben; auch Frau Doctorin Behn ist kurz vor Mitternacht mit Hülfe ihres Bedienten von Gütschow über Mauern und Dächer hingeflogen.

Gleich nach Mitternacht, als die Hauptthüre geöffnet war, indessen der Steinhagel unaufhörlich fortgesetzt wurde, gelang es mir, Consul Kulenkamp und einem Trupp von etwa 20, mit Stuhlbeinen (die ich bestens zu Schwertern creirt und umgeschaffen) bewaffnet, hinauszudringen. Das feige Volk stob auseinander und ein Steinregen folgte uns, aber unversehrt kam ich hinüber nach Haus, woselbst Auguste, das Mädchen Steffens, Fritz und sogar Schlösser, der kaum 1/4 Stunde vor mir angelangt war, in Todes Angst gar nicht mehr wußten, was thun.

Mir blieb nichts anderes übrig, als meine Flinte, Ladezeug und Tschakko zu nehmen und unters Gewehr zu treten, um die ganzen 30 Mann noch um einen zu vermehren. Nur war ich Vaters halber in Sorge, der noch nicht aus der Kirche war[14]), wo ja Alles durcheinanderlief. Die 4 Offiziere bei dieser ungeheuren Compagnie wollten wegen der Steine nicht in die Kirche eindringen lassen, und die einzige übrige Patrone wurde aufs Dach abgeschossen. Doch ließen sich die Barrikadiers da oben, bei ihrer guten Brustwehr, deshalb nicht stören, und Niemandem fiel es ein, aufs Ober-Appellationsgericht zu gehen und die Canaille da vom Dache herunterzuschießen, da ihnen von unten nicht anzukommen war.[15])

Dienstag Nachmittag bildete sich in der Börse eine neue Bürgergarde (ohne Uniform) stante pede und holte sich unter Anführung ihres Hauptmannes Stahl[16]), Gewehre und Patrontaschen aus dem Zeughause. Mittwoch und gestern rückten schon Oldenburgische Infanterie und Mecklenburgische Jäger und Dragoner nebst 4 Stück Geschütz hier ein.

---

[14]) Friedrich Boldemann (geb. 1788 in Grabow, gest. 1865 in Lübeck), Bevollmächtigter der im Vorjahr gegründeten Lübeckischen Versicherungs-Gesellschaft gegen Feuersgefahr, war Wortführer der Bürgerschaft.

[15]) Zur „strategischen" Situation in der Königstraße folgender Hinweis: Die Reformierte Kirche trug die Hausnummer 693 (heute Nr. 18); das Gerichtsgebäude Nr. 648 (= 21) lag genau gegenüber; die Wohnhäuser der Familien Deecke Nr. 645 (= 15) und Boldemann Nr. 644 (= 13) standen nördlich davon, also in unmittelbarer Nachbarschaft.

[16]) Johann Heinrich Stahl, Zentraleinnehmer bei der Consumtionsakzise, war Chef der 1. Kompanie der (freiwilligen) Bürgerwehr.

[17]) Ida Deecke (geb. 1837 in Lübeck, gest. 1897 ebd.) war das vierte und jüngste Kind aus der Ehe mit Wilhelmine Müller (geb. 1805 in Braunschweig, gest. 1838 in Lübeck); sie war später als Lehrerin an der Ernestinen-Schule tätig.

Vor einer Stunde ging ich mit Deiner Ida[17]) auf den Kuhberg, um die Mecklenburger zu sehen. Das sind die Folgen: Der Stadt eine große Last und meiner Ansicht nach überflüssig, denn wir hätten uns selbst schützen können, da wir mit den beiden Schützen Corps 800 Mann (ohne die Einwohner) am Dienstag Abend bis 11 Uhr auf den Beinen waren. Arretirungen, Entwaffnung der Einwohner etc. hätten wir selber vornehmen können; um so mächtiger ist der Eindruck, den es auf die Leute macht, und um so mehr hätten sie einsehen lernen, daß Lübecks Bürger keine persönliche Furcht kennen und nur in jener Montagsnacht der Uebermacht und wegen gänzlichen Mangels an Hülfe hätten weichen müssen.

Sehr viele Memmen waren freilich auch in der Kirche, mündlich werde ich Dir eine Anzahl nennen, denen das Herz in die Hosen fiel. Onkel Carl und Fritz (Vetter) auch Gustav Martens sind hier, Onkel Georg war einen Tag hier. Albrecht ist aus Oldenburg zurückgekehrt. Die Cholera ist im Abnehmen, besonders viele Kinder sind daran gestorben. Dr. Pabst ist auch krank; Dr. Jürgens jr. ist von der Cholera genesen.[18]) Sonst nicht Erhebliches. Herzlich grüßend

Dein Carl

[18]) Johann Heinrich Christoph Pabst (1801–1879) wirkte als Chirurg, Geburtshelfer und Augenarzt; er wurde 1867 zum Physikus bestellt.– Franz Wilhelm Jürgens (1819–1891) begann seine Tätigkeit 1846 als Armenarzt am Cholerahospital, später praktizierte er als Wund- und Augenarzt.

Besprechungen und Hinweise

Allgemeines, Hanse

Das Mittelalter in Daten. Literatur, Kunst, Geschichte. 750–1520. Unter Mitwirkung von Hartmut Beckers, Dorothea und Peter Diemer u.a., hrsg. von Joachim Heinzle. München: Beck 1993, 433 S. – Mit dem „Mittelalter in Daten" liegt jetzt ein nützliches Handbuch vor, das die Daten der lateinischen und volkssprachigen „Literatur-, Kunst- und Ereignisgeschichte des Mittelalters" von der Karolingerzeit bis in die Frühzeit der Reformation in einem synoptischen Überblick präsentiert (9). Das hervorragend konzipierte und übersichtlich aufgebaute Buch hat der Marburger Germanist Heinzle gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen der englischen, niederländischen und mittellateinischen Literatur sowie der keltischen, romanischen, skandinavischen und slavischen Literaturen und aus der Kunst- und Musikgeschichte verfaßt. – Da das „Mittelalter in Daten" aus der Sicht der germanistischen Literaturwissenschaft aufgebaut ist, sind die Daten aus der Kunst- und Ereignisgeschichte so gewählt, daß sie „einen Kontext der literarischen Entwicklung" markieren. Dabei wird deutschsprachigen Texten die vergleichsweise „höchste Datendichte zugemessen", wie entsprechend innerhalb der Ereignisdaten die deutsche Geschichte den „tragenden Grund bildet" (9). Dazu kommt, daß der gewählte Rahmen den Verlauf deutscher Literatur von ihren Anfängen bis zur Reformation wiedergibt. Die Daten werden synoptisch auf einer Doppelseite präsentiert, die entsprechend der Datendichte eine Zeitspanne von 25 Jahren (für das 8.–10. Jahrhundert), ein Quinquennium oder die kleinste Einheit von einem Jahr umfaßt. Die Doppelseiten sind so angeordnet, daß links Daten aus der Ereignis- und Kunstgeschichte verzeichnet sind und ganz unten knappe „Orientierungsdaten" aus der Musikgeschichte hinzugefügt werden. – Die rechten Seiten enthalten die in Sprachblöcke gegliederten literaturhistorischen Daten in chronologischer Folge. Erschlossen werden die fortlaufenden „Daten zu Literatur, Kunst und Geschichte 750–1520" (21–345) durch klar gegliederte „Register-Tabellen zur Literatur" (347–433). Die alphabetisch nach der jeweiligen Sprache unterteilten Abteilungen des Registers enthalten außer dem Löwenanteil der lateinischen Autoren und Texte (385–423) vor allem deutsche (348–368) und darüber hinaus zahlreiche andere volkssprachige, wie altkirchenslavische (347), bretonische (347), bulgarische (347 f.), dänische (348), englische (368–371), französische (371–376), irische (376–379), isländische (379–381), italienische (381–383), katalanische (383), kornische (383), kymrische (383–385), niederländische (423–426), norwegische (426 f.), okzitanische (427 f.), polnische (428), portugiesische (428 f.), russische (429 f.), schwedische (430 f.), serbische (431), spanische (431–433) sowie tschechische (433) Autoren und Texte.

Das Werk dürfte, da es rasch eine umfassende Orientierungshilfe bietet und seinem Benutzer mühsames und oft vergebliches Suchen abnimmt, das Interesse nicht nur der Germanisten, sondern auch anderer Philologen, Historiker, Kunst- und Musikwissenschaftler, Theologen und Philosophen finden. – Wer den Band aus der Perspektive Lübecker Denkmäler zur Hand nimmt, wird feststellen, daß die Architektur,

Kunst und Literatur der Hansestadt in ihm angemessen repräsentiert ist und daß er schnell in den Stand gesetzt wird, zahlreiche Lübecker Zeugen zu datieren und ihre mittel- und unmittelbaren „Zeitgenossen" zu erkennen, vgl. Marienkirche (13); Dom (132); Werke Arnolds von Lübeck (155–157); Rathaus (166); Heilig-Geist-Hospital (190); Totentanz in der Marienkirche und Redentiner Osterspiel (312 f.); Holstentor (314); Drucke der Lübecker Mohnkopfoffizin (327–345. Genera wie Bibelübersetzung, liturgische Texte und Chronik sind eher unterrepräsentiert.

Das „Mittelalter in Daten" scheint in vielerlei Hinsicht gelungen; es zeigt sich wissenschaftlich durchweg auf neuestem Stand, was die Durchsicht der einschlägigen Handbücher (vgl. die Literaturhinweise 15–20) und selbst die Einbeziehung weniger bekannter Texte und die Forschung zu ihnen angeht; es enthält eine sehr große Anzahl deutscher und auch lateinischer Literatur und eine vergleichsweise große repräsentative Auswahl anderer volkssprachiger Texte; es ist durch das Register schnell zugänglich und im Hinblick auf seine Funktion und Anlage perfekt organisiert. So erfährt der Leser über die gesuchte Information hinaus auch manchen Anreiz zu gedanklichen Assoziationen, wie sie diese Daten-Synopse auslösen kann, die es erlaubt, lateinische und volkssprachige Werke zusammen mit den ihnen synchronen Daten der Ereignis-, Kunst- und Musikgeschichte auf einmal zu überblicken.

Hamburg Freytag

Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen. Hrsg. von Peter Dinzelbacher. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1993, 664 Seiten. – Der Herausgeber des Bandes hat auf dem Klappentext Anlaß, Zielsetzung, Konzeption und Wirkungsabsicht seines Unternehmens in Stichworten angedeutet: das „neue Forschungsgebiet der Mentalitätsgeschichte" soll mit seinen Hauptthemen vorgestellt werden. In siebzehn Einzeldarstellungen sind „grundlegende Komponenten menschlichen Lebens" erfaßt (z.B. Religiosität, Sexualität/Liebe, Krankheit, Raum, Zeit) und jeweils von einem „Spezialisten" für Antike, Mittelalter und Neuzeit dargestellt worden. Entstehen sollte der „erste umfassende Überblick zur europäischen Mentalitätsgeschichte", der die „historischen Dimensionen von existentiellen Gegebenheiten" vorführt, „die jeder zu seiner eigenen Lebenserfahrung unmittelbar in Bezug setzen kann". – Entstanden ist eine Art Kompendium, ein Handbuch aus 51 gleichbleibend gut, d.h. differenziert, deutlich, kurz und nachdrücklich geschriebenen Beiträgen. Man kann den Band wegen der Themenvielfalt und der Dichte der Thesen nicht in einem Zug durchlesen, wird aber in der Regel bei jeder Lektüre durch den gleichbleibend hohen Stand der Erörterung sowie durch die Fülle der Informationen, den Wechsel der Sichtweisen und die Vielzahl der sich ergebenden Querverweise angenehm überrascht. – Verfaßt worden sind die Beiträge von deutschsprachigen Autoren mit Ausnahme des Artikels über „Arbeit und Fest" im Mittelalter, den *Jacques Le Goff* beigesteuert hat. Die Beiträge orientieren sich zeitlich an den klassischen Geschichtsepochen Antike, Mittelalter, Neuzeit, wobei eine mentalitätengeschichtliche Umbruchszeit die Periode zwischen 1000 und 1200 n.Chr. gewesen zu sein scheint. Räumlich erfassen sie den nördlichen Mittelmeerraum und Zentraleuropa. Nur gelegentlich, z.B. im Beitrag über „Das Fremde und das Eigene" kommen die Barbaren, die Muslime sowie die

Nichteuropäer ins Blickfeld. – Folglich kann der Leser spekulieren, ob es sich bei dem Titel einer „Europäischen Mentalitätsgeschichte" um eine Verlegenheitslösung, die unausweichliche Konsequenz einer Quellen- und Forschungslage oder um eine mitteleuropäische Bildungsmentalität im Bewußtsein der Autoren und des Herausgebers handelt. Durch die Einführung Peter Dinzelbachers zu „Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte" wird die Lektüre des Bandes absichtsvoll auf die Beobachtung des jeweiligen Verständnisses von Mentalität gelenkt. Dabei kann man zu einer Reihe von Einsichten gelangen, die sich bestimmend auf die zukünftige Entwicklung der Mentalitätsgeschichte auswirken könnten. – Alle Beiträge verstehen Mentalität als einen selbständigen historischen Gegenstand, dessen Strukturen, Prozesse und Ereignisse zwar wirtschaftlich, sozial oder politisch bedingt sein können, nicht aber in einer Theorie der Wirtschafts-, Gesellschafts- oder Politikgeschichte zu fundieren sind. Keiner der Beiträge begründet Mentalität in einer biologischen oder psychologischen Anthropologie. Die von Dinzelbacher geforderte Berücksichtigung der Verhaltensforschung oder, wie zu ergänzen wäre, der Anschluß an die neurophysiologische Cognitionspsychologie und die biologische Erkenntnistheorie findet nicht statt. So gelingt der Beleg der so anschaulichen These, Mentalität sei eine „Haut", Ideologie dagegen ein „Gewand", und das Gewand verwandele sich manchmal zur Haut, durchweg nicht.– Der Band bestätigt vielmehr D.s Eingangsthese, Mentalität sei noch immer ein „weicher" Begriff. In der Regel bestimmen die Autoren sie als „Einstellung", „Vorstellung", „Haltung" oder „Bewußtsein"; in einigen Fällen wird eine Differenz zwischen Eliteneinstellung und Einstellungen der „breiten Masse" gesetzt. Und so kommen einige Beiträge über die Fragestellungen und Methoden der Kultur- und Geistesgeschichte, der Religionssoziologie oder der Ideologiegeschichte nicht hinaus. D. reflektiert in seinen Mittelalter-Beiträgen immer wieder den mentalitätsgeschichtlichen Aussagewert seiner Beobachtungsergebnisse und bezieht sich damit auf seine einleitend formulierte Definition: „Historische Mentalität ist das Ensemble der Weisen und Inhalte des Denkens und Empfindens, das für ein bestimmtes Kollektiv in einer bestimmten Zeit prägend ist. Mentalität manifestiert sich in Handlungen". – Historische Mentalität in diesem Sinne will den Wandel in den Einstellungen zu bestimmten Grundfragen erfassen und beschreiben, was quellenbedingt auch mehr oder minder gelingen kann. Was sie noch nicht erfaßt, sind Konstanzphänomene, wie sie z.B. in den Beiträgen zu „Individuum/Familie/Gesellschaft" und zu „Religiosität" epochenübergreifend belegt sind: u.a. das Denken in hierarchischen Mustern. – Aber es gibt auch Artikel, welche nicht ausdrücklich mentalitätsgeschichtlich argumentieren, und trotzdem zu überraschenden Aufschlüssen führen, die auch für eine Mentalitätsgeschichte von Wert sind. So entwirft *Harry Kühnel* ein Bild mittelalterlicher Einstellungen zu Natur und Umwelt dadurch, daß er die real getrennten Diskurse verschiedener sozialer Praktiken nebeneinanderstellt: wirtschaftliche und technologische Gründe für Holzverbrauch, literarische Topoi des „Waldes" und erste Naturschutzbestimmungen. Liest man die Diskurse zusammen, so scheint im Ergebnis der literarische Diskurs Einstellungen gestützt zu haben, die auf Rodung und Vernichtung des „wilden Waldes" gerichtet waren, während wirtschaftliche Erwägungen erste Schutzmaßnahmen gegen den unkontrollierten Raubbau und später die Kultivierung des Restwaldes begründeten. – Lesenswert ist auch die Darstellung *Wolfgang Schilds* zum „Recht" in Mittelalter und Neuzeit. Ihm gelingt es, durch den Blickwechsel vom juristisch-politi-

schen Diskurs auf die nicht-verbalen symbolischen Handlungen in Rechtsfindungssituationen, nicht reflektierte Einstellungen zum Recht aufzuzeigen und für rechtsphilosophische Erörterungen aufzuschließen. – Aufs Ganze gesehen, wird man dem Band kein Unrecht tun, wenn man feststellt, daß die der Annales-Schule insgesamt, insbesondere aber der Mentalitätsgeschichte vorgeworfene Theorielosigkeit auch im deutschsprachigen Raum noch nicht überwunden scheint, andererseits aber die 1989 aufgestellte Behauptung Robert Mandrous, Mentalitätengeschichte werde ausschließlich in Frankreich betrieben, als nachdrücklich widerlegt ansieht. Eickhölter

Michael North, Das Geld und seine Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München: Verlag C. H. Beck 1994, 272 S., Abb. – Nicht nur liefert N., ausgewiesener Kenner der Materie, hier ein außerordentlich spannend zu lesendes Buch, es gelingt ihm zugleich das Kunststück, auf einer vergleichsweise geringen Seitenzahl die etwa 1200 Jahre europäischer Geldgeschichte von den Zeiten der Karolinger bis zur heutigen weltwirtschaftlichen Situation darzustellen, und zwar in einer Weise, die sowohl für Laien eingängig als auch für den Fachmann zugleich solide ist. Das ist nicht selbstverständlich, denn es gilt, vor dem inneren Auge des Lesers die Entwicklung von der Errungenschaft Münze bis hin zu den Problemen des Weltwährungssystems der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts erstehen zu lassen. – Erst allmählich hat das Geld seine drei Grundfunktionen in den modernen Volkswirtschaften gewonnen: seine Funktion als Tauschmittel, als Wertaufbewahrungsmittel und als Recheneinheit. N. beginnt mit der Monetarisierung, der Ausbreitung der Geldwirtschaft, in der Lübeck als Vorbild für die Städtegründungen rund um die Ostsee auch seine Rolle gespielt hat. Dabei hebt er die Eigentümlichkeit der norddeutschen Handelsstädte hervor, sich mit einer kleinen Pfennigmünze, dem Hohlpfennig, noch lange begnügt zu haben. Erst 1430/32 schufen sie ein größeres Nominal, den Schilling zu zwölf Pfennigen, und schalteten sich damit in die europäische Groschenprägung ein. – Aber das Buch führt weit über das Feld des Numismatikers, der bisher vielfach den geldgeschichtlichen Bereich, aber eben verengt, beherrschte, hinaus: Es sieht den wirtschaftlichen Rahmen Europas; gegen Ende eröffnet sich mit dem Einfluß Amerikas eine weltwirtschaftliche Dimension. Vor allem aber stellt N. sehr geschickt immer die Wechselwirkung zwischen allgemeiner Geschichte und der Geldgeschichte her, und das nicht in einer sozusagen leblosen Geldgeschichte, sondern er läßt die Betroffenen, die armen Schlucker, die reichen Leute oder auch die Obrigkeit durch Quellenzitate reden. So wird die Darstellung lebendig, indem N. – ganz legitim – z.B. die Flucht eines Lübecker Wechslers vor seinen Gläubigern 1421 schildert. Nicht zuletzt liest sich auch faszinierend, wie sich jedes Zeitalter – nach N. könnte man sie nach den verwendeten Münzmetallen als silbernes (16. Jh.) als goldenes (15. und 18. Jh.) und als kupfernes (17. Jh.) benennen –, um Stabilisierung von Münze und Währung bemüht hat, allerdings mit mehr oder weniger Erfolg gemäß größerer oder geringerer Einsicht in Ursache und Wirkung geld- und währungspolitischer Maßnahmen. Das trifft für die Folgen geringerer oder reicherer Edelmetallförderung in früheren Jahrhunderten ebenso zu wie für die Bewältigung von Krisen im Weltwirtschaftssystem des 20. Jahrhunderts. In seinen nur sieben Kapiteln handelt N. nicht nur die volkswirtschaftlichen Auswirkungen obrigkeitlicher Münzpolitik ab, er geht auch ausführlich auf die Entwicklung von Börsen und

Banken sowie auf die Flexibilisierung des Handels durch den Wechsel (anschaulich geschildert) ein, sondern auch auf die „Erfindung" des Papiergeldes, also auch auf die Entwicklung des modernen Bankwesens im 19. Jahrhundert. Gründlich behandelt er die Einführung des Goldstandards, der die Wechselkurse stabilisierte und den Geldtransfer europaweit, ja weltweit, erleichterte. Hier wird die bedeutende Rolle Großbritanniens hervorgehoben, aber auch die finanz- und geldpolitischen Entscheidungen der anderen europäischen Länder werden treffend charakterisiert: Europäische Geschichte spiegelt sich eben in der Geldgeschichte der europäischen Staaten! Geradezu fesselnd liest sich das letzte Kapitel über „Krisen und Stabilisierung des Weltwirtschaftssystems", in dem der Anachronismus des Führens von Weltkriegen mit ihren finanzwirtschaftlich negativen Folgen für Gewinner und Verlierer gleichermaßen so recht deutlich wird, ja es gelingt N., den Bogen bis in die Gegenwart des „europäischen Währungssystems" zu spannen. Anmerkungen machen die Angaben nachprüfbar, ein ausführliches Literaturverzeichnis eröffnet weitere Möglichkeiten der Unterrichtung. – Dem Autor ist für das gelungene Wagnis einer derartig globalen Darstellung über ein nicht nur in volkswirtschaftlicher Hinsicht umfassendes Objekt ein Kompliment zu machen. Graßmann

Hansische Geschichtsblätter, hrsg. v. Hansischen Geschichtsverein. Jg. 111, Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1993, VII, 291 S. – Hans-Jürgen Vogtherr, Beobachtungen zum Lübecker Stockholm-Verkehr am Ende des 15. Jahrhunderts (1–24), überarbeitete Fassung seines auf der Jahresversammlung 1992 des HGV gehaltenen Vortrags, wertet die Lübecker Pfundzollregister von April 1492 bis Juni 1496 unter dem Aspekt des Schiffahrtswesens aus. Ermittelt werden Umlauf- und Hafenliegezeiten, die Beteiligung an Konvoifahrten, die Tragfähigkeit der Schiffe. Von den insgesamt 74 Schiffern fahren lediglich acht ausschließlich auf dieser Linie. Sie transportieren beinahe die Hälfte der gesamten ein- und ausgeführten Warenmenge. Ihre „persönlichen Daten" stellt der Vf. zusammen und kommt zu dem Ergebnis, daß der Anteil der Schiffer schwedischer Herkunft erheblich höher ist, als bisher angenommen wurde. Der Beitrag leidet unter der umgangssprachlichen Ausrucksweise. – In dem spannend erzählten Aufsatz von *Hermann Queckenstedt,* Johannes Domann (1564–1618) und der Niedergang der Hanse. Diplomatie und Krisenmanagement im frühen 17. Jahrhundert (43–95), geht es um die außenpolitischen Aktivitäten, die die Hanse zwischen 1603 und 1618 zur Rettung ihrer Privilegien unternahm. Dabei hebt Q. vor allem die Leitungen des hansischen Syndici Johannes Domann bei den Vorbereitungen und Verhandlungen der Hansetage und Gesandtschaften hervor. Er weist nach, wie immer wieder die „Fäden" bei Domann zusammenlaufen. Geschildert wird die für die Hanse fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Domann und dem Lübecker Bürgermeister Heinrich Brokes, der sich wiederholt auf den Hansetagen für Domann einsetzt und vermittelnd eingreift, wenn Verhandlungen an Domanns Halsstarrigkeit zu scheitern drohen. Deutlich wird, wie sich die Qualität des hansischen Syndikats während der Amtszeit Domanns ändert. Die verwaltungstechnische Tätigkeit tritt nach und nach zugunsten der politischen Einflußnahme und diplomatischen Tätigkeit zurück. – *Thomas Brück,* Der Eigenhandel hansischer Seeleute vom 15. bis 17. Jahrhundert (24–41), überarbeitete Fassung seines auf der Jahresversammlung 1992 des HGV gehaltenen

Vortrags, schildert die Entwicklung des Rechts der „Führung" und der Teilnahme am Handel der Seeleute, auch unter Bezugnahme auf die Lübecker Verhältnisse. – Der Beitrag von *Vasilij V. Dorošenko* (†), Die Einwohnerschaft Alt-Rigas im Jahre 1786 (98–126), posthume Veröffentlichung, aus dem Russischen übersetzt von *Elisabeth Harder-Gersdorff*, berührt Lübeck insofern, als von Lübeck nach Riga ausgewanderte Kaufleute (109) und Handwerker (113) sowie der gleichfalls aus Lübeck stammende Johann Heinrich Flor, Verfasser eines seinerzeit bekannten Lehrbuchs für kaufmännisches Rechnen (114), erwähnt werden.

München Meyer-Stoll

Volker Henn, Wege und Irrwege der Hanseforschung und Hanserezeption in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, in: Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Georg Dröge zum Gedenken, hrsg. von Marlene Nikolay-Panter, Wilhelm Janssen, Wolfgang Herborn. Köln 1994, S. 388–414. – Eine Betrachtung der Hanseforschung und der Hanserezeption kann Lübeck, den Vorort dieses lockeren Bundes von Städten, nicht umgehen, sei es in seiner geschichtlichen Einordnung selbst, sei es hinsichtlich seiner Forscherpersönlichkeiten, die es in dem Lübecker Advokaten Johann Peter Willebrandt (1719–1786), den Archivaren und Universitätslehrern Fritz Rörig (1882–1952) und Ahasver von Brandt (1909–1977) geliefert hat. Ganz abgesehen davon bietet der kenntnisreiche und interessante Aufsatz einen guten, vielleicht sogar beispielhaften Einblick in die Forschungsgeschichte, die durch ein so „amöbenhaftes" Thema, wie die Hanse es ist, mannigfache Facetten aufscheinen läßt und ganz verschiedene Interpretationen möglich macht. Klagte Johann Peter Willebrandt 1748, daß ihm das Lübecker Archiv, das „Lübeckische Urkunden-Behältnis", nicht zugänglich gewesen sei und mußte sich auch von Brandt bei seinen Forschungen auf bestimmte Quellen beschränken, so ist dieser auch für die letzten fast fünfzig Jahre des 20. Jahrhunderts ebenfalls gültige Ausspruch jetzt endlich durch Rückkehr der Lübecker Archivalien an ihren Entstehungsort revidiert: Die Hanseforschung kann ein neues Kapitel aufschlagen.

Graßmann

Recht und Alltag im Hanseraum, Gerhard Theuerkauf zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Silke Urbanski, Christian Lamschus u. Jürgen Ellermeyer, Lüneburg 1993 („De Sulte" Nr. 4), 494 S, div. Abb. u. Schriftenverzeichnis. – N. Angermann, Zu den rechtlichen Grundlagen des Hansehandels in Pleskau, 17–30, betrachtet das Phänomen, daß im Gegensatz zu Novgorod, mit dem bis 1514 verschiedene Verträge abgeschlossen wurden, keine Hanseverträge mit dem Handelszentrum Pleskau existieren. Verf. begründet dies mit der vermuteten geringeren Präsenz deutscher Kaufleute in Pleskau als in Novgorod und mit dem Fehlen eines Hansekontors. Vor allem gab es aber für die livländischen Kaufleute, die dominierende Gruppe der deutschen Pleskaufahrer, eine auch handelsrechtliche Absicherung in den Verträgen ihrer Landesherren mit Pleskau. Nach der Einverleibung Pleskaus in den Moskauer Staat (1510) und dem Untergang Alt-Livlands (1561) änderte sich auch der rechtliche Rahmen, denn für die Livländer wurden Verträge mit ihren neuen Herren, den Königen von Schweden und Polen, maßgebend und für die „überseeischen" Hansen Gnadenurkunden der autokratischen

Moskauer Herrscher bestimmend. – *B. Binder*, Die Miniaturen des Hamburger Stadtrechts von 1497 als Bildquelle zur mittelalterlichen Geschichte, 32–40, stellt anhand dreier Beispiele (K. Pagel, Die Hanse, Neubearb. v. F. Naab, 1983; J. Schildhauer, Die Hanse, 1984; H. Boockmann, Die Stadt im späten Mittelalter, 1986) fest, daß die bekannten Miniaturen des Hamburger Stadtrechts bisher nur zur Illustration anderweitig gewonnener historischer Erkenntnisse, aber nicht als eigenständige Quelle genutzt wurden. Aufgezeigt wird, daß die Darstellungen viel mehr die mittelalterliche Rechtswirklichkeit als Realien und topographische Einzelheiten darstellen. – *H. Böcker*, Die „Guten Beziehungen" zum Landesherren. Handelsrechte zwischen Ostsee und Peene vom 13. bis 16. Jahrhundert, 41–70, untersucht das geographische und rechtliche Bedingungsfeld der Städte im umrissenen Gebiet und kommt zu dem Ergebnis, daß schon bald eine kleinere Gruppe von älteren, frühzeitig im Fernhandel fest etablierten Städten die anderen ausgrenzte und ihe Position weiter ausbaute. – *J. Ellermeyer*, Hanseatische Liberalität und Wohnrecht der Hamburger Juden um 1800. Appellant Levin Salomon Fürst vor dem Reichskammergericht, 72–124, stellt die Appellation eines Juden gegen den Hamburger Senat vor dem Reichskammergericht im Jahre 1791 dar, bei der es um das vom Senat bestrittene und von denunzierenden Bürgern bekämpfte Wohnrecht für Juden in diesem Gebiet ging. – *E. Engel*, Aus dem Alltag des Hansehistorikers: Wie viele und warum wendische Städte, 125–143, klärt in übersichtlicher Form den Begriff der „wendischen Städte", über den in der modernen Hanseforschung überhaupt keine einheitliche Auffassung existiert. War es im Mittelalter zuerst eine Bezeichnung für eine Gruppe von Städten im oder in der Nähe des ehemals slawischen Siedlungsgebietes, deren Mitglieder variieren konnten, konkretisierte sich deren Zahl seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. auf die sechs Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Rostock, Wismar und Stralsund. Gelegentlich wurden auch noch bis zum Ende der Hanse weitere Städte wie Greifswald dazugerechnet. – *H. Ewe*, Die Franziskaner in der mittelalterlichen Ostseestadt Stralsund, 145–162, nutzt vor allem die reiche Überlieferung an mittelalterlichen Testamenten, um einen Abriß der Klostergeschichte und der Stellung der Mönche in der Stadt zu geben. Er bietet damit einen weiteren Mosaikstein für die nach wie vor mangelhaft erforschte Geschichte der Franziskaner im Ostseeraum. – *N. Fabian*, Norditalien, England und die Hanse, 163–173, reflektiert das Verhältnis von Handelsverhältnissen, frühen Formen von mittelalterlicher Industralisierung und der sozialen Entwicklung. – *M. Gläser*, Archäologische Beiträge zur Erforschung des Alltags im mittelalterlichen Lübeck, 170–190, gibt einen Überblick alltagsgeschichtlicher Erkenntnismöglichkeiten durch die Lübecker archäologischen Funde und Befunde, indem er die Bereiche profane Holz- und Steinbauten, Haushaltsgegenstände, Kleidung, Ernährung, Wasserversorgung, Abfallbeseitigung sowie Spiel und Freizeit vorstellt. Er wirft ein bezeichnendes Licht auf die oft verkannte technische Entwicklung des Mittelalters, daß Lübeck bereits ab 1294 mittels einer Wasserkunst eine zentrale Wasserversorgung für letztlich rd. 1800 Haushalte installierte. Verf. dämpft zu Recht die oft viel zu hoch angesetzten Erwartungen vieler Historiker an die Archäologie, denn weder bieten die Lübecker Funde eindeutige Erkenntnisse, noch spiegelt die Zufälligkeit und die geringe Menge der Funde die historische Wirklichkeit zuverlässig wider. – *H. W. Goetz*, Geschichtsschreibung und Recht. Zur rechtlichen Legitimierung des Bremer Erzbistums in der Chronik Adams von Bremen, 192–205, weist entgegen der Meinung W. Trillmichs eine

enge Verbindung von keineswegs naivem Rechtsdenken und Geschichtsschreibung in der Chronik Adams von Bremen nach. Die rechtliche Absicherung der historisch gewachsenen Rechte des Bremer Bistums dient bei Adam der Verteidigung und Stärkung des geschwächten Bremer Bistums. – *A.-Th. Grabkowsky*, Abt Arnold von Lübeck (208–231), legt eine genaue und kritische Biographie des Abtes vor und berücksichtigt auch seine Autorenschaft. Zu Recht mahnt auch sie eine Neuausgabe seiner Chronik an. – *A. Herzig*, Die Sozial- und Verfassungskrisen der norddeutschen Hansestädte im ausgehenden Ancien Regime (234–250), untersucht die Gesellen- und Unterschichtenproteste sowie die Verfassungskrisen in deren Gefolge, die in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts die norddeutschen Hafenstädte Bremen, Hamburg, Lübeck und vor allem auch Wismar und Rostock erschütterten. – *F. Kopitzsch*, Von Magdeburg nach Hamburg. Zu den „geistlichen" Beziehungen im 18. Jahrhundert (252–260), stellt anhand von verschiedenen aus Magdeburg stammenden Hamburger Hauptpastoren (J. Zegenhagen, P. Th. Seelmann, J. M. Goeze, Chr. Chr. Sturm, J. Chr. Bracke, G. H. Berkhan, H. J. Willerding) die über die Handelsverbindungen laufenden engen geistigen Beziehungen beider Städte dar. – *H.-G. Krause*, Magdeburger Schöffensprüche für Zerbst, 262–300, untersucht zwölf Magdeburger Schöffensprüche für Zerbst aus der Zeit von 1419 bis 1438, wobei er sich der Rechtswirklichkeit durch die Einordnung in die politisch-soziale Wirklichkeit zu nähern versucht. – *K. Krüger*, Urbanisierung in Skandinavien im 17. Jahrhundert, 302–319, gibt einen Überblick über die zentral initiierten Urbanisierungsprozesse des 17. Jahrhunderts in Schweden und Dänemark, die in beiden Ländern große Parallelen aufwiesen und der Großmachtpolitik dienten. Jeweils wurden das Städtesystem modernisiert, neue Städte gegründet und die Haupt- und Residenzstädte ausgebaut. – *Chr. Lamschus*, Die Holzversorgung der Lüneburger Saline in Mittelalter und Früher Neuzeit,321-334, geht den Spuren von Regelungen nach, die der gewaltige Holzverbrauch der Saline nach sich zog. – *M. Neininger*, Auseinandersetzungen zwischen dem Lüneburger Heiligengeist-Hospital und der Saline im ausgehenden 18. Jahrhundert, 335–343, beschäftigt sich mit der schwierigen Anpassung des Verhältnisses des Heiligengeist-Hospitals zur Saline, die 1799 durch Georg III. reformiert wurde. – *R. Postel*, Sozialstruktur und kommunales Bewußtsein in frühneuzeitlichen Städten, 345–358, konstatiert ein Fortleben kommunalen Bewußtseins auch über Grenzen der Sozialstruktur und einschneidender Ereignisse wie der Reformation und der Ausbildung obrigkeitlicher Räte hinweg. Zu Recht stellt er in Bezug auf das St. Annen Werk- und Armenhaus zu Lübeck fest, daß es im Ursprung eher integrativen Zwecken diente und daß – m.E. schon modisch inflationär gebrauchte – Begriffe wie „Gefängnisse für die Armen" (Geremek) nicht vorschnell gebraucht werden sollten. Verf. spricht den Hansestädten zu, auch nach dem Dreißigjährigen Krieg Zentren stadtrepublikanischen Bewußtseins geblieben zu sein. – *U. Reinhardt*, Stiftersorgen – Das Testament der Elisabeth Stöteroge (1358), 359–384, nimmt die Gelegenheit anhand des ausführlichen Testamentes der Lüneburger Bürgerin wahr, die Person der Stifterin eines St. Annenkonvents in Salzwedel in ihrem sozialen und wirtschaftlichen Umfeld darzustellen. – *H. G. Risch*, Die wirtschaftliche Betätigung des holsteinischen Adels im 13. und 14. Jahrhundert, 385–410, entwirft aus Mangel an zentralen Quellen aus verstreuten Hinweisen ein Bild der diversen verschiedenen Verdienstmöglichkeiten von der Bewirtschaftung seines eigenen Hofes bis zum Kriegsdienst, die holsteinische Adlige nutzten. Allerdings fin-

det das Raubrittertum keine Erwähnung. – *S. Urbanski,* „Der Begevenen Kinder Frunde". Soziale und politische Gründe für das Scheitern eines Reformversuchs am Kloster Harvestehude 1482, 411–428, kommt zu dem Ergebnis, daß die Herkunft der Nonnen aus der Hamburger Oberschicht und der damit verbundene Lebensstil das Motiv bildete, die vom Bischof von Münster, des Administrators des Erzbistums von Bremen, u.a. betriebene Reform scheitern zu lassen. – *H. Wernicke,* Hansetag, Recht und städtischer Alltag, 429–438, umreißt die rechtliche Praxis der Hanse zwischen gemeinhansischen Regelungen und dem Recht der Heimatstädte. – *G. Wilbertz,* Der Nachlaß der Scharfrichterfamilie Clauß/Clausen in Lemgo, 439–461, stellt das erhaltene Familienarchiv einer Lemgoer Scharfrichterfamilie vor, deren Angehörige vom 16. bis zum 19. Jahrhundert amtierten. – *St. Wulf,* Als der Arbeit die Stunde schlug. Anmerkungen zu einer Hamburger Arbeitszeitverordnung aus dem 14. Jahrhundert, 463–483, macht in dem 18. Artikel der Hamburger Schmiedezunft den wohl frühesten Hinweis auf eine öffentliche Uhr in der Hansestadt aus und sieht hinter dem für die Zeit ungewöhnlichen Gebrauch der Uhrzeit bei der Bestimmung der Arbeitszeit Gründe der sozialen Profilierung. Ibs

Jan von Bonsdorff, Kunstproduktion und Kunstverbreitung im Ostseeraum des Spätmittelalters, Helsinki 1993 (Suomen Muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja Finska Fornminnesföreningens tidskrift, 99). – V. B. zielt in seiner 1990 fertiggestellten Kieler kunsthistorischen Dissertation nicht so sehr auf die Interpretation einzelner Kunstwerke oder das Œuvre einiger hervorragender Künstler, sondern er untersucht die Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen für die Produktion von Kunst und ihre Verbreitung im Ostseeraum. Zu diesem Zweck analysiert er zahlreiche historische Quellen des späten Mittelalters, wie Zollbücher, Zunftrollen, Kaufmannsbriefe, Niederstadtbücher und – im Fall Lübecks – die im Archiv vorhandene Personenkartei. Seine Untersuchungen, die sich auf das „sozial-kulturelle Umfeld" (11a) der einzelnen Künstler und ihrer Korporationen beziehen, gelten den Handelszentren Lübeck, Danzig, Reval und Stockholm in der Zeit von 1400 bis 1520. – Da v. B. die Künstler in erster Linie als Handwerker und nicht als geniale Schöpfer eigenständiger Kunstwerke versteht, geht er nicht von den einzelnen Kunstwerken aus, sondern von Realien über die Produktion und den Vertrieb von Altären, Skulpturen und Tafelgemälden. Die Bedeutung seiner Arbeit liegt vor allem darin, daß er – aufbauend auf Untersuchungen von Historikern vergangener Generationen wie Bruns, Hach u.a. – diese Realien aus dem Alltag des mittelalterlichen Kunstbetriebs einer Auswahl von Beispielen darstellt, die Daten über Kunstproduzenten, Auftraggeber und Kunstvermittler enthalten und dem Leser Einblick in die Größe und Organisation einzelner Handwerksbetriebe gewähren. Dabei stellt der Verfasser zum einen fest, daß ein und derselbe Handwerker oft verschiedene benachbarte Handwerke ausgeübt und zum anderen aufgrund seiner besonderen Spezialisierung auch Aufträge von weit entfernten Auftraggebern erhalten haben kann, die in ihrer Nähe nicht auf vergleichbare Leistungen zurückgreifen konnten. In solchen Fällen bediente man sich oft einflußreicher Vermittler, wie z.B. der Lübecker Kaufmanns- und Bankiersfamilie der Greverades oder – im Falle der Bestellung des Birgittenaltars in Vadstena – der des schwedischen Königs Karl Knutsson. – V. B. ergänzt seine darstellenden Kapitel durch ver-

schiedene Exkurse und Anhänge mit Quelleneditionen, so z.B. stellt er u.a. Quellenmaterial zum oben erwähnten Birgittenaltar für das Kloster Vadstena zusammen. In einem anderen Kapitel versucht er einen Überblick über Preise für einzelne mittelalterliche Kunstwerke wie für die Kirchen zu Kumla, Närke und Gettorf anhand von Rechnungsbüchern zu geben. – Sicherlich wäre es falsch, wollte man von den vielen detaillierten Einzeluntersuchungen auf die gesamte Kunstproduktion im Ostseeraum schließen – v. B.s Verdienst liegt in der Summe seiner einzelnen Fallstudien, die für sich genommen wesentliche Erkenntnisse über Künstler bzw. Handwerker vermitteln, wenn sie z.B. Arbeitsbedingungen, Honorar, Beziehungen zu Auftraggebern sowie den Transport und Vertrieb von Kunstprodukten darstellen. So z.B. beleuchtet er durch Auswertung des Briefwechsels die geschäftlichen Beziehungen des dänischen Dompropstes zu Åbo, Pavel Scheel, mit Handelspartnern aus dem Ostseeraum bezüglich der Vermittlung von Handwerkern und Kunstwerken sowie des Kunsttransportes für die Renovierung des Åboer Doms. Die Arbeit von v. B. macht deutlich, daß die Gewichtung der wirtschaftlichen Verbindung der Handelszentren bzw. einzelner Kaufleute untereinander auch den Weg der Kunstvermittlung oder des Kunstaustausches bestimmen oder zumindest weitgehend an der Verbreitung mittelalterlicher Kunst beteiligt sind. Sie zeigt auch damit eine gewisse Offenheit innerhalb des norddeutschen, baltischen und skandinavischen Raumes. Auch reisen Handwerker innerhalb dieser Region; Innovation und Tradition durchdringen sich in diesem Fluß. – V. B. geht in vielen Fällen von skandinavischen Beispielen aus und beobachtet, mit welchen Handelspartnern und Künstlern Verträge abgeschlossen werden. Danzig und Reval sind hier besonders oft im Spiel. Damit relativiert sich der sonst für die Kunstproduktin übliche Lübeck-Schwerpunkt und weitet sich auf den Ostseeraum aus. Vogeler

Diplomatarium Danicum, 4. Reihe, Bd. 4: 1389–1392, bearb. von Herluf Nielsen, XX und 618 S.; Danmarks Riges Breve, 4. Reihe, Bd. 4, bearb. von Herluf Nielsen, dänische Texte von Ernst Dittmer, X und 515 S.; hrsg. von Det Danske Sprog- og Litteraturselskab. C. A. Reitzels Forlag, Kopenhagen 1994. – Für die vier genannten Jahre sind insgesamt 664 Urkundennummern zusammengetragen worden. Von den Vorlagen aus deutschen Archiven stammt der größte Teil nicht aus Lübeck, das 26mal vertreten ist, sondern aus Stralsund. Im Index der Ortsnamen ist unter Lübeck das Niederstadtbuch als Bestandsbezeichnung vierzehnmal genannt; davon sind acht Einträge bisher nicht ediert gewesen. Als weitere Vorlagen stammen die Nummern 91, 261, 397, 398, 416, 434, 534, 538, 553, 566, 631 und 634 aus den Urkundenbeständen des Archivs der Hansestadt Lübeck. Hiervon ist nur ein Stück bisher nicht veröffentlicht gewesen. In den Texten, die außer durch den Orts- auch durch einen Personennamenindex erschlossen werden, erscheint Lübeck selbstverständlich noch öfter. Simon

Jürgen Brockstedt (Hrsg.), Seefahrt an deutschen Küsten im Wandel 1815–1914 (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 22), Neumünster: Wachholtz 1993, 205 S. – Die maritime Historiographie teilt sich im wesentlichen in drei Arbeits- und Sichtweisen auf: Zum einen steht das Schiff als kulturgeschichtliches Objekt im Mittelpunkt, zum anderen die Orientierung an bestimmten Ereignissen oder klar umrissenen Institutionen (wie z.B. Marine- und Reedereigeschichte). Dane-

ben existiert aber auch in der (vor allem sozialgeschichtlichen) Forschung ein strukturalistischer Ansatz, dem auch das vorliegende Buch verpflichtet ist. Alle drei Methoden sind legitim und ergänzen sich eher, als daß sie dogmatisch und engherzig gegeneinander ausgespielt werden sollten. – Die Zeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts stand auch für die Seeschiffahrt im Zeichen der Industrialisierung und damit eines tiefgreifenden Strukturwandels: Die althergebrachte Kaufmannsreederei wich der kapitalkräftigeren Aktiengesellschaft, die von handwerklichen Produktionsweisen bestimmte Holzschiffswerft wurde durch die ingenieurwissenschaftlich fundierten Eisenschiffswerft abgelöst, die Dampfmaschine trat ihren Siegeszug auf den Weltmeeren an. Das Segel wich dem Schaufelrad, später der Schraube und neue Berufsgruppen (Heizer, Maschinisten, gastronomisches Personal) zogen an Bord ein. – Die vorliegenden Aufsätze bilden eine bunte und inhaltsreiche Palette zum Thema: *Jürgen Brockstedt,* Seefahrende an deutschen Küsten im Zeitalter der Industrialisierung (1815–1914) (15–38); *Michiel A. W. Gerding,* Die Torfschiffahrt im Norden der Niederlande und in Nordwestdeutschland 1600–1940 (39–68); *Ole Morkegaard,* Von Holz und Segel zu Eisen und Dampf. Strukturelle Hindernisse und Konsequenzen eines technischen Umstellungsprozesses in der Apenrader Seefahrt (69–88); *Peter Danker-Carstensen,* Die Grönlandfahrt in den holsteinischen Elbmarschen und ihr Beschäftigungspotential im 19. Jahrhundert (89-108); *Jörgen Bracker,* Die Seefischerei an der schleswig-holsteinischen Westküste vor dem Ersten Weltkrieg (109–118); *Rüdiger Schmidt,* Die Professionalisierung der nautischen Fachbildung. Die Seefahrtsschule in Bremen 1799–1869 (119–138); *Uwe Kiupel,* Arbeit und Gesundheit im industriellen Wandel – Das Beispiel der arbeitsbedingten Erkrankungen der Heizer und Kohlenzieher auf Seeschiffen 1880–1930 (139–174). Den Abschluß dieses abwechslungsreichen Bändchens bilden zwei volkskundliche Aufsätze aus renommierter Feder: *Wolfgang Rudolph,* Die industriegesellschaftliche Periode der maritimen Kulturentwicklung in der südlichen Ostseeküstenregion (1870–1914) (175–196); *Helga Rudolph,* Über Möglichkeiten, das frühe Aufkommen der weiblichen Dienstleistungs-Seefahrenden im Ostseeraum nachzuweisen (197–202). Ostersehlte

Roger Dufraisse, Napoleon. Revolutionär und Monarch. Eine Biographie. Mit einem Nachwort von Eberhard Weis. Aus dem Franz. von Susanne Gangloff, München: C. H. Beck, 1994, 182 S. – Die Französische Revolution und die Herrschaft Napoleons bilden eine Zäsur, nicht nur in der Geschichte Frankreichs, sondern allgemein in der europäischen, nicht weniger in der deutschen und auch in der lübeckischen Geschichte; sie markieren den Beginn der eigentlichen Moderne. Der renommierte französische Historiker D. tritt in dieser Biographie, die nun sieben Jahre nach der französischen Originalausgabe in deutscher Übersetzung vorliegt, das Unterfangen an, auf engstem Raum ein Lebensbild der komplexen Persönlichkeit Napoleon Bonapartes zu skizzieren, dabei eine Einordnung in den historischen Kontext vorzunehmen und die in den letzten Jahren gewonnenen neuen Erkenntnisse einfließen zu lassen. Ein Hauptaugenmerk D.s gilt den Stationen und Bedingungen des Aufstiegs Napoleons vom Kadetten über den General, den Ersten Konsul bis zum Kaiser der Franzosen sowie der Verflechtung seines außenpolitisch-militärischen Wirkens mit der inneren Organisation und den Institutionen Frankreichs (Verfassung, Recht, Verwaltung,

Wirtschaft, Bildung). Daß hierbei und in dem begrenzten Rahmen auch die ökonomische Rolle Lübecks im Umfeld des wirtschaftlichen Kampfes mit Großbritannien angedeutet wird, ist bemerkenswert. Ein wissenschaftlicher Anmerkungsapparat fehlt, und die „Bibliographie" fällt etwas knapp aus. Zudem erweist sich das vorliegende Werk in Einzelheiten der deutschen Geschichte nicht überall als präzise (z.B. S. 149: 1812 gab es nur noch die drei anhaltinischen Herzogtümer Bernburg, Dessau und Köthen; die in Zerbst regierende Linie war 1793 ausgestorben) und bedient sich einer Terminologie und Wertung, die bisweilen eine recht französische Sichtweise widerspiegelt. Dieses trübt aber nicht das Bild einer gut lesbaren und alles in allem anregenden Biographie Napoleon Bonapartes. Hundt

Lübeck

Gläser, Manfred (Hrsg.), Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum. Eine Festschrift für Günter P. Fehring, Rostock: Reich 1993. (Schriften des Kulturhistorischen Museums in Rostock, Bd. 1) 535 S., zahlr. Abb. – Günter P. Fehring, dem langjährigen Leiter des Lübecker Amtes für Vor- und Frühgeschichte, ist eine Festschrift unter dem Titel „Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum" gewidmet, die ihn anläßlich seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienst ehrte. In 65 Beiträgen versammeln sich Mitarbeiter, Freunde, Fachkollegen und Schüler in diesem Band, der einen Überblick über den Forschungsstand der Mittelalterarchäologie vor allem im Hanseraum entstehen läßt. – *Alfred Falk, Manfred Gläser* (zugleich Hrsg. des Bandes) und *Barbara Scholkmann* würdigen unter dem ersten Titel „Günter P. Fehring. Ein Arbeitsleben für die Archäologie des Mittelalters" (11–16) seine Leistung für die Archäologie des Mittelalters besonders in Lübeck. Auf ihn gehen die großen Grabungen im Burgkloster, dem Heiligen-Geist-Hospital, dem Johanniskloster und auf dem Gelände der Alf- und der Fischstraße zurück, mit denen sich das bisherige Bild der frühen Geschichte Lübecks in vielen Zügen änderte. Ausgrabungen bedeuteten für F. „[...] Erforschung der Sachhinterlassenschaften des Menschen und seiner Umwelt aus den archäologischen Quellen [...]" mit dem Ziel, „[...] aus der engen Verbindung aller historischen Fachrichtungen [...] schließlich ein umfassendes Bild des mittelalterlichen Menschen, seiner Zivilisation und Umwelt (zu) gewinnen" (11). Seine Fähigkeit, der Archäologie im Prozeß der Veränderungen im Lübecker Stadtkern immer wieder neu ihren Platz zu sichern – wenn auch dabei Mißerfolge naturgemäß nicht ausgeblieben sind –, aber auch sein Vermögen, wissenschaftliche Arbeit in großem Maßstab zu organisieren, haben zu Ergebnissen geführt, die für Lübeck, aber auch für andere Ostseestädte kaum zu überschätzen sind. In Lübeck führten seine Grabungen zur Revision alter, z.T. auch zäh tradierter Vorstellungen, vor allem durch den Nachweis früher germanischer und slawischer Besiedlung im späteren Stadtgebiet. Das Schriftenverzeichnis für F., von *Almut Pfeiffer* zusammengestellt, zählt 156 Titel und gibt damit einen Eindruck von der wissenschaftlichen Produktivität – bei den vielen organisatorischen Aufgaben, die ihm als Dienststellenleiter oblagen, wahrlich keine Selbstverständlichkeit. – Die Beiträge sind zu unterschiedlich umfangreichen und unterschiedlich eindringlichen Kapiteln zusammengestellt, deren Titel die Schwerpunkte anzeigen sollen, die der Band bietet. Berichte aus anderen

Städten oder Räumen und grundsätzliche Überlegungen finden sich im ersten Kapitel „Stand und Aufgaben der Stadtkernarchäologie", die ja durch Fehring vor allem für den Ostseeraum eine ganz neue Bedeutung für die Städte bekommen hat. Es folgen „Topographie und Siedlungsentwicklung", „Befestigungen", „Burgen und Stadtmauern", „Schiffahrt und Handel, Märkte", „Infrastruktur und Grundstücksentwicklung", „Einzeluntersuchungen", dies sicher ebenso wie „Funde" ein Verlegenheitstitel für recht disparate Beiträge, ferner „Hausbau" und Beiträge aus den „Nachbarwissenschaften". Nicht immer haben die einzelnen Arbeiten die Archäologie des Hanseraumes zum Thema, wie es der Band ankündigt. Das wird an Aufsätzen deutlich, die sich mit Wien, Konstanz, Basel, Tübingen und anderen nichthansischen Orten befassen. Sie haben sich offensichtlich aus persönlichen Kontakten der Verf. mit F. ergeben, die mit Themen aus ihren Arbeitsgebieten den Jubilar ehren wollten. – Die hohe Zahl der einzelnen Aufsätze macht Beschränkung nötig. Der geographische Raum, mit dem sich die verschiedenen Beiträge befassen, reicht vom gesamten Ostseeraum über Norwegen, Dänemark, England, Flandern bis in das nordwestdeutsche Gebiet und auch, wie erwähnt, über Süddeutschland bis nach Basel oder Wien. Hier werden im wesentlichen nur Beiträge angezeigt, die sich mit der engeren lübeckischen Geschichte befassen. – Eine instruktive Einführung in die Probleme, vor denen heute die Stadtarchäologie im Ostseeraum steht, gibt *Manfred Gläser* (Stadtkernarchäologie in den Hansestädten an der Ostsee. Aufgaben und Perspektiven. 53–60). Er weist auf die Grundzüge einer gemeinsamen frühen Geschichte des Raumes zwischen Elbe und Oder hin: Auf den Abzug der Germanen folgten das Nachrücken der Slawen, die Germanisierung und Christianisierung, schließlich die Entstehung ethnischer Gegensätze auf Grund wirtschaftlicher und sozialer Spannungen. Die Archäologie, die in vielen Fällen die einzigen Quellen für die Geschichte der ältesten Zeit bieten muß, weil schriftliche Quellen – außer für Lübeck – häufig fehlen, möchte vor allem klären, wie die Landschaft vor der Besiedlung ausgesehen hat, möchte die frühe, meist slawische Besiedlung fassen und schließlich die früheste Siedlungstopographie der ersten neuen Städte erforschen, die in vielen Einzelzügen einen einheitlichen Typ früher Ostsee-Hafenstädte vertreten. Dabei sind die früheste Siedlungs- und Infrastruktur, die Entwicklung der Grundstücke und des frühesten Hausbaus meist nur archäologisch zu klären. Gläser schildert dabei auch die heutigen Möglichkeiten der Archäologie: Lübeck ist auf dem Wege der Erforschung seiner Frühgeschichte sicher am weitesten, der Vergleich der Ostseestädte zeigt jedoch, daß die Archäologie überall vor einer unsicheren Zukunft steht. Der Baudruck im Verein mit der desolaten Stellensituation für die Stadtarchäologie und unzureichende gesetzliche Bestimmungen in Mecklenburg und Vorpommern, aber auch in Polen, führen dazu, daß die wenigen Fachleute sehenden Auges die Verluste nicht aufhalten können: Frustrationen sind die tägliche Erfahrung, Depressionen so etwas wie die Berufskrankheiten der Archäologen. – *Werner Neugebauer* schildert „Die Anfänge der Mittelalterarchäologie in Lübeck" (35–42), deren Wurzeln er schon im Humanismus mit seinen ersten Beobachtungen von Großstein- und Hügelgräbern ausmacht, konkreter aber 1821 in der Gründung des „Ausschusses für das Sammeln und Erhalten der Quellen und Denkmale der Geschichte Lübecks" sieht. Erste Schwerpunkte der Mittelalterarchäologie liegen nach 1945 bei der Grabung von 1947 in Alt Lübeck und der umfassenderen Regelung denkmalpflegerischer Fragen für Lübeck innerhalb des schleswig-holsteinischen Denkmalschutz-

gesetzes im Jahre 1958. Unter seiner Leitung fand 1971 das 150 Jahr-Jubiläum der Lübecker Denkmalpflege mit der Ausstellung „150 Jahre archäologische Arbeit in Lübeck" statt. – *Alfred Falk* (Das Grabungsschutzgebiet „Innere Stadt" der Hansestadt Lübeck. Das Werk Günter P. Fehrings. 43–46) beschreibt die weitere Entwicklung, die schließlich zu der Einrichtung des Lübecker Grabungsschutzgebietes geführt hat, einer im Sinne der Archäologie wegweisenden Institution, die der Archäologie im alten Stadtkern eine starke Stellung bei allen baulichen Veränderungen einräumt. Die entsprechende Verordnung wird abgedruckt. – *Gabriele Isenberg* (Der Aussagewert archäologischer Befunde für die historische Erforschung einer Stadt. 61–66) zeigt, daß zur Archäologie andere Disziplinen und Quellen hinzutreten müssen, um die historische Entwicklung einer Stadt deutlicher zu machen: Kartographie, schriftliche Überlieferung und Bauforschung. Dies ist an und für sich eine allgemein anerkannte Einsicht, sie wird hier an Beispielen aus Westfalen noch einmal vorgeführt, um eine der Grundforderungen und der grundlegenden Methoden zu zeigen, die F.s Arbeit durchzogen haben. – Zur Entwicklung der Grundstücke in ältester Zeit äußert sich *Gabriele Legant-Karau* (Vom Großgrundstück zur Kleinparzelle. Ein Beitrag der Archäologie zur Grundstücks- und Bauentwicklung Lübecks um 1200. 207–215) anhand der Ergebnisse der Grabung Alfstraße/Fischstraße/Schüsselbuden. Die bisherige Annahme war die, daß die Gründungsstädte des 12. Jahrhunderts Handtuchparzellen von einheitlicher Größe bereitgehalten hätten. Schon die Auswertung der Oberstadtbuchregesten parallel zur Grabung hatte gezeigt, daß ursprünglich Großparzellen bestanden haben müssen. Das zeigte auch die Grabung, sie machte aber auch deutlich, daß diese Großgrundstücke bereits um 1200 in wenigen Jahren in kleine Parzellen aufgeteilt worden waren. Diese Lübecker Ergebnisse decken sich mit ähnlichen Beobachtungen in Hannover, Göttingen, Schleswig, aber auch Oslo oder Nowgorod: Offensichtlich ist diese Entwicklung ein konstitutives Merkmal der frühen Stadt. – Wie üblich, ziehen diese Beobachtungen wieder neue Fragen nach sich: Da man deutliche Hinweise auf eine landwirtschaftliche Selbstversorgung gefunden hat, stellt sich die Frage, ob die ersten Bewohner Bauern waren, die Handel trieben, oder Kaufleute, die sich landwirtschaftlich selbst versorgten. Ebenso interessiert, wie sich in dieser Zeit städtische von ländlichen Siedlungen unterschieden. Ganz offen bleiben auch die Gründe für die Umstrukturierung um 1200: Hat die Aufteilung der Grundstücke ihre Ursache in Erbteilungen oder vielleicht in der Kapitalisierung des Grundbesitzes für den Handel? Und wurde diese Umstrukturierung durch neu hinzuziehende Siedler ausgelöst? Dies sind Fragen, auf die der sehr informative Aufsatz naturgemäß noch keine Antworten anbieten kann. – Den „Umbruch in der Zeit um 1200", den die besprochene Grabung in ihren Ergebnissen nahelegt, zeigt auch *Uwe Müller* in seinem Aufsatz „Der Wandel um 1200. Zu Deutungsmöglichkeiten des archäologischen Fundmaterials in Lübeck" (471–477). Er sieht in dieser Zeit den Wechsel in der Keramikproduktion von der Herstellung von Unikaten zu einer Arbeit für den Markt mit größeren Serien differenzierterer Keramik. Dies fällt zusammen, so legen es die Funde nahe, mit Änderungen in den Ernährungsgewohnheiten, dem Vordringen der Geldwirtschaft und der Entstehung eines abstrakten Marktes, gegründet auf Schriftlichkeit, der den konkreten Lübecker Ufermarkt an der Trave nach dem Bau der Stadtmauer ablöst. Der Gedankengang wird einleuchtend vorgeführt, wenngleich dem Leser die Basis recht schmal erscheint, die vordringende Schriftlichkeit im kaufmännischen

Bereich allein auf den Fund zweier Bronzegriffel in Kaufmannshäusern am Traveufer zu gründen. – *Mieczyslaw Grabowski* und *Georg Schmitt* („Und das Wasser fließt in Röhren." Wasserversorgung und Wasserkünste in Lübeck. 217–223) berichten über die Brauerwasserkunst vor dem Hüxtertor von 1291/94, die Brauerwasserkunst vor dem Burgtor, die nach 1302 datiert wird, und die Bürger- oder Kaufleutewasserkunst von 1501–1533, die große Teile Lübecks zu einer mit Wasser gut versorgten Stadt machten. Geschildert werden vor allem technische Details, die sich bei den Grabungen beobachten ließen. Als weitere Quellen ziehen die Verf. einen spätmittelalterlichen Reisebericht einer russischen Gesandtschaft von 1438 heran, in dem über die Wasserversorgung Lübecks berichtet wird, und den Holzschnitt von Elias Diebel aus dem Jahre 1552, der die technischen Anlagen vor dem Hüxtertor gut erkennen läßt. – G. und S. erwähnen nicht die Reste einer Wasserleitung, datiert ca. 1193, die bei einer Grabung im Zuge der Breiten Straße gefunden wurden und die u.a. Thema des Aufsatzes von *Monika Remann* sind (Die Breite Straße in Lübeck. Vom Fernhandelsweg zur Fußgängerzone. 225–230). Spuren einer Bohlenpflasterung und die Auffindung des „Goldenen Sods", der aus schriftlichen Quellen bekannt ist, waren die weiteren Ergebnisse dieser Grabung. – Über „Öffentliche Plätze und Märkte in Lübeck" (289–296) äußert sich *Doris Mührenberg*. Archäologisch sind neben dem Ufermarkt nur der Markt und der Schrangen untersucht. Eine slawische Vornutzung des Marktes kann nach den Grabungen ausgschlossen werden. Auf dem Schrangen zeigten sich Spuren einer älteren Bebauung, die aus unbekannten Gründen niedergelegt wurde. – *Ingrid Schalies* bietet „Erste Ergebnisse der Großgrabung ‚Königstraße' in Lübeck." 353–356), die wegen der anschließenden Baumaßnahmen unter übergroßem Zeitdruck ablaufen mußte. Das führte notgedrungen zu einer Konzentration auf die Spuren des 12. und 13. Jahrhunderts, alle jüngeren Schichten eines großen Teils der Grabungsfläche mußten aufgegeben und dem Bagger geopfert werden. Man beobachtete zwar slawische Funde, aber keine Vorbesiedlung. Eine Bebauung des 12. Jahrhunderts wird angenommen, dendrochronologische Daten lagen noch nicht vor. Die Fleischhauerstraße als eine sehr alte West-Ost-Verbindung innerhalb der Stadt scheint eine größere Bedeutung als die Königstraße gehabt zu haben, da die Grundstücke im Eckbereich in die Fleischhauerstraße ausgerichtet waren. Das legt nahe, für die Königstraße ein jüngeres Alter anzunehmen. – Fragen des Hausbaus sind das Thema von *Michael Scheftel* (Die Kammer des Herrn Bertram Stalbuc? Befunde zur Innenausstattung Lübecker Bürgerhäuser an Brandmauern aus dem späten 13. Jahrhundert. 409–416). Es geht um das Haus Königstraße 49, in dem sich im Obergeschoß die Reste einer Kammer mit Ausmalungen fanden. Der Verfasser macht wahrscheinlich, daß das Haus auf den Ratsherrn Stalbuc zurückgeht. Entwicklungsgeschichtlich ordnet er die Kammer als Hausteil zwischen der älteren Nutzung der Diele als Wohnbereich und den späteren nach hinten ausgebauten Seitenflügeln ein. – *Bernhard Kruse* vermutet in den beiden Häusern Koberg 10 und 11 wegen ihrer Fassadengliederung und der zu rekonstruierenden inneren Raumaufteilung Speicher des Heiligen Geist-Hospitals, die er, den dendrochronologischen Daten des einen Hauses folgend, auf die Zeit von 1289 ansetzt (Die Häuser Koberg 10 und 11. Kornspeicher des Heiligen-Geist-Hospitals in Lübeck? 417–424). Als Nutzung der Häuser nimmt er an, daß sie durch das Spital vermietet wurden. – *Ernst Steppuhn* bespricht einen Einzelfund: Er ordnet die Bruchstücke eines islamischen Goldemailglases aus der Königstraße 32 in

das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts ein und zeigt eine Verbreitungskarte, die parallele Funde in ganz Europa ausweist (Ein islamisches Goldemailglas aus Lübeck, Königstraße 32. 479–484). – *Hans Ulrich Behm* macht den Aufbau eines „Grenzsteinparks" auf dem Gelände der Medizinischen Universität zum Thema, der in einzelnen Belegexemplaren die verschiedenen Typen Lübecker Grenzsteine dokumentieren will (Ein Stein steht am/im Wege. Zum Aufbau eines „Grenzsteinparks" in Lübeck. 485–492). – Das letzte Kapitel, „Nachbarwissenschaften", beschäftigt sich in den Beiträgen über weite Strecken mit organischen Funden und Problemen der Dendrochronologie. *Willy Groenman-van Waateringe* bespricht „Organische Funde aus Lübeck. Ein Spiegelbild der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Hansestadt?" (505–510). Im Mittelpunkt stehen zunächst die Schuhfunde, die in einer Typenreihe vorgestellt werden. Auf die sehr breit angesetzten Fragen, ob nämlich Lübeck auf diesem Gebiet eine besondere Stellung in Europa gehabt habe, ob Vorschriften erkennbar seien, nach denen Lübeck auch für andere Märkte gearbeitet habe, und schließlich, ob Lübecker Schuhmode in anderen Fundgebieten wirksam gewesen sei, kann er nach den Funden keine sicheren Antworten geben. Es scheint Verbreitungsgebiete bevorzugter Schuhtypen gegeben zu haben. Bei dem Versuch, die Fundzahlen von Kinderschuhen zu denen von Erwachsenenschuhen in Beziehung zu setzen, ergeben sich sehr große Schwierigkeiten, denn es ist ungeklärt, wie weit Kinder überhaupt Schuhe getragen haben. Mehr Kinderschuhe könnten auf eine fortschreitende Urbanisation hindeuten. – Funde zur pflanzlichen Nahrung finden sich in Resten von exotischen Früchten, die aus dem Süden importiert zu denken sind, und Unkräutern als Begleitfunden von Getreide. Für Lübeck sei Import von Getreide aus Pommern anzunehmen, für Bergen „soll" Roggen aus dem Baltikum eingeführt worden sein. (Diese Vermutungen können durch schriftliche Quellen entschieden werden: Preußen ist für Bergen das Herkunftsland für Getreide, Lübeck hat sich aus seiner östlichen Umgebung, aber auch aus Preußen und sogar aus Schweden versorgt.) – Die Funde an Tierknochen legen die Folgerung nahe, daß Schweine und Schafe (oder Ziegen) in Lübeck früher geschlachtet wurden als in Vergleichsstädten. – Als Ergebnis aller Beobachtungen sieht der Verfasser den „[...] sozialen Status und die Bedeutung der Hansestadt Lübeck [...] in den Funden widergespiegelt, „[...] wenn die Hinweise auch ganz bescheiden sind" (ebda.). – *Hans Reichstein* berichtet über „Tierknochen aus acht Jahrhunderten aus der Hansestadt Lübeck" (511–515). Der Verfasser schildert sehr vorsichtig die Ergebnisse einer ersten Auswertung von Tierknochen. In abnehmender Häufigkeit ergibt sich die Reihe Rind – Schwein – Schaf/Ziege. In Vergleichsstädten nimmt im Verlauf des Mittelalters die Anzahl der Rinderknochen zu, in Lübeck dagegen wie auch in Schleswig ab. Reichstein führt das auf die Agrardepression des späten Mittelalters zurück. Anhand sozialer Kriterien nach dem unterschiedlichen Verbrauch von Fleisch zu fragen, ist dem Verfasser noch zu unsicher, obwohl es erste Anhaltspunkte dafür gibt. – *Klaus Tidow* (Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Wollgewebe aus Lübeck, London und Oslo. 517–523) vergleicht hinreichend große Fundmengen an Textilresten aus London, Oslo und Lübeck anhand der Vergleichskriterien Tuch- oder Gewebebindung, Garnart, Garndrehung, Gewebeeinstellung, Musterung und Seitenkanten miteinander. Ergebnis ist, daß in Lübeck die Tuchbindung vorherrscht, die weiteren Beobachtungen wenden sich an den Spezialisten. – *Monika Prechel* stellt „Anthropologische Charakteristika spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Bevöl-

kerung in Lübeck" anhand von Skelettserien aus dem Domfriedhof, der Petrikirche, der Burgkirche und dem Burgkloster vor (525–530). Die Ergebnisse decken sich mit Bekanntem: Es hat Sonderbestattungen für bestimmte Bevölkerungsgruppen gegeben, außerdem eine Zunahme der Lebenserwartung und degenerativer Erkrankungen zur Neuzeit hin und einen wahrscheinlichen Zusammenhang zwischen Lebenserwartung und sozialer Schicht. – Ungewohnte und sehr anregende Fragestellungen und Beobachtungen sind das Thema eines Aufsatzes von *Sigrid Wrobel* und *Dieter Eckstein*: „Die Bauholzversorgung in Lübeck vom 12. bis zum 16. Jahrhundert" (531–535). Sie gehen Baukonjunkturen nach, die sich dendrochronologisch ermitteln lassen, nehmen Hochrechnungen des Bauholzbedarfs vor, untersuchen die Holzqualität in verschiedenen Zeiten und ziehen daraus Schlüsse auf die Art der Waldbewirtschaftung. Sie unterscheiden anhand des vorliegenden Lübecker Materials vier Bauperioden: Die Gründungs- und Aufbauphase von 1147 bis 1250 mit einer expandierenden Holzbebauung, die 2. Bauphase von 1250 bis 1360 mit einem hohen Holzverbrauch nach 1280 und 1330, eine 3. Bauperiode von 1360 bis 1500, die keinen kontinuierlichen Ausbau erkennen läßt, und die 4. Bauphase 1500–1650 mit Aufschwüngen 1540 ff. und 1550 ff. Diesen vier Bauphasen scheinen drei Waldnutzungsphasen gegenübergestanden zu haben: Die Zeit von 1147 bis 1300 mit einer ungeregelten Holzentnahme aus dem Wald, der sich natürlich verjüngte, die Zeit von 1300 bis 1500, in der schon eine geregelte Bewirtschaftung durch gezieltes Nachpflanzen vermutet werden kann , und die Zeit von 1500 bis 1650, in der der Wald schon flächenweise genutzt und nachgepflanzt wurde. Die Verfasser neigen zu der Annahme, daß wohl der Wald aus der Umgebung Lübecks für den Lübecker Bauholzbedarf ausgereicht haben mag, obwohl der Schluß nicht immer sicher ist.

Uelzen Vogtherr

Rolf Hammel-Kiesow (Hrsg.), Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe. Beiträge zur flächenübergreifenden Zusammenarbeit am Beispiel Lübecks im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Neumünster: Wachholtz 1993, 402 S., zahlr. Abb., 1 Kartenbeil. – (Häuser und Höfe in Lübeck. Historische, archäologische und baugeschichtliche Beiträge zur Geschichte der Hansestadt im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit 1). – Archäologen, Denkmalpfleger und Historiker Lübecks konnten mit finanzieller Hilfe der Stiftung Volkswagenwerk von 1978 bis 1984 zwei umfangreiche Forschungsprojekte verwirklichen, deren Zweck die Erfassung, Erschließung und Erhaltung einer Vielzahl von Überresten und stummen Zeugen der Stadtgeschichte war. Da dergleichen in solchen Mengen wie in Lübeck noch nirgendwo sichergestellt worden war, standen Konservatoren und Historiker der Hansestadt vor beispiellosen neuen Aufgaben. Es ging dabei einerseits um die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges in großen Massen geborgenen Bodenfunde, andererseits um die ebenfalls in erstaunlichen Mengen erhaltene alte Bausubstanz, die bei der seit 1980 durchgeführten Sanierung privater Profanbauten ans Licht kam. Was wir jetzt in Händen halten, das ist der erste Band eines insgesamt auf zehn Bände bemessenen Werkes, in dem die Ergebnisse beider Forschungsprojekte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen. – Die Bodendenkmalpfleger hatten bei zahlreichen, auf Baustellen unter Zeitdruck vorgenommenen Notuntersuchungen Tausende von Fundstücken des 13. bis

19. Jahrhunderts geborgen, die nicht aus systematischen Grabungen stammten, sondern während des Wiederaufbaus der zerstörten Stadtbereiche aus Brunnen und Kloaken gewonnen oder bei der Untersuchung von Baugrubenrändern zu Tage getreten waren. Schließlich zählte man 250.000 solcher unmittelbaren Überreste vergangenen städtischen Lebens, die, wenn man sie nach Fundgruppen hätte ordnen und mit bestimmten Zeiträumen und Grundstücken verknüpfen können, vermutlich trotz der Zufälligkeit ihres Auftretens und des geringen Informationswertes der Einzelstücke, sehr viel über die Wirtschafts- und Lebensweise der jeweiligen Bewohner eines bestimmten Grundstücks hätten aussagen können. Die Pfleger der profanen Baudenkmäler in der vom Luftkriege schwer betroffenen Stadt hatten ebenfalls danach gestrebt, das Zufällige ihrer Arbeit zu überwinden, nachdem die seit 1980 in Angriff genommenen Sanierungen älterer Buden und Häuser die Freilegung einer überraschend großen Zahl historischer Baubefunde, namentlich mittelalterlicher Mauerreste und Wandmalereien, ermöglicht hatten. So kam der Wunsch auf, die gesamte Hausbebauung der Innenstadt einschließlich aller Speicher, Hof- und Gangbuden dem Baubestande nach zu erfassen. Zu diesem Zwecke sollten sämtliche Innenstadtgrundstücke, soweit sie baulich oder katastermäßig erkennbar waren oder noch Reste des Vorkriegszustandes vorwiesen, besichtigt und auf die Substanz der Häuser hin untersucht werden. Die Befunde sollten in Grund- und Aufrissen jedes Gebäudes im Maßstab 1:200 festgehalten werden. Dabei kam es für die Architekten darauf an, die Altbausubstanz schon vor dem Beginn der baulichen Sanierung zu erfassen, damit sie nicht während der Arbeiten aus Unkenntnis zerstört würde. – Während ihrer Untersuchungen mußte sich sowohl für die Archäologen wie für die Denkmalpfleger das Bedürfnis einstellen, ihre Erkenntnisse nicht nur gegenseitig miteinander zu verknüpfen, sondern auch durch den Bezug auf die schriftliche Überlieferung abzusichern und zu erweitern. Dafür standen im Stadtarchiv vor allem das seit 1284 erhaltene Grundbuch, das in Lübeck traditionell sogenannte Oberstadtbuch, und die seit 1537, freilich nur in geringer Zahl, überlieferten Inventare bürgerlicher Vermögen zur Verfügung. Für die Jahre 1284 bis 1600 bezeugt das Oberstadtbuch 62.279 Eigentümerwechsel an Häusern und Grundstücken mit mehr als 40.000 Beteiligten; es war zu erwarten, daß seine Aussagen über topographische Lage und Marktwert der Häuser, wenn man sie statistisch und chronologisch erfassen und auswerten könnte, wichtige sozialgeschichtliche Erkenntnisse ergeben würden, da Hauseigentum zu jeder Zeit ein wesentliches soziales Statusmerkmal war. Insbesondere war zu fragen, ob die aus den Bodenfunden erschließbare ökonomische Nutzung von Häusern oder Grundstücken und die aus der noch vorhandenen Bausubstanz ableitbaren historischen Baumaßnahmen mit Hilfe des Grundbuches auf bestimmte soziale oder ökonomische Ursachen zurückgeführt werden könnten. Denn wie die Architekten feststellten, gab es zwar mehr als die beiden bisher bekannten Gebäudetypen des Kaufmanns- und des Handwerkerhauses, aber zur Ausbildung gewerbespezifischer Haustypen ist es in Lübeck nicht gekommen; Funktion und Nutzung der denkmalpflegerisch betreuten Gebäude lassen sich daher nur über die im Oberstadtbuch genannten Eigentümer erfassen. – Obwohl es nicht die Aufgabe dieses ersten Bandes des Gesamtwerkes ist, bereits fertige Ergebnisse zur Lübecker Stadtgeschichte vorzulegen, mag es doch nützlich sein, wenigstens anzudeuten, was die Geschichtsschreibung einmal an Resultaten der beiden Forschungsprojekte zu erwarten haben mag. Als Beispiel soll dafür die Frühzeit Lübecks

von der Stadtgründung im Jahre 1159 bis zum Ende des 13. Jahrhunderts dienen, einem Zeitpunkte, von dem an das Grundbuch die Entwicklung der Grundstücke und Besitzverhältnisse deutlicher sichtbar macht. Zur Beantwortung der Frage, wie das seit 1284 erkennbar werdende Grundstücksgefüge entstanden sei, trägt die Erkenntnis bei, daß die Grundstücke in der Zeit davor zunächst mit Bretter- und Palisadenzäunen, dann auch mit Mauern (Glintmauern) begrenzt waren, so daß jeder Fall wichtig wird, in dem ein solcher Grenzverlauf aus erhaltenen Überresten nachgewiesen werden kann. Die Bebauung des Lübecker Werders, der Halbinsel zwischen Trave und Wakenitz, begann mit der Abmarkung des Straßennetzes; die von jeweils vier Straßen begrenzten Baublocks wurden aufgeteilt in Großgrundstücke zu 1500 bis 4700 m², die der erste Eigentümer als eine Art Siedlungsunternehmer parzellierte und in Erbleihe weiterveräußerte. Seit etwa 1270 konnten die Erwerber dieses Besitzrecht in freies Eigentum umwandeln. Im 12. Jahrhundert pflegte man die Grundstücke noch locker mit teilweise ins Erdreich eingetieften Holzhäusern zu bebauen, von denen man keine höhere Dauer als die Lebenszeit einer Generation erwartete. Das änderte sich mit dem allmählichen Übergang zum Steinbau und der fortschreitenden Aufteilung der Großgrundstücke in die schmalrechteckigen, tief in die Baublocks hineinreichenden Grundstücke, die in späterer Zeit den Stadtgrundriß prägten. Das älteste, dendrochronologisch sicher datierte, heute noch stehende Haus ist Alfstraße 38, das um 1216 errichtet wurde. Bei den seither aufgesiedelten Baublocks stand von Anfang an fest, welche Straßen als Hauptstraßen mit Giebelhäusern oder als Nebenstraßen mit Traufenhäusern bebaut werden sollten. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts begannen sich an den Hauptstraßen in zentralen Lagen der Stadt die Giebelreihen der zusammenrückenden Steinhäuser allmählich zu geschlossenen Fronten zusammenzufügen, während an der Peripherie der Stadt der Holzbau noch lange überwog. Der letzte Baublock, der die Besiedlung der Lübecker Halbinsel zunächst abschloß, wurde 1289–91 angelegt. Seither beherrschten weitere Aufteilung der Grundstücke und allmähliche Siedlungsverdichtung die Baugeschichte; dazu gehört die blockinterne Budenbebauung, deren Anfänge sich seit dem 13. Jahrhundert beobachten lassen. – Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um zu zeigen, was die Stadtgeschichtsforschung an Ergebnissen von den hier beschriebenen Projektarbeiten erwarten darf: Lehren, die früher nur auf Grund von Fallbeispielen entwickelt und als Theorien formuliert werden konnten, erhalten jetzt eine quellenmäßig gesicherte Basis und damit den Rang empirischen Wissens. Dabei erscheint der Aufriß der Stadt, der noch nie im Zusammenhang untersucht worden ist, gleichberechtigt neben dem Grundriß, und was diesen anlangt, so erweist sich jene Annahme als falsch, von der die ältere Forschung für Niederdeutschland, nicht zuletzt auf Grund der Untersuchungen, die Fritz Rörig seit 1928 in Lübeck durchgeführt hatte, ausgegangen war, daß nämlich die Grundstücksgrenzen seit der Stadtgründung konstant geblieben seien, das differenzierte Grundstücksgefüge der neuzeitlichen Katasteraufnahmen also im wesentlichen bereits von den ersten Siedlungsunternehmern geschaffen worden sei. Das jetzt erkennbar werdende Bild von den Anfängen der Lübecker Baugeschichte, das der Hrsg. und verantwortliche Redakteur der Gesamtpublikation auf S. 75–86 des jetzt vorliegenden ersten Bandes entwirft, ist ein ausgezeichnetes und spannendes Stück stadtgeschichtlicher Literatur und bestens dazu geeignet, dem hastigen oder neugierigen Leser zur Einführung in das ganze Unternehmen zu dienen. – Dessen Qualitäten,

aber auch die Grenzen der Leistungsfähigkeit der Projektforschung sind leicht zu ermessen. Fritz Rörig und seine Zeitgenossen waren noch als Einzelforscher ihren Gedanken nachgegangen und hatten ihre Lehren und Thesen aus der Interpretation individueller Quellenzeugnisse entwickelt. Der Fortschritt, der jetzt erreichbar wird, ist dagegen überhaupt erst ermöglicht worden durch das Aufkommen der Forschung in Projektgruppen in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts und durch die elektronische Datenverarbeitung, die große Mengen von Informationen zusammenzuführen vermag und der Erfassung, Auszählung und Lokalisierung beliebiger Merkmalskombinationen keine Grenzen mehr setzt. Beides zusammen macht es nun möglich, den wissenschaftlichen Fortschritt aus der Einengung auf individuelle Forschungsleistungen zu befreien und zahlreiche Spezialisten in Gruppen zusammenzufassen, die eine für den Einzelnen unüberschaubare Datenmasse nach gemeinsam erarbeiteten Gesichtspunkten nutzbar zu machen wissen. Nur auf diese Weise waren die Lübecker Forscher imstande, sozialräumliche und stadtentwicklungsgeschichtliche Fragen einer mittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Großstadt mit rund 2000 Grundstücken und schätzungsweise mehr als 3000 einzelnen Wohngebäuden (um das Jahr 1400) zu beantworten. Die Veröffentlichung der Quellen selber ist angesichts ihrer Massenhaftigkeit natürlich nicht mehr möglich, genauso wie sich mit ihnen keine personenbezogene, handlungsorientierte Geschichte schreiben läßt. Wir hören zwar, daß es letzten Endes stets um die Menschen geht, die einst in den Häusern lebten, aber beschreiben lassen sich nur Sozialstrukturen und Institutionen, hinter denen diese Menschen völlig zurücktreten. Die eigentlichen Helden der Stadtgeschichte sind statt ihrer die Häuser, die man nicht als zeitlose, typische Produkte vegetativen menschlichen Hausens betrachten darf, hat doch jedes Haus seine eigene Geschichte als ein Zeugnis der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, der ästhetischen Auffassungen und der Mentalität seiner bestimmten Zeit. So betrachtet, verwandelt sich jedes einzelne vorindustrielle Gebäude in eine „hochrangige Geschichtsquelle", deren Wert sich nicht nach der Häufigkeit des Bautyps, den es repräsentiert, sondern nach der Individualität des Bauwerks bemißt. Jedes einzelne Haus, das historische Bausubstanz enthält, trägt bei solchem Geschichtsverständnis unterschiedliche, eigene, neue Details zur 850jährigen Geschichte Lübecks bei; sie alle müßte man kennen, um die Entwicklungsgeschichte der heutigen Stadt und der in ihr lebenden Gesellschaft zu rekonstruieren. Man versteht sofort, daß eine solche Begründung von Geschichte die Entwicklung ganz neuer historischer Hilfswissenschaften erfordert, bis hin zur verformungsgetreuen Bauaufnahme, ist doch fast jedes alte Haus mit ausgebeulten oder geneigten Wänden und Mauern, mit durchhängenden Deckenbalken und abfallenden Fußböden auf seine Weise horizontal oder vertikal verformt, oder bis hin zur Thermolumineszenzdatierung von Backsteinbauten, die so aufwendig ist, daß man sich ihrer nur ausnahmsweise (für die ältesten Bauten, aus der Zeit vor 1250) zu bedienen vermochte. – Neue Methoden und Hilfswissenschaften erfordern auch die schriftlichen Quellen, wenn man sie nicht mehr als Einzeltexte liest, auf deren Interpretation die traditionelle Hermeneutik zugeschnitten ist. Die massenhafte Verarbeitung von Informationen mit statistischen Methoden setzt dagegen eine positive Antwort auf die Frage nach der formalen Gleichartigkeit der Texte und der Vollständigkeit voraus, mit der jeder einzelne Text die abgefragten Informationen erfaßt hat, und dabei zeigt sich, daß nur das Grundbuch diese Voraussetzung erfüllt, während die Vermögensinventare im wesent-

lichen individuell formulierte Einzelquellen bleiben. Einer ganz neuen Kunst aber bedarf die massenhafte Datenverarbeitung insofern, als sie erreichen muß, daß im Dutzend angelernte wissenschaftliche Mitarbeiter die aus den Texten herausdestillierten Informationen nach einheitlichen Regeln auf die Datenträger übertragen, um die dabei wohl unvermeidliche Fehlerquote möglichst gering zu halten. Immerhin waren mehr als 22.250 Arbeitsstunden erforderlich, um die erwähnten 62.279 Oberstadtbuchregesten in die maschinenlesbare Form umzusetzen! – Schon daran, daß spätestens bei diesem Arbeitsgang die Projektforschung die beteiligten Historiker in eine Minderheit denkender und eine Mehrheit ausführender Köpfe aufspaltet, sieht man, daß das hochleistungsfähige neue Forschungsinstrument schließlich nicht nur aus finanziellen Gründen an Grenzen stößt. Anders als in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, deren Erkenntnisse in einer ihnen eigentümlichen Weise in Handlungsanweisungen übersetzt und unter die Menschen gebracht werden können, wird die Projektforschung in den Geisteswissenschaften eine Ausnahmeerscheinung bleiben, denn diese Wissenschaften leben von der Neugier des einzelnen und haben keinen Wert, wenn ihre Ergebnisse nicht in die persönliche Bildung und Ausbildung von Individuen eingehen. In den Geisteswissenschaften wird die Projektarbeit die individuelle Forschung eben doch nur in dafür geeigneten Einzelfällen ergänzen, niemals aber sie ersetzen können. Daß wir einen solchen Einzelfall hier vor uns haben, ist oben dargelegt worden und steht außer Zweifel. Aber nicht nur die Verwertung der Resultate im weiteren Rahmen der Stadtgeschichte, sondern bereits ihre Kritik wird Sache individueller Forscher und Geschichtsschreiber bleiben – so wie ja schon die Überprüfung des Erkenntnisweges von den Quellen her nur von einzelnen und nur am Beispiel einzelner Häuser oder Baublöcke geleistet werden kann, für die es dem Einzelforscher möglich ist, alle Quellen im unverschlüsselten Zustande in die Hand zu nehmen. Auch die Vermittlung der Ergebnisse an eine weitere Öffentlichkeit wird wohl immer den Weg der Darstellung repräsentativer Einzelbeispiele einschlagen – die Formung eines Geschichtsbildes durch Geschichtsschreibung ist schon von der sprachlichen Gestaltung her viel zu sehr Kunst, um den einzelnen Autoren entzogen und auf anonyme Gruppen übertragen werden zu können. So besteht der durch die Projektarbeit erzielte Gewinn letzten Endes wohl doch nur darin, daß die Auswahl der der Theoriebildung zugrunde gelegten Fallbeispiele, die früher dem Zufall und der Intuition des individuellen Gelehrten überlassen war, jetzt auf einem kontrollierbaren Vergleich begründet werden kann. Vielleicht kommt es daher, daß der Hrsg. selbst nach Abschluß einer siebenjährigen Projektarbeit weiterhin befürchtet, daß „wir noch weit davon entfernt sind, die Aufsiedlungsgeschichte der ganzen Halbinsel schreiben zu können" (25).

Berlin Pitz

Claus Veltmann, Knochenhauer in Lübeck am Ende des 14. Jahrhunderts. Eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung (Diss. Göttingen 1988), Neumünster: Wachholtz, II, 136 S. (Häuser und Höfe in Lübeck, Band 3. 1, hg. und eingel. von Rolf Hammel-Kiesow). – Fünf Jahre nach ihrer Zulassung liegt nun die Dissertation von V. vor. Mit ihr wird innerhalb der Reihe „Häuser und Höfe in Lübeck" eine neue Folge eröffnet, die auf der Grundlage der Bauforschung die sozialen und wirtschaftlichen

Lebensumstände verschiedener Berufsgruppen untersucht. Die Geschichte des Knochenhaueramtes im ausgehenden 14. Jahrhundert ist wegen der zahlenmäßig starken Beteiligung der Mitglieder an den Unruhen und der Verschwörung 1380/84 von besonderem Interesse. – Unter der Zielsetzung, die Motivation und Hintergründe der Beteiligung an der Verschwörung gründlicher als A. von Brandt es tat, zu durchleuchten, entwirft der Verf. – trotz der Dürftigkeit der Quellen – ein umfassendes Bild der Lebensumstände der Knochenhauermeister. Wir erfahren etwas über das Vermögen, den Haus- und Landbesitz, über die Renten- und Kreditgeschäfte, die gewerbliche und nebenerwerbliche Tätigkeit, das Heiratsverhalten, das soziale Umfeld, die Schreib- und Lesefähigkeit und die Bindung an die Kirche. Dabei verliert V. nie die gesellschaftliche, soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Hansestadt sowie die wirtschaftlichen und politischen Ereignisse im Hanseraum aus den Augen. Er stellt immer wieder den Vergleich zu den Knochenhauerzünften anderer Städte her. Der zeitliche Rahmen ist durch die aus einigen Jahren zwischen 1370 und 1404 überlieferten Verlosungslisten der Fleischbänke vorgegeben. Für diesen Zeitraum lassen sich 163 Knochenhauermeister namentlich erfassen. Anhand der Einträge in den Ober- und Niederstadtbüchern, den Neubürgerlisten, Pfundzollbüchern und immerhin acht überlieferten Testamenten u.a. stellt der Verf. ein z.T. erstaunlich umfangreiches biographisches Gerüst der Vermögensbildung und -entwicklung der Knochenhauermeister zusammen. Die Analyse des Eigentumserwerbs und der Veräußerung sowie der Eigentumsdauer zeitigt interessante Ergebnisse: Entgegen dem Prinzip der Nahrungsgleichheit war die Verteilung des Vermögens und Besitzes innerhalb des Amtes während der ersten Hälfte des Untersuchungszeitraums keineswegs ausgeglichen. 1370 besaßen von den 101 gleichzeitig zum Amt zugelassenen Meistern lediglich 36 ein oder mehrere Häuser. Dagegen waren zwei Drittel der Amtsmitglieder nicht in der Lage gewesen, eine Immobilie zu erwerben. 1383 läßt sich eine Wandlung feststellen. Von den hundert Meistern sind 53 Eigentümer eines oder mehrerer Häuser. Einige Jahre nach der Verschwörung von 1384 und der Halbierung der Meisterstellen zeigt sich eine wesentlich ausgeglichenere Eigentumsverteilung als 1370. Jetzt lebt nur ein Drittel der Meister nicht im eigenen Haus. Bei der Untersuchung der Kreditgeschäfte der Knochenhauer stellt V. fest, daß die Gesamtsumme der von ihnen aufgenommenen Kapitalien höher ist als die von ihnen vergebenen Kredite. Aber auch hier lassen sich bei Einteilung in kleine Zeiteinheiten Veränderungen beobachten. Zwischen 1370 und 1377 (also nach dem Stralsunder Frieden und vor Festsetzung hansischer Kaufleute in Brügge) nehmen sie relativ viel Geld auf (2714 M. lüb.) und verleihen vergleichsweise wenig (841 M. lüb.). Zwischen 1378 und 1396 kehrt sich das Verhältnis um. Für 2611 M. lüb. vergeben sie Kredite und nehmen nur 801 M. lüb. Kapital auf. Zwischen 1396 und 1408 zeigt sich eine Angleichung von Kreditaufnahme (1156 M. lüb.) und -vergabe (1775 M. lüb.). In den Jahren 1377/80 nimmt die Zahl der Hausverkäufe zu. Das ist ein Indiz für das Nachlassen der Prosperität. Die Verschlechterung der finanziellen und wirtschaftlichen Situation der Knochenhauer stellt V. in den Kontext der von der Hanse verhängten Handelsblockaden gegen Flandern, England und Novgorod. Das Steueraufkommen des Jahre 1376, das das Knochenhaueramt als eines der reichsten Ämter ausweist, wie die Zahl der zugelassenen Meister, den Bürgerstatus und die Beteiligung an der städtischen Kavallerie deutet V. wie von Brandt als Indizien für das gesellschaftliche Ansehen der Amtsmitglieder. „Standesbewußt" und

jedenfalls standesgemäß wurde geheiratet, wurden soziale Kontakte gepflegt, d.h. innerhalb des Mitgliederkreises des Amtes und innerhalb dieses entsprechend der Zugehörigkeit zu einer Vermögensschicht. Soziale Kontakte zur gesellschaftlichen und politischen „Spitze" lassen sich zunächst nicht feststellen, aber doch bei den wohlhabendsten Knochenhauerfamilien zum Kaufmannsstand. Hier wird wiederum ersichtlich, daß bei Erwerb eines gewissen Vermögens die Standesgrenzen durchaus offen sein konnten – und das zu einer Zeit, als sich eine gesellschaftliche Abschließung der sozialen Gruppen gegeneinander (Gründung der Fahrergesellschaften und der Zirkelkompanie) anzubahnen schien. Leider verfolgt der Verf. diesen Aspekt nicht weiter. Zum Schluß nun geht der Autor der Frage nach, warum sich besonders die Knochenhauer an der Verschwörung 1384 beteiligten. Zum Kreis der Verschwörer gehörten hauptsächlich die der „Mittelschicht" des Amtes zuzurechnenden Knochenhauer. Sie waren spätestens seit 1376 in finanziellen Schwierigkeiten und konnten ihrem Schuldendienst nicht mehr nachkommen. Da jedoch nicht alle Verschwörer finanzielle Probleme hatten und die weiteren von A. von Brandt herausgearbeiteten Gründe V. nicht als Erklärung für die Bereitschaft zum Mord an den Ratsherren ausreichen, sucht er nach anderen Ursachen und Motiven. V. ist der Ansicht, der „Fleischverkauf" sei eine „Handelstätigkeit". Daher seien die Knochenhauer „eher mit den Lübecker Kleinhändlern und Krämern [...] vergleichbar [...] als mit den produzierenden Ämtern" (191). Die Zunahme des Wohlstandes bis in die erste Hälfte der 1370er Jahre und die finanziellen Schwierigkeiten seit der zweiten Hälfte der 1370er Jahre seien nicht durch ihre eigentliche Tätigkeit (Anstieg oder Rückgang des Fleischverkaufs) zu erklären, sondern die Ursache sei vielmehr „im Handel zu suchen". „Daß sich viele [?] der Knochenhauer, die 1384 an der Verschwörung teilnahmen, im Handel engagierten", lasse sich anhand der – wohlgemerkt vereinzelten – Einträge in den Pfundzollbüchern von 1368/69 sowie durch die Kreditaufnahmen zwischen 1370/80 nachweisen (103). V. vermutet daher, daß den Handwerkern die Teilnahme am Fernhandel versagt worden sei. Hierin sei die Ursache für den wirtschaftlichen Abstieg der Knochenhauer zu sehen. Wirtschaftspolitische Gründe seien daher „in erster Linie" das Motiv für die geplante Verschwörung (104). Hier mißdeutet und übersieht V. zweierlei. Aufgabe der Knochenhauer war in erster Line, das beim Bauern oder auf den Viehmärkten eingekaufte Vieh zu schlachten und das zerlegte Fleisch am Schrangen zum Verkauf anzubieten. Hierbei handelt es sich um einfache Kauf- und Verkaufsgeschäfte, nicht um die gewerbsmäßige Vermittlung zum Austausch von Gütern. Eine tatsächlich viehhändlerische Tätigkeit kann V. nicht nachweisen, nur vermuten (86). Die gelegentliche Teilnahme der Knochenhauer am Fernhandel – für die V. Belege vor und nach der Verschwörung anführt (88) – mag durchaus zur Mehrung des Wohlstandes beigetragen haben. Möglich ist auch, daß die Knochenhauer zur Zeit der Handelskrise am Fernhandel nicht mehr teilnahmen. Doch sollte tatsächlich durch den Ausfall eines gelegentlichen Nebenerwerbs die Existenzgrundlage bedroht worden sein und zwar so, daß die bereits vor den von V. genannten Handelskrisen verschuldeten Knochenhauer ihren Schuldendienst einstellten? Und wenn der Fernhandel in Folge der Handelsblockaden zurückging und die Kaufleute große Einbußen erlitten, wieso ist es dann so sicher, daß der Konsum eines Luxusproduktes wie Fleisch nicht eingeschränkt worden sein soll? Wieso ist hier ein Rückkoppelungseffekt auszuschließen? Auch die Kreditaufnahmen in den 1370er Jahren sprechen nicht für ein

verstärktes Engagement im Handel. Sie erfolgten – wie V. ausführt – vor allem saisonal, nämlich im Frühjahr und Herbst, wenn die Viehmärkte abgehalten wurden (80, 83). Ein Teil der Knochenhauer verfügte also keineswegs über überschüssiges Kapital, sondern war zur Überbrückung der Geldknappheit auf Kredit angewiesen. Die verschuldeten Knochenhauer, nicht mehr im Besitz eines beleihbaren Hauses, waren nicht mehr kreditfähig. Ist nicht die Halbierung der Amtsstellen 1385 eine Konsequenz aus der Tatsache, daß hundert konkurrierende Knochenhauer ihr Auskommen nicht mehr hatten finden können? Deuten die ausgeglichenere Eigentumsverteilung und der Rückgang der Kreditaufnahmen nach 1385 nicht darauf hin, daß die Nahrungsgleichheit wieder gewährleistet sein sollte? Die Mißverständnisse sind angesichts der so sorgfältig vorgetragenen Untersuchungsergebnisse bedauerlich. – Den weiteren Bänden dieser Folge wünscht man eine gründlichere (nicht durch den „betriebsblinden" Autor versehene)Schlußredaktion. Über vier Spalten stimmen Fußnotenzählung und -apparat nicht überein (69f.), an zwei Stellen fällt der Text beim Seitenumbruch aus (91, Fn. 14; 103 f.) und wurden Formulierungen, wie z.B. „erben [sie] von ihrem toten Vater" (22), „Zeugen [...] sind die [...] Totentänze" (60) oder „Eigentümer keines Hauses" (Tab. S. 71), nicht redigiert.

München Meyer-Stoll

Manfred Eickhölter/Rolf Hammel-Kiesow (Hrsg.), Ausstattungen Lübecker Wohnhäuser. Raumnutzung, Malerei und Bücher im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, (Häuser und Höfe in Lübeck, Bd. 4). Neumünster: Wachholtz 1993, 544 S., 152 Farbabb. auf 32 Taf. und mehr als 300 Schwarzweiß-Abb. – Gerade zum rechten Zeitpunkt, zur 850-Jahrfeier der Hansestadt Lübeck, erschien der neue eindrucksvolle Band der Reihe „Häuser und Höfe", der die Ausstattungen alter Lübecker Bürgerhäuser vom 13. bis zum 18. Jahrhundert behandelt. Wie vielleicht in nur ganz wenigen Städten Deutschlands haben sich in Lübeck zahlreiche Fragmente von Decken- und Wandmalereien über die Jahrhunderte bis heute erhalten. Aus dem großen historischen Baubestand – Lübeck hat etwa 2300 historische Häuser – konnten die Bearbeiter dieser Publikation, *Thomas Brockow, Manfred Eickhölter* und *Rolf Gramatzki*, mit Hilfe der Volkswagenstiftung nun den ersten Schritt tun und etwa 500 Objekte aus 165 Häusern in ihren Katalog Lübecker Wand- und Deckenmalereien des 13. bis 18. Jahrhunderts (357–529) aufnehmen. Nach Straßen und Hausnummern geordnet, enthält er ein akribisch erarbeitetes Inventar mit umfangreichem Text- und Bildmaterial, das durch seinen dokumentarischen Wert Maßstäbe für die weitere systematische Erfassung der historischen Ausstattungen setzt. Zusätzlich zum Katalog bietet der Band ein facettenreiches Spektrum historischer, kunst- und literaturwissenschaftlicher Abhandlungen, die den interessantesten Objekten gelten oder allgemeines Hintergrundwissen bieten. – Decken- und Wandmalereien sind häufig Quelle für die Kulturgeschichte einer Stadt, speziell aber geben sie – so das Vorwort – Aufschlüsse für die Rezeptions- und Mentalitätsgeschichte, gerade auf die beiden letzteren Punkte wird in diesem Buch besonderes Schwergewicht gelegt. Der Aufsatzteil beginnt mit einer Einführung in die allgemeine Struktur der Häuser mit ihrer Organisation der einzelnen Räume, in denen sich unter anderem auch die Wand- und Deckenmalereien befinden können. So behandelt die Französin *Marie-Louise Pelus-Kaplan*, die sonst

eher durch ihre wirtschaftshistorischen Studien über Lübeck bekannt ist, Raumgefüge und Raumnutzung in Lübecker Häusern nach den Inventaren des 16., 17. und 18. Jahrhunderts (11–39). Gestützt auf die Untersuchung von fast achtzig Inventaren legt sie die Grundlage für das Verständnis und die spezielle Funktion der einzelnen Räume, die im Laufe der Jahrhunderte durchaus einem Wandel unterworfen sind, und nimmt darüber hinaus die soziale Schicht der Besitzer in den Blick. – In dem folgenden kunsthistorischen Beitrag untersucht *Thomas Brockow* am Beispiel von mehr als dreißig Bürgerhäusern die mittelalterliche Wand- und Deckenmalerei in Lübecker Bürgerhäusern (41–152), die in der Forschung bisher nur sporadisch beachtet worden war. Er beschränkt sich dabei nicht auf die spektakulären Ausmalungen, sondern setzt sich systematisch mit der ganzen Breite ihrer Erscheinungsformen auseinander, angefangen von der einfachen Fugenmalerei über die ornamentale Ausstattung bis hin zu den Themen der figürlichen Bildprogramme. B. entschlüsselt die Ikonographie der Gemälde und schließt sie stilistisch den bekannten Wandmalreien der Lübecker oder norddeutscher Sakralbauten an. Innerhalb der Bürgerhäuser wird die Malerei in ihrer Lage sowie in der Funktion der ausgemalten Räume genau bestimmt und in ihrer Technik beschrieben, darüber hinaus beschäftigt sich der Verfasser in einem übergreifenden Absatz mit dem Amt der Lübecker Maler allgemein und versucht, aus der Reihe der Hausbesitzer und den gewählten Motiven Erkenntnisse über die vermutlichen Auftraggeber und Wechselwirkungen zwischen ihrer sozialen Stellung in der Stadt und der Malerei ihrer Häuser zu gewinnen. Es bleibe dahingestellt, ob die Vorliebe für religiöse Themen der Wandgemälde „einer speziellen Kaufmannsmentalität" entspringt und auf dem „ständigen Konflikt" des Kaufmanns „zwischen dem Streben nach Reichtum und Erfolg einerseits und schlechtem Gewissen wegen der Unmoral seines Tuns andererseits" beruht (84) – m.E. spiegelt die Wahl der religiösen Motive (biblische Szenen aus der Schöpfungsgeschichte und dem Leben Jesu, Darstellungen Marias, der Propheten des Alten Testaments und der Heiligen sowie des Weltgerichts) eher die Pflege christlicher Bildtraditionen, wie sie für Lübeck sogar bis ins 19. Jahrhundert belegt ist. *Rolf Gramatzki* führt die kunsthistorische Erörterung der Wand- und Deckenmalerei mit seinem Beitrag „Dornse, Diele und Paradiesgärtlein. Malereien in bürgerlichen Wohnhäusern des 16. bis 18. Jahrhunderts" weiter (153–268). Er stellt bei seiner ausführlichen ikonographischen Entschlüsselung der vorhandenen Motive einerseits eine Kontinuität der überkommenen Bildthemen fest, sieht aber auf der anderen Seite auch Auswirkungen der verschiedenen geistigen und gesellschaftlichen Strömungen auf die Ausmalungen der Bürgerhäuser, wie sie durch die devotio moderna und die verschiedenen Phasen der Reformation gegeben sind. Wie B. bezieht G. die Frage nach der wirtschaftlichen und sozialen Stellung des Auftraggebers mit ein und kommt zu dem Schluß, daß sie die Themenwahl der ikonographisch vergleichsweise konventionellen Malerei wenig beeinflussen. Bis weit ins 17. Jahrhundert behandeln die thematisch gestalteten Bildmotive vorwiegend Ethica; sie zeigen den Menschen im Spannungsfeld zwischen Sünde und Tugend. Als Grundmotiv nahezu aller Darstellungen – seien es Figuren oder Ranken, sakrale oder profane Motive – sieht G. die Abbildung des Gartens Eden, da sich die Menschen in stetiger Erwartung der Endzeit die Wunschvorstellung des zukünftigen Paradieses gleichsam ins Haus holten. Ein hübscher Gedanke. – Nach dieser grundlegenden kunst- und kulturhistorischen Präsentation der Malereien in Lübecker Bürgerhäusern greifen die Autoren im

folgenden besonders lohnende Einzelthemen auf. So bearbeitet der Freiburger Germanist *Bernd Schirok* in seinem vorbildlichen Beitrag „Die Wandmalereien in der ehemaligen Johannisstraße 18 und in der Fischergrube 20" den Parzival-Zyklus und Darstellungen des Verlorenen Sohnes (269–298). Für das 1928 abgerissene Haus Johannisstraße Nr. 18 rekonstruiert S. anhand des überlieferten Hausgrundrisses den Zyklus und ordnet ihn nach einem ausführlichen Vergleich dem Parzivalepos Wolframs von Eschenbach und nicht dem „Perceval" Chrestiens de Troyes zu. In der Entstehungszeit der Malerei (Mitte des 14. Jahrhunderts) gehörte das Haus der Familie Plescow, Kaufleuten aus den vornehmsten und einflußreichsten Kreisen der Stadt. Sie dokumentieren durch diese Ausstattung ihrer Räume Weltoffenheit und eine hervorragende Bildung, die der des Adels gleich ist. Und so läßt sich der ausführliche Parzivalzyklus den bekannten Darstellungen mittelalterlicher Ritterepen der Tiroler Burgen Rodenegg und Runkelstein sowie dem Teppich von Wienhausen gleichrangig an die Seite stellen. – Die Wandbilder aus der Fischergrube gehörten offensichtlich zu einem wohl ehemals ausführlicheren Zyklus vom Verlorenen Sohn. S. weist die Lübecker Malerei als das „älteste deutsche Zeugnis und die einzige erhaltene Wandmalerei zu diesem Thema" (296) aus. *Hubertus Menke* greift mit seinem Aufsatz „Ghemaket umme der eyntvoldighen vnde simpel Mynschen willen. Zur Lübecker Druckliteratur in der frühen Neuzeit" (299–316) über spezielle Einzelbeispiele hinaus und beschäftigt sich mit der Rolle der in Lübeck gedruckten volkssprachlichen Literatur. Zwei Karten veranschaulichen die Wohnorte Lübecker Drucker innerhalb der Hansestadt sowie ihren zeitweiligen Druck- und Aufenthalt in anderen Orten Deutschlands und des Ostseeraums. M. stellt vor allem den lehrhaften, praxisnahen Charakter dieser Gebrauchs- und Erbauungsliteratur heraus, deren Verfasser er in erster Linie im Umkreis der Bettelorden, der Laienbruderschaften und einzelner Druckerpersönlichkeiten sucht. Im letzten Beitrag des Buches vor dem Katalog unternimmt *Manfred Eickhölter* mit seinem Beitrag „Reformatorische Lektüre in Lübecker Bürgerhäusern um 1530" (317–356) den Versuch, ein bestimmtes Wandbild als Ausdruck einer aktuellen religiösen und gesellschaftspolitischen Strömung in Lübeck zu deuten. Das Gemälde aus dem Schlafraum des 1928 abgerissenen Hauses Sandstraße 24 zeigt im Bildzentrum die Kreuzigung, links davon die Taufe Christi und rechts das Fragment eines knienden Mannes; dahinter im Mittelgrund die Verehrung der Ehernen Schlange. Ein zweizeiliges Textband zitiert zwei niederdeutsche Verse aus dem Johannesevangelium, die das alttestamentarische Schlangenwunder typologisch auf den Erlösungstod Christi beziehen. Weil Wylm Brasser, der zur Zeit der wahrscheinlichen Entstehungszeit des Wandgemäldes der Besitzer des Hauses gewesen ist, Verbindungen zum Kreis der Lübecker Reformatoren hatte und selbst einer religiösen Gruppe angehörte, erkennt E. in der Malerei einen Spiegel der gesellschaftspolitischen Einstellung des Auftraggebers und sieht darin ein „Erinnerungsbild", das seiner Meinung nach im Gedenken an den Tag des Durchbruchs der Reformation in Lübeck (10. Juni 1530) gemalt worden sein muß (332), darüber hinaus erwägt er sogar Auswirkungen dieses Bildes auf den ebenfalls reformatorisch engagierten Freundeskreis des Hauseigentümers. – Diese weitreichende These begründet E. damit, daß er in der Bildkomposition, der Zusammenstellung der Motive und in der Auswahl des Bibeltextes protestantische Einflüsse erkennt und in der Schriftzeile sogar eine ironische Textkritik an einer bestimmten traditionell geprägten Bibelausgabe (!) vermutet. Darüber hin-

aus stellt er zur Diskussion, ob nicht jedes der dargestellten christlichen Motive jener Wandmalerei in Bezug zu einem aktuellen Ereignis in Lübeck zu setzen ist. – Es stellt sich hierbei die Frage, ob diese Art der Ausdeutung des eigentlich traditionellen Bildprogramms auf eine speziell protestantische lokale Situation nicht allzu weit greift. Sicher hat auch die „protestantische Kunst" Gegenüberstellungen wie Taufe und Erlösungstod Christi und die Eherne Schlange als Präfiguration des Gekreuzigten verwendet und das Johanneswort gern gebraucht, Bild und Text sind aber in der katholischen Theologie und sakralen Kunst seit den Anfängen in der frühen christlichen Kirche bis weit über das Mittelalter hinaus ungebrochen tradiert. – E.s rezeptions- und mentalitätsgeschichtlich orientierte empirische Studie stellt aber durchaus einen interessanten Versuch dar, die zahlreichen objektiven historischen Daten, die das Herzstück des Bandes, der Katalog der Häuser, detailliert und systematisch dokumentiert, exemplarisch im Hinblick auf mögliche soziale und ideologische Bezüge auszuwerten. – Insgesamt läßt sich sagen, daß dieser Band ein durchaus gelungenes Beispiel sowohl für die Dokumentation historischer Wohnhäuser als auch für ihre grundlegende Einordnung in einen kulturgeschichtlichen Hintergrund darstellt. Das Buch schärft den Blick für die Malereien in zahlreichen alten Bürgerhäusern Lübecks und gemahnt an die Verantwortung, diesen wohl einmaligen Schatz zu wahren. Vogeler

Dietrich W. Poeck, Rat und Memoria, in: Memoria in der Gesellschaft des Mittelalters, Hrsg. v. Dieter Geuenich und Otto Gerhard Oexle. Göttingen 1994. S. 286–335. – In diesem materialreichen und schlüssig gearbeiteten Aufsatz stellt P. die vielgestaltige Memorialüberlieferung insbesondere am Beispiel Lübeck dar. Er führt dabei über die bisher wohlbekannten familiengebundenen „Legitimationsstrategien" (287) hinaus, da er derartige Zielvorstellungen nun auch für den Rat insgesamt feststellen kann. Nekrologien, Testamente usw. sind seine Quellen, die er in hansestädtisch-vergleichender Sicht prüft. Für Lübeck unterzieht er insbesondere die älteren Ratslisten des 14. und 16. Jh.s einer strengen Prüfung und kann herausarbeiten, daß sie als „Totenannalen des Lübecker Rates" (311) gedient haben, und dies wahrscheinlich schon seit Beginn der Ratsverfassung, spätestens seit den 1280er Jahren. Seit 1340/50 erhielten die Listen dann auch durchgängig genaue Todesdaten. P. betrachtet auch das Umfeld, d.h. die Person des Stadtschreibers, der die Listen anfertigte – für das 13. Jh. Johann Dannenberg, – und stellt damit auch die Verbindung zur Geistlichkeit her, da dieser Stadtschreiber vom Rat mit einem Vikariat in der Marienkirche betraut gewesen ist. Es ist selbstverständlich, daß sich P. auch der Verwandtschaft, oder besser: der Nähe, der Nekrologien zu den als Totenannalen genutzten Ratslisten widmet. Dabei stellt er fest, daß die Ratsmemorie sowohl in Führung der Totenannalen als auch in Form „summarischen Gedenkens" (320) stattfinden kann. Ableiten läßt sich davon auch die ganz konkrete Form der Memorie des Rates in Stiftung von Vikarien, Altären und Kapellen, wofür zahlreiche Beispiele aus dem Hanseraum aufgezählt werden. Schließlich ordnet P. seine Erkenntnisse in die gesamtlübeckische Geschichte – gegen Ende des 14. Jh.s durch den Knochenhaueraufstand gekennzeichnet – ein und glaubt, schließen zu können, daß nicht nur die Detmar-Chronik, sondern auch die Form des Totengedenkens für den Rat ein Zeichen „gestärkten Selbstbewußtseins und unüber-

sehbarer Repräsentation" dieses Gremiums (327) darstellt, eben als Legitimationsstrategie zu werten ist. Graßmann

Eckehard Simon, Die Lübecker Fastnachtsspiele (1430–1523), in: Jeux de Carnaval (Fastnachtspiele). Actes du colloque du centre des études mediévales de l'université de Picardie Jules Verne 14 et 15 Janvier 1994. (= Wodan. Greifswalder Beiträge zum Mittelalter. Etudes mediévales de Greifswald. Ed. par Danielle Buschinger et Wolfgang Spiewok. Vol. 40, Serie 3: Tagungsbände Sammelschriften. Actes de colloques et ouvrages collectifs Vol. 23) Greifswald 1994, S. 153–163. – Durch gründliches erneutes Überprüfen der seit 1987/90 ins Archiv der Hansestadt Lübeck zurückgekehrten Quellen zur Lübecker Zirkelgesellschaft kann S. der Erforschung der Lübecker Fastnachtsspiele neue und anregende Impulse verleihen. Der hier abgedruckte Vortrag macht dies in souveräner Weise deutlich. Daß „die Prominenz des Haupts der Hanse" es sich zur "Pflicht" gemacht habe, „ihre Kommune fast 100 Jahre lang mit den Fastnachtsspielen zu unterhalten und zu belehren" (161), wie es sonst in keiner anderen Hansestadt üblich war, wird hier im einzelnen gezeigt, – was Umstände, Zeitpunkt und Inhalt der Spiele betrifft. Sie beruhten auf flandrischem Vorbild; aber der Inhalt der Spiele (Moralitäten, allegorische Lehrstücke, gesellschaftliche und politische Themen) unterschied die travestädtischen Spiele von anderen. Von fast 80 Fastnachtsspielen zwischen 1430 und 1515 ist die Rede, und S. wundert sich wohl nicht als einziger über die „beträchtliche Belesenheit" (156) der Zirkelbrüder, die als Dichter und Darsteller die Aufführungen zu tragen hatten. Auch wenn es sich um die „für Fastnachtsspiele charakteristischen Kleintexte" (159) gehandelt hat, mußten diese doch immerhin eingeübt werden. Die für Laientheater typischen stummen Mitspieler werden ebenso erwähnt, wie die Beteiligung von Lübecker Chorknaben aus den Kirchen. Fazit: Ein interessanter und wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte des Lübecker Kaufmanns, dessen Gestalt allein durch wirtschaftsgeschichtliche Aspekte nicht völlig gefaßt werden könnte. Graßmann

Pierre Jeannin, Luder Ottersen, Facteur de Christian IV. à Lübeck, in: A Special Brew... Essays in Honour of Christof Glamann. Ed. by Thomas Riis. Odense 1993, S. 355–376. – Aufgrund vor allem von im Archiv der Hansestadt Lübeck befindlichen Reichskammergerichtsakten läßt J. hier das Bild eines reüssierenden Lübecker Kaufmanns gegen Ende des 16. Jhs. erstehen. Ottersen, wahrscheinlich aus Malmö gebürtig, nutzt seinen Status als Faktor des dänischen Königs, um seine Beziehungen nach Island und England auszudehnen und sodann seine Kontakte nach Spanien zu knüpfen. Sogar im Rußlandhandel lassen sich trotz dürftiger Quellen die Spuren seines Handels (Verbindung zu den Brüdern Wilhelm und Johann von Gohren) verfolgen. Es wird sowohl dieses Beispiel eines erfolgreichen Kaufmanns faßbar, der übrigens nicht Lübecker Ratmann wurde, jedoch in die Oberschicht einheiratete, sondern es gelingt dem seine Darstellung geschickt entwickelnden Verfasser überdies, die Geschäfte Luder Ottersens als Mikrokosmos darzustellen, an dem sich der Makrokosmos der lübeckisch-dänischen Beziehungen ablesen läßt. Mag schon kaufmännisches Kalkül O.s bei der Verheiratung seiner Tochter mit dem Kanzler des Herzogs von Holstein, Nikolaus Junge, mitgespielt haben, so ist Berechnung ganz gewiß nicht bei

seiner wichtigen Rolle als Geldgeber auf den Kieler Umschlag zu verkennen. Ist schon für den lübeckischen Handel gegen Ende des 16. Jhs. die Geschäftstätigkeit O.s bezeichnend (und könnte Anregungen geben für weitere Erschließung ähnlicher Kaufmannspersönlichkeiten), so verlangte – nach J. – auch die Stellung der Lübecker Kaufleute zumindest zu Anfang des 17. Jhs. als „Bankiers" auf dem Kieler Umschlag mehr Forschungsinteresse. Trotz des notwendig geringen Umfangs eines Aufsatzes gelingen J. einerseits Einsichten in die Methoden des Spanienhandels (Kaufleute zuerst als Befrachter, sodann ein Schiffsparteneigner), andererseits in die Handelsabwicklung (Dreiecksfahrten Lübeck–Norwegen–Lissabon oder Spanien). So erfolgt hier nicht nur eine Charakterisierung des Lübecker Kaufmanns vor und um 1600, – denn O. sprengt – nach J. – die Normen des Lübecker Handels nach Innovation und Dimension nicht –, sondern durch die überlegte und sorgfältige Einbettung der Darstellung in europäische Handelsgeschichte der Zeit wird hier gleichermaßen auch eine Einordnung der wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung Lübecks geliefert. Graßmann

Christoph Bergfeld, Handelsrechtliche Entscheidungen des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands in Lübeck, in: Modernisierung des Handelsrechts im 19. Jahrhundert (= Beihefte der Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht und Wirtschaftsrecht 66, 1993), S. 67–87. – Zu Anfang geht B. kurz auf die Gründung des Oberappellationsgerichts, seine Tätigkeit und seine Kompetenz ein, wobei er auch erwähnt, daß 1869, als Sachsen beim Bundesrat die Schaffung eines Bundesoberhandelsgerichts beantragte, Lübeck den Vorschlag gemacht habe, das – nach dem Ausscheiden Frankfurts 1866 – als Oberappellationsgericht der freien Hansestädte bezeichnete Gericht in ein solches Bundesgericht umzuwandeln. Allerdings wurde dieser Vorschlag von Hamburg und Bremen nicht unterstützt. Ausführlich geht B. sodann auf seine Quellen, d.h. die verschiedenen Urteilssammlungen, ein. Sie bieten das breite Spektrum der Urteile, sind aber nur, was die Rechtsprechung in Wechselsachen betraf (1856), und dann vor allem durch Abschriften von Entscheidungsgründen in Handelssachen 1821–36 zusammengefaßt, die Heinrich Thöl für sein Lehrbuch des Handelsrechts zusammenstellte. Ganz speziell behandelt B. sodann die Rechtsfragen im Kommissionsgeschäft (z.B. die Befolgung der Instruktionen des Kommittenten durch den Kommissionär, das Recht des Kommittenten auf Widerruf, die verdiente Provision, die Verpflichtung des Kommissionärs zur Rechnungslegung und die sog. Diligenzpflicht des Kommissionärs). Dieser Bereich wird ausführlich – auch durch Beispiele – dargelegt, und B. kommt zu dem Schluß, daß das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch Lübecker Entscheidungen nicht mehr möglich gemacht hätte, wogegen aber das Reichsoberhandelsgericht in zwei Urteilen (1871 und 1884) dann doch auf die Rechtsprechung des Lübecker Oberappellationsgerichts zurückkommt, – ein Indiz dafür, daß die in Lübeck einst übliche gemeinrechtliche Praxis im Handelsrecht auch ausländisches Recht und ausländische handelsrechtliche Literatur berücksichtigt hatte. B. spricht in diesem Zusammenhang von dem „oft gerühmten kosmopolitischen Charakter des Handelsrechts" (87), dem das Oberappellationsgericht Lübecks – ohnehin in seiner Rechtsprechung in Handelssachen vorbildlich – zum Fortleben verholfen habe. Graßmann

Doris Mührenberg, „Meiner geliebten Vaterstadt". 75 Jahre Possehl-Stiftung 1919–1994, Lübeck 1994, 143 Seiten. – 1962 hatte die Possehl-Stiftung auf der Grundlage der Aufzeichnungen von Rudolf Keibel die „Geschichte des Handelshauses Possehl 1847–1919" veröffentlicht. Nach drei Jahrzehnten erscheint nun in gleicher Ausstattung die naheliegende Ergänzung, nämlich ein Bericht über das Wirken der von Senator Possehl errichteten Stiftung, deren Wirksamkeit seiner „geliebten Vaterstadt" zugute kommen sollte. In lebhaft erzählender Sprache (und damit leistet sie wohl einen Tribut an heutiges Leseverhalten) berichtet die Autorin aus der Sicht der Stiftung über die Erfolge des einrucksvollen Mäzenatentums. Dabei bedient sie sich auch einer darstellerischen Verfremdung, nämlich eines fiktiven Spaziergangs mit Senator Possehl durch das Lübeck unserer Tage. Opulent bebildert, mit aufschlußreichen Einzelheiten über finanzielle Beiträge der Stiftung, die Organisation derselben und das Zusammenspiel von staatlichen, kirchlichen und gemeinnützigen Aktivitäten zum Wohle Lübecks, ist mit diesem Band ein wichtiger Beitrag zur neueren Geschichte der Hansestadt anzuzeigen. Dieses Lob soll mit einer Anregung verbunden werden. Hatte die Stiftung vor drei Jahrzehnten einen nüchternen, aber durchaus modern gestalteten Schutzumschlag für ihre Publikation gewählt, so wurde diesmal (übrigens ohne Angaben des Künstlers) das gravitätisch wirkende Ölbild Possehls in der historisierenden Ratstracht vom Vorabend des Ersten Weltkriegs gewählt. Theaterhaft, eher einem Falstaff als dem modernen Unternehmer vergleichbar, muß dem Leser die eigentliche Hauptfigur der Darstellung erscheinen. Und hier liegt das eigentliche Problem: Bis heute fehlt eine Biographie Possehls. Ahasver v. Brandt hat dies schon 1954 beklagt, und die jetzt vorgelegte Stiftungsgeschichte bietet leider auch nicht mehr als eine Zusammenfassung dessen, was vor einer Generation gedruckt worden ist. So ist – um ein wichtiges Desiderat zu nennen – der dunkle Punkt im Leben dieser wahrhaftigen Lichtgestalt hanseatischen Unternehmertums, nämlich der Hochverratsprozeß vor dem Reichsgericht 1915/16, bis heute nicht aufgearbeitet worden. Die Stiftung sollte es als ein nobile officium betrachten, zum 150. Geburtstag Possehls im Jahre 2000 eine fundierte Biographie ihres Stifters vorzulegen. Damit wären dann die beiden Veröffentlichungen über das Handelshaus und die Stiftung durch ein Lebensbild sinnvoll zu einer Trilogie vervollständigt.

Hamburg Ahrens

Hartwig Dräger (Hrsg.), Buddenbrooks. Dichtung und Wirklichkeit. Bilddokumente. Lübeck: Verlag Graphische Werkstätten 1993, 335 S., zahlr. Abb. – Anzuzeigen ist ein großformatiges, hervorragend ausgestattetes und reich illustriertes Buch, das dem schier unerschöpflichen Thema „Thomas Mann, die ‚Buddenbrooks' und Lübeck" gewidmet ist, neue Akzente setzt und das Spannungsfeld von „Dichtung und Wirklichkeit" mit neuen Materialien erhellt. Welche Personen, welche Örtlichkeiten dem Dichter vor Augen standen, wie er sie aufnahm, darstellte, was er veränderte und hinzufügte, belegen die beigegebenen Textauszüge, die, und darin liegt ein großer Wert des Bandes, zur Lektüre des Romans in besonderer Weise anzuregen vermögen. Abgebildet werden zunächst die in Lübeck zu Beginn dieses Jahrhunderts kursierenden „Entschlüsselungslisten" aus der Sammlung Stolterfoht der Stadtbibliothek und aus Privatbesitz, Zeugnisse zur Rezeption der „Buddenbrooks" an Trave und Wakenitz.

Ergänzt werden sie durch die von Karl Alfred Hall verfaßte Gegenüberstellung „Buddenbrooks und ihre Originale" sowie einschlägige Texte von Thomas Mann und Otto Anthes. Weitere aufschlußreiche Dokumente zur Rezeptionsgeschichte sind das Faksimile eines Artikels im „Lübecker Generalanzeiger" vom 4. Dezember 1904 über eine Lesung des Dichters in seiner Heimatstadt und ein Szenenfoto der Festspiele „Die Buddenbrooks" aus dem Jahre 1928. Abgedruckt wird auch die Ansprache Thomas Manns zur Verleihung der Ehrenbürgerwürde im Mai 1955. – Die Bilddokumentation, Hauptteil des Werkes, zeigt zunächst das alte Lübeck: Bauten, auch Innenansichten, Straßen und Plätze, dann die Häuser und Speicher der Familie Mann, Fotos zur Firma und zum geselligen Leben, danach Porträts der Familienmitglieder, von Lübecker Kaufleuten und Juristen, Ärzten, Künstlern, Lehrern und Pastoren. Diese Porträtgalerie – von Bürgermeistern bis zu Kornträgern – ist nicht nur eine für die Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte reizvolle Zusammenstellung, sondern auch eine wichtige Quelle zur Frühgeschichte der Fotografie. Fotos aus dem alten Travemünde beschließen den Bildteil. Der von *Klaus Jodeit* besorgte Anhang bietet mit seinen Anmerkungen genealogische und biographische Erläuterungen, verweist auf Quellen und Literatur. Ein von Paul Zeis erarbeiteter Stammtafelausschnitt erleichtert die Orientierung und Zuordnung. Der Freund Lübecks und der „Buddenbrooks" wird diesen Band als Bereicherung empfinden, als Ergänzung von Gustav Lindtkes „Die Stadt der Buddenbrooks" und Björn R. Kommers „Das Buddenbrookhaus" betrachten und schätzen, ihn immer wieder gern zur Hand nehmen.

Hamburg Kopitzsch

Peter Sahlmann, Die alte Reichs- und Hansestadt Lübeck, Veduten aus vier Jahrhunderten (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck; Reihe B; Band 23), Lübeck: Schmidt-Römhild 1993, 320 S. 104 Abb., 1 Falttaf. – Von der traditionsreichen Hansestadt Lübeck sind vergleichsweise viele gedruckte Stadtansichten vorhanden. Peter Sahlmann hat sie von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in einem anschaulich kommentierten und reich bebilderten Katalog zusammengestellt. Seine Publikation erfüllt ein Desiderat, denn bislang fehlte eine Sammlung, die neben der Beschreibung des Blattes etwas ausführlicher auf die Quelle, aus der die Ansicht stammt, ihre Abhängigkeit von Vorlagen, auf den Drucker und seine wirtschaftlichen Verhältnisse, sowie auf die spezielle Sichtweise der jeweiligen Zeit eingeht. Im einzelnen weit umfangreicher als die Aufstellung in den „Bau- und Kunstdenkmälern der freien und Hansestadt Lübeck" I,1 stellt S. die gedruckten Stadtansichten Lübecks zusammen. Dabei ist besonders lobend herauszuheben, daß der Verfasser sich nicht auf die umfangreichen Museumsbestände allein konzentrierte, sondern auch andere Bibliotheken, wie z.B. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg und die Bibliothek des British Museum in London konsultierte. Zu Recht spricht deshalb A. Graßmann im Vorwort von diesem Handbuch als „dem Sahlmann", denn es ist wahrlich ein kleines Standardwerk zu den Stadtprospekten Lübecks. – Die ersten gedruckten Ansichten der Hansestadt beginnen bereits fünfundzwanzig Jahre nach der Erfindung der beweglichen Lettern; es ist der früheste Lübecker Druck überhaupt. 1475 erschien bei Lukas Brandis das „Rudimentum Novitiorum", ein Lehrbuch für angehende Kleriker. In ihm wird der Bau der Lübecker

Stadtmauer gezeigt. Schemenhaft sind auf dem Holzschnitt die Marienkirche, das Rathaus, St. Petri und der Dom angedeutet, die sich auf engstem Raum innerhalb der Mauer zusammendrängen. Diese Art der Darstellung scheint für den frühen Buchdruck – im Gegensatz etwa zur Malerei – zeittypisch zu sein. Vgl. z.B. die Stadtsilhouette im Hintergrund des Totentanzes aus der Lübecker Marienkirche von Bernt Notke von 1463 oder die Stadtansicht auf dem Revaler Altar in Tallinn von Hermen Rode aus dem Jahre 1482. Auch andere Drucke aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zeigen abbreviaturhaft die charakteristischen Umrisse der Kirchen. Zum Ausgang dieses Jahrhunderts wird die Stadtansicht aber bereits differenzierter ausgestaltet. In der Schedelschen Weltchronik, 1493 bei dem damals wohl bedeutendsten Verleger, Anton Koberger, in Nürnberg gedruckt, findet sich eine eindrucksvolle Silhouette Lübecks. Die langgezogene, mauerbewehrte Stadt, die innerhalb der Weltchronik eine der wirklichkeitsgetreuesten Ansichten ist, läßt die charakteristischen Giebelhäuser, die Kirchen, die Klöster und die Tore mit ihren Annexbauten erkennen. Im Gegensatz zu den vielen Phantasiestädten innerhalb der Schedelschen Weltchronik geht die Vorlage auf eine mehr oder minder authentische Ansicht zurück, auch wenn die die Stadt umgebende Landschaft eine unmittelbare Lage an der (Steil-) Küste nahelegt. – Das 16. Jahrhundert ist wohl die Blütezeit des Stadtprospekts. Es entstehen hier bedeutende Holzschnitte, die die Vorstellung vom Bild der Stadt – z.T. sogar bis heute – prägen. Eines davon ist die Stadtsilhouette, die der Gelehrte Sebastian Münster in seiner „Cosmographia", einer Beschreibung der Länder und Städte des Erdkreises, entwirft. Für die anhaltende Beliebtheit dieses Werkes spricht die Tatsache, daß es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts 30mal aufgelegt wurde, in lateinischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache in Umlauf war und einzelne Stadtansichten von anderen vielfältig kopiert wurden. – Das interessanteste Stadtportrait des frühneuzeitlichen Lübeck ist der über 3 m lange, auf 24 Stöcken geschnittene detailgetreue Stadtprospekt von Elias Diebel. Der Formschneider ließ sich durch die große Kölner Veduta von Woensam anregen. Diebels „Lubeca Urbs Imperialis Civitatum", die das wichtigste Zeugnis der Topographie Lübecks in der Mitte des 16. Jahrhunderts ist, blieb lange Zeit unerreichtes Vorbild. Bis heute hat die Stadtansicht einen hohen Bekanntheitsgrad, denn 1855 ließ Johann Geffcken die zweite Auflage von 1574 auf sieben Blättern lithographieren, sie fand in dieser Form große Verbreitung und ist in etlichen Exemplaren auch heute in Lübeck zu finden. – Eine weitere bedeutende Stadtansicht jener Zeit ist der Kupferstich aus Georg Brauns und Franz Hogenbergs „Civitates Orbis Terrarum". Das Standardwerk der Topographie erschien in verschiedenen Ausgaben und wurde ebenfalls in mehrere Sprachen übersetzt. Für etwa zwei Jahrhunderte war dieser Stich die wichtigste Grundlage für die Ansichten Lübecks. – Im 17. Jahrhundert wurde er durch Matthäus Merians Kupferstich der Stadt Lübeck für das vielbändige „Theatrum Europaeum" überflügelt. Seine Stadtansicht ist auch nach heutigen ästhetischen Gesichtspunkten das künstlerischste aller Portraits der Hansestadt überhaupt. Entsprechend häufig wurde der Stich verwendet und schließlich, nach völliger Abnutzung der Platte, sogar noch einmal nachgeschnitten. In der Zeit des Barock ändert sich das Bild zusehends; es treten nun die imposanten Stadtbefestigungen und die Größe der Stadt repräsentativ in den Vordergrund. Effektvoll wird die Darstellung der Mauern nach vorn geklappt, und aus der Vogelperspektive bietet sich der ausgedehnte sternförmige Grundriß der Bastionen dar, die ein Meer von Häusern ein-

schließen; die Mauern scheinen an den Seiten ins Unendliche zu laufen. Ein Meister dieser Stadtansicht ist der Zeichner Friedrich Bernhard Werner, der, durch Deutschland reisend, Stichvorlagen von den berühmtesten Städten fertigte. Es ist die letzte große Gesamtansicht von Lübeck, denn es wandelt sich nun die Auffassung von der Darstellung der Stadtportraits. Zwar existiert die Silhouette auf Dokumenten, wie den Gesellen- oder Kundschaftsbriefen, noch weiter, das Interesse am Stadtprospekt in seiner Gesamtheit aber wandelt sich zugunsten einer individuellen Teilansicht der Stadt. Es werden einzelne Perspektiven ausgewählt und mit Naturidyllen oder kleinen Genreszenen bereichert. Die Stadtansicht wird der malerischen Komposition untergeordnet. Johann Marcus David schuf die meisten dieser zart aquarellierten Radierungen, die in ihrer subtilen Ausführung und Kolorierung nahezu den Charakter von Zeichnungen besitzen. Neben diesen stillen Bildern erfreut sich das etwas derbere farbstarke Guckkastenbild zunehmender Beliebtheit. – S. beendet mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert seinen Katalog, da die Stadtansicht im Verlauf des 19. Jahrhunderts sowohl durch technische Möglichkeiten – durch Stahlstich, Lithographie und Photographie – als auch durch die Darstellung einzelner Ausschnitte eine grundlegend andere Richtung einschlägt. – Die Publikation ist übersichtlich und klar gegliedert. S. zeichnet in seiner Einleitung die Entwicklung der Stadtansicht, ausgehend von den die Vorstellung der Stadt prägenden Druckwerken der Frühzeit bis zu individuellen Teilansichten des ausklingenden 18. Jahrhunderts. Diese Entwicklung läßt sich anhand des Katalogs sinnfällig in Text und Bild nachvollziehen. Zudem rundet der Verf. das Bild durch historische Aspekte ab und streut zur besseren Information in die Abschnitte über das 17. und das 18. Jahrhundert, dort wo die Verwendung der Vedute vielfältiger wird, einzelne kurze Kapitel zur Bildgattung, zur Funktion oder zum Künstler ein. Außerordentlich nützlich ist die chronologisch geordnete Übersicht über die Ansichten aus den verschiedenen Jahrhunderten, wobei die wichtigsten Stadtveduten, die auch für viele andere Vorbild wurden, durch Fettdruck herausgehoben sind. Neben den üblichen Angaben zu den einzelnen Druckblättern, wie Titel und Maße, sind die Quelle, aus der das jeweilige Blatt stammt, und die heutige Provenienz angegeben; bei manchen wichtigen Blättern werden auch die verschiedenen Auflagen, die Sprache des Textes und die Variationen des Bildmotivs genannt. Der Vorzug dieser Publikation liegt vor allem in der Sammlung des vorhandenen Materials, das zum einen für den Lübeck-Interessierten eine anschauliche Zusammenstellung ist und zum anderen auch für weitere Forschungen zur Städtegeschichte eine fundierte Grundlage schafft.

Vogeler

Dank dem Engagement der „Gemeinnützigen" und der Possehl-Stiftung scheint der Zweijahresrhythmus der Herausgabe finanziell abgesichert; so kann erneut angezeigt werden: *Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch, Jahrgang 1993/94, hrsg. von Rolf Saltzwedel, Lübeck: Hansisches Verlagskontor 1993, 283 S.* Wieder ist es gelungen, eine Fülle von Beiträgen zu vereinigen, die sich – reich illustriert und damit überaus anschaulich – zu einem Bild der Hansestadt in Vergangenheit und Gegenwart zusammenfügen. Wie schon in früheren Jahren, soll hier vor allem auf die Arbeiten mit historischem Bezug hingewiesen werden. Da ist zunächst der zeitenübergreifende Beitrag von *Antjekathrin Graßmann* „Vom Lübecker Bürger" zu nennen (7–21), der einem

Gang im Eiltempo durch die Geschichte der Hansestadt gleicht, indem er ein konstitutives Element der Stadtrepublik, nämlich das Recht auf politische Mitwirkung, wie es im Bürgerbrief seinen Ausdruck findet, durch die Jahrhunderte verfolgt. Gleich zwei Studien sind dem Geld- und Finanzwesen in der Vergangenheit gewidmet: *Dieter Dummler*, „Schilling oder Gulden. Lübecks Währungsprobleme in der Mitte des 14. Jahrhunderts" (235–246) und *Heinz Röhl*, „Die Schaumünzen mit religiösen Motiven in der Sammlung der Hansestadt Lübeck" (247–264); dieser Beitrag lehnt sich mit seinen präzisen Beschreibungen der Gepräge an den Katalog des Verfassers an. *Ursula Hannemann* führt mit ihrem Aufsatz über das „Visitationswesen in den Lübecker Apotheken" (265–279) sachkundig und knapp in jenen Bereich zwischen städtischem Handwerk und freiem Gewerbe, der aus naheliegendem Grund stets und überall die besondere Aufmerksamkeit staatlicher Beaufsichtigung gefunden hat. Schließlich ist noch auf den Festvortrag aus Anlaß der Einrichtung der Sparkasse zu Lübeck vor 175 Jahren hinzuweisen: *Dietrich v. Engelhardt*, „Sparkassengründung im Geist der Aufklärung" (222–234), der an diesem konkreten Beispiel die Entstehungszeit der „Gemeinnützigen" darstellt und das Gedankengut ihrer Mitglieder erläutert. Neben diesen historischen Beiträgen wird der Musikstadt Lübeck mit Berichten über das neue Brahms-Archiv und Kurzporträts aller Chefdirigenten des Orchesters Tribut gezollt, auch literarischen „Stadtheiligen", wie Christian Adolph Overbeck und – natürlich – Thomas Mann, wird das schon gewohnte „Brandopfer" gebracht. Wie immer regt der Sammelband zum Schmökern an, und das macht nicht zuletzt seinen Reiz seit vielen Jahrzehnten aus.

Hamburg Ahrens

Carl-Wilhelm Clasen, Peter Boy, Ein rheinischer Goldschmied und Emailmaler der Barockzeit und der Schatzfund von Perscheid. Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz Köln. Köln: CMZ-Verlag 1993, 262 S., 258 Schwarzweiß- und Farbabbildungen. – Wann immer man in Lübeck den Namen Boy nennen hört, bezieht man sich auf den Skulpteur der Figuren der „Puppenbrücke", die zwar in der Stadt sehr populär sind, deren Künstler aber nur ein recht mittelmäßiger Bildhauer war. Die Originale stehen übrigens im St. Annen-Museum, die Arbeiten auf der Brücke selbst sind Nachbildungen. Ihr Schöpfer war Dietrich Jürgen Boy, Namensvetter eines nun aber wirklich Großen in der Kunst des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts, dem aus Lübeck stammenden „Meister in Gold" und Emaille-Maler Peter Boy. Ihm hat C. eine so einfühlsame wie bestechende Monographie gewidmet, der die Auszeichnung, ein Standardwerk zu sein, schon jetzt sicher hat. Peter Boy wurde in Lübeck als Sohn eines Bootsmannes geboren und wohl am 8. Mai 1651 in St. Jacobi getauft. Wo er gelernt und wohin ihn seine Wanderschaft geführt hat, ist ungewiß. Wahrscheinlich war er in Frankreich. 1675 erwirbt Boy sich das Frankfurter Bürgerrecht, 1677 wird er dort Meister. Damit ist er in die Hochburg der damaligen Goldschmiedekunst gezogen, bevor dies Augsburg wurde. – Ab 1680 arbeitete Boy nun für den Erzbischof von Trier, Hugo von Orsbeck, liturgisches Gerät von höchstem Reichtum, Geschenke, kostbare Dinge des fürstlichen Alltags, darunter acht Prunkgefäße mit antiken Münzen. 463 Aurei hat Boy aus dem größten deutschen Münzfund benutzt, den 1693 in Perscheid gefundenen römischen Kaisermünzen. Betrachtet man Pracht, Reichtum

und künstlerische Ausführung, so wird Boys Stellung als einer der bedeutendsten Goldschmiede seiner Zeit verständlich und auch daß er bald für andere Auftraggeber tätig war: für Lothar Franz von Schönborn (für den er den prachtvollen „Tünkenbecher" arbeitet) und andere Fürstlichkeiten. 1711 stirbt Hugo von Orsbeck, und Boy wird 1712 zum „Kurfürstlich Pfälzischen Kabinettsemailleurmaler" ernannt. Der Kurfürst war kein geringerer als der prachtliebende Johann Wilhelm, dessen nicht minder prachtliebende Frau Anna Maria Luisa die letzte Medicierin war. Für sie hatte Boy bereits 1708 einen zauberhaften Blasebalg aus Gold und Schmelzarbeit gearbeitet. Aus dem Titel wird schon deutlich, daß Boy auch ein besonders begabter Emailmaler und Portraitist war. – C. unternimmt es, die weit verstreuten Werke zu katalogisieren, wissenschaftlich zu behandeln und in sehr guten Photos (auch Details) zu dokumentieren. Seine ruhige Argumentation besticht, seine Kennerschaft ist unbestritten. Ein umfangreicher Abdruck der Archivalien (auch über die verlorenen Stücke), eine Liste der verarbeiteten Aurei, der Literatur und ein Register vervollständigen die Arbeit. – So entsteht – und wenn man etwas kritisieren will, dann dies: daß die Sprache etwas trocken ist – das Bild eines herausragenden aus Lübeck stammenden Meisters. Als dieser am 20. März 1727 hochbetagt in Düsseldorf stirbt, ist die Welt um eine Begabung ärmer, die Lübeck ihr geschenkt hat und von der man in ihrer Heimatstadt kaum etwas weiß. C.'s Monographie, die in so vielem besticht, könnte daran etwas ändern.

Gerkens

Pietsch, Ulrich (Bearb.), Frühes Meißener Porzellan aus einer Privatsammlung. (Ausst.Kat.) Lübeck; Aachen 1993/94, 126 S. – Wenn P. einen Katalog zu einem keramischen Thema vorlegt, darf man einen hohen Maßstab anlegen – mit solchem Ansatz ging Rez. ans Werk und kann vorab bemerken, daß seine Erwartungen nicht enttäuscht worden sind. Meißener Porzellan, das scheint zunächst ein Bereich zu sein, über den ausreichendes wissenschaftliches Material vorliegt. Aber wenn dann wie in diesem Falle die Präsentation einer privaten Sammlung mit frühen Meißener Porzellanen zum Anlaß einer akribischen Untersuchung genommen wird, kommen durchaus neue Erkenntnisse dabei heraus. So kann man sagen, daß im Falle des Lübecker Kataloges anhand der 102 Exponate eine interessante und lesenswerte Abhandlung über die ersten 40 Jahre der frühesten Porzellanmanufaktur Europas und die in ihrem Zusammenhang tätigen Künstler, die Entwicklung von Form und Dekor das Ergebnis ist. – In seiner Einführung streift P. kurz die frühen Versuche zur Nachahmung des begehrten ostasiatischen Werkstoffs Porzellan, an denen in Sachsen u.a. Tschirnhaus beteiligt war. Mit der Ankunft Böttgers 1701 in Sachsen begannen, nachdem dieser sich als Goldmacher für August den Starken erfolglos gezeigt hatte, 1705 auf der Albrechtsburg in Meißen und später auch in Dresden Versuche mit keramischem Material, an denen Tschirnhaus und Pabst von Ohain mitwirkten. Erste Proben von rotem Steinzeug waren 1706 das Ergebnis, und 1708 konnte auch weißes Porzellan vorgestellt werden, dessen Qualität jedoch noch nicht den hohen Ansprüchen entsprach. Dennoch wurde im Jahre 1710 die „Königliche Porzellanmanufaktur" gegründet und auf der Albrechtsburg in Meißen angesiedelt. – Bemerkenswert ist der rasche Ausbau des Fabrikationsprogramms, der dazu führte, daß schon 1710 auf der Leipziger Ostermesse eine beträchtliche Auswahl an roten Steinzeugprodukten vorgestellt werden konn-

te. Neben Vorbildern ostasiatischer Keramik kamen dabei auch Entwürfe von Dresdner Kunsthandwerkern zur Verwendung; vor allem der Goldschmied Johann Jacob Irminger und der Bildhauer und Permoser-Schüler Johann Benjamin Thomae spielten hier führende Rollen. – Mit der Vervollkommnung der weißen Porzellanmasse bis 1713 begann die faszinierende Entwicklung der für Europa neuen Technologie für den Dekor. Die Freude der Zeit an der Farbe führte zu ersten, letztlich nicht befriedigenden Bemalungen in Lack- und Emailfarben, und dem Dresdner Goldschmied Georg Funcke gelangen Versuche mit Schmelzfarben. 1717 konnten August dem Starken Stücke mit der von ihm besonders geschätzten Blaumalerei vorgestellt werden. – Mit der Ankunft von Johann Gregorius Höroldt aus Wien 1720, der die dort von Conrad Hunger – übrigens einem, der aus Meißen „desertiert" war – entwickelten Schmelzfarben-Rezepturen mitbrachte, begann die Hochblüte der Meißener Manufaktur. Höroldt prägte durch seinen der Chinoiserie verpflichteten Stil auch die Arbeit der übrigen in der Manufaktur tätigen Maler, doch lassen sich einzelne Malerpersönlichkeiten durchaus in ihren Werken erkennen. Mit den "Kauffahrteiszenen", die Christian Friedrich Herold kreierte, begann die allmähliche Hinwendung des Dekors zur europäischen Motivik, die nach Augusts des Starken Tod 1730 beherrschend wurde. – Dem König verdankte die Manufaktur große Aufträge für Geschenke an befreundete Potentaten, aber auch für die Ausstattung des 1717 von der Krone erworbenen Japanischen (ehem. Niederländischen) Palais. – 1731 begann die Tätigkeit von Johann Joachim Kändler, eines Schülers von Thomae, in der Manufaktur, dem der Siegeszug des plastischen Dekors zu verdanken ist. Das seit 1737 für den sächsischen Minister Graf Brühl gearbeitete „Schwanenservice" war einer der formalen Höhepunkte in der Produktion der Manufaktur, dem sich eine Fülle an Groß- und Kleinplastik anschloß. Der gemalte Dekor in Höroldts Manier trat dadurch allmählich in den Hintergrund. – Ein kurzer Abschnitt ist den Hausmalern gewidmet, die in der Frühzeit für die Manufaktur eine gewisse Konkurrenz darstellten, jedoch in der Folge durch die hohe Qualität des malerischen Dekors in Meißen vom Markt verdrängt wurden. – Der Katalog bildet sämtliche Exponate ab, und hier müssen die Photographien von Helmut Jäger rühmend genannt werden. Vor einheitlichem, hervorragend ausgeleuchtetem Hintergrund entfalten die Objekte ein Höchstmaß an Eigenleben, fügen sich aber zugleich in ein gemeinsames ästhetisches Grundschema, das die Geschlossenheit von Sammlung und Veröffentlichung unterstreicht. P. widmet einem jeden der Sammlungsgegenstände aus dem Zeitraum von 1708 bis ca. 1750 eine sorgfältige Beschreibung, berichtet über die Provenienz z.T. nach zeitgenössischen Quellen und zieht kenntnisreich Vorbilder und Vergleichsbeispiele heran. – Das Literaturverzeichnis, umfangreiche Markentafeln und eine Liste von Museen mit Sammelbeständen Meißener Porzellane des 18. Jahrhunderts runden die Arbeit ab, die für den Porzellanliebhaber und -sammler ein in seiner Knappheit und Beschränkung auf einen relativ übersichtlichen Bestand informatives und in seiner Ausstattung besonders schönes Kompendium ist.

Göttingen Brinkmann

Seeliger, Stephan u. Norbert Suhr (Bearb.), Unter Glas und Rahmen. Druckgraphik der Romantik aus den Beständen des Landesmuseums Mainz und aus Privatbesitz. (Ausst.Kat.) Mainz; Nürnberg; Lübeck 1993/94. – Druckgraphik der Romantik – dem

halbwegs eingeweihten Leser schwant einiges, und beim ersten raschen Durchblättern des Kataloges sieht er sich in seinen Bedenken bestätigt: Spätestens bei der Betrachtung der Katalognummer 38 (Philipp Veit: Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an; gestochen von Gottfried Rist) denkt er an die Fülle kraftloser Gesangbuch- und Konfirmationsbildchen, die nach diesem Vorbild entstanden sind, und erinnert sich mit leisem Vergnügen der Charakterisierung der Materie durch einen Kollegen – „wie entrahmte Frischmilch"! – Aber dann beginnt er zu lesen, stößt alsbald auf *Norbert Suhrs* Aufsatz zum Thema und findet dort eine interessante Fülle an Material. Wandschmuck und Sammlerstücke waren die Blätter im 19. Jahrhundert und damit ein bedeutendes Medium zur Verbreitung der neuen künstlerischen Tendenzen der Romantiker, vor allem für die Nazarener, die an die deutsche – Dürer – und die italienische Tradition – Marcantonio Raimondi – anknüpften. Der von dorther entwickelte Anspruch an die „Wahrheit" der Linie und der Schraffur war ein wichtiger Bestandteil ihres formalen Programms. – Zunächst schufen sie die druckgraphischen Umsetzungen ihrer Arbeiten eigenhändig – und die Qualität dieser Blätter gegenüber denen, die von reinen Reproduktionsstechern geschaffen wurden, läßt sich eklatant selbst an den, im übrigen sehr guten, Abbildungen ablesen –, während sie in späteren Jahren, da etliche von ihnen einem Ruf an eine der Akademien gefolgt waren, Stecher nach ihren ganz speziellen Vorstellungen und Erfordernissen ausbildeten. Erkennbar ist bei der reproduktiven Umsetzung der romantischen Originalgraphik der zunehmende Zug zur Entmaterialisierung, zur Flächigkeit und zur Abstraktion, eine fatale Entwicklung, die auch den späten Arbeiten der alten Nazarener und ihrer Schüler anhängt. Von hier ist es bis zur Trivialisierung der Darstellung oft nur ein Schritt, und zu diesem trugen vor allem die christlichen Kunstvereine (u.a. seit 1841 der Düsseldorfer „Verein für die Verbreitung religiöser Bilder") bei; bis weit in unser Jahrhundert hinein ist die Schwemme relativ blutloser und unbedeutender, im besten Falle noch erbaulicher Andachts- und Gesangbuchbilder zu verfolgen, die dort ihren Ausgang nahm. – *Stephan Seeliger* umreißt in seinem Beitrag Leben und Wirken des Frankfurter Verlegers Friedrich Wenner (1772–1835), der bereits 1811 Peter Cornelius' von vornherein für die Vervielfältigung durch den Stecher gezeichnete „Faust"-Folge in seinen Verlag aufnahm. Anläßlich eines Romaufenthaltes 1814/15 fand Wenner Zugang zu den Deutschrömern und nutzte diese Kontakte für seine vielfältige Tätigkeit. Daneben betätigte er sich aber auch als Sammler romantischer Kunst; so war er beispielsweise der erste Besitzer der Münchner Fassung von Overbecks berühmtem Gemälde „Italia und Germania", dessen Popularität in seiner Zeit er durch öffentliche Ausstellungen bedeutend förderte. Der Katalogteil umfaßt 67 Nummern und ist in die Kapitel „Bildnisse", „Landschaften", „Bibelbilder und Bilderbibel" sowie „Bilder zu Dichtung und Geschichte" unterteilt. Jedes ausgestellte Blatt erfährt eine ausführliche Dokumentation, in der auch die Editionsgeschichte ihren angemessenen Platz findet. Technik und Entstehung der Blätter werden abgehandelt, und Vergleichsabbildungen erläutern zahlreiche formale Ableitungen der Autoren. – Die Bildnisse schließen in ihrer Reproduktion des Originals noch am deutlichsten an die hohe Qualität romantischer Zeichnungen an, doch zeigt sich auch hier eine gewisse Neigung zur Erstarrung und Vereinfachung. Ausnahmen bilden die eigenhändigen Arbeiten der „erfindenden Künstler", beispielhaft anzumerken für Ramboux' Doppelportrait der Brüder Eberhard (Kat.Nr. 10), aber auch für weitere Blätter. – An die Tradition des 18. Jahrhunderts schließen

häufig die Landschaftsdarstellungen an und bleiben dadurch mittelbar der Kunst des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden verbunden. „Neu" sind diese Arbeiten eher im Aufzeigen neuer Motive, wie etwa Richters „Malerische Ansichten aus den Umgebungen von Salzburg" (1830) oder Ernst Fries' Blätter vom Stift Neuburg (1829). Anhand dieser Beispiele wird der starke Bezug der Romantiker zur Landschaftskunst deutlich, die Ernsthaftigkeit ihrer Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, deren „Wahrheit" sie ihren programmatisch geprägten Inhalten dienstbar machten. – Die Verbreitung der christlichen Botschaft in Bildern bildete eines der wichtigsten Anliegen des Nazarenerkreises um Overbeck, und dieser Abschnitt des Kataloges ist folgerichtig der umfangreichste. Hier nun finden sich am ehesten jene Arbeiten, bei denen christliches Eiferertum die Stufe zur Verflachung überschreitet. Der Wille, Erbauung und Andacht zu vermitteln, führt häufig schon bei der Originalgraphik der Zeit zum vorherrschenden Eindruck von Lehrhaftigkeit und Sentimentalität – um so mehr dann in der Umsetzung durch den reproduzierenden, häufig vereinfachenden Stecher oder Lithographen. Die Autoren schaffen in ihren kommentierenden Texten eine erfreuliche Distanz zu Inhalt und Form des Dargestellten – auch die Anmerkungen sind da rühmlich zu nennen –, und der Leser kommt durchaus zu seinem Recht, hin und wieder zu schmunzeln (als Beispiel sei die Kat.Nr. 47 genannt), doch haben auch sie offenbar nicht in jedem Fall den Fußangeln der Materie entkommen können: Was am gereimten Segenswunsch für „uns und die frommen Nachkommen" ('nos cum prole pia benedicat virgo Maria') klerikal-kämpferisch sein soll, ist Rez. jedenfalls nicht klar geworden. – Der vierte und letzte Abschnitt schließlich verdeutlicht, daß neben „Heiligmäßigem" – hier sei Tiecks Dramatisierung der Genovefa-Legende ebenso angeführt wie die zeitgenössische Raffael-Rezeption – Aktuelles wie Goethes „Faust", Shakespeare und die wiederentdeckten Nibelungen, aber auch romantische Mittelaltervorstellungen bildwürdig werden. Ähnlich wie im Bereich der religiösen Kunst steht kraftvolles Anschließen an formale Vorstellungen der Hochrenaissance neben zimperlicher „Tümelei". Von solchen Tendenzen hebt sich Hoffs Lithographie nach Overbecks Gemälde „Italia und Germania" von 1830 vernehmlich ab. Hier dient die hochwertige lithographische Reproduktion als „Kunstvereinsblatt" und damit zur Verbreitung einer höchst aktuellen Kunstentwicklung – der schlüssigen und endgültigen Verbildlichung dessen, was die deutschrömische Kunst der Nazarener sich zur Aufgabe gemacht hatte. – Die von Seeliger bearbeiteten Biographien der Stecher, Lithographen und Verleger runden die Veröffentlichung ab, ebenso Literatur- und Abbildungsnachweis sowie das sorgsam erarbeitete Register, das dem späteren Benutzer äußerst nützlich sein dürfte. – Rez. stellt sich die Frage, ob er die Ausstellung unbedingt hätte sehen sollen, ist aber überzeugt, daß der sie begleitende Katalog für den an der Kunst der deutschen Romantik Interessierten nicht nur eine in ihrem Kenntnisreichtum nützliche, sondern auch eine interessante und vergnügliche Lektüre darstellt – und wie häufig ließe sich dies alles zusammen von einer kunstwissenschaftlichen Veröffentlichung sagen?

Göttingen Brinkmann

Gotthardt Kuehl 1850–1915. Hrsg. von Gerhard Gerkens und Horst Zimmermann. Ausstellungskatalog Lübeck/Dresden 1993. Leipzig: Seemann 1993. 244 S., zahlr. Abb.

– Gotthardt Kuehl, dem in Lübeck geborenen, in München, Paris und vor allem in Dresden tätigen Vertreter des Deutschen Impressionismus, ist eine Ausstellung in Lübeck und Dresden gewidmet, deren Konzeption bereits seit 1986 durch Gerhard Gerkens, Uta Neidhardt und Horst Zimmermann erarbeitt worden ist. Der begleitende Katalog ermöglicht mit seinen Aufsätzen und dem 709 Nummern umfassenden Werkverzeichnis, das *U. Neidhardt* nach den umfangreichen Vorarbeiten von Elmar Jansen zusammengestellt hat, zum ersten Mal nach der 1917 in Dresden gezeigten Gedächtnisausstellung einen umfassenden Überblick über Werk und Wirkung des Malers. – 1867 als Student an der Akademie Dresden angetreten, zog es Gotthardt Kuehl bald aus dem erstarrten akademischen Klima dort nach München, wo er 1870 Meisterschüler bei Wilhelm Diez wurde. Stärkste Einflüsse auf seine künstlerische Entwicklung bedeuteten die zehn Jahre in Paris 1879–1889, wo er mit der zu jener Zeit avantgardistischen Kunst konfrontiert wurde, sich aber zunächst einer eher konservativ geprägten Freilichtmalerei zuwandte. Nach seiner Beteiligung an der Vorbereitung der Pariser Weltausstellung 1889 – zusammen mit Liebermann und Uhde – kehrte er nach München zurück, wo er rasch beim Publikum wie bei den „fortschrittlichen" Kollegen eine geachtete Stellung sich zu schaffen wußte. Mit seiner Berufung an die Dresdner Akademie im Jahre 1895 begann für Gotthardt Kuehl eine Schaffensperiode, die ihm als Künstler, Lehrer und Organisator großen Erfolg brachte. In Dresden entwickelte er in seiner Malerei jenen farbintensiven, strahlenden „Impressionismus", der ihn als singuläre Erscheinung im Kunstleben um und nach 1900 auszeichnete; dabei mögen Klima und Atmosphäre der Elbresidenz das ihre getan haben. Große Bedeutung gewann Kuehl auch im Bereich der Reformbestrebungen an der Dresdner Akademie und für die Organisation von Kunstausstellungen. Sein organisatorisches Talent und seine künstlerische und menschliche Autorität waren dafür gleichermaßen die Voraussetzung. – Unter der Überschrift „Impressionist im ersten Boot" untersucht *Elmar Jansen,* seit 1954 mit dem Werk Kuehls durch gründliche Untersuchungen vertraut, die Wirkung des Künstlers in seiner Zeit und auf die Nachwelt. Im Rahmen einer knappen Skizze über den Impressionismus in Frankreich und Deutschland bestimmt er Kuehls Position in der künstlerischen Entwicklung seiner Zeit. Deutlich wird dabei die Entwicklung zum eher Dekorativen, die Kuehls Malerei bestimmte und die möglicherweise mit dazu geführt haben könnte, daß das Werk des Künstlers nach seinem Tod bald in Vergessenheit geriet. – Kuehls Erfolg und Anerkennung bei der Pariser Kunstwelt – „C'est un peintre français" – erörtert *Rachel Esner* in ihrem Beitrag. 1879 in Paris angekommen, war Kuehl bereits im folgenden Jahr im „Salon" vertreten und wurde von der Kritik erwähnt, 1884 erhielt er für sein im Salon ausgestelltes Bild „Waisenmädchen in Lübeck" eine „mention honorable" und schließlich 1888 die Medaille III. Klasse für die Arbeit „Der Kapellmeister". Für sein engagiertes Mitwirken bei der Vorbereitung der Weltausstellung erhielt er 1889 das Kreuz der Ehrenlegion, und sein im selben Jahr aus dem Salon angekauftes Bild war der erste staatliche Ankauf von einem deutschen Künstler in Frankreich seit 1871. Kuehl wurde von der Kunstkritik insgesamt sehr positiv bewertet; man rühmte die Einfachheit seiner Sujets und ihrer Ausführung und zog häufig niederländische Bilder des 17. Jahrhunderts zum Vergleich heran. – Dem „Vorbild Hollands" widmet *Gerhard Gerkens* den ersten seiner beiden Beiträge und arbeitet in diesem Rahmen das Vorbildhafte in der niederländischen Freilichtmalerei des 19. Jahrhunderts, aber auch bei einigen Mei-

stern des 17. Jahrhunderts (Nicolaes Maes, Jan Vermeer, Pieter de Hooch) heraus. Deutlich wird dabei der Verzicht des Künstlers auf den tiefen Symbolgehalt der früheren Malerei zugunsten einer eher äußerlichen Anverwandlung von Thema und Form im Sinne des Genrehaften, das die folkloristischen Elemente, das „typisch Holländische", z..B. Kostümelemente wie Hauben oder Holzschuhe, als Sinnbild für Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wertet. In seinen Interieurs ist die intensive Beschäftigung des Malers mit Arbeiten von Pieter de Hooch spürbar. Im folgenden geht G. dem Thema „Norddeutschland als Bildmotiv" nach, das in Kuehls Werk immer wieder aufgenommen wurde und für dessen Verbreitung der geborene Lübecker keine unerhebliche Rolle spielte. In diesem Rahmen bilden die Arbeiten aus Lübeck und Hamburg eine wichtige Werkgruppe, Norddeutsches findet sich aber auch in zahlreichen Alltagsdarstellungen des Künstlers. – „Bemerkungen zum Interieur Gotthardt Kuehls" von *Jens Christian Jensen* betreffen eines der Hauptthemen im Werk des Malers, mit dem er wohl seinen wichtigsten Beitrag zur Malerei des Deutschen Impressionismus geleistet hat. Vom allgemeinen Interesse in der Malerei Nordeuropas am Interieurbild im 19. Jahrhundert ausgehend, folgt J. dem Entwicklungsweg Kuehls von den frühen Interieurbildern aus dessen Münchner Zeit, die noch ganz der Salonmalerei der Zeit verhaftet sind, über die Arbeiten in Paris und wiederum München bis hin zu denen der Dresdner Zeit nach 1895, als die Konzentration auf Malerei und Farbe die Kompositionsvielfalt immer deutlicher zurücktreten ließ. – *Uta Neidhardt* schildert in ihrem Aufsatz „Gotthardt Kuehl in Dresden 1895–1915" die Jahre großer Wirkung als Kulturpolitiker, Künstler und Lehrer. Von Anfang an in Opposition zu den konservativen Kreisen am Hof und in der Bürokratie, gelang es Kuehl allmählich, seine Vorstellungen durchzusetzen, und der äußere Erfolg gab ihm recht. In späteren Jahren jedoch führten Kompromißbereitschaft auf der einen, Unbeweglichkeit auf der anderen Seite eher zu negativen Auswirkungen. Neben seinen zahlreichen Tätigkeiten sonstiger Art schuf Kuehl in den Jahren in Dresden ein reiches und hochrangiges künstlerisches Werk, in dessen Rahmen die etwa 150 Ansichten der Stadt Dresden einen wesentlichen Teil bilden. Weniger das Portrait der Stadt ist Ziel und Ergebnis als vielmehr die Erfassung und die Wiedergabe ihres spezifischen Fluidums. – *Dieter Hoffman* weist in seinen Ausführungen auf die Wirkung hin, die Kuehl unmittelbar über seine Schüler und mittelbar über sein künstlerisches Schaffen auf die Dresdner Kunst noch bis in die sechziger Jahre gehabt hat. *Heide Biedermann* hat sich des kaum bekannten und auch nur fragmentarisch erhaltenen zeichnerischen Werks von Gotthardt Kuehl angenommen und schlägt den Bogen von den frühen, noch ganz akademisch geprägten Dresdner Zeichnungen vom Ende der sechziger Jahre über die reiche Entfaltung von Technik und künstlerischen Mitteln in Paris bis hin zur zeichnerischen Tätigkeit nach 1895 in Dresden, die häufig Motive der Stadt verarbeitete. – Der Abbildungsteil mit guten Farbreproduktionen umfaßt z.T. ausführliche Erläuterungen zur jeweiligen Arbeit und läßt in der reichen Folge der Bilder Kuehls künstlerische Entwicklung gut erkennen. Der Ordnung halber sollte hier angemerkt werden, daß es sich bei der auf S. 114/115 abgebildeten Damenstiftskirche in München nicht – wie im Text bemerkt – um die Asamkirche St. Johann Nepomuk, sondern um die in den Jahren 1732–35 durch Joh. Bapt. Gunzerhainer erbaute ehemalige Salesianerinnenkirche St. Anna im Lehel handelt, für die Cosmas Damian Asam die Altäre ausgeführt hat. – Die von *Elmar Jansen* zusammengestellte Chronik zum Leben und Werk

Gotthardt Kuehls ist von wünschenswerter Detailfülle, weitere Abbildungen – nun in Schwarzweiß – dienen zur Illustration, auch über das Schicksal des künstlerischen Werks finden sich hier Angaben. Dem kurzen Abriß der Familiengeschichte des Malers folgen das Werkverzeichnis – ausgestellte Arbeiten sind in Fettdruck gekennzeichnet –, das Literaturverzeichnis und die Liste der Schüler Kuehls an der Dresdner Akademie. Ein Personenregister rundet den sorgfältig edierten und gestalteten Band ab, dem ein fester Einband die seinem Wert entsprechende äußere Erscheinung gibt.

Göttingen Brinkmann

Demokratische Geschichte – Jahrbuch zur Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein VIII. Kiel: Neuer Malik Verlag 1993. 413 S., zahlr. Abb. – Ziel der Hrsgg. ist, das Jahrbuch solle sich zum Organ einer „anderen Heimatgeschichte" entwickeln. Die Aufsätze sollen daher besonderen Ansprüchen an Lesbarkeit und Verständlichkeit genügen; eine reichhaltige Illustration ist eine weitere Konsequenz dieses Strebens. Entscheidend für die Aufnahme in das Jahrbuch ist u.a. die thematische Begrenzung auf Demokratie und Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein. Die sieben bisher erschienenen Bände enthalten nur drei Aufsätze mit speziellen Lübecker Themen: *Holger Boettcher*, Rechtsauskunft für Minderbemittelte; *Fritz Bringmann/Detlef Siegfried*, Die Bringmanns – Erinnerungen an eine Familie in der Lübecker Arbeiterbewegung; *Ingaburgh Klatt*, „... dahin wie ein Schatten". Aspekte jüdischen Lebens in Lübeck. In dem hier anzuzeigenden Band haben drei der zehn Beiträge einen Bezug auf Lübeck. Alle drei haben gemeinsam, daß sie Begleittexte zu unlängst in Lübeck gezeigten Ausstellungen sind. *Hanna-Maria Schuldt*, Wie kommt der Fisch in die Dose? Die industrielle Entwicklung Lübecks: Das Beispiel Fischindustrie (93–152), kommt – wie der Leser anhand der zahlreichen Abb. selbst nachvollziehen kann – zu der Antwort: nämlich durch Frauenhände. Die Verf. wertet nicht nur Akten des Archivs der Hansestadt Lübeck aus, sondern auch sonst nicht zugängliche Akten verschiedener Lübecker Firmen, insbes. der Firma Tiptop in Schlutup. Bevor der Leser zum eigentlichen Thema, der Fischverarbeitung (Rohware, Räuchern, Braten und Einlegen, Marinieren) (104–126) kommt, erfährt er etwas über den Standort, die Zulieferungsindustrie und den Ausbau der Infrastruktur, um sich dann im Abschnitt „Mensch und Arbeit" über die Arbeitsbedingungen in der Fischindustrie (Arbeitszeit, Entlohnung, Verträge usw.) zu informieren. – *Ingaburgh Klatt*, „Lösch mir die Augen aus ...". Leben und gewaltsames Sterben der vier Lübecker Geistlichen in der Zeit des Nationalsozialismus (205–280) dokumentiert hier die im Burgkloster gezeigte Ausstellung. – *Heidemarie Kugler-Weiemann/Hildegard Lüder*, Spuren der Geschwister Prenski (281–299) nahmen die Suche nach einem Namen für die Integrierte Gesamtschule Lübeck (IGL), untergebracht in der früheren Francke-Schule am Burgfeld, zum Anlaß, das Schicksal der Familie P., und nicht nur der drei Kinder, die im Vernichtungslager Jungfernhof bei Riga umgebracht wurden, in der Zeit des Nationalsozialismus darzustellen. Wiehmann

Alken Bruns (Hrsg.), Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten. Neumünster: Wachholtz 1993, 438 S., zahlr. Abb. – Der naheliegende Gedanke, aus vorhandenen und künftigen Bänden des Biographischen Lexikons für Schleswig-Holstein und

Lübeck eine Anzahl Lübecker (leider nicht alle) herauszuziehen, ist hier verwirklicht worden. Entstanden ist eine Sammlung von 138 Lebensläufen, an der 40 Autoren mitgearbeitet haben; sie alle hier zu nennen, verbietet der Platz. Da es sich zum größten Teil um Wiederabdrucke handelt, mag der neueste Stand der Forschung nicht immer berücksichtigt sein; doch wiegt dieser Nachteil, der aus arbeitstechnischen Gründen nicht zu vermeiden war, gering. – Wie jede Auswahl, so ist natürlich auch diese zufällig, und der Anspruch, eine endgültige und repräsentative „Lübeckische Biographie" vorgelegt zu haben, wird nicht erhoben. Bekannte Namen wie Curtius, Fehling, Füchting, Gloxin, Mann, Overbeck und Tesdorpf wechseln mit weniger bekannten. Manche fehlen noch, so daß in einigen Jahren hoffentlich mit einem zweiten Band gerechnet werden darf. Die Reihenfolge ist alphabetisch, nicht chronologisch. – Der zeitliche Rahmen ist weit gesteckt, wenngleich begreiflicherweise die frühen Jahrhunderte nur relativ schwach vertreten sind: der Chronist Arnold von Lübeck (gest. 1211/14) wird vorgestellt, der Bischof Heinrich (gest. 1182), der Maler und Bilderschnitzer Bernt Notke (um 1435–1508/09) sowie einige wenige Kaufleute. Doch schon für das 16. Jh. mehren sich die Namen, um dann zunehmend zahlreicher zu werden. Auch die Palette der vertretenen Berufe wird breiter: neben Kaufleute, Künstler, Theologen, Lehrer und Juristen treten Ärzte, Ingenieure, Architekten und Politiker. Mancher Lebenslauf liest sich abenteuerlich: so der von Peter Heyling (1607/08–1652), einem Missionar in Äthiopien, oder der von Günther Tessmann (1884–1969), einem Ethnologen und Naturforscher, dessen Tätigkeitsfeld in Afrika und Südamerika gelegen hat. – Der Begriff „Lübecker" wird im doppelten Sinne gebraucht: zum einen handelt es sich um Persönlichkeiten, deren Lebenswerk mit Lübeck verknüpft ist; zum anderen um solche, die in Lübeck geboren sind, Ruhm und Verdienst aber anderswo erworben haben. Überregionale Bedeutung haben nicht nur Heinrich (1871–1950) und Thomas Mann (1875–1955) erlangt, sondern beispielsweise auch der Jurist Arnold Brecht (1884–1977), der Historiker und Archäologe Ernst Curtius (1814–1896), der Komponist Hugo Distler (1908–1942), der Regisseur Jürgen Fehling (1885–1968), der Zeichner Fidus (1868–1948), der Dichter Emanuel Geibel (1815–1884), der Politiker Julius Leber (1891–1945) und der Maler Johann Friedrich Overbeck (1789–1869). – Schwach vertreten sind die Frauen; von 138 behandelten Persönlichkeiten sind es nur fünf, nämlich die Schulgründerin Margaretha Elisabeth Jenisch (1763–1832), die Kultursenatorin Luise Klinsmann (1896–1964), die Bibliothekarin Bennata Otten (1882–1955), die berühmte Dorothea Rodde-Schlözer (1770–1825) und die Malerin Maria Slavona (1865–1931). Das ist nicht typisch lübeckisch, sondern spiegelt die allgemeine Rolle der Frau in der Gesellschaft wider; es wird sich ändern, je weiter die Zeit fortschreitet. – Daß, soweit es möglich war, den Lebensläufen Portraits beigegeben worden sind, ist zu begrüßen – wie überhaupt der ganze Band zu begrüßen ist. Denn vermutlich ist der Weg über die Biographie der beste Weg, um breiteren Kreisen Geschichte näherzubringen; und ohne Geschichte ist die Gegenwart ja nun einmal nicht zu verstehen.

Hamburg Hauschild-Thiessen

Peter Berghaus, Numismatiker im Portrait: Jacob von Melle (15. Juni 1659 Lübeck bis 13. Juni 1743 Lübeck), in: Geldgeschichtliche Nachrichten 29. Jgg., Nr. 160, März

1994, S. 61–68. – Jacob von Melle als der Verfasser der „Gründlichen Nachricht ... der Reichsstadt Lübeck ..." und als Polyhistor wohlbekannt, wird hier nach einleitenden biographischen Notizen als Numismatiker gewürdigt. Während seine Münzsammlung zu Anfang des 19. Jhs. verlorenging, sind seine numismatischen Arbeiten noch greifbar, von denen die erste 1678 über Münzen zur thüringischen Geschichte berichtet. B. stellt richtig, daß die Ehre – von diesem Aufsatz abgeleitet –, den Begriff „Brakteat" eingeführt zu haben, nicht von Melle, sondern Johann Christoph Olearius zuzuschreiben ist. Trotzdem hat die Schrift von Melles Bedeutung, da in ihr Brakteaten des 12. Jhs. aus dem Fund von Rudolstadt von 1643 abgebildet und wissenschaftlich beschrieben werden. Sonst hat sich von Melle mehr für Münzen der Neuzeit interessiert, und seine Veröffentlichungen haben heute – nach B. – mehr bibliophilen Wert (65).

Graßmann

Matthias H. Rauert u. Annelie Kümpers-Greve, Van der Smissen. Eine mennonitische Familie vor dem Hintergrund der Geschichte Altonas und Schleswig-Holsteins. Hamburg: Nord Magazin, 1992, VI, 274 S., unnumerierte, z.T. farb. Abb., 1 Stammtaf. – (Studien zur Kulturgeschichte Norddeutschlands, hg. von Annelie Kümpers-Greve, Bd. 1). – Das Werk, das ausführlich von Hinrich Hansen in der Zeitschr. f. Niederdeutsche Familienkunde 69, 1994, 38–41, besprochen wird, besitzt einen „Register" genannten Index (220–232), worin fünfmal auf Lübeck in marginalem Zusammenhang hingewiesen wird, dessen konservative lutherische Haltung in konfessionellen Dingen kaum Berührungspunkte erwarten ließ. Als neue Quelle werden der Forschung die Reisetagebücher Jacob Gysberts und seines Vetters Hinrich III. van der Smyssen (16. April 1766 bis 21. Nov. bzw. 12. Nov. 1767) in Kapitel III und IV (143 ff., 182 ff.) vorgestellt, worauf auf S. 6 in einem Überblick über die berührten Stationen hingewiesen wird, an deren Ende, wenn die Edition einmal vollständig sein wird, der Leser auch etwas über Lübeck erfahren kann. Immerhin hören wir von Jacob Gysbert beim Aufenthalt in Bremen zum 18. April 1766 (144) von dem aus Lübeck stammenden Bediensteten des Caspar Voght in Hamburg Pahlmann. Unter dem Namen Pahlmann wird zum 26. Sept. 1766 (178) auch ein deutschstämmiger Kammerdiener der Prinzessin von Wales erwähnt. Weder unter Lübeck noch unter Pahlmann sind diese Verweise im Index aufzufinden, und auch auf die Textstelle Jacob Gysberts, daß der Bremer Ratsweinkeller damals schon einen besseren Ruf als der Hamburger oder Lübecker genoß (147), kann man auf diese Weise nicht stoßen.

Simon

Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begründet von Wolfgang Stammler, fortgeführt von Karl Langosch. Zweite, völlig neu bearb. Aufl. unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrsg. von Burghart Wachinger u.a. Bd. 9, Lieferung 1, Berlin: Walter de Gruyter 1993, Sp. 1–320. – Auch diese Lieferung des wichtigsten Nachschlagewerks über die deutsche Literatur des Mittelalters enthält Artikel über Handschriften und Drucke Lübecker Provenienz. – *Gunhild Roth,* deren Dissertation über „Sündenspiegel im 15. Jahrhundert" 1991 in Berlin erschienen war (vgl. diese Zeitschrift 73 [1993], 405 f.), hat über drei Lübecker Inkunabeln gehandelt, die den beliebten Werktitel „Spiegel" tragen, also zur geistlichen Lehrdichtung gehören: den „Speygel der dogende" (= „Spiegel der Tugenden") (Sp. 130–133), den „Speygel der Leyen" (= „Spiegel der Laien") (Sp. 113–116) und den „Spiegel der samittycheit"

(lateinisch „Speculum conscientiae" = „Spiegel des Gewissens") (Sp. 121–123). Unter dem Stichwort „Speygel der dogende" skizziert sie den Druck des Bartholomaeus Gothan aus dem Jahr 1485 (Borchling/Claussen, Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800, Bd. 1, Neumünster 1931, Nr. 87), eine schon vor Gothan zu Corpora zusammengefaßte Kompilation vieler, auch handschriftlich überlieferter Texte (u.a. Ms. theol. germ. 17 der Stadtbibliothek Lübeck, eine 1942 ausgelagerte und noch verschollene Sammelhandschrift; den Druck „Vorsmack und Vrokost des hemmelischen Paradises, van deme Lidene Christi unde wo de Mynsche wol sterven moghe", Lübeck: Johann Snell 1481) (Borchling/Claussen, ebd., Nr. 79, Bl. 81a ff.). Unter dem Stichwort „Spiegel der samittycheit" beschreibt sie den Druck des Steffen Arndes aus dem Jahr 1487 (Borchling/Claussen, ebd., Nr. 120), dessen Druckvorlage vielleicht die Handschrift Ms. theol. germ. 31 der Stadtbibliothek Lübeck bildete. Und unter demTtitel „Speygel der Leyen" verzeichnet R. Inhalt, Quellen und Ausstattung des Mohnkopfdrucks von 1496 (Borchling/Claussen, ebd., Nr. 269), einer katechetischen Unterweisung in Form eines Dialogs zwischen Lehrer und Schüler. Die ausdrücklich an Laien (*sympele godesdener*) gerichtete, 1952 von Katara edierte Inkunabel enthält 30 Holzschnitte, die zum größten Teil bereits in anderen Mohnkopf-Drucken benutzt worden waren. – Ein anderer zeitgenössischer Lübecker „Spiegel"-Text, der „Speigel des dodes" (= „Spiegel des Todes") – so der Untertitel des Mohnkopfdrucks „Des dodes dantz" von 1489, des mit 1686 Versen längsten Totentanz-Textes überhaupt – war im Verfasserlexikon unter „Lübecker Totentanz II." behandelt worden. – Unter dem Stichwort „Stadeschronik" fixiert *Klaus Wriedt* mit aller Vorsicht seine gegen Koppmann gerichtete These, diese nicht erhaltene Chronik, auf die Detmar von Lübeck in seiner Chronik von 1485 hinweist, sei „keine literarisch ausgeformte und für ein breiteres Publikum bestimmte Darstellung, sondern eine von Stadtschreibern nach Art der Stadtbücher fortlaufend geführte Aufzeichnung, die der Information des Rates diente (Sp. 216). – *Volker Honemann* verzeichnet unter dem Stichwort „Sternberger Hostienschändung" (Sp. 306–308) sieben Texte, die eine angebliche Hostien-Schändung durch Juden von Sternberg in Mecklenburg im Jahr 1492 behandeln, unter ihnen eine im selben Jahr bei Matthaeus Brandis gedruckte mittelniederdeutsche Flugschrift (Borchling/Claussen, ebd., Nr. 209). Der offenbar nur in einem Faksimile erhaltene Text (Antiquariat Gilhofer und Ranschburg, Wien 1889) reproduziert leicht kürzend und ändernd den frühesten Zeugen, einen bei Simon Koch in Magdeburg gesetzten Einblattdruck.

Hamburg Freytag

Mittelalterliche Denk- und Schreibmodelle in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit, hrsg. von Wolfgang Harms und Jean-Marie Valentin, Amsterdam – Atlanta, GA: Rodopi 1993. 8, 311 S. (Chloe. Beihefte zum Daphnis, Bd. 16). – Von den 13 Beiträgen französischer und Münchner Wissenschaftler, die Probleme des Übergangs vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit auf so verschiedenen Gebieten wie dem des Theaters und der erzählenden Literatur, „der Prognostik und der Publizistik, der Allegorese und der Sprachauffassung, der Philosophie, des Rechts und der Enzyklopädie" erörtern (Einleitung, unnumeriert), beziehen auch zwei Autoren ein, die mit Lübeck verbunden sind, den Philosophen und Polyhistor Joachim Jungius (1587–1657; vgl. Adolf

Lumpe, „Jungius", in: Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten, hrsg. v. Alken Bruns, Neumünster 1993, 191–196) und den Universalgelehrten Daniel Georg Morhof (1639–1691; vgl. Hans-Albrecht Koch und Dieter Lohmeier, „Morhof", in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon, hrsg. v. Olaf Klose und Eva Rudolph, Bd. 4, Neumünster 1976, 162–166). Dabei charakterisiert *François Muller* (Das Weiterleben der mittelalterlichen Logik bei Melanchthon und Jungius, 95–110) Jungius' 1635 in drei und in 2. Auflage 1638 in sechs Teilen erschienene „Logica Hamburgensis" (weitere Auflagen folgten 1641 und 1657) in ihrer Abhängigkeit von Philipp Melanchthon und vor allem Jacopo Zabarella, bei dessen Nachfolger Cesare Cremonio Jungius 1618/19 drei Semester in Padua studiert hatte. Zabarellas „Opera Logica" hatte der Versuch gekennzeichnet, die Logik von der ihr verwandten rhetorischen Dialektik scharf zu trennen. Mit anderen Historikern der Logik beurteilt Muller die Leistungen Melanchthons und Jungius' und die des 16. und 17. Jh.s insgesamt als wenig bahnbrechend. Ein eigentlicher Durchbruch sei erst Ende des 17. Jh.s durch Leibniz erfolgt, der Jungius übrigens „zu den bedeutendsten Logikern" gezählt und „neben Aristoteles und Descartes" gestellt hatte (Lumpe, a.O., 195). – *Barbara Bauer* (Die Rezeption mittelalterlicher Prophezeiungen im 17. und 18. Jahrhundert, 111–148) widmet sich dem für heutige Leser überraschenden Nebeneinander der „Erörterung politischer Weissagungen, neuer Deutungen der Johannes-Apokalypse und chiliastischer Prophetien neben Reiseberichten und historischen, medizinischen und theologischen Neuerscheinungen" in den „Monatlichen Unterredungen" des sächsischen Rats und Historiographen Ernst Wilhelm Tentzel, der 1689 Morhofs „Polyhistor" (Lübeck 1728) ausführlich rezensiert hatte. Gleich ähnlichen „Historiae literariae" der Zeit erklärt sie Morhofs Enzyklopädie, in der die Prophezeiungen des Nostradamus „und ihre historischen Erfüllungen mit gleicher Sorgfalt aufgezeichnet wurden wie die Irrtümer der aristotelischen Schulphilosophie oder Otto von Guerickes Experimente mit der Luftpumpe" überzeugend aus dem durchaus kritischen wissenschaftlichen Denken der Zeit, das prophetische Texte der Bibel als Gegenstände historischer Forschung ernstnahm und analog zum Fortschritt der Naturwissenschaften nach Kriterien suchte, „wahre Prophezeiungen von falschen zu unterscheiden". Aus der Geschichte der Naturwissenschaften belehrt, daß sich lange Zeit für Wunder und Zeichen göttlicher providentia gehaltene rätselhafte Erscheinungen wie etwa Kometen physikalisch erklären ließen, habe man deshalb die Hoffnung gewonnen, auch „die Gabe der Weissagung" werde sich „künftig einmal empirisch" begründen lassen (134, 144–148, hier 144 und 147).

Hamburg Freytag

Friederike Voß, „Das mittelniederdeutsche Narrenschiff (Lübeck 1497) und seine hochdeutschen Vorlagen. In: Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 116 (1993) 109–117. – In ihrem Aufsatz charakterisiert V. mit Hilfe ausgewählter Textbeispiele Tendenzen der Lübecker Bearbeitung des Narrenschiffs, die von zahlreichen Lübecker Erbauungstexten abgesehen auf drei hochdeutschen Vorlagen aus dem Jahr 1494 fußt: dem Baseler Original Sebastian Brants, einem diesem fast identischen unautorisierten Nürnberger Nachdruck und der sog. „Straßburger Interpolation". Dabei vermag V. Ludwig Bauckes Charakterisie-

rung des Lübecker Mohnkopfdrucks als „im Boden der Heimat verwurzelte Meisterleistung plattdeutscher Sprache und niederdeutschen Geistes" (109) überzeugend zu differenzieren. Denn die von Baucke speziell für die Lübecker Bearbeitung geltend gemachten Intentionen (leicht faßbare, oft persönlich gefärbte Moralisationen, Hervorhebung des göttlichen Willens) teilt diese durchaus mit ihren hochdeutschen Quellen, die in der früheren Forschung zwar aufgeführt (Herman Brandes, 1914), aber nur unzureichend ausgewertet worden waren (Baucke, 1932/33). Hinzu kommt, daß Baucke, weil er die „Straßburger Interpolation" ignoriert, der Lübecker Bearbeitung eine Originalität zuspricht, die ihr in diesem Maße nicht zukommt. Eine detaillierte Untersuchung der Frage verspricht V.s weit vorangeschrittene Münsterer Dissertation.

Hamburg Freytag

Ingrid Schröder, Die Bugenhagenbibel. Untersuchungen zur Übersetzung und Textgeschichte des Pentateuchs, Köln; Weimar; Wien: Böhlau, 1991. VIII, 479 S. (Mitteldeutsche Forschungen, Band 105). – Die erste niederdeutsche Fassung der Vollbibel in Luthers Übersetzung, eine große Prachtausgabe mit zahlreichen Illustrationen von Erhart Altdorfer, wurde 1532–34 in Lübeck gedruckt, und zwar in der Offizin von Ludwig Dietz, finanziert durch drei Lübecker Kaufleute, die sich für die Reformation eingesetzt hatten. Lübecks Bedeutung für die Geschichte des niederdeutschen Buchdrucks wird auch an diesem Werk erkennbar. Die Anregung dazu kam von Johannes Bugenhagen, dem Wittenberger Stadtpfarrer und Mitarbeiter an Luthers Bibelübersetzung. Die Vorrede zu dieser Bibelausgabe verfaßte er am Tag seiner Abreise aus Lübeck (wo er seit Oktober 1530 zwecks Ordnung der Reformation weilte), d.h. am 2. April 1532; folglich muß der Druck bald danach begonnen haben. Dieses bedeutende Dokument nicht nur der Kirchengeschichte Norddeutschlands sondern auch der niederdeutschen Literaturgeschichte ist bisher relativ wenig untersucht worden (Ausnahmen: K. E. Schaub, E. Kruse, G. Galda, J. Möckelmann). Deswegen ist es a limine verdienstvoll, daß die Verf. eine wissenschaftexakte Untersuchung zu seiner Sprachgestalt angestellt hat. Ihre Analysen sind so gründlich und zutreffend, daß sie ein zuverlässiges Ergebnis vorlegt. – Basis der Arbeit ist die Übersetzung des Pentateuchs (der fünf Bücher Mose), die anhand einer statistisch repräsentativen Auswahl hinsichtlich a) des Wortbestandes (90–227) und b) der Syntax (235–296) jeweils im Vergleich mit der hochdeutschen Vorlage untersucht werden. Diese Akribie ist deshalb so wichtig, weil angesichts der verbreiteten Kritik der Übersetzungsleistung in der älteren Forschung (als einer sklavischen Übernahme des Luther-Deutsches ohne Berücksichtigung der sprachlichen Eigenarten des Niederdeutschen) nur eine differenzierte Sicht weiterführen kann. Sch. kommt zu dem Resultat, daß die Übersetzung, die sich bewußt an Luthers Wortlaut orientierte, in Wortwahl und Satzbau dem gebräuchlichen Niederdeutschen entsprach und dessen Eigenheiten berücksichtigte, „um einen möglichst großen Rezipientenkreis zu erreichen" (232, vgl. 299). Man wird also fortan nicht mehr ohne weiteres den Verfall des Niederdeutschen als Kultursprache u.a. auch der Bibelübersetzung anlasten können, die mit ihren 25 Neuauflagen bis 1622 eine beachtliche Wirkungsgeschichte gehabt hat. Allerdings entsprach sie den sprachlichen Angleichungstendenzen, die im 16. Jh. „einerseits zur Standardisierung des Hochdeutschen,

andererseits zur Dialektisierung des Niederdeutschen" führten (301). – Für die Textgeschichte der niederdeutschen Bibelübersetzungen und damit für die Verfasserfrage der „Bugenhagenbibel" liefert die Untersuchung ebenfalls einen wichtigen Beitrag. Daß die Vollbibel von 1534 (durch die der Druckort Lübeck neben Wittenberg und Magdeburg" eine gewisse Bedeutung für die Verbreitung der niederdeutschen Bibel erlangt" hat (53)) nicht in Lübeck in einem Zuge vollständig übersetzt worden ist, sondern aus den seit 1523 erschienenen niederdeutschen Teildrucken zusammengestellt wurde, war bisher schon bekannt. Exakt weist Sch. anhand der sprachlichen Entwicklung der verschiedenen Ausgaben der Bibelteile und ihres Verhältnisses zu den hochdeutschen Vorlagen nun aber nach, daß zwischen der Anfertigung und Revision der Übersetzung in Luthers Wittenberger „Team", zu dem auch Bugenhagen gehörte, und den niederdeutschen Fassungen eine enge Verbindung mit wechselseitiger Beeinflussung besteht (54–87). Auch wenn die Verf. grundsätzlich die Identität des Übersetzers bzw. der Übersetzergruppe offenläßt (4 u.ö.), kann sie doch eine starke Beteiligung Bugenhagens plausibel nachweisen. – Die skizzierten Resultate machen das vorliegende Buch zu einem wichtigen Forschungsbeitrag. Darüber hinaus ist es auch deswegen nützlich, weil es eine kritische Edition der Genesis/„Dat Erste Böck Mose" bietet (305–443), welche die Varianten der Drucke von 1523–32 dokumentiert.

Münster Hauschild

Tanz und Tod in Kunst und Literatur. Hrsg. von Franz Link, Berlin: Duncker & Humblot 1993. 672 S. (Schriften zur Literaturwissenschaft. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft hrsg. Bd. 8). – Die 31 Beiträge des von dem Freiburger Anglisten Franz Link herausgegebenen Sammelbandes gelten dem Totentanz und dem von ihm ausgehenden Motiv von Tanz und Tod in der deutschen, anglo-amerikanischen, französischen, spanischen, iberoamerikanischen, hebräischen, dänischen und schwedischen Literatur, in der bildenden Kunst und Musik sowie im volkskundlichen Brauchtum. Und weil dieses Thema bis in die Gegenwart hinein immer wieder auch in den verschiedensten Medien gestaltet worden ist, werden neben zahlreichen Tonkompositionen und literarischen Gattungen auch Genera wie Karikatur, Videoclip und Performance, Hörspiel, Musiktheater und nicht zuletzt auch der Film berücksichtigt. – Anders als in früheren, vornehmlich germanistischen und romanistischen Studien über den Totentanz stehen aber nicht jene großen Bild- und Wort-Kunstwerke des 15. Jahrhunderts, die „Danse macabre" in Paris, der Totentanz des Dominikanerklosters in Basel oder der der Marienkirche in Lübeck im Zentrum des Buches, seinen Schwerpunkt bilden vielmehr die schöpferischen Adaptationen alter Totentänze, wie sie vor allem im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert geschaffen worden sind. Und gerade hierin liegt der besondere Ertrag des Bandes, der zahlreiche Text-, Bild- und Tonquellen darstellt, die selbst der gebildetste Leser auch nicht im entferntesten zu überblicken vermag. Der Ertrag für die spezifisch Lübecker Totentanz-Forschung besteht aus knappen Notizen über Hugo Distlers „Totentanz" (54, 58, bes. 269 [vgl. hierzu ergänzend Joachim Walter, in : H. Freytag, Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn), Köln/Weimar/Wien 1993, 375–379]) und einer Beschreibung von Walter Krafts „Der Lübecker Totentanz" (268 [vgl. hierzu ergänzend und korrigierend Joachim Walter, ebd., 379–385]) sowie einer schönen Interpre-

tation der Performance „Totentanz", die Helga Moehrke 1988 in St. Petri durchgeführt hat (636; vgl. Abb. 2 auf 638). Hervorgehoben sei außerdem der Literaturhinweis auf die weitgehend unbekannte Tonkomposition von Hermann Reutter, Lübecker Totentanz. Ein Mysterienspiel nach Tafeln der Lübecker Marienkirche (1929), Mainz 1948 (531, Anm. 2), die Erwähnung von Aloys Ohlmanns „Kirchzartener Totentanz 1983 – 14 Serigraphien zu Texten des Lübecker Totentanzes von 1463 und Sinnsprüchen von Angelus Silesius" sowie *Eckhard Heftrichs* Beitrag „Der Totentanz" in Thomas Manns Roman „Der Zauberberg" (335–350). – Vom bedeutendsten Totentanz der Marienkirche aus dem Jahr 1463 haben Herausgeber und Autoren vielleicht aufgrund einer gewissen „Südlastigkeit" des Bandes recht abenteuerliche Vorstellungen; er wird bald auf 1463, bald auf 1466 oder 1468 datiert, statt von der Leinwand ist von seinen Tafeln die Rede (531), und von seinem engen Verwandten, dem Revaler Totentanz von etwa 1500, sagt Link, bei ihm handele „es sich um eine 1701 angefertigte Kopie des Lübecker Totentanzes von 1463 oder 1468" (64).

Hamburg Freytag

Michael Walitschke, Hans Henny Jahnns Neuer Lübecker Totentanz. Hintergründe – Teilaspekte – Bedeutungsebenen. Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Forschung 1994. XXXV, 605 S. – Die neugermanistische Kölner Dissertation von 1993 gilt Hans Henny Jahnns „Neuem Lübecker Totentanz", der mit Lübeck nicht nur deshalb verbunden ist, weil er auf den spätmittelalterlichen Bild-Text-Totentanz der Marienkirche von 1463 Bezug nimmt, sondern auch insofern, als er für ein Festspiel im Rahmen des Ostsee-Jahres 1931 bestimmt gewesen war. Doch zu der Aufführung war es nicht gekommen. Die Festspielleitung hatte das Stück kurzerhand als zu „pessimistisch" vom Programm abgesetzt. – Von der Überzeugung ausgehend, daß es HHJ – wenn auch „um den Preis der Rätselhaftigkeit und der privaten Chiffre" – gelungen sei, im „Neuen Lübecker Totentanz" (1931, 1954[2]) auf nur „wenigen Druckseiten einen nahezu manifestartigen Abriß seiner Weltsicht zu geben" (XVII), beabsichtigt W., in seiner Monographie Jahnns Schauspiel durch intensive, aspektreiche Analyse und Interpretation in seinen wechselvollen Entstehungsbedingungen und seiner Aufführungsgeschichte, seiner Dramaturgie, Figurenkonstellation und Intertextualität, in seinen Bezügen auf Zeitgeschichtliches und vor allem in seinen mehrdimensionalen komplexen „Bedeutungsebenen" zu erklären. Die auf intimer Kenntnis nicht nur des behandelten Stücks, sondern auch des gesamten Œuvres und der Vita HHJ.s basierenden Erläuterungen enthalten gerade in diesem Punkt wichtige weiterführende Ergebnisse, die um so glaubwürdiger sind, wenn sie sich auf den Text selbst und literaturhistorische Recherchen konzentrieren. Diese Passagen aufzuspüren, fällt aber nicht eben leicht, weil der redselige Dissertant sich nicht immer, wo dies gut getan hätte, von seinen alten Exzerpten hat trennen können und seiner assoziativen Phantasie allzu oft die Zügel schießen läßt, ohne damit seine eigene Argumentation und das Verständnis des „Neuen Lübecker Totentanzes" zu fördern. – Den Lübecker Leser mögen die einleitenden Kapitel über die „Hintergründe des Textes" (1–88), zumal über den Totentanz der Marienkirche, „Lübecker Lokalitäten" und „Zeitgeschichtliches", interessieren; aber es begegnet ihm da wenig Neues: was den alten Totentanz angeht, so nimmt W. die umstrittene These Hasses für bare Münze; die Lübecker Lokalitäten, die Schau-

plätze von Jahnns „Neuem Lübecker Totentanz" sind, beschreibt er – nicht nur nach dem Baedeker, Zeitgeschichtliches nicht allein nach Willy Brandts „Links und frei. Mein Weg 1930–1950".

Hamburg Freytag

Elke Winekenstädde, Stadtbilder in literarischen Reisebriefen von Garlieb Merkel. Briefe über Hamburg und Lübek. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1993 (Bochumer Schriften zur deutschen Literatur 38), 356 S. – Die neugermanistische Bochumer Dissertation von 1992 gilt mit Garlieb Merkel (1769–1850) dem bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller des Baltikums zur Goethezeit. Merkel wirkte zwischen 1797 und 1806 u.a. in Weimar und Berlin und zog zumal in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Deutschland" (1800–1803) in der Tradition der Spätaufklärung gegen die Poesie der Romantiker Schlegel und Tieck zu Felde und schreckte auch nicht vor der ästhetischen Kritik an Goethe und Schiller zurück. Der nicht ausbleibende Spott seiner literarischen Gegner bestimmt bis heute das negative Bild vom anmaßenden Publizisten und Vielschreiber Merkel. Seine zahlreichen Romane und Novellen sind ebenso in Vergessenheit geraten wie sein historisch-politisches Œuvre – abgesehen von einer gewissen Rezeption einiger seiner Schriften in der ehemaligen DDR, vor allem seiner Polemik gegen die Leibeigenschaft in „Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts" (1796) und ähnlich sozialkritisch ausgerichteter Partien in seiner Reiseliteratur, besonders den „Briefen über Hamburg und Lübek" (Briefe über einige der merkwürdigsten Städte im nördlichen Deutschland, Bd. 1, Leipzig 1801). Dieses sozial- und kulturhistorisch für Hamburg und Lübeck (und z.T. auch für Bremen) bedeutende Werk weiß W. in ihrer alles andere als theorielastigen literaturgeschichtlichen Abhandlung auf ansprechende Weise zu vermitteln: Nach der Einführung in die zeitgenössische Reiseliteratur und das literarische Motiv der Stadt in ihr sowie der Darstellung der Biographie und Rezeptionsgeschichte Merkels kommentiert und erklärt sie die „Briefe über Hamburg und Lübek", stellt sie in den Kontext der damals beliebten Reiseliteratur, sucht Merkels Verhältnis zur Realität zu bestimmen, hebt die zeittypischen Themen und Probleme hervor und beschreibt die stilistischen und formalen Elemente der Poetik Merkels. – Der weniger literarhistorisch als kultur- und lokalgeschichtlich interessierte Lübecker (und Hamburger) Leser wird besondere Freude an dem umfassenden Abschnitt „Stadtbildaspekte" (77–235) finden, in dem W. auf ansprechende Weise Merkels Eindrücke von beiden Hansestädten in kleinen Kapiteln skizziert und erklärt. Diese umfassen u.a. das Stadtbild mit seinen Häusern, Straßen, Sehenswürdigkeiten und Denkmälern; die Stadtgeschichte; politische Strukturen wie die Verfassungsgeschichte in Europa, Hamburg und Lübeck; wirtschaftliche (Hanse, Handel und Gewerbe) und gesellschaftliche Strukturen (einzelne Berufsstände, Frauen, einzelne Personen, Minderheiten); Sitten und Bräuche (z.B. Bestattungs- und Weihnachtsbrauchtum); das Erziehungs- und Bildungswesen; soziale und sozial orientierte Einrichtungen wie die Patriotischen Gesellschaften, Krankenhäuser, Armen- und Irrenanstalten und endlich kulturelle Einrichtungen wie Gesellschaften und Clubs, Theater und Schauspielhäuser. – Es ist durchaus denkbar, daß diese Dissertation manchen Leser anregt, Merkels nun bald 200 Jahre alte „Briefe über Ham-

burg und Lübek" zu lesen – nicht nur wegen seiner historisch gesehen verzeihlichen Kritik an Lübecks großen Kirchen („Fast alle sind mit unendlichem Schnitzelwerke und meistentheils läppischen und schlechten Gemälden überladne, gothische Höhlen", 385 [dazu 98]) und seiner wenig originellen descriptio Lübecker Frauen („Die Lübeckischen Schönen haben im Allgemeinen blonden Teint und blondes Haar, blaue Augen, einen vollen, üppigen Körperbau, kurz, die Vorzüge der nordischen Weiber", 412 [dazu 174]), sondern vor allem auch aufgrund seiner Skizzen der Lübecker Gesellschaft, so z.B. der eines nicht namentlich genannten literarischen Clubs, in dem Merkel auf den späteren Lübecker Bürgermeister und zu seiner Zeit sehr beliebten Lyriker Christian Adolph Overbeck (zu ihm vgl. Fritz Luchmann, „Overbeck, Christian Adolph", in: Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten, hrsg. v. Alken Bruns, Neumünster 1993, 281–286) und den Göttinger Historiker August Ludwig von Schlözer sowie seine Tochter Dorothea Rodde (zu ihr vgl. Friedrich Hassenstein, „Rodde-Schlözer, Dorothea", ebd., 327–331) stieß: „Ich fand den wackern Overbeck hier, diesen liebenswürdigen Dichter, von dem so manches angenehme Lied nicht in Deutschland allein im Munde des Volks von Provinz zu Provinz ging, sondern mir schon in Rußland und Dänemark sehr oft entgegen tönte. Auch Schlözer, der bei seiner gelehrten Tochter zum Besuche war, hatte sich mit ihr eingefunden, den Abend feierlicher zu machen" (417 [dazu 233]).

Hamburg Freytag

Jan Zimmermann, „Ein ansehnliches Gymnasium". Die Geschichte der Bilder des Katharineums zu Lübeck bis 1942, hrsg. vom Bund der Freunde des Katharineums e.V. Lübeck 1993, 69 S., zahlr. Abb. – Hier wird – mehr als der Titel verspricht – Geschichte durch Bilder erzählt. Hier bilden sie nicht das schmückende, in unserem visuell ausgerichteten Zeitalter notwendige Beiwerk. Zudem bieten die üblichen Schulgeschichten meistens eine Mischung zwischen mehr oder weniger mühevoll zusammengetragenen, teils kuriosen Einzelheiten zur Freude der Leser (meistens der Schüler von einst), oder sie erschöpfen sich in sentimentaler Erinnerung. Hier wird nun aber gekonnt als roter Faden das Bild gewählt, wobei nicht nur die Mühe des Suchens und Findens der Vorlagen zu honorieren ist, sondern auch der verständige Text. Die Geschichte von der von Bugenhagen eingerichteten Anstalt über die Reformbemühungen und -erfolge im 19. Jahrhundert bis hin in die Zeit des Zweiten Weltkrieges ersteht dem Leser plastisch vor Augen. Die Bildfolge beginnt mit der Darstellung der namengebenden heiligen Katharina, sodann folgen die Ansichten der Bauten seit dem 16. Jh. und schließlich die Bilder der Lehrpersönlichkeiten und Schüler. Während das Äußere der Gebäude recht gut dokumentiert ist – man kann Um- und Anbauten je nach Stilepoche gut verfolgen und auch die heute noch sichtbaren Spuren der mittelalterlichen Vorgängerbauten entdecken –, hat das Innere der Schule leider bei der Darstellung von Künstlern und Laien wenig Interesse gefunden. Ähnlich ist es auch bei den Hauptpersonen, nämlich den Schülern: Der Blick in das Schulleben bleibt fast ganz versagt, wogegen die Konterfeis der Lehrpersönlichkeiten, beginnend mit Hermann Bonnus, dem ersten Rektor (bis 1532), einen Eindruck von der Stimmung, wohl auch des Unterrichts und des Schulalltags erspüren lassen. Hier kommt zudem der Text zur Hilfe, der weit mehr ist als eine Bildunterschrift oder Bildbe-

schreibung. Will man sich über das Katharineum, im eigentlichen Sinne die Lateinschule für Ostholstein, Lauenburg und Mecklenburg, ja über diese Gebiete hinaus, orientieren, so sollte man zu dem, auch was Druckbild, Layout und äußere Gestaltung betrifft, schönen Büchlein greifen. Angenehm ist der Mangel an Lobeshymnen auf bedeutende Absolventen der Schule; die zitierten Äußerungen der Zeitgenossen sprechen für sich. Sorgfalt bei Quellenangaben und Bildnachweisen ist bei dieser gelungenen Schrift selbstverständlich. Graßmann

60 Jahre Musikhochschule Lübeck 1933–1993, hrsg. vom Rektorat der Musikhochschule Lübeck, Lübeck 1993, 138 S., zahlr. Abb. – Zu dieser reich bebilderten und ansprechend aufgemachten Festschrift haben zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und Professoren der Schule beigetragen. Am Anfang allein sechs Grußworte, von der „Landesmutter" bis zum „gewesenen Landesvater"; den Schluß bildet der hier abgedruckte Vortrag von *Wilfried Krätzschmar,* Dresden, „Musikhochschule für Musik – Vermutungen zu den Chancen der Tautologie". – Der Architekt *Peter Rir* berichtet unter der Überschrift „Zum Bau" über die Planungen, Konzepte, Gestaltung usw. des Gebäudekomplexes zwischen Gr. Petersgrube, An der Obertrave und Depenau. Die Aufregung um den Münzfund beim Abriß des Eckhauses Obertrave/Depenau ist vielen noch in bester Erinnerung. – Alle Beiträge können hier nicht erwähnt werden. Der interessierte Leser kann die Festschrift im Buchhandel kaufen. – Archivalien zur Geschichte der Musikhochschule und ihres Vorgängers im Archiv der Hansestadt Lübeck wurden allerdings nicht benutzt. Deshalb sollen hier einige Ergänzungen bzw. Berichtigungen zu dem Beitrag von *Lutz Lesle,* „Wachstumsschmerzen gab es immer – 60 Jahre Musikhochschule Lübeck, 22 Jahre Vorgeschichte" folgen. – Bereits nach einem Jahr (März 1912) konnte das „rasch aufgeblühte Konservatorium" ein Schülerkonzert darbieten. Der Kritiker war von der geleisteten Arbeit sehr beeindruckt: „Technisch und musikalisch wurde so viel des Schönen geboten, daß man die Direktion zu dieser ersten Veranstaltung nur beglückwünschen konnte". Im Jahre 1922 bat das Lehrerkollegium des Lübecker Konservatoriums für Musik den Senat um ein Darlehen von 150 000 M für die Erhaltung des Konservatoriums – das Haus Schüsselbuden war inzwischen an ein Handelshaus verkauft worden – und um vorübergehende Überlassung staatlicher Räume. Die um Äußerung aufgeforderten Behörden (Oberschulbehörde, Finanzbehörde) sprachen sich einmütig gegen den Antrag aus, weil wegen der notorischen Raumnot Schulräume nicht überlassen werden könnten und weil wegen des geringen Bedarfs an Musiklehrern und -lehrerinnen eine zwingende Notwendigkeit für die Unterhaltung eines Musiklehrerseminars mit staatlicher Unterstützung nicht bestünde. Daher wurde der Bitte nicht entsprochen, und das private Konservatorium stellte zum 1. April 1922 seine Arbeit ein. Eine „Vorgeschichte von 22 Jahren" gab es also nicht. – Im Jahre 1926 stellte die Oberschulbehörde beim Senat den Antrag auf Errichtung einer Musikschule; jedoch empfahl der Ausschuß für Unterricht, Kunst und Wissenschaft der Bürgerschaft, dem der Antrag zur Vorprüfung überwiesen war, dieser, den Senatsantrag abzulehnen, was auch im November 1926 geschah. Auch ein erneuter Antrag vom November 1927 wurde aus finanziellen Gründen zurückgestellt. – Der Plan zur Errichtung einer staatlichen Musikschule ging von dem Musiklehrer Hermann Fey, Leiter der Lübischen

Singschule und Organist an St. Matthaei, aus. Nach Beratungen in der Theaterbehörde und der Oberschulbehörde sowie Anfragen in Köln und Augsburg beschloß der Senat am 27. Juni 1933, die Oberschulbehörde zu ermächtigen, eine Musikschule in der von ihr gedachten Art einzurichten. Mit der Leitung des „Lübecker Staatskonservatoriums und Hochschule für Musik" wurde der Kapellmeister, später Generalmusikdirektor Heinz Dressel beauftragt, der sich mit dem Hinweis empfahl, ihm sei im April 1933 die Leitung der Fachgruppe Musik innerhalb des Kampfbundes für deutsche Kultur in Lübeck übertragen worden. Des weiteren beklagte er den Verfall des Musiklebens: „Das Jahr 1914 ist der Anfang eines geradezu organischen Verfalls des Musiklebens, und das Jahr 1918 und folgende Jahre gaben allen Musikpfuschern Gelegenheit, den wahren fortschrittlichen deutschen Musiker zu verdrängen, um ihren absurdesten Ideen Raum zu verschaffen." Der Tag der Gründung war der 1. Oktober 1933, obwohl die Eröffnungsfeier erst am 17. Oktober stattfand und der Unterricht Mitte des Monats aufgenommen wurde. Von Anfang an wirkte an der Abt. Evangelische Kirchenmusikschule der Organist an St. Jacobi, Hugo Distler (Künstlerische Leitung in kirchenmusikalischen Fragen, Orgel, Theorie, Komposition, Formenlehre). Mit Wirkung vom 1. April 1935 wurde GMD Dressel auf eigenen Wunsch wegen starker Arbeitsüberlastung von der Leitung des Staatskonservatoriums entbunden. Sein Nachfolger wurde der Studienrat am Katharineum Johannes Brenneke. Im Sommer 1938 wurde der Name in Landesmusikschule Schleswig-Holstein geändert. Durch Vertrag vom Juni/Juli 1938 mit der Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holstein und der Ev.-Luth. Kirche in Lübeck übernahm die Schule die Aufgaben einer landeskirchlichen Musikschule für die Ausbildung der Kirchenmusiker. – Dem Konservatorium bzw. der Landesmusikschule war das frühere Lehrerseminargebäude Langer Lohberg 24 überwiesen worden. Am 1. April 1938 bezog die Schule die freigewordenen Räume im Gebäude Mengstraße 28, nachdem die Öffentliche Lesehalle in das frühere Staatsarchivgebäude Königstraße 21 verlegt worden war. Das Gebäude in der Mengstraße wurde beim Luftangriff im März 1942 zerstört. – Über die Entwicklung der Schülerzahl/der Zahl der Studierenden (Am Schluß des ersten Schuljahres gab es 131 Studierende und Schüler) hätte man gern etwas gewußt. Warten wir ab, was die zum 75jährigen Bestehen der Schule vorzulegende Festschrift zur Geschichte dieser Anstalt berichten wird. Wiehmann

Jürgen Blunck, Leinen los an Trave und Wakenitz! Geschichte der Lübecker Fahrgastschiffahrt, Lübeck: Schmidt-Römhild 1994. 170 S. (Kleine Hefte zur Stadtgeschichte, hrsg. vom Archiv der Hansestadt Lübeck, H. 10). – Die regional gebundene Schifffahrtsgeschichtsforschung hat seit etwa zwei Jahrzehnten die örtliche Fahrgastschifffahrt als Thema entdeckt. Vielerorts sind hierzu Untersuchungen in einer großen qualitativen Bandbreite erschienen. Geht es der wissenschaftlichen Historiographie eher um strukturelle Probleme des öffentlichen Personennahverkehrs zu Wasser sowie um die Herausarbeitung von themenspezifischen Konfliktlinien, so widmet sich die maritime Heimatforschung eher den Ereignissen sowie den Personenschiffen und -booten. In den öffentlichen Archiven findet man vor allem neben einschlägigen Schiffsregistern und Konzessionierungen Unterlagen über Unglücks- und Streitfälle, die die Aufmerksamkeit der zuständigen Behörden fanden, gilt der Passagier doch unter den See-

leuten nicht ganz zu Unrecht als das am schwierigsten zu handhabende „Frachtgut". Gezielte Personenbefragungen sowie Bildfunde in privaten Sammlungen ergänzen häufig die Quellenbasis. Mit dieser Methodik kann es gelingen, gleichsam puzzleartig das facettenreiche Bild der Personenschiffahrt eines Reviers zusammenzustellen, denn oft ist es nicht ganz einfach, sich den rechten Überblick zu schaffen. Häufig bestimmt, wie auch in Lübeck, eine Vielzahl von Kleinunternehmern das Bild. – Vf. hat bereits 1985 über die Alsterschiffahrt gearbeitet. Mit dem vorliegenden Band hat er einen wesentlichen Beitrag zum noch mehr ausbaufähigen Schrifttum über die neuere Schifffahrtsgeschichte Lübecks geleistet. Der zeitliche Bogen spannt sich dabei vom Beginn der Dampfschiffahrt auf der Trave (1824) bis zu den heutigen flachgehenden Ausflugsbooten, die dem Touristen die reizvolle „waterfront" Lübecks vorführen. Das geographische Einzugsgebiet der Beschreibung reicht von Travemünde und Dassow im Norden bis Mölln und Ratzeburg im Süden. Mit einer geringfügigen kritischen Anmerkung riskiert Rez. zwar, der Autoren-Eitelkeit geziehen zu werden, doch hätte sein Aufsatz über die Schlepper der Handelskammer (ZVLGA 1991) herangezogen werden können, denn diese Arbeitsschiffe transportierten, durchaus zeittypisch, gelegentlich Fahrgäste. Doch mit diesem gründlich recherchierten Buch wird in einem bunten Kaleidoskop die vielfältige Palette der Ausflugsschiffe und Fähren in und um Lübeck beschrieben, so daß sowohl die Heimatforscher, Schiffahrtssammler als auch Historiker auf ihre Kosten kommen. Ostersehlte

Rudolf M. G. Thormann, Mühlen um Lübeck. Wasser- und Windmühlen vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Lübeck: Schmidt-Römhild 1993, 150 S. – Wind- und Wassermühlen sind bevorzugte Objekte technikgeschichtlicher Heimatforschung. Sogar einen „Deutschen Mühlentag" hat man am Pfingstmontag 1994 veranstaltet, mit mannigfaltigen Aktivitäten vielerorts. Die heutzutage sehr subjektiv empfundene Romantik, die die historischen Mühlen ausstrahlen, dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Wind- und Wassermühlen wichtige Marksteine in der oft unterschätzten mittelalterlichen Technikentwicklung darstellten. Ihr Siegeszug ging einher mit dem Landesausbau des Hochmittelalters, in dessen Verlauf große Waldgebiete in Mitteleuropa gerodet wurden und man neues Land unter den Pflug nahm. – Auch in der Umgebung Lübecks befanden sich zahlreiche Wind- und Wassermühlen, deren Geschichte zu beschreiben sich der Vf. zum Ziel gesetzt hat. In mehreren Kapiteln hat er historisch Wissenswertes über die einzelnen Mühlen zusammengetragen, so daß dem interessierten Leser ein handliches Nachschlagewerk zur Verfügung steht. Ein Inhaltsverzeichnis, in dem jede einzelne Mühle aufgeführt wird, ermöglicht einen schnellen Zugriff. Etliche Abbildungen, vor allem aber sehr instruktive Lagepläne ergänzen den Text. In zwei Sonderkapiteln geht der Vf. außerdem auf die allgemeine Technik der Mühlen (23–47) sowie auf spezifische Streitfälle ein (127–139). Nun aber zu den Schattenseiten des Buches: Gegen dessen allzu volkstümlichen Stil wäre an sich nichts einzuwenden, wenn dieser nicht hin und wieder in Platitüden abgleiten würde, und dies ist leider häufiger der Fall, so zum Beispiel bei den recht unorthodox wirkenden Kapiteleinleitungen oder z.B. dem Abschnitt über die Zipfelmütze als die übliche Kopfbedeckung des Müllers (16). Außerdem verwirrt der unsystematische Aufbau des Buches: Das bereits erwähnte technikhistorische Sonderkapitel befindet

sich willkürlich zwischen zwei Abschnitten, die die Mühlen in und um Lübeck dokumentieren. Aber auch das Kapitel selbst ist schlecht gegliedert: Die Mühlen werden nach ihrem Verwendungszweck beschrieben, dazwischen sind, durchaus instruktive, technische Zeichnungen von Wind- und Wassermühlen eingestreut. Die benutzte Literatur und die Akten aus dem Archiv der Hansestadt Lübeck sind zwar am Schluß säuberlich aufgelistet (147–151), es stört aber die laienhafte Terminologie: Das „Quellenverzeichnis" wird unterteilt in „Literatur (gedruckt)" und „Literatur (handgeschrieben)". Offenbar wurden keine Rückführungsbestände des Archivs der HL herangezogen. – Ein im Schlußwort angekündigter Folgeband wird sich mit den Mühlen aus dem ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert befassen. Ostersehlte

Sonstige Lübeck-Literatur
zusammengestellt von Antjekathrin Graßmann und Robert Schweitzer

20 Jahre Arbeitsgemeinschaft Bamberg-Lübeck-Regensburg. Arbeitsgemeinschaft historischer Städte 1973–1993, hrsg. Arbeitsgemeinschaft historischer Städte. Geschäftsstelle Stadt Regensburg 1993, 52 S.

Arndt, Jochen (Bearb.): Die historischen Räume in der Industrie- und Handelskammer zu Lübeck 1994. 6 Bll.

Bannow-Lindtke, Manfred: Bad Schwartau unter dem Hakenkreuz 1929–1945. Eine Ausstellung zur Weltwirtschaftskrise und dem Dritten Reich in Bad Schwartau und Rensefeld. 68 S., Abb.

Bibliotheca Baltica: Symposium vom 15. bis 17. Juni 1992 in der Bibliothek der Hansestadt Lübeck im Rahmen der Initiative Ars Baltica / hrsg. von *Jörg Fligge* und *Robert Schweitzer.* Bearb. von *Frauke Büter.* München [u.a.]: Saur, 1994. – 186 S. (Beiträge zur Bibliothekstheorie und Bibliotheksgeschichte; Bd. 10).

Billig, Wolfgang: Das Statius v. Düren-Haus zu Lübeck und seine Bewohner am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Familienkundliche Jahrbücher Schleswig-Holstein 32, 1993, S. 71–74, [Musterbahn 3].

Boschma, Cornelis und *Jacques Perrot:* Antoine-Ignace Melling. Paris 1991. [Darin S. 155–161 Ansichten und Beschreibung von Lübeck und Travemünde, die Melling 1812 für einen geplanten Bildband über das französische Kaiserreich anfertigte].

Die Chronik des Film-Club Lübeck: Dokumente und Kritiken; Lübeck Anglo-German Film Society, 1948–1949, Film-Club Lübeck eV, 1949–1969, Nordische Filmtage Lübeck eV, 1966–1971 / *Günther Gehrmann.* Lübeck [1990]. Bd. 1–3.

Ebel, Else: Der Konkubinat nach altwestnordischen Quellen. Philologische Studien zur sog. „Friedelehe". Berlin/New York 1993. [Erwähnung der Lübecker Bergenfahrer].

Ebel, Friedrich: Legislazione e superiorità amministrativa durante il medioevo in alcune città della Germania centrale e orientale, in: Chittolini, Giorgio und Dietmar Willoweit: Statuten, Städte und Territorien zwischen Mittelalter und Neuzeit in Italien und Deutschland (= Schriften des Italienisch-Deutschen Instituts in Trient 3). Berlin 1992, S. 125–144.

Ebel, Friedrich und *Renate Schilling* (Hrsg.): Das lateinische lübische Recht in der schlesisch-polnischen Fassung des 13. Jahrhunderts, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Germ. Abt. 110, 1993, S. 93–148.

Engelhardt, Dietrich v. (Hrsg.): Institut für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte der Medizinischen Universität zu Lübeck 1983–1993. 58 S. [Entstehungsgeschichte, Arbeitsbericht und Bibliographie].

Eröffnung des Heinrich und Thomas-Mann-Zentrums im Buddenbrookhaus Lübeck [1994] 32 S., Abb.

Erpenbeck, Dirk: Die Kaufmannsfamilien Fonne aus Westfalen im Lübecker Rußlandhandel. Biographische Anmerkungen zum Schreiber des Pleskauer Gesprächsbuches von 1607, in: Zeitschrift für Ostforschung 42, 1993, S. 548–562.

Fehring, Günter P.: Die slawischen Burgwälle Alt Lübeck an der Trave und Bucu auf dem Lübecker Stadthügel im 11. und 12. Jh., in: Miasto Zachodnioslowianskie 1991, S. 189–204.

Fehring, Günther P.: Die frühstädtische Burgwall-Siedlung Alt Lübeck in jungslawischer Zeit, in: Horst Wolfgang Böhme (Hrsg.): Siedlungen und Landesausbau zur Salierzeit, Teil 1: In den nördlichen Landschaften des Reiches, Sigmaringen 1991, S. 233–261.

Fehring, Günther P.: Lübeck und die hochmittelalterliche Gründungsstadt im slawischen Siedlungsraum: Voraussetzungen, Entwicklungen und Strukturen, in: Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 44, Berlin 1991, S. 281–293.

Fehring, Günther P.: Die Entstehung von Lübeck, in: Zeitschrift für Archäologie 25, 1991, S. 223–236.

Gillis-Carlebach, Miriam: Jedes Kind ist mein Einziges. Lotte Carlebach-Preuss. Antlitz einer Mutter und Rabbinerfrau. Hamburg 1992, 416 S. Abb.

Graßmann, Antjekathrin: Aus nachbarlicher Freundschaft und guter Affektion. Die Martensmanntradition zwischen Lübeck und Mecklenburg in der letzten Phase ihres Bestehens, in: Mecklenburgische Jahrbücher 109, 1933, S. 107-121.

Gretsch, Nicolai: Briefe über Hamburg 1835–1837–1841. Aus den Berichten eines russischen Reisenden (Übersetzt und herausgegeben von *Clemens Heithus*) Hamburg: Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg 1992. [Lübeck: S. 14–19].

Guttkuhn, Peter: Hirsch Alexander, erster Lübecker Jude in einem staatlichen Amt, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 18 (1990), S. 326–329.

Haaker, Heinz: Triton-Werke AG und Trave Schiffbau-Gesellschaft. Zwei Werftprojekte in Lübeck während des Ersten Weltkrieges, in: Strandgut 32, 1993, S. 95–102, Abb.

Hage, Volker: Eine Liebe fürs Leben. Thomas Mann und Travemünde. Hamburg 1993. 70 S., Abb.

Das Heiligen-Geist-Hospital zu Lübeck. Ein Überblick in Wort und Bild, hrsg. von der Stiftung Heiligen-Geist-Hospital. Lübeck 1993. 32 S., Abb.

Heithus, Clemens, Zwei neue deutsche Bekannte Puschkins, in: Arion, Jahrbuch der deutschen Puschkin-Gesellschaft 2, 1992, S. 331-342 [Karl v. Schölzer: 336-342]

Jank, Dagmar: Die Lübecker Bibliothekarin Meta Corssen, in: Auskunft 12 (1992), S. 178–185.

Kloth, Hans-Harald: Der Verbrennungstriebwagen 1001 bei der Eutin-Lübecker Eisenbahn, in: Lok-Magazin 185, 1994, S. 150 f., Abb.

Lauridsen, John T.: Poul Klingenbergs selvbiografiske optegnelser, in: Personalhistorisk Tidsskrift 1992, S. 213–228. [P. K. wird familienkundlich auf die Lübecker Klingenbergs des 14. und 15. Jh.s zurückgeführt.]

Löning, George A.: Totschlag zu Kiel und andere Rechtsfälle aus dreieinhalb Jahrhunderten, hrsg. von Wolfgang Sellert. Göttingen 1993. [Auch Bezüge zu Lübeck].

Lübeck plant und baut / hrsg. vom Stadtplanungsamt. Neu erschienene Hefte:
29. Wettbewerbsergebnisse Koberg Lübeck, 1993, 66 S.: Ill. u. graph. Darst.
38. Autofreie Altstadt: Bd. II, 1993, 140 S.: Ill., Kt.
41. Architekten-Gutachten Fischergrube 54–70: Ergebnisse, 1993, 55 S.: Ill. u. graph. Darst.
42. Dokumentation Städtebaulicher Ideenwettbewerb Steinrader Weg, Ziegelstraße, 1993, 56 S.: Ill., Kt.
48. Städtebaulicher Ideenwettbewerb – Entwicklung ehemaliger Kasernenstandort

Waldersee, 1993, 42 S.: Ill. u. graph. Darst.
51.. Städtebaulicher Ideenwettbewerb – nördliche Wallhalbinsel Lübeck: Auslobung, 1994, 72 S.: zahlr. Ill., graph. Darst., Kt.

Lübke, Chr.: Pribislav, in: Lexikon des Mittelalters, 7. Bd., Sp. 201 f.

Nikulina, T.: Der Aufstand 1380–1384 in Lübeck. Seine Vorgeschichte und Ergebnisse, in: Srednie veka 55 [= Das Mittelalter Bd. 55]. Moskwa 1992, S. 128–148.

Nohse, Lutz: Hase und Igel. Lübeck erhielt eine 600 mm-spurige Schmalspurbahn zum Nutzen der Vorwerker Heime, seiner Bewohner und Gäste, in: Eisenbahn-Magazin 9/31, 1993, S. 38 f.

Die Orgeln in St. Marien zu Lübeck: ein Rück- und Überblick / zsgest. im Auftr. des Kirchenvorstandes der Evang.-Luth. Kirchengemeinde St. Marien von *Konrad Dittrich.* Lübeck 1988, 23 S.: Ill.

Paravicini, Werner: Des animaux pour un roi mourant: Louis XI et les Hanséates de 1479 à 1483, in: Commerce, Finances et Societé (XI^{e}–XVI^{e} siècles). Recueil de travaux d'Histoire médiévale offert à M. Prof. Henri Dubois. Textes réunis par Ph. Contamine, Th. Dutour et B. Schnerb (Cultures et civilisations médiévales 9), Paris 1993, S. 101–121. [Lübeck S. 109 ff.]

Pettke, Sabine: Hermann Bonnus – Ein Reformator der zweiten Generation, in: 450 Jahre Reformation in Osnabrück, hrsg. von Georg Kaster und Gerd Steinwascher. Bramsche 1993, S. 241–250.

Pitz, Ernst: Einstimmigkeit oder Mehrheitsbeschluß? Ein heimlicher Verfassungsstreit um die Vollmachten der Ratssendeboten auf den Hansetagen, in: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.): Verwaltung und Politik in den Städten Mitteleuropas. Beiträge zu Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit in altständischer Zeit. Köln u.a. 1994, S. 115–146. [Lübecks königsgleiche Stellung als ladende Stadt zu Hansetagen].

Pries, Martin: Die Entwicklung der Ziegeleien in Schleswig-Holstein. Ein Beitrag zur Industriearchäologie unter geographischen Aspekten. Hamburg 1989. [Entwicklung der Ziegeleien im Landkreis Ostholstein und Lübeck: S. 203–212].

Rasmussen, Ebbe G.: Bornholmsk Historie Forskning i utlandet. Studiebesøg i Lübeck 6. bis 14. april 1992, in: Bornholmske Samlinger III. Raekke, 6. Bind 1992, S. 81–94.

Richert, Harald: Familienbeziehungen zwischen Lübeck und Hamburg, insbesondere zwischen Lübeck und Bergedorf in dessen „beiderstädtischer Zeit", in: Zeitschrift für niederdeutsche Familienkunde 69, 1994, S. 3–14.

Roelvink, Henrik: De nordiska franciskanernas missale från 1504, in: Kyrkohistorisk årsskrift 1992, S. 117–130. [Das Missale wurde von Stephan Arndes in Lübeck gedruckt.]

St. Andreas Schlutup, hrsg. vom Kirchenvorstand St. Andreas [1992], 14 S., Abb.

Schöttler, Peter (Bearb.): Marc Bloch, Fritz Rörig: Correspondance (1928–1932), in: Cahiers Marc Bloch. Bulletin de l'association Marc Bloch 1/1994, S. 17–52.

Schumacher, Klaus: Namenlisten der Jägerkompanien des lübeckischen Contingents aus den Jahren 1813–1815 (Teil 1 und 2), in: Lübecker Beiträge zur Familien- und Wappenkunde 28, 1991, S. 30–38 und 33, 1993, S. 29–37.

Sommer, Ulf: Hansestadt Lübeck mit Travemünde: [Rundgänge, Geschichte + Architektur, praktische Tips, Stadtplan] Lübeck, 1994. – 96 S.: Ill., Kt.

Sprandel, Rolf: Das „Chronicon Slavicum" von 1485, in: Ders. (Hrsg.), Zweisprachige Geschichtsschreibung im spätmittelalterlichen Deutschland. Wissensliteratur im Mittelalter. (Schriften des SFB 226, Bd. 14). Wiesbaden 1993, S. 122–128.

Eine Stadt wie aus Marzipan: das große Lübeck-Lesebuch / hrsg. von *Tom Crepon.* Mit einem Geleitw. von Björn Engholm. Rostock 1993. – 232 S.

Staske, Edeltraud: Die Trave – ein bedrohter Lebensraum: eine Beschreibung und Bewertung der Trave von der Quelle bis zur Mündung / Edeltraud Staske. [Red.]: Jürgen Weber. Kiel 1993. – 103 S.: Ill., graph. Darst., Kt.

Stöckemann, Patricia: Der „Lübecker Totentanz" in der Komposition von Walter Kraft: ein geistliches Singspiel vom Tod mit tanzenden Gestalten nach dem alten Gemäldefries St. Marien. Hamburg 1993, 215 S.: Ill., graph. Darst., Noten.

Stoob, Heinz: Versorgung und Entsorgung in der mittelalterlichen Stadt. Überlegungen anhand der Atlasarbeiten in Münster, in: Fritz Mayrhofer (Hrsg.), Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven. Linz/Donau 1993.

Thomas-Mann-Preis 1993. Lübeck [1994] 20 S., Abb. [Preisträger: Prof. Dr. Hans Wysling].

Traeger, Jörg: Aus dem Lübecker Umfeld von Thomas Mann. Der Kunsthistoriker Carl Georg Heise und die Schriftstellerin Ida Boy-Ed. Mit einem unbekannten Erinnerungstext C. G. Heises, in: Gerhard Hahn und Ernst Weber (Hrsgg.), Zwischen den Wissenschaften (= Bernd Gajek zum 65. Geburtstag). Regenburg 1994, S. 413–426. [Bei dem Heiseschen Text handelt es sich um eine Charakterisierung Ida Boy-Eds].

Uhlemann, Dieter: „Mühlen um Lübeck" genealogisch erschlossen, in: Lübecker Beiträge zur Familien- und Wappenkunde 34, April 1994, S. 11–20. [Bezieht sich auf das gleichnamige Heft von Thormann].

Ulferts, Gert-Dieter: Louis Tuaillon (1862–1919). Berliner Bildhauerei zwischen Tradition und Moderne. Berlin 1993. [Reiterdenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Lübeck, S. 257–267].

Vogler, Jürgen: „Hermannshöhe – Blick in die Vergangenheit", in: Travemünder Möwenpost 12 (1994), Nr. 124, S. 14–15 und Nr. 125, S. 4–5 [Traditionelles Ausflugslokal bei Travemünde].

Lübeckische Blätter, Jg. 158 (Juni–Dez. 1993 nebst Nachträgen)

Wysling, Hans: Brüder Heinrich und Thomas Mann; Ansprache anläßlich der Eröffnung des Buddenbrook-Hauses am 6. Mai, S. 180–182. – *Schmidt, Gerda:* Madonnen in Lübeck, Ausstellung im Sankt-Annen-Museum, S. 206–207. – *Peters-Hirt, Antje:* Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval, S. 209–212. – Die Rolle der Städte beim Wiederaufbau Europas [mit Teilnehmerliste der Hansetage der Neuzeit], S. 227–228. – *Hannemann, Horst:* Wiederentdeckung eines Malers: zur Gotthardt-Kuehl-Ausstellung im Behnhaus, S. 235–236. – *Wölfel, Dietrich:* Gedenken an Pastor Axel Werner Kühl zum Hundertsten Geburtstag, S. 242. – *Laun, Alfred:* Lebensaufgabe: Sicherung historischer Bauten – Prof. Dr. Klaus Pieper (zum 80. Lebensjahr am 27. Mai), S. 242. – *Dau-Schmidt, Wiebke:* Was ist eigentlich „Anarchismus"? Erich-Mühsam-Tagung 1993, S. 244-246. – *Siewert, Roswitha:* Overbeck-Gesellschaft: Einladung zur Neubesinnung, S. 252; dazu über die Podiumsdiskussion: Ist die Institution „Kunstverein" Luxus oder lebensnotwendig? S. 273. – *Lammert, Frank-D.:* Neues Landesnaturschutzgesetz – Konsequenzen für Lübeck? [mit Referat des Gutachtens „Historische Kulturlandschaften in Lübeck, eine Naturschutzaufgabe"], S. 261–265. – *Schilling, Michael:* Illustrierte Flugblätter aus dem frühneuzeitlichen Lübeck, S. 279–282. – *Kastorff-Viehmann, Renate:* Konzepte für das Weltkulturerbe Lübeck – Zielplanung und Denkmalpflegeplan, S. 290–293. – *Schroeder, Meinhard:* Lübecks Bodendenkmalpflege im Boden zerstört – Der unaufhaltsame Niedergang des Weltkulturerbes, S. 294–297. – *Guttkuhn, Peter:* Von Zähnen, Warzen und Leichdörnern – Aus der Praxis des Lübecker Zahnarztes Jacob Levy (1784–1840), S. 312–313. – *Schmidt, Gerda:* Tagung der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft in Lübeck, S. 332–334. – *Dohrendorf, Bernd:* Hartmann Schedel: Buch der Chroniken und Geschichten. Vor 500 Jahren wurde die erste Ansicht von Lübeck gedruckt [mit 8 farb. von 10 Abbildungen], S. 343–362, Ergänzung: *Happach-Kasan, Christel:* Die Stadt Lübeck auf den ersten gedruckten Landkarten, Jg. 159, S. 70–71.

Vaterstädtische Blätter, 83. (43.) Jg. 1992 (mehr bisher nicht erschienen)

Wöhrn, Ronald: Viermastbark „Passat" und ihre Geschichte, S. 3–13 (darin Briefe von Bord des Schiffes von Otto Hentzschel). – Zwölf Stunden täglich, auch an Sonn-

und Feiertagen (anläßlich des 30. Geburtstages des Skandinavien-Kais und des 67. Geb. von Klaus Johannsen, Erinnerungen), S. 19–21. – Abschiedsgeschenk vom Lübeck Forum: eine neue Madonna für das Holstentor, S. 34–37. – *Mutz, Reinhard* und *Dittrich, Konrad:* Der Aegidienaltar ist wieder wie neu, S. 43–45. – Tagebuchkladde eines siebzehnjährigen Gymnasiasten / Von der Fliegerstation im Ersten Weltkrieg zum modernen Verkehrsflughafen Lübeck-Blankensee), S. 51–56.

Lübeckische Blätter Jg. 159 (Jan.–Mai 1994)

Schmidt, Gerda: Private Sammlungen zu Gast im Lübecker Museum für Kunst und Kulturgeschichte, S. 2–3. – 10 Jahre „Theater Combinale" in Lübeck – ein Interview (Sigrid Dettlof, Wolfgang Bruns und Ulli Haussmann vom Theater antworten auf Fragen von Rudolf Höppner) S. 4–6. – *Gerkens, Gerhard:* Neuerwerbungen 1993 des Museums für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, S. 7–13. – *Siewert, Roswitha:* Die Overbeck-Gesellschaft in der Phase eines wiederbelebenden Kunstfastens, ... zu Kunstverein, Podiumsdiskussion, Sanierung des Pavillons, Nolde-Ausstellung, Konzept und Ausblick auf die Ausstellungen 1994, S. 25–27. – *Graßmann, Antjekathrin:* Der Lübecker Kaufmann, eine eigentümliche Spezies, S. 39–42. – *Groot, Anton de:* Mittelalterliche Rechtshandschriften und Fragmente in der Lübecker Stadtbibliothek, S. 43–44. – *Brenneke, Klaus:* Ein Vierteljahrhundert mit Dagmar Laurens, S. 74. – *Nohse, Lutz:* Nachruf auf Prof. Dipl.Ing. Ulrich Gabler, S. 82. – *Vogeler, Hildegard:* Vor 600 Jahren in Lübeck entstanden – Das Sankt-Annen-Museum erhält 15 mittelalterliche Skulpturen aus Berlin, S. 85–86. – *Ostersehlte, Christian:* Die Lübecker Schleppschiffahrt, Geschichte und Gegenwart, S. 87–90. – *Düring, Jochen:* Nachruf auf Otto Friedrich Schulze, S. 98. – *Guttkuhn, Peter:* Intoleranz „Im Weinrancken", Lübecks jüdische Gemeinde gewinnt einen Rechtsstreit, S. 100–101. – *Reich, Ulrich:* 400. Todestag des Lübecker Schul- und Rechenmeisters Franciscus Brasser, S. 102–103. – *Schmidt, Gerda:* Der Lübecker Passionsaltar des Hans Memling im Sankt-Annen-Museum, S. 104–105. – *Detmering, Wolf-Dieter:* Die Lübecker Hochschulen als Wirtschaftsfaktor in der Hansestadt, S. 117–119. – *Gerkens, Gerhard:* Ein neues Bild von Johann Friedrich Overbeck für Lübecks Museum, S. 120–122, 132. – *Hannemann, Ursula:* „Von Einem Provisore", zur Geschichte der Lübecker Ratsapotheke am Ende des 17. Jh., S. 133–135. – *Carrière, Bern:* Der Ärzteverein zu Lübeck 1809–1994 mit einem Vergleich der Ärztevereine zu Stralsund und zu Lübeck, S. 136–140. – *Kurowski, Rüdiger:* Medizinische Vorträge in der Lübeckischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit 1789–1839, S. 170–172.

Hamburg und Bremen

Hans-Joachim Bohnsack, Die Finanzverwaltung der Stadt Hamburg. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg. Hamburg: Verlag Verein für Hamburgische Geschichte 1992. 271 S., Abb. – Die Eintreibung und Überwachung der Einnahmen sowie die richtige Dosierung und Verteilung der Ausgaben gehören wohl zu den frühesten Aufgaben einer patriarchalischen Verwaltung, wie sie für ein städtisches Gemeinwesen nötig war. Wenn beides nicht im ausgewogenen Verhältnis stand und

wenn sich der Bürger zu übertriebenen Steuerzahlungen herangezogen fühlte, entwickelte sich gar revolutionäre Dynamik. Während diese Zusammenhänge schon vielfach behandelt worden sind, ist der wissenschaftliche Blick in die Entwicklung der Finanzverwaltung selbst seltener, weil achtlos als zu trocken beurteilt. Daß dieses nicht so sein muß, zeigt die vorliegende Veröffentlichung, deren Autor vierzig Jahre lang selbst der Finanzbehörde angehört hat und behauptet, daß diese auf eine „faszinierende, bewegte Geschichte zurückblicken kann" (9). Die Darstellung wird daher eher durch Hingabe an das Thema und intensive Vertrautheit mit dem Stoff bestimmt als durch formale Systematik. So wird vielleicht, mehr als der Verwaltungshistoriker oder der Archivar, der Laie angesprochen. Man kann sich über die frühen Formen der Finanzverwaltung – Einnahmen und Ausgaben wurden schon seit 1225 festgehalten – ebenso eingehend orientieren, wie über den wohl wichtigsten Einschnitt in der Geschichte dieses Verwaltungsbereichs, den Kämmereirezeß von 1563. Dies war übrigens ein innovativer Schritt, zu dem sich in Lübeck unter z.T. tumultuarischen Formen erst 100 Jahre später entschloß. Die Errungenschaft einer Zentralkasse der Stadt (unter Abschaffung der Kassenführung der einzelnen Ratsämter) und die Einführung der Jährlichkeit für die Abrechnung waren mindestens ebenso wichtige Neuerungen wie die Bestimmungen zur Schriftlichkeit der Buchführung, die Überprüfung der Abrechnungen und dazugehörige Strafbestimmungen. Vielleicht kann man gar so weit gehen, die politisch günstigere Entwicklung Hamburgs im 17. Jahrhundert auf seine fortschrittliche Kämmerei zurückzuführen, während Lübecks Einfluß – man könnte sagen: durch einen Staatsbankrott – unterminiert wurde. B. führt die Darstellung chronologisch weiter, nicht ohne genaue Angaben über Wahl und Aufgaben der Kämmereibürger, ihren Amtssitz, Dienstzeit, Geschäftsgang, Siegel und ihre Einkünfte zu machen. Erst 1826 führte man feste Honorare ein und schaffte alle Sporteln und Nebeneinkünfte ab. Hierzu hatten auch die Festmahlzeiten, der Aufenthalt auf der Uhlenhorst und in Wohldorf gehört. Die Freude des Autors an anekdotischen Einzelheiten ist nicht zu verkennen, wie er auch von der geheimnisvollen Alraune, die man auf der Kämmerei verwahrte, berichtet. Die schwierigen Jahre der französischen Besetzung und das Bemühen um Neugestaltung der Finanzverwaltung nach 1814, sind auch für den Lübecker Leser interessant, fühlt er sich doch an die heimatliche Situation vielfach erinnert. Die aufrüttelnde Wirkung des Großen Brandes von 1842 – die Kämmereiunterlagen wurden damals übrigens nicht vernichtet – auf die hamburgische Verfassungs- und Verwaltungswirklichkeit, wird anschaulich geschildert, ebenso wie die erst 20 Jahre später stattfindende Neugestaltung einer Finanzdeputation. Sie fügte dem seit fast 300 Jahren bestimmenden bürgerlichen Element durch drei senatorische Mitglieder in der Deputation eine Ergänzung hinzu, wie sie in Lübeck schon seit 1665 üblich war. Einige reizvolle Abbildungen von Verwaltungsgebäuden lockern den auf Aktenmaterial des Staatsarchivs Hamburg beruhenden Text auf, dem eine Anzahl wichtiger Anlagen folgt. Graßmann

Jürgen Zabeck und Frank Hatje, Johann Georg Büsch (1728–1800) – wirtschaftliches Denken und soziales Handeln (Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe – Patriotische Gesellschaft von 1765, Nr. 4), Hamburg: Verlag Verein für Hamburgische Geschichte 1992, 58 S., 1 Abb. –

Büsch hatte sich als Professor für Mathematik am Akademischen Gymnasium in Hamburg über seine eigentliche Aufgabe hinaus als Mitbegründer und Vorsteher der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe von 1765, als Leiter der 1768 eingerichteten Handlungs-Akademie und als Mitgestalter der Hamburger Armenordnung von 1788 verdient gemacht. – *Jürgen Zabeck*, Johann Georg Büsch und die Herausbildung der Wirtschaftswissenschaft in Hamburg (9–31), weist nach, daß Büsch mit der Betonung des praktischen Nutzens seiner Untersuchungen und Lehre nicht in die Systeme – Merkantilismus oder Liberalismus – seiner Zeit einzuordnen ist. Während Adam Smith seine Theorie im wesentlichen von den Gütern der Naturalwirtschaft ableitet, schreibt Büsch in dem Hauptwerk „Die Abhandlung vom Geldumlauf" (1780 in Hamburg erschienen) der Geldmenge eine besonders große Dynamik bei der Nachfrage auf dem Markt und bei dem Leistungsansporn zur Produktion zu. Mit Überlegungen, in welcher Weise Geldmengenänderungen und Umlaufgeschwindigkeiten die Preise und damit den Staatshaushalt beeinflussen, werden bereits moderne Theorien des Monetarismus angesprochen. – *Frank Hatje*, Johann Georg Büschs Konzept einer „gebesserten Armenpflege in Hamburg" zwischen Nationalökonomie und Paternalismus (33–58), sieht in der Neuordnung der Hamburger Armenpflege durch die Allgemeine Armenanstalt von 1788 eine Anpassung älterer Vorstellungen der Fürsorge an neuere ökonomische Probleme und Möglichkeiten. Die Neuordnung übernahm überwiegend Begründungen und Verbesserungsvorschläge Büschs auf, der die stetige Zuwanderung nach Hamburg als den Hauptgrund für niedrige Löhne und damit für die Zunahme der Armut betrachtete. Stockender Geldumlauf müsse durch öffentliche Einrichtungen zum Gelderwerb der Arbeitsfähigen beschleunigt werden: Beschaffung und Erhalt von Arbeit und Erziehung zur Arbeit sollten mit der moralischen Verpflichtung zur Fürsorge den Interessen der gesamten Bürgerschaft dienen.

Hamburg Günter Meyer

Tilman Stieve, Der Kampf um die Reform in Hamburg 1789–1842, leicht veränd. Diss. Bielefeld 1990, Hamburg: Verlag Verein f. Hamburgische Geschichte, 1993 (Beiträge zur Geschichte Hamburgs Bd. 44), 453 S., – Verf. untersucht die auffällige Reformunwilligkeit in der Zeit von der Französischen Revolution bis 1842, die zwar auch in Hamburg als zeittypisch zu bezeichnen ist, aber in der Elbestadt selbst im Vergleich mit den nicht gerade fortschrittlichen Schwesterstädten Lübeck und Bremen besonders auffällig ist. Die Untersuchung beginnt mit dem Jahr der Französischen Revolution, ohne die sowohl der von verschiedenen Gruppen getragene Reformdruck der folgenden Jahrzehnte als auch der Widerstand dagegen nicht verständlich ist. Auch die vom Verf. gewählten Einschnitte anhand der Schlüsselereignisse Franzosenzeit/Befreiungskriege, Reformversuch 1814–1816, Krise 1830–32 und der Große Brand 1842 sind sinnvoll gewählt, zumal langfristige Tendenzen wie die Zunftreform eine angemessene Berücksichtigung finden. Verf. schließt die Arbeit mit den gescheiterten Reformversuchen nach 1842, da die Phase des traditionellen, am Hauptrezeß orientierten Konsensdenkens beendet gewesen sei und die Zeit der Parteibildungen begonnen habe. Ein Ausblick auf die folgenden Jahrzehnte bietet dem Leser eine weitere Orientierung. Ein ausführliches, gut gestaltetes Personenregister erschließt die Diss. –

Die tatsächlich durchgeführten geringfügigen Reformen setzten nach Meinung des Verf. das alte, wegen seiner Kompliziertheit zu schwerfällige System nicht in die Lage, den Anforderungen der wachsenden Bevölkerungszahl und der zunehmenden Komplexität der Regierungsgeschäfte effektiv zu begegnen. Reformansätze versandeten im Gegeneinander der Interessen von Gruppen und Institutionen (z.B. Senat, Bürgerschaft, Oberalte). Insgesamt sei das System nicht mehr fähig gewesen, sich zu regenerieren. – Verf. beschränkt sich in der Arbeit auf die innenpolitisch relevanten Quellen aus Hamburger Archiven. Ihm entgeht dabei die Reformbedürftigkeit auch der Hamburger Außenpolitik, die z.B. aus den Auseinandersetzungen mit dem Gesandten der vier freien Städte zu Paris Vincent Rumpff bzw. seiner deutlichen Kritik an der schwerfälligen Hamburger Politik hervorgeht. Auf diesem Gebiet und in den gleichfalls ausgesparten Beziehungen zu den Hansestädten, anderen deutschen Staaten und dem Dt. Bund sind weitere Untersuchungen wünschenswert, um die Interdependenz zwischen Außen- und Innenpolitik einzubeziehen. Ibs

Evi Jung-Köhler, Verlust und Chance, Hamburg 1842. Stadtmodernisierung beim Wiederaufbau nach dem Großen Brand. Hamburg: Verlag Verein für Hamburgische Geschichte 1991, 154 S., zahlr., z.T. farbige Abb. – Zwar waren hymnische Äußerungen über die Qualität des Wiederaufbaus nach dem Brand zahlreich, und auch die Abfolge des Baugeschehens ist bekannt, und so werden die hier gewonnenen Erkenntnisse auch in der von Manfred F. Fischer und Kersten Krüger betreuten Hamburger Dissertation gewürdigt. Darüber hinaus erbringt sie aber – und das ist das Wesentliche – die „Einbindung des Wiederaufbaugeschehens in die zeitgenössische Problematik der Stadtentwicklung des 19. Jahrhunderts" (8). Der Großbrand machte, abgesehen von seinen wirtschaftlichen Folgen und Auswirkungen auf Verfassung und Verwaltung der Elbestadt – in dieser Phase der allgemein-europäischen Frühindustrialisierung den Weg frei für die Verwirklichung notwendiger verkehrstechnischer, wohnungspolitischer und hygienisch-sanitärer sowie gestalterischer Ziele. Die mannigfaltigen Überlegungen, die zeitgenössischen Beurteilungen und die verschiedenen Wiederaufbaupläne werden geradezu fesselnd (dabei sehr gute Abbildungen!) dargestellt (Entwürfe von Lindley, Chateauneuf, Semper, Wimmel, Heinrich sowie nicht realisierte Pläne). Es werden also nicht nur bauliche Glanzstücke wie das Rathaus, die Alsterarkaden usw. vorgeführt. Zeitgenössische Phänomene, wie der sich ankündigende Nutzungswandel der Innenstadt mit Trennung von Wohnen und Arbeiten und seine verkehrstechnischen Folgen sind J.-K. ebenso gegenwärtig wie die Lösung von Expropriationsfragen. Der Funktionswandel der Innenstadt barg zudem den Anfang der Citybildung in sich. – In kritischer Würdigung hebt Verf. hervor, daß der Stadtteil St. Georg nicht mit der Innenstadt verknüpft wurde, da „abschirmende Stadtplanungspolitik" (137) einen Kordon der alten Bebauung zwischen beiden Stadtgebieten bestehen ließ. Die heute zu bedauernden Substanzverluste des Wallterrains finden ebenfalls in der damaligen Planung ihren Anfang, sind aber erst stadtplanerischen Entscheidungen im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts zuzurechnen. Ist auch in der Literatur das Epitheton „Kunstwerk und Schöpfung" üblich geworden, so übersieht die Verf. dennoch nicht das Bewußtsein von wirtschaftlichen und finanziellen Risiken, das die Zeitgenossen auch beherrschte. – Nur im Neubaugebiet konnte ein

rationales Straßenmuster durchgesetzt werden, wobei weitblickend ein gezielter Ausbau zum Stadtzentrum stattfand, denn man setzte undogmatisch keinen starren Reißbrettplan um (nach Rechteck-, Dreieck- oder Radialsystem), sondern eine „zeitgerechte Stadtmodernisierung unter gleichzeitiger Berücksichtigung und städtebaulicher Steigerung der topographischen Eigenarten" (140). Im Vergleich mit Stadtplanungen wie der Wiener Ringstraße oder Münchner Maxvorstadt war dies eine außerordentliche Leistung, eben „eines der großen städtebaulichen Ereignisse" (ebd.). Zusammenfassend: Eine für Fachmann und Laien gleichermaßen nützliche und anregende Darstellung, die nicht nur dem Hamburg-Besucher die Augen öffnet, sondern vielleicht auch noch gegenwärtiger Städtebauplanung eine Handreichung sein kann.

Graßmann

Helmut Stubbe-da Luz, Die Oberbürgermeister Heinrich Denicke, Harburg, Bernhard Schnackenburg, Altona, Erich Wasa Rodig, Wandsbek, Hamburg: Verlag Verein für Hamburgische Geschichte 1992, 87 S., 7 Abb. (Hamburgische Lebensbilder Bd. 6). – Der Band 6 der Hamburgischen Lebensbilder widmet sich drei Kommunalpolitikern aus den ehemaligen Hamburger Nachbarstädten Harburg, Altona und Wandsbek, die in einer Zeit wirkten, in der sich die bloße Ordnungsverwaltung zur Leistungs- bzw. Dienstleistungsverwaltung wandelte. Bestimmend für die Kommunalpolitik aller drei Städte war dabei die unmittelbare Nähe zu der ausufernden Metropole Hamburg, die besondere entwicklungspolitische Zielsetzungen erforderlich machte. Während Heinrich Denicke (1856–1943), 1883 Stadtsyndikus und 1899 bis 1924 Oberbürgermeister in Harburg, eine Eingemeindung nach Hamburg strikt ablehnte, waren seine jüngeren Kollegen Bernhard Schnackenburg (1867–1924), 1909 bis 1924 Oberbürgermeister von Altona, und Erich Wasa Rodig (1869–1940), 1913 bis 1931 Oberbürgermeister von Wandsbek, bereit, die Selbständigkeit ihrer Städte aufzugeben. Nach dem vorläufigen Scheitern der Großhamburgpläne schufen alle drei aus ihren Städten durch gezielte Eingemeindungspolitik leistungsfähige Großgemeinden. Ibs

Peter-Hubertus Pieler, Anfänge der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen und ihre Entwicklung bis 1933. Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte 1992. 104 S., 6 Abb., 5 Diagr. (Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe – Patriotische Gesellschaft von 1765. Bd. 5). – Die „Hamburger Öffentlichen Bücherhallen" wurden 1899 begründet. Das ist bemerkenswert spät, wurde doch die Lübecker „Volksbibliothek" schon 1879 ins Leben gerufen, die kleine Bücherei von Finkenwerder bereits 1868. Gemeinsam mit Lübeck ist, daß die Gründung in Hamburg von der „Patriotischen Gesellschaft", in Lübeck von der eng verwandten „Gemeinnützigen" erfolgte. Gemeinsam ferner, daß in Lübeck 1899 die Lösung von dieser in der „Öffentlichen Bücherhalle" vorgenommen wurde, in Hamburg 1920 in der „Hamburger Öffentlichen Bücherhalle", einer gemeinnützigen Stiftung privaten Rechts. Ein Unterschied, daß in Lübeck 1923 die Verstaatlichung erfolgte, während diese in Hamburg unterblieb, obwohl auch hier die Existenz nur mit staatlicher Hilfe möglich ist. Ein Irrtum, daraus schließen zu wollen, daß die Hamburger Institution rückständig wäre. So hat man hier zuerst in Deutschland das heute allgemein übliche „Freihandsystem" eingeführt, auch sehr früh Kinder- und Jugendabtei-

lungen ins Leben gerufen. Das Buch P.s zeigt die äußeren Einwirkungen von Staat und Öffentlichkeit. Die innerbetriebliche Entwicklung findet man vor allem in den Jubiläumsschriften von 1925, 1949 (darin besonders die Darstellung der Geschichte der Hamburger Bücherhallen von Lilli Volbehr) und von 1974 (von Friedrich Andrae).

Hamburg — Gerhard Meyer

Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten. Bearb. von Renate Hauschild-Thiessen. Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte 1993. 391 S., zahlr. Abb. (Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte; Bd. 38). – Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943, in der die Luftangriffe Tod und Zerstörung bewirkten, war eines der einschneidendsten Ereignisse in der Geschichte der Stadt. Ihre Spuren sind noch heute deutlich im Stadtbild zu erkennen, und die Menschen, die sie miterlebt haben, wurden von ihr geprägt. Zwar sind die Vorgänge mehrfach in der Literatur behandelt, doch eine umfassende Darstellung in Augenzeugenberichten hat erst H.-Th., Verf. vieler Schriften zur hamburgischen Geschichte, in dem vorliegenden Werk zusammengestellt. Nur mit Widerstreben hat sie sich an die Darstellung der traurigen Geschehnisse gemacht, allein die Überzeugung von der Notwendigkeit einer solchen nach einem halben Jahrhundert hat sie diese Aufgabe übernehmen lassen. – Sie hat aus dem umfangreichen, vorliegenden Material eine wohlüberlegte Auswahl getroffen. Dabei läßt sie nur Zeitzeugen zu Wort kommen, die ihre Erlebnisse während der Angriffe oder bald danach zu Papier gebracht haben, in Tagebuchaufzeichnungen, Briefen und Berichten. Die Gespräche mit Betroffenen nach einem halben Jahrhundert hat sie nicht aufgenommen, denn es zeigte sich, daß sich manches in deren Erinnerung verschoben hat, daß auch oft falsche Daten angegeben wurden. Die Bearbeiterin setzt vor jedes Zeugnis eine kurze Einleitung, die über den Schreiber bzw. die Schreiberin informiert und einige zum Verständnis nötige Details enthält. Das Ganze ist übersichtlich angeordnet, auch durch Register gut erschlossen. Die Berichte werden ergänzt durch zahlreiche, gut ausgewählte Fotos. Man liest über grauenhafte Feuerstürme und andere Schreckensszenen, von Heldentaten und Schändlichkeiten, von Tod, Verderben und Rettung, von den entstandenen Trümmerlandschaften, dem weiteren Leben in der Stadt, den außerhalb untergebrachten „Butenhamburgern" und anderem mehr. Das Buch zeigt, wie sich die Hamburger in das Unvermeidliche fanden. Beachtlich ist die sich immer wieder zeigende Liebe der Bewohner zu ihrer Stadt. Die Zeugnisse berücksichtigen alle wesentlichen Aspekte des Geschehens. – Im Nachwort wird die Hamburger Katastrophe im Zeitgeschehen betrachtet, nach der Niederlage von Stalingrad, während der Landung der Anglo-Amerikaner in Sizilien. Man liest über die Reaktion der deutschen Führung, die so schwere Angriffe nicht für möglich gehalten hatte, auf die sie nicht genügend eingestellt war und die sie nicht hatte verhindern können. Man erkennt, daß bei vielen der Betroffenen das Vertrauen zu Hitlers Führung und der Glaube an den Sieg Deutschlands verlorengegangen waren. H.-Th. weist aber auch auf die Irrtümer im Lager der Alliierten hin, die geglaubt hatten, daß die Rüstungsindustrie Hamburgs nun ausgeschaltet wäre, daß die Moral der Deutschen nachhaltig erschüttert sei und sie, wie im November 1918, zur Kapitulation bereit wären. – Bemerkenswert ist

bei einem so schwierigen Thema das Bemühen der Bearbeiterin um eine getreue Wiedergabe der Wirklichkeit. Es ist ihr das gelungen, und wir können ihr für dieses Werk über die wohl schwerste Zeit Hamburgs dankbar sein.

Hamburg Gerhard Meyer

Annemarie Landenberger, Als Hamburger Lehrerin in der Kinderlandverschickung – Tagebuch 1943. Hamburg 1992, 70 S., Abb. (Vorträge und Aufsätze. Hrsg. vom Verein für Hamburgische Geschichte Heft 29). – Die Verf., von 1942 bis zur Pensionierung 1982 mit zwei Unterbrechungen im hamburgischen Schuldienst, teilt hier Erlebnisse, Begebenheiten, Besonderheiten aus ihrem Einsatz in dem KLV-Lager in Libusza, gelegen in Beskiden, bis 1918 österr. Galizien, mit. Sie stützt sich dabei auf tagebuchartige Notizen, die durch noch vorhandene Briefe aus jener Zeit und ein Tagebuch einer damaligen Kollegin ergänzt werden. Da die Verf. im Juli 1943 Heimaturlaub bekam, erlebte sie die schweren Luftangriffe auf Hamburg, so daß sich darüber auch hier Aufzeichnungen finden. Es gab wohl keinen größeren Gegensatz zu Hamburg. Dort die großen Häuserzeilen, hier kleine Holzhäuser mit Schieferdächern oder weißgekalkte strohgedeckte Hütten. Die als Lager dienenden Gebäude waren einst Sitz einer Erdölgesellschaft gewesen und wurden damals schon mit Erdgas beheizt. Bei der Besprechung in der Schulbehörde war immer neben der Sicherheit vor Luftangriffen auf die rein deutsche Bevölkerung dieses Ortes im damals früheren Polen hingewiesen worden. Tatsächlich lebten die Lehrerinnen mit ihren Schülerinnen unter Polen in einem besetzten Gebiet. Für die Sicherheit in dem Lager sorgten Wachmänner in SS-artigen Uniformen. Bei jedem Ausgang und Ausflug in die Umgebung mußte ein Wachmann mit geschultertem Gewehr die Klasse begleiten. Bei einem Gang nach Gorlice erzählte der Wachmann den Erwachsenen, nachdem er sich scheu umgesehen hatte, daß die Juden vor acht Monaten (also Ende 1942) alle ohne Ausnahme erschossen worden seien. Bei einem Ausflug nach dem am Hang gelegenen Städtchen Biecz erzählte einer der begleitenden polnischen Gendarmen, daß er bei der vor acht Monaten stattgefundenen Judenaktion dabei gewesen sei. L. schildert anschaulich, wie man den Krieg mit seinen Folgen, wie Nachrichten vom Luftangriff auf Hamburg, von den Kindern fernhalten konnte. Ende Nov. kehrte sie, nachdem ihrem Antrag auf Entlassung aus der KLV stattgegeben war, nach Hamburg zurück. Ein interessantes Heft, das einen Aspekt der Schule unter dem Nationalsozialismus lebendig macht.
Wiehmann

Bremisches Jahrbuch 72, 1993. – Die Einleitung des Bandes stellt, wie üblich, ein kommentiertes „Titelbild" dar, in diesem Fall ein Aquarell zur Illustration eines Unglücksfalles auf der Weser, bei dem 1755 ein Flußschiff ein Fischerboot übersegelte, wobei einer der beiden Fischer ertrank. Vor der Kämmerei wurde die Angelegenheit verhandelt (*Bettina Schleier,* Vorfahrt auf dem Fluß, 11–13). – *Dietrich W. Poeck* („... bidde for uns". Zu Fürbitte und Totengedenken im mittelalterlichen Bremen, 16–33) überprüft im Rahmen seiner großangelegten Forschungen zum Totengedenken auch bremische Quellen, nämlich das Martyrolog-Necrolog aus dem St. Willehadi-Stephani-Stift, das 1302/1307 abgefaßt wurde und insbesondere zu den tonangebenden Schichten und Kreisen Bremens wichtige Hinweise enthält. Ergänzt werden

diese Informationen auch durch das Necrolog der Franziskaner. Die Vielfalt der Überlieferung „bidde für uns" ist in dieser umfassenden und zugleich generalisierenden Sicht bisher noch nicht derartig ausführlich behandelt worden. Um so mehr als P. mit dem gleichen Forschungsansatz auch die Situation in anderen Hansestädten untersucht. Prosopographische Erkenntnisse fließen hier zusammen mit interessanten Informationen zur sozialen Seite der Sorge für die Armen und Beiträgen zur Kunstgeschichte, da auch Vermächtnisse zur Ausgestaltung der Kirche nicht selten waren. – Auf seine Weise ist der Aufsatz von *Sabine Presuhn* (Seelenheil und Armensorge. Stiftungen Bremer Familien im 14. Jahrhundert, 34–50) eine Ergänzung zu P.s Beitrag. Im Mittelpunkt stehen die Familien Groningh und von Ruthen. *Adolf E. Hofmeister* kommentiert und ediert das Bremer Kornakzise- und Tonnengeldregister von 1532 (51–97). Nicht nur sind die Angaben über die Waren und Schiffe eine wichtige Quelle für die „vorstatistische Zeit", sondern der Kommentar ist zugleich eine kleine Abhandlung über die bremische Verfassungsgeschichte jener Zeit. – *Klaus Schwarz* berichtet über den Bremer Stadtarzt Johann von Ewich als Verfasser von Pestschriften (98–116), und *Christian Ostersehlte* liefert einen interessanten Beitrag zur Schiffahrtsgeschichte (die staatliche Schleppschiffahrt in Bremen von den Anfängen bis zur Übernahme durch das Reich, 117–160). – Literaturgeschichte mit bremischer Geschichte verbindet der Aufsatz von *Bettina Kaemena* (Ricarda Huch in Bremen 116–196). Zwar verlebte Ricarda Huch nur kurze Zeit (1896–1897) in der Weserstadt, ursprünglich mit dem Vorhaben, eine Lehrtätigkeit auszuüben, aber – quellenmäßig durch Briefe untermauert – stellte sich diese Bremer Zeit dann doch als eine wichtige Etappe im Leben der Schriftstellerin dar. Zur Geistesgeschichte und Zeitstimmung kurz vor der Jahrhundertwende, nicht nur Bremens, sind interessante Einzelheiten zu erfahren. Graßmann

Bremisches Urkundenbuch. Bd. 7 1442–1447, bearb. von Adolf E. Hofmeister und Andreas Röpcke. Bremen: H. M. Hauschild GmbH 1993, XXIV, 599 Seiten, 44 Abb. – Die beiden Bearb., deren jeder von dem angegebenen Zeitraum einen dreijährigen Abschnitt übernommen hat, waren erst nach der Rückführung der Archivalien aus ehemaliger DDR und Sowjetunion 1987 und 1990, die das Bremer Staatsarchiv in weit geringerem Maß berührt hat als das Archiv der Hansestadt Lübeck, in der Lage, die Veröffentlichung der städtischen Urkundenüberlieferung voranzubringen, die seit dem Erscheinen der beiden Lieferungen des Bandes 6, 1940 und 1943 (1434–1447), notwendigerweise hatte ruhen müssen. Um so mehr ist der rasche Abschluß des Bandes mit seinen 548 Nummern zu begrüßen, zumal mehr Stücke als in früheren Bearbeitungen, vor allem aus der primären Überlieferung des Staatsarchivs, im vollen Wortlaut – u.a. ein Reflex daraus, daß sie lange Zeit nicht zugänglich waren – aufgenommen wurden und das Pertinenzprinzip seine Fortsetzung fand. Letzteres macht die Kriegsverluste, bes. im Staatsarchiv Hannover, sehr schmerzlich deutlich; allerdings blieben auch in Bremen nach der Rückführung einige Lücken (VII Anm. 4). Berücksichtigt wurden die Institutionen des Erzbischofs und des Domkapitels, die ansonsten in einer eigenen Regestenreihe zugänglich gemacht werden (erschienen bis 1344), nur, wenn die Stadt als Verhandlungspartner genannt sowie städtisches Gebiet und die Organisation des Doms berührt wurden (VII). Berücksichtigt wurden alle

Ratsentscheide aus dem sog. „Scheidebuch", ansonsten wurden die verschiedenen Stadtbücher wegen ihres Umfangs meist ausgelassen. Einer anderen Bearbeitung bedarf z.B. auch die Chronistik (VIII). Wegen des den Zeitraum berührenden Kriegs mit Burgund waren umfangreiche Archivbesuche in den Niederlanden notwendig, wegen des geistlichen Pfründenwesens solche im Vatikanischen Archiv in Rom. Von den benachbarten Archiven ist das Lübecker eines der wichtigsten (X Anm. 34), dessen zurückgekehrte Originale eingesehen wurden. Versehentlich fehlt Lübeck in der Auflistung der besuchten Archivorte (XI–XIII). Hierdurch sieht sich Rez. veranlaßt, eine Liste der Vorlagen aus Lübeck zu geben und auch – soweit es ihm in der Kürze der Zeit auffiel – zusätzlich die Nummern zu nennen, in welchen Lübeck im Text vorkommt, zumal ein Index erst nach der Bearbeitung von Band 8, der die Publikationsreihe mit dem Datum 1450 beschließen soll, für die Bände 6–8 erscheinen soll (V). In der Liste erscheint nach der Nummer im Urkundenbuch in der zweiten Spalte das Archiv, aus welchem die Vorlage stammt, und in der letzten Spalte der Hinweis auf vorherige Veröffentlichungen; das Lübeckische Urkundenbuch und die Hanserezesse wurden mit den Siglen LUB und HR angegeben, weniger bekannte Veröffentlichungen sind mit einem x gekennzeichnet. Das Archiv der Hansestadt Lübeck ist mit AHL abgekürzt.

Nr.	Archiv	veröffentlicht	Nr.	Archiv	veröffentlicht
20	Geh.StA Berlin	x	263	StA Hamburg	
21	Vatikan		270	StA Hamburg	
47	StA Bremen		277	GA Deventer	
83	StA Bremen	x	293	StA Hamburg	x
84	StA Bremen	HR	344	StA Bremen	
101	AHL	LUB	345	StA Bremen	
102	AHL	LUB	363	HA Köln	x
104	AHL	LUB	367	HA Köln	x
105	AHL	LUB	379	StA Bremen	
106	StA Hildesheim	HR	440	StA Bremen	
115	WAP Danzig	HR	441	StA Bremen	
116	StA Tallin	x	449	StA Bremen	LUB
129	WAP Danzig/AP Thorn	x	450	StA Bremen	
141	StA Hamburg/AHL	LUB	451	StA Bremen	
170	StA Bremen	LUB	465	AHL	HR
171	AHL	LUB	471	AHL	HR
175	AHL	HR	473	AHL	HR
179	StA Lüneburg		482	Geh.StA Berlin	x
180	AHL/StA Bremen	LUB	485	StA Bremen	
190	AHL		493	AHL	HR
203	StA Bremen	x	500	StA Bremen	
219	StA Hamburg	HR	501	StA Bremen	
221	AHL	LUB	512	Geh. StA Berlin	
233	HA Köln	HR	514	AHL	HR
244	StA Zierikzee	x	517	AHL	LUB
247	AHL (fehlt)	HR			
257	AHL	LUB			

Hieraus wird ersichtlich, daß die überwiegende Zahl der bisher nicht bekannten Stücke, in denen Lübeck vorkommt, dem Staatsarchiv Bremen entstammt. Die Auflistung soll keine Fehlerlese an den Bearbeitern sein, denen hiermit ausdrücklich Dank ausgesprochen sei und deren Werk sich durch hohe Kompetenz und fachliche Zuverlässigkeit auszeichnet, sie soll aber für die lübeckische Forschung einen ersten Einstieg in das ohne Index schwer zugängliche Quellenwerk bieten. Den Schluß des Bandes bilden 43 qualitätvolle Schwarz-Weiß-Abbildungen von Siegeln aus den Beständen des Staatsarchivs. Die Abbildungsunterschrift verweist auf die jeweilige Nummer im Urkundenbuch, wo detaillierte Beschreibungen und die Umschrift gegeben werden. Simon

Sylvelin Wissmann, Es war eben unsere Schulzeit. Das Bremer Volksschulwesen unter dem Nationalsozialismus. Bremen 1993, 398 S. (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Bremen; Bd. 58). – Die im Jahre 1991 als Dissertation von der Bremer Universität angenommene Arbeit hat sich zum Ziel gesetzt, eine „Gesamtdarstellung der Bremer Volksschule in der NS-Zeit mit möglichst gleicher Gewichtung aller Einzelaspekte, zumal es sich um die erste umfassende Aufarbeitung des Bremer Volksschulwesens in einem bestimmten historischen Abschnitt handelt", zu liefern. Akten der Schulbehörde konnten nicht benutzt werden; diese waren durch einen Volltreffer auf das Gebäude der Behörde im August 1944 verlorengegangen. So mußten Sekundärquellen herangezogen werden: hektographierte Verfügungen der Schulbehörde, Schriftverkehr, handschriftliche Schulchroniken, Berichte, Konferenzprotokolle, Klassenbücher, private Schrift- und Erinnerungsstücke. Ergänzt wurde dieses Material durch die Befragung vieler Zeitzeugen, um verschiedene Einzelinformationen und unterschiedliche Sichtweisen zu erhalten. Aus der Verknüpfung vieler Berichte entsteht ein dichteres Gesamtgewebe, als es bloße Schriftstücke herstellen könnten (18). Mehrere Jahre dauerte die Ermittlung und Beschaffung des Materials, die Vorarbeiten begannen 1978 (!). Die Mühe hat sich aber gelohnt. Die Arbeit ist übersichtlich gegliedert: Vorgeschichte, Die Bremer Volksschule im Frieden 1933–1939, Die Bremer Volksschule im Krieg 1939–1945, Das erste Jahr nach dem Kriege. Am umfangreichsten ist die Darstellung des Kapitels über die „Volksschule im NS-Staat" und der „NS-Staat in der Volksschule". Die dort getroffenen Aussagen lassen sich wohl auch auf Lübeck übertragen. Die Darstellung der letzten Kriegsmonate, des Sommers 1945 und des Wiederbeginns der Schulen (besser des Unterrichts) kann der Rez. (Jg. 1939) aufgrund der Erinnerung an seine Schulzeit in Oldenburg/O. nur unterstreichen. Den Schluß dieser interessanten Darstellung bilden vier Register: Lehrkräfte, Personen, Bremer Schulen und Sachen (von „Abitur" bis „Zweiter Bildungsweg"). Solche Untersuchung wünschte man sich auch für Lübeck. Wiehmann

Schleswig-Holstein und weitere Nachbargebiete

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte Bd. 118, 1993, 448 S. – Einleitend würdigt *Enno Bünz* in einem Nachruf für Walter Lammers (1914–1990) dessen Beiträge zur Geschichte Schleswig-Holsteins (darunter „Das

Hochmittelalter bis zur Schlacht von Bornhöfed 1050–1227 in Bd. 4 der Geschichte Schleswig-Holsteins). – *Martin Rheinheimer,* Armut in Großsolt (Angeln) 1700–1900 (21–133), beschreibt Erscheinungsformen, Ursachen und Einrichtungen zur Armenversorgung einer relativ wohlhabenden Gemeinde 12 km südlich von Flensburg, die als durchschnittliches Dorf der schleswig-holsteinischen Agrargesellschaft bezeichnet werden kann. Nach 1800 war die Zahl der Armen beträchtlich gestiegen, so daß die ältere Verordnung von 1736 zur Armenfürsorge nicht mehr genügte. Mit dem Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft verlagerte sich am Ende des 19. Jh. das Armenproblem in die Städte. Die Sozialgesetzgebung hatte durch den Anspruch auf Unterstützung die schlimmsten Formen der Armut relativiert. In dem vorliegenden Beitrag wird versucht, die Armenversorgung in den Gemeinden und das Verhalten der Armen mit dem psychologischen Grundmotiv der Angst zu erklären: Angst der Wohlhabenden vor einer Veränderung der gesellschaftlichen traditionellen Verhältnisse und Angst der Armen, den Forderungen der Gesellschaft nicht zu entsprechen. Mit Begriffen aus der Freudschen Tiefenpsychologie wie „Realangst" vor Verarmung und „neurotischer Angst" vor dem „sozialen Tod" wird der bisher übliche Deutungsversuch der Armenfürsorge als „soziale Disziplinierung" erweitert, allerdings mit der Betonung nicht genau zu definierender Gefühle oder mit dem Hinweis auf „einen neurotischen Kreislauf" (109) der Armut in den Bereich individualistischer Innerlichkeit verschoben. – *Harm-Peer Zimmermann,* Die Waisenhäuser in Flensburg 1725–1813 und Husum 1773–1828 (135–166), betont mit der Einführung der Kirchenordnung von 1542 den Übergang von der christlich-metaphysischen zur säkular-humanitären Begründung bei der Einrichtung von Waisenhäusern: Die Organisation sozialer Fragen war zur Aufgabe der weltlichen Herrschaft erklärt worden. Allerdings waren die Waisenhäuser in Flensburg und Husum aus dem pietistischen Eifer eingerichtet worden, die Franckesche Anstalt in Halle zu kopieren. Wegen der Kritik an der Lieblosigkeit des Anstaltslebens und wegen der steigenden Kosten für eine verbesserte Ausstattung wurden die Häuser geschlossen; die Waisenkinder sollten in Pflegefamilien und Armenschulen besser und kostengünstiger betreut werden. – *Kurt Jürgensen,* Der Amtssitz des Oberpräsidenten in der Provinz Schleswig-Holstein (167–210). Während der Zugehörigkeit zur preußischen Monarchie von 1868 bis 1918 ist Kiel nur vor 1879 und nach 1917 Amtssitz des Oberpräsidenten gewesen, der dadurch von der Provinzialregierung in Schleswig getrennt war, während in allen anderen preußischen Provinzen Regierung und Oberpräsident am selben Ort zusammengefaßt waren. Dies war auch der Grund, den Sitz des Oberpräsidenten 1879 nach Schleswig zu verlegen, wo bereits 1868 der einzige Regierungsbezirk eingerichtet worden war, um mit Rücksicht auf den Ripener Vertrag von 1460 die Verwaltungseinheit der Herzogtümer zu verdeutlichen. Wegen kriegsbedingter Aufgaben wurde der Amtssitz des Oberpräsidenten 1917 als einstweilige Verfügung des Kaisers nach Kiel verlegt. Diese Entscheidung wurde während der Weimarer Republik nicht zurückgenommen; auch nach 1933 blieb der Oberpräsident am Sitz der Gauleitung, um die „Einheit von Partei und Staat" zu demonstrieren. Die englische Militärverwaltung entschied im Oktober 1945, alle Regierungsfunktionen in Kiel zusammenzufassen: seit August 1946 residierte der neu eingesetzte Ministerpräsident wieder im Rantzaubau des Kieler Schlosses. Zum Ausgleich wurde im Oktober 1948 das Oberlandesgericht von Kiel nach Schleswig verlegt. – *Ralph Uhlig,* Zur Vertreibung der Kieler Wissenschaftler von der Christian-Al-

brechts-Universität nach 1933 (211–240), erinnert an die „geknickten Biographien" (212), der Wissenschaftler an der Kieler Universität, die nach 1933 ihre Lehr- und Forschungsmöglichkeiten einschränken oder aufgeben mußten. „Damit Erinnern an das Geschehen nicht zum sterilen Bewahren wird, sondern Lernen und Überwinden sein kann" (212) beschreibt er teils pauschalierend, teils durch Einzelvorgänge belegt, allgemein die Einwirkungen der NS-Herrschaft in die Universitäten in Deutschland. Weil sie die Freiheit der Wissenschaft zerstörte, „erwies sich die Rassenlehre" als „eine auch die Universität vergewaltigende Ideologie" (219). Vielleicht hat der Rückgriff auf eine Reihe von Artikeln aus der Wochenschrift „Die Zeit" den Stil dieses Beitrages zu sehr journalistisch geprägt, denn sonst könnte man wohl kaum das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933 zum „NS-Grundgesetz" (218) hochstilisieren oder „ein grob geschildertes Tableau" als „erschreckende Folie" (220) bezeichnen. Daß „etwa 25%, also ein Viertel" (222) sind, muß wohl betont werden. Es ist schade, daß die emphatische und teilweise diffuse Formulierung und gelegentlich auch die Begründung die sachliche Darstellung und Beurteilung der Zwangsmaßnahmen an der Kieler Universität nicht deutlich genug hervortreten lassen. – *Ute Haese,* Das Norddeutsche Echo – die Geschichte einer kommunistischen Zeitung (241–266). – Nach Neuzulassung der KPD am 15. September 1945 erschien am 3. April 1946 die erste Ausgabe des „Norddeutschen Echos". Der kommunistischen Parteizeitung fehlten sowohl geeignete journalistische Fachkräfte als auch die materiellen Voraussetzungen für den Druck und Vertrieb. Die eindeutig ideologisch ausgerichtete Zeitung, deren Wirkung in der Öffentlichkeit gering blieb, richtete sich häufig mit übertriebenen Artikeln gegen die britische Besatzungspolitik; sie wurde mehrfach verwarnt, verboten und erschien nach dem Verbot der KPD mit der Ausgabe vom 11./12. August 1956 zum letzten Mal. – *Bernd Kasten,* „Das Ansehen des Landes Schleswig-Holstein". Die Regierung von Hassel im Umgang mit Problemen der nationalsozialistischen Vergangenheit 1954–1961 (267–284), – bewertet die Versuche des Ministerpräsidenten von Hassel, die NS-Skandale der 50er Jahre in ihrer öffentlichen Wirkung zu begrenzen, als nicht vollständig gelungene realpolitische Maßnahmen, um das Ansehen des Landes Schleswig-Holstein innerhalb und außerhalb Deutschlands zu erhalten. – *Reinhold Bengelsdorf,* Hafen Haffkrug (285–292). Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1388 kann man aus dem Namen „kroghe by dem have" auf einen Schiffslandeplatz schließen, der in der Hand der Buchwalds war. Für das 17. Jh. sind nach den Sundzollisten Getreide- und Holzexporte nach Holland, wahrscheinlich über Lübecker Kaufleute als Zwischenhändler, nachweisbar. Wohl erst im 18. Jh. wurde der Fischhandel aufgenommen. Ab 1813 entwickelte sich Haffkrug auf Empfehlung Eutiner Ärzte als Badeort. – *Gerhard Hoch,* Streit um die Juden in Barmstedt 1740 (293–297). Die Baronin von Grote des Gutes Barmstedt konnte erfolgreich das Bleiberecht der Juden in ihren Häusern entgegen dänischer Rechtsauffassung verlängern.

Hamburg Günter Meyer

Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden. In Verbindung mit der Ges. f. Schleswig-Holst. Geschichte hrsg. vom Schleswig-Holst. Landesarchiv. Bd. 8, Kloster Itzehoe 1256–1564. Bearb. von Hans Harald Hennings. Neumünster: Wachholtz 1993,

XIV, 569 S. (Veröffentlichungen des Schleswig-Holst. Landesarchivs 37). – Bearb., dessen Vorhaben 1975–1980 von der Universität Kiel finanziell gefördert wurde, stellt im wesentlichen Stücke zusammen, die dem Klosterarchiv Itzehoe angehören. Die urkundliche Überlieferung des Klosters Itzehoe, ehemals Zisterzienserinnenkloster, seit der Reformation Damenstift wie außerdem in Schleswig-Holstein Uetersen, Preetz und St. Johannis bei Schleswig, wird damit erstmals in einer wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Form zusammengefaßt zugänglich gemacht. Bis zum Jahr 1400 sind die Urkunden schon in den vorangehenden Bänden II–IV und VI dieser Reihe im vollen Wortlaut erschlossen. Im anzuzeigenden Werk waren daher für diesen Zeitraum meist nur Kopfregesten und detaillierte Stückbeschreibungen erforderlich (bis Nr. 123, 1–45). Dennoch sind auch hier einige Nummern neu, bei anderen schien es notwendig, den Wortlaut der Vorlage heranzuziehen und bisherige Drucke zu verbessern (3a, 6, 9a, 17, 20, 26, 45, 46, 56 teilw., 56a, 60, 69, 73). Begrüßenswert ist das Heranziehen von auch noch so kurzen Regesten älterer Urkundeninventare, deren Vorlage als verloren anzusehen ist. Daß auch bei schon hinlänglich erschlossen geglaubten Stücken Neues erbracht wird, zeigt u.a. Nr. 9, wo durch die Beschreibung des Siegels und von dessen Umschrift davon auszugehen ist, daß nicht das Siegel des Ausstellers, des Grafen Gerhard von Holstein, sondern das des Grafen Hinrich, seines Rechtsnachfolgers, anhängt, was in Bd. II, 690 nicht ersichtlich wird. Dieser Gründlichkeit, die das hohe editorische Niveau der von W. Prange betreuten Reihe auszeichnet, wird die Wissenschaft mit Sicherheit ihren Dank zollen. Die Stücke nach dem Jahr 1400 sind in aller Regel im vollen Wortlaut wiedergegeben, wobei bis zum Jahr 1500 lediglich die Nr. 279 erreicht wird. Ein umfangreicher Teil der insgesamt 549 Stücke (die Zählung endet bei Nr. 532) gehört mithin bereits in das beginnende Aktenzeitalter. Immerhin beweisen 22 von 23 Nummern des Inventars aus dem Jahr 1613, für die sich Bearb. für einen Nachtrag (456–459, Nr. 510–532) und nicht für a-Nummern innerhalb des offenbar schon länger fahnenfertigen Manuskripts entschlossen hat, daß in der frühen Neuzeit der mittelalterliche Bestand der Urkunden reduziert worden ist (vgl. dazu auch „Einleitung" mit Archivgeschichte VII–X). Aufgenommen wurden vor allem in der Spätzeit auch etliche Korrespondenzschreiben. Den zeitlichen Endpunkt der Edition bildet nicht die Reformation, die zwischen 1525 und 1528 das Kloster ergriffen haben dürfte (O. Pelc, in: Itzehoe. Geschichte einer Stadt in Schleswig-Holstein, Bd. 1, 1988, 57, rez.: ZVLGA 69, 1989, 394 f.), sondern das Jahr 1564, in welchem „die erste allgemeine Privilegienbestätigung" (VII) durch König Friedrich II. vorliegt. Zu bedauern ist, daß trotz der Gründlichkeit und des fondsbezogenen Vorgehens „ältere spezielle Rechnungsbücher" nicht mit aufgenommen wurden und auch die seit 1526 vorhandenen Klosterrechnungen ausgespart blieben, doch darf „ihre besondere Bearbeitung und Veröffentlichung" erwartet werden (VII). Daß auch einmal die Urkunden des Stadtarchivs Itzehoe veröffentlicht würden, welchem Vorhaben nicht vorgegriffen werden sollte (XI), bleibt zu hoffen. Stücke dieser Provenienz wurden lediglich regestiert. Herangezogen wurden ansonsten fast ausschließlich Bestände des Landesarchivs in Schleswig (X). Etwas unverständlich erscheint die Behandlung der Nrn. 144, 155 und 165 mit vollständigem (Kopf)regest, während der nachfolgende Textabdruck sehr lückenhaft ist, im Apparat nur der Hinweis auf den Bestand erscheint, aber sonst kein Editionsvermerk die fragmentarische Wiedergabe erklärt. – Das Stichwort Lübeck kommt zwar in dem umfangreichen Registerteil (Orte,

Personen, Sachen) wiederholt vor, doch waren es meist der Bischof, das Domkapitel und Kleriker, die mit dem dem holsteinischen Adel vorbehaltenen Kloster in Beziehung getreten sind. Die Bemühungen um einen Prediger und Propst, in welche auch der Landesherr eingeschaltet wurde, konzentrierten sich in den Jahren 1557 und 1558 zunächst auf den Lübecker Magister Dionysius Schünemann (Prediger zu St. Jakobi 1549, 1558 Pastor am Dom, seit 1569 Pastor an St. Marien, gest. 1579, vgl. J. von Melle, Gründliche Nachricht ... passim, hier Nr. 455–457, 462, 464, 467). Doch hatte der Lübecker Rat schon 1557 wegen des kurz hintereinander erfolgten Todes von vier Pastoren (Nr. 456) dem Ansuchen eine Absage erteilt. Auch der von Schünemann empfohlene Amtsbruder aus Rostock, Johannes Schreigel, konnte sich nicht zur Annahme des Angebots entschließen (Nr. 461, 463). Damit erschöpfen sich im wesentlichen für den gesamten vorgestellten Zeitraum die Beziehungen zur Stadt Lübeck.

Simon

Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden, in Verbindung mit der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte hrsg. vom Schleswig-Holsteinischen Landesarchiv. Bd. XII: Die Protokolle des Lübecker Domkapitels 1522–1530. Nach Vorarbeiten von Emil Ehler und Sabine Pettke bearb. von Wolfgang Prange. Neumünster: Wachholtz 1993, 874 S. (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs 30). – Nach der Edition der Protokolle des Domkapitels aus der Hand des Dekans Johannes Parper für die Zeit 1537–40 (vgl. ZVLGA 70, 1990, 297 f.) legt *W. Prange*, Archivdirektor in Schleswig, aus dortigen Beständen nach relativ kurzer Zeit einen weiteren Band vor, der die Forschung zu Lübecks Geschichte, insbesondere zur Kirchengeschichte, enorm bereichert. Editorische Meisterleistungen gehören zu den historischen Verdiensten, die zwar relativ wenig allgemeine Beachtung finden, dafür aber die Arbeit ganzer Forschergenerationen befruchten: Man kann das vorliegende Werk gar nicht genug preisen! Denn es eröffnet den allgemeinen Zugang zu der wohl wichtigsten Quelle für die Lübecker Reformationsgeschichte, dem Protokollbuch (Actus capitulares) des Lübecker Domdekans Johannes Brandes („so lautet sein Name", 10 – nicht Brand). Die vollständige Entzifferung der schwer lesbaren und zudem noch schlecht erhaltenen lateinischen Handschrift ist eine ungemein schwierige Aufgabe, die sich oft nur durch Intuition und Kombinationsgabe lösen läßt. Es handelt sich um einen Textbestand von ca. 570 Blättern Umfang (abgedruckt 27–700). „Der entscheidende Anstoß" zur Edition kam 1986 von *Sabine Pettke* aus Rostock; auf deren Initiative hin und mit ihrer Hilfe übertrug der pensionierte Arzt *Emil Ehler* bis 1988 die Handschrift. Wolfgang Prange hat anschließend den ganzen Text noch einmal selber übertragen, mit Ehlers Entzifferung verglichen und editorisch aufbereitet. Stichproben des Rez. mit Vergleichen zwischen Handschrift-Kopie und Edition zeigen, daß diese ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit bietet. – Brandes hat die Praxis, als Dekan ein Protokoll über die laufenden Geschäfte des Domkapitels, die sonstigen Verhandlungen und allgemein wichtigen Ereignisse zu führen, begründet. Es war kein amtliches, sondern sein privates Unternehmen, welches er kurz nach dem Dienstantritt im neuen Amt am 13. November 1523 begonnen und bis zum 15. Oktober 1530 kontinuierlich fortgeführt hat. „Es gibt keine Anzeichen dafür, daß im Lübecker Domkapitel schon früher Protokolle geführt worden wären" (12). Diese Feststellung läßt

nach den Gründen für die Neuerung fragen. Brandes begründet eingangs sein Bedenken, das Amt des Dekans (d.h. des faktischen Leiters der Kirche in der Stadt Lübeck) anzunehmen, nicht bloß mit der üblichen Demutsbekundung; er verweist darüber hinaus auf die gefährlichen Zeiten angesichts der bürgerlichen Kritik am Kapitel und auf die aufrührerischen Bürger, die der lutherischen Häresie nachfolgten. Das Bewußtsein, in einer historisch bedeutsamen Zeit zu wirken, dürfte also das Motiv für die Aufzeichnungen gewesen sein. Der Text ist eine wahre Fundgrube für vielfältige sozial- und kirchengeschichtliche Sachverhalte, auch über Lübecks Grenzen hinaus. Der umfassende Veränderungsprozeß der Reformation, der über das Kirchenwesen hinaus nahezu alle Lebensbereiche betraf, läßt sich hier für die früheste Phase in seinen Einzelheiten studieren. Wilhelm Jannasch hat für seine 1958 publizierte „Reformationsgeschichte Lübecks" Brandes' Protokolle zwar erstmals umfassend ausgewertet (was eine respektable Leistung war!), aber er hat diese Quelle nicht vollständig ausgeschöpft, wie sich zumal bei den politischen und sozialen Zusammenhängen zeigt. Die künftige Forschung kann nun bequemer und weiträumiger mit dem einschlägigen Material arbeiten. - Die Benutzbarkeit des Textes hat Prange nicht nur durch die Bezifferung jedes einzelnen Abschnitts (§ 1–4923), sondern auch durch ungewöhnlich detaillierte, umfangreiche Register (insgesamt 120 Seiten!) verbessert. Er hat – wie schon bei dem Protokollband 1535–40 – als Parallelquelle das Protokoll des Notars Johannes Tostede beigefügt (55 Blätter, abgedruckt 701–753), das die Zeit vom 14. November 1522 bis zum 11. Juli 1532 umfaßt und die Rechtsgeschäfte des Kapitels beurkundet. Eine weitere zentrale Quelle, das Briefbuch des Kapitels mit den Abschriften der ein- und ausgehenden Korrespondenz, konnte hier wegen ihres Umfangs nicht abgedruckt werden. Doch Prange verweist im Protokoll durchgängig durch entsprechende Nummern auf das Briefbuch, dessen „künftige Edition" (19) man mit Interesse erwarten darf. Für das vorgelegte Werk gebührt dem gelehrten Editor der Dank der Historikerzunft.

Münster Hauschild

Hans-Joachim Freytag, Der Plöner Konvent der Schwestern vom gemeinsamen Leben und seine Urkunden (1468–1578). Neumünster: Wachholtz 1992. 146 S. (Quellen u. Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins Bd. 100). – Verf. legt erstmals eine vollständige Bearbeitung über die Geschichte der Schwestern vom gemeinsamen Leben in Plön vor. Die Frömmigkeitsbewegung der Devotio moderna fand keineswegs nur im klösterlichen Rahmen oder gar im Anschluß an einen Orden ihre Organisationsform. Die in der Sekundärliteratur gebrauchten Bezeichnungen für das Plöner Haus trugen bisher nicht zu dessen exakter kirchenrechtlicher Einordnung bei, und die wenigen Zeugnisse aus der Zeit seines Bestehens bedürfen diesbezüglich der kundigen Interpretation. Der Lübecker Bischof bestätigte 1472 die Gründung und gab ihr die Augustinerregel, nachdem der dänische König Christian I. 1468 dem Lübecker Michaeliskonvent erlaubt hatte, in Plön eine Niederlassung ins Leben zu rufen, und sie zwei Jahre später in seinen Schutz nahm. Eigene Statuten waren zwar vorhanden, sind aber nicht auf uns gekommen. Aus anderen Nachrichten ist zu ersehen, daß die Plöner Schwestern nicht die kanonischen Horen, sondern nur das Officium parvum zu verrichten hatten; allerdings leisteten sie die drei monastischen Gelübde. So zog das

Verlassen des Hauses die Exkommunikation nach sich. Es handelte sich also weder um ein Beginenhaus noch um ein Kloster der Augustiner-Eremitinnen oder Chorfrauen. Die Nähe zur Windesheimer Kongregation, die schon 1431 zwar eine weitere Aufnahme von Frauenklöstern untersagte, diese aber „extra gremium capituli" weiterhin betreuen konnte, wird für Plön sichtbar, da der Augustinerprior von Segeberg die Vorsteherin (Mutter) zu bestätigen hatte. Die Plöner Schwestern waren persönlich besitzlos, bei dem von Plön aus gegründeten Schwesternkonvent in Neumünster herrschte zusätzlich das Schweigegebot. Verf. stellt fest, daß um die Wende zum 16. Jh. ein Wandel der Bezeichnungen für das Haus und seine Insassinnen stattfand, die einer klösterlichen Gemeinschaft zukommt, ohne daß eine Aufnahme in einen Orden erfolgte. Durch F.s Forschungen wird auch der Lübecker Michaeliskonvent, über den es noch keine zusammenfassende Arbeit gibt, in ein neues Licht gerückt. Die Geschichte dieses bei St. Ägidien gelegenen Hauses, das auf eine Stiftung des Kaufmanns Bertold Segeberg 1397 als Armenhaus zurückgeht, in dem sich bald sogenannte Büßerinnen aufhielten, wohinein 1451 auf Initiative von Rat und Bischof Schwestern vom gemeinsamen Leben zogen, denen letzterer 1463 die Augustinerregel verlieh, erscheint auch nach den kenntnisreichen Ausführungen des Verf., der für eine Weile zwei Konvente unter demselben Dach, den bisherigen und den der devoten Schwestern, annimmt, noch nicht befriedigend geklärt (14 ff.). Die Erweiterung des zusammenhängenden Hausbesitzes bis 1520 in der Stadt Plön auf sieben nebeneinanderliegende Hausstellen, die eine Straßenfront von etwa 60 m ausmachten, wird auf ein ständiges zahlenmäßiges Anwachsen des Konvents gedeutet, dessen Mitglieder, den wenigen Nachrichten nach zu urteilen, wohl meist dem wohlhabenden Bürgertum und z.T. dem Adel (Rantzau) angehörten. Mit dem Vordringen der Reformation seit 1538 fehlte zunehmend der Nachwuchs, aber auch die Zuwendungen aus der Bevölkerung, die in Form von Seelgerätstiftungen und Einliegerverträgen einen wesentlichen Teil der wirtschaftlichen Basis des Hauses dargestellt haben dürften, verringerten sich deutlich. Der Besitz des Hofes Behl am Nordufer des Plöner Sees (ca. 25 ha) und auch die von den Schwestern betriebene Textilverarbeitung – hier ist das Heranziehen der von 1484–86 erhaltenen Segeberger Stiftsrechnungen verdienstvoll, da sie einen Teil der Einnahmen der Schwestern aus diesem Gewerbe wiedergeben – reichten zum Unterhalt von Personen und Gebäuden kaum aus, so daß der Konvent seinen Besitz für 1500 Mark 1578 an Herzog Johann verkaufte. Eine Berechnung der standesgemäßen Versorgung der Mitglieder bis zu ihrem Lebensende, wie sie andernorts gemacht wurde, ist auf diese Weise nicht überliefert. Der Konvent bestand immerhin länger als die Klöster Preetz (seit 1542 Damenstift), Ahrensbök, Segeberg, Bordesholm und Neumünster. Im zweiten Teil der Arbeit folgt eine Urkundenedition (86 ff.) von insgesamt 41 Nummern in wörtlicher Wiedergabe des Textes, welcher eine ausführliche Beschreibung der benutzten Bestände vorangeht. Konkordanz, Abkürzungsverzeichnis und getrennter Personen- und Ortsnamenindex beschließen die sehr gründliche und gelungene Darstellung. Simon

Ulrike Albrecht, Das Gewerbe Flensburgs von 1770 bis 1870. Eine wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung auf der Grundlage von Fabrikberichten. (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins Bd. 24), Neumünster: Wachholtz

1993, 312 S., 16 Abb., 32 Karten, 37 Tabb., wertet die seit 1774 durch die dänische Zentralregierung vom Flensburger Magistrat angeforderten „Fabrikberichte" mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung aus. Die dichte Datenreihe über einen weitgespannten Zeitraum vom Spätmerkantilismus bis in die Industrialisierung erlaubt Aussagen über innerbetriebliche Veränderungen und über den Wandel in der Gewerbestruktur. Auch wenn nicht alle Angaben zuverlässig sind – z.B. Produktionswerte und Preise lassen sich nicht exakt ermitteln, Heimgewerbe oder für den Lokalmarkt arbeitende Betriebe, auch Branntweinbrennereien werden nicht erfaßt –, lassen sich Konjunkturschwankungen, Modernisierungsphasen, wirtschaftspolitische Maßnahmen, räumliche Verdichtungen, städtebauliche Veränderungen bis hin zu biographischen Informationen einzelner Unternehmer aus den Berichten ablesen. Nach der Darstellung der Datenaufnahme und ihrer Probleme werden in intensiver Form mit Hilfe von Tabellen und Diagrammen Produktionsformen und Veränderungen einzelner Gewerbezweige behandelt: Textilien, Nahrungs- und Genußmittel (Zucker, Tabak, Brennereien), Ölmühlen mit Lichtgießereien und Seifensiedereien, Leder, Papier, Schiffbau, Eisengießereien und Maschinenbau. Die vielen Informationen geben zugleich Auskunft über die Kaufleute und Fabrikherren, Rohstoffbeschaffung und Absatzmärkte. – Der Übergang zur Industrie ist in Flensburg als Anpassung der führenden alten Kaufmanns- und Handwerksbetriebe an neue Wirtschaftsformen zu erkennen: Der traditionell Seehandel treibende Kaufmann und Reeder wird zum Kaufmann und Produzenten. Der Wandel ist ab etwa 1830 erkennbar: Neue Gewerbezweige und die Modernisierung älterer Handwerksbetriebe werden von dem neugegründeten Handelsverein unterstützt, der sich vor allem um den Ausbau der Wege und den Bau von Eisenbahnverbindungen bemühte. Seit der Mitte des 18. Jh. erforderte der Einsatz von Maschinen und der erhöhte Kapitalbedarf neue Formen der Ausbildung und der Eigentums- und Haftungsrechte: Auch in Flensburg veränderte sich mit dem neuen Wirtschaftsbürgertum, das sich nicht mehr aus den alten Kaufmannsfamilien bildete, die städtische Führungsschicht. Der Platzbedarf der neuen oder erweiterten Betriebe verlagerte die Produktionsstandorte nach Nordwesten und auf die Ostseite der Förde. Zwischen 1840 und 1850 dehnte sich mit den neuen Betriebsstandorten auch der Wohnbereich Flensburgs nach Nordwesten aus. Aus dem Flensburger Eigenhandel mit Rohstoffen aus dem dänischen Kolonialbesitz, dem Handel mit England (Kohlenimporte nach Flensburg) und dem Landhandel in die Herzogtümer entwickelte sich Flensburg innerhalb des dänischen Staates zu einer Stadt mit vielseitiger Industrieproduktion und internationalen Handelsbeziehungen, geriet aber durch den Anschluß an Preußen trotz verbesserter Verkehrsbedingungen in eine Randlage, weil mit dem rückläufigen Seehandel auch die Absatzmärkte sich verringert hatten.

Hamburg — Günter Meyer

Ute Haese – Torsten Prawitt-Haese, Dem Leser ein Halt in schwerer Zeit. Schleswig-Holsteinische Pressegeschichte 1945–1955. Hamburg: Hans Christians Verlag 1994. 368 S., Abb. – Die Zeitung ist aus dem heutigen Leben nicht wegzudenken, ist sie doch neben dem Rundfunk und dem Fernsehen die Nachrichtenquelle überhaupt, denn das gesprochene Wort ist schnell verweht, das geschriebene bzw. gedruckte kann man später wieder nachlesen. Nur wenigen Lesern wird bekannt sein, daß es in Lübeck vor

100 Jahren vier Tageszeitungen gab: die „Lübeckischen Anzeigen" (gegr. 1751), die „Eisenbahn-Zeitung", den „Lübecker General-Anzeiger" (gegr. 1883) und den „Lübecker Volksboten" (gegr. 1894). Fünfzig Jahre später, 1934, gab es nur noch zwei und heute gibt es nur noch eine, die „Lübecker Nachrichten", mit dem Untertitel „Lübecker General-Anzeiger". – Die Anregung zu dieser Veröffentlichung kam vom Kieler Presseclub, denn man war der Ansicht, daß gegenwärtig noch eine beträchtliche Anzahl von Männern und Frauen über die Anfänge der Schleswig-Holsteinischen Presse nach 1945 berichten können, ehe Aussagen über die Nachkriegszeit nur noch „nach Aktenlage" möglich sein werden (7). Es war nicht Absicht der Verf., ein umfassendes wissenschaftliches Standardwerk über die schleswig-holsteinische Pressegeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg zu schreiben. Eine ausführliche Schilderung der späteren Pressekonzentration und des damit verbundenen Zeitungssterbens wäre Aufgabe einer gesonderten Darstellung. Vielmehr wendet sich das Buch in erster Linie an den interessierten Laien, wobei es andererseits aber wissenschaftlichen Ansprüchen genügen will (8). – Nach einem historischen Rückblick (11–29) über die Entwicklung des Zeitungswesens in Schleswig-Holstein vom 17. Jh. bis etwa 1945, einem Kapitel über die Sorgen und Nöte unmittelbarer Nachkriegszeit (28–35) und einem Kapitel über den Neubeginn der Presse in der britischen Zone, der durch Nachrichtenblätter der Militärregierung, Lizenzzeitungen, fehlende Druckkapazitäten (zerstörte Druckereien) und Papierknappheit gekennzeichnet war, kommen die Verff. zum Hauptteil ihrer Untersuchung, den einzelnen Presseerzeugnissen, den Zeitungen in Flensburg, Kiel und Lübeck. Hier interessiert besonders der Abschnitt über Lübeck, in dem die beiden Lübecker Zeitungen „Lübecker Nachrichten" und „Lübecker Freie Presse" behandelt werden. Hier erfährt der Leser so manche Interna über die Lizenzträger der Zeitungen und die Herausgeber. Recht spannend lesen sich die Ausführungen über die „Freie Presse"; mußte sie doch ihr Erscheinen am 31. März 1969 einstellen. Neben Archivalien und Nachlässen kommen interviewte Zeitzeugen zu Wort, darunter die Lübecker Werner Kock, Hans J. Kranz, Hans Jürgen Nehlsen, Heinz Schwensfeger und Ingeborg Sommer. Drei Register (Titel, Orte, Personen) erschließen dieses Buch, dem eine weite Verbreitung zu wünschen wäre, denn, wie die beiden Verf. schreiben, soll das Lesen des Buchs auch Spaß machen. Wiehmann

Klaus Blaschke – Hans-Joachim Ramm (Hrsg.), 30 Jahre Staatskirchenvertrag – 10 Jahre Ev.-Luth. Nordelbische Kirche. Eine Dokumentation, Neumünster: Wachholtz 1992. 176 S., 2 Abb. (Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Reihe I, Band 38). – Der 1957 abgeschlossene Vertrag des Landes Schleswig-Holstein mit den damals drei Landeskirchen und der 1977 wirksam gewordene Zusammenschluß derselben mit Hamburg zur „Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche" (die Darstellung im Buchtitel ist falsch!) sind zwei epochale Ereignisse der neuesten Kirchengeschichte, welche die Wirklichkeit bis heute – gerade auch in Lübeck – prägen. Darum ist es verdienstvoll, wenn die Herausgeber zu beidem wichtige Texte vorlegen. Der I. Teil (9–128) bringt die Ansprachen von Ministerpräsident Kai Uwe von Hassel, Kultusminister Edo Osterloh und Bischof Wilhelm Halfmann am 23.4.1957, den Text des Vertrages mitsamt den Berichten über die diesbezüglichen Sitzungen von Landessynode und Landtag (die Lübecker Synode fehlt bezeichnen-

derweise), dazu sechs Aufsätze und Gutachten zu Grundsatz- und Einzelfragen des Vertragswerkes, ferner die Reden der Festveranstaltung von 1987 (Bischof Ulrich Wilckens, Ministerpräsident Uwe Barschel, Prof. Jost Dellbrück). – Im II. Teil werden entsprechende Texte für die Festveranstaltung im Lübecker Dom am 9.1.1977 geboten (129–141), dazu Bemerkungen über die Verfassungsstruktur der Nordelbischen Kirche von *Horst Göldner,* einem ihrer Gründungsväter (143–146); die Bedeutung jener nicht unproblematischen Neugründung wird angesprochen in den kurzen Reden anläßlich des zehnjährigen Jubiläums (147–174). Der EKD-Ratsvorsitzende Bischof Martin Kruse sagte 1987 recht treffend: „Nordelbien ist ja doch ein Abwägen der Vernunft gewesen. Man hätte es ja auch ganz anders machen können, zum Beispiel ganz vernünftig nach unserem protestantischen deutschen Herkommen, sich an die Landesgrenzen zu halten. Da stand das Geld dazwischen" (154). Gemeint war damit die desolate Finanzlage der Hamburger Kirche. Hamburgs Bürgermeister Klaus von Dohnanyi verwies bei derselben Gelegenheit auf historische Analogie: „Vor 50 Jahren wurde durch das Groß-Hamburg-Gesetz Hamburg zu dem, was es heute ist an Größe und Umfang" (160). Das Tauschobjekt Lübeck erwähnte er allerdings nicht. Zweimal wurde dessen Autonomie zugunsten Hamburgs geopfert: 1937 die staatliche (zwangsweise) und 1977 die kirchliche (freiwillig). Historischer Aufarbeitung des letzteren Aktes dient auch die Bibliographie (175 f.) des insgesamt instruktiven, nützlichen Sammelbandes.

Münster Hauschild

Regionalatlas Kreis Herzogtum Lauenburg. Hrsg. von Dieter Jaschke im Auftrag der Lauenburgischen Akademie für Wissenschaft und Kultur – Stiftung Herzogtum Lauenburg. Lieferung 2 und 3. Mölln 1991–1992. Je 14 Doppelkartenblätter. – Die 1989 erschienene erste Lieferung des Regionalatlasses hat ein sehr positives Echo gefunden, zum Beispiel in dieser Zeitschrift Band 70 (1990) (305–306). Man stellte sich aber auch die Frage, wie die Veröffentlichung weiter verlaufen würde. Erfreulicherweise erschien schon zwei Jahre später die zweite Lieferung und im Jahr darauf die dritte. Sie enthalten ebenfalls je 14 Doppelkartenblätter, nicht in laufender Folge, sondern aus der Systematik herausgegriffen. Wenn die Veröffentlichung so weiterläuft, ist ein Abschluß des auf acht Lieferungen vorgesehenen Werkes absehbar. – Die Blätter sind in gewohnter Weise mit vorzüglichen Karten und sorgfältig bearbeiteten Begleittexten versehen. Bei einem beträchtlichen Teil ist der Herausgeber Dieter Jaschke auch an der Bearbeitung beteiligt. Schleswig-Holsteinische Verwaltungsinstitutionen wie das Geologische Landesamt, die Agrarmeteorologische Beratungs- und Forschungsstelle, das Landesamt für Naturschutz und Landschaftspflege und Behörden des Kreises Herzogtum Lauenburg haben mit ihren Experten dabei mitgewirkt. – Wieder ist für die Geschichtsforscher und -interessierten sehr vieles enthalten, insbesondere in dem Abschnitt Kulturräumliche Entwicklung. Dort findet man das Herzogtum in dänischer Zeit (3, 14), in preußischer Zeit (3, 15), territoriale Veränderungen zwischen 1937 und 1945 (3, 17) sowie die Entwicklung der kirchlichen Strukturen (3, 8). Bei dem Abschnitt Siedlungen sind unter anderem enthalten die Siedlungsstrukturen von Ratzeburg (4, 2) und Mölln (4, 3). Da aber die Geschichtswissenschaft heute nahezu

alle Bereiche menschlichen Lebens erfaßt hat, sind auch die übrigen Karten aus dieser Sicht mehr oder weniger von Interesse.

Hamburg Gerhard Meyer

Ernst Günther Prühs, Geschichte der Stadt Eutin. Mit einem Beitrag von Klaus Langenfeld. Eutin: Struve's Buchdruckerei u. Verl. 1993. 397 S., div. Abb. u. Ktn. – Nicht das Jahr der Stadtrechtsverleihung (1257) durch Bischof Johann II. von Diest und auch nicht das Jahr der Umgestaltung zum Marktort (1156/57) wählte der Verf. zum Bezugspunkt seiner Stadtgeschichte, sondern 1143, das nur erschlossene, nicht sicher belegte Jahr der Gründung der Holländersiedlung durch Graf Adolf II. Die Wahl dieses recht vagen Datums als Bezugspunkt der Stadtgeschichte ist nicht illegitim, zumal der Verf. auch auf die slaw. Geschichte des Gaus und der Burg Utin eingeht. Dem vorgeschaltet ist eine Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Zeit sowie eine angemessen kurze Schilderung der geologischen und geographischen Gegebenheit der Region. – Der Verf. beginnt damit eine klassische chronologische Entwicklungsgeschichte der Kleinstadt, die „keineswegs einen fachwissenschaftlichen Anspruch" (10) erhebt. Gegliedert durch die politischen Hauptereignisse läßt der Verf. die eigentliche Stadtgeschichte „als ein Mosaik wechselhafter ... Begebenheiten" entstehen. 1143 wird Graf Adolf II. von Hz. Heinrich d. Löwen mit Ostholstein belehnt und beginnt alsbald mit der Ansiedlung deutscher Siedler in dem ehedem slawischen Gebiet. 1156 gelangte Bischof Gerold von Oldenburg in den Besitz einer Grundherrschaft von über 300 Hufen Land als wirtschaftliche Ausstattung seines Bistums. Bischof Gerold entwickelte Eutin zum Hauptort seines Gebiets. Nach der Reformation wurde es Fürstbistum, seit 1774/77 in Personalunion mit dem Herzogtum Oldenburg (Oldenburg), 1829 Großherzogtum. 1803 wurde das einstige Hochstift in das Fürstentum Lübeck umgewandelt und ganz der Landesregierung unterstellt. Eutin diente zunehmend nur noch als Zweitresidenz. Als Kompensation im Rahmen des Großhamburggesetzes 1937 wurde Eutin, das seit 1918 zum Freistaat Oldenburg gehörte, dem preußischen Regierungsbezirk Schleswig als Kreis eingegliedert. – Dem Verf. gelingt es z.T. auch mit eigenen Forschungen, vor allem das politische und kulturelle Schicksal der Stadt in anschaulicher und nachvollziehbarer Weise von den Anfängen bis in die Gegenwart, die durchaus nicht zu kurz kommt, zu verfolgen. Auf der Grundlage der Arbeiten von W. Prange und L. D. Stokes werden das Mittelalter und die Zeit um den Nationalsozialismus ausführlicher dargestellt. Hervorzuheben sind auch die Passagen, die sich Eutin als geistigem Zentrum der Goethezeit widmen. *Kl. Langenfeld* beleuchtet als Co-Autor mit sachlich-kurzen Biographien die kulturhistorische Bedeutung des Eutiner Kreises. Das Buch, das bemüht ist, alle Aspekte städtischer Geschichte einzubeziehen, zeigt deutliche Lücken in den wirtschafts- und sozialhistorischen Teilen. Diesbezüglich fällt auch einige begriffliche Unsicherheit auf, so muß es z.B. S. 145 „Sozialstruktur" und nicht „Soziologische Struktur" heißen. Auch die unkritische Übernahme von Begriffen aus dem soziologischen Vokabular zur Kennzeichnung der modernen Gesellschaft – wie Oberschicht, obere und breite Mittelschicht, Unterschicht (145 ff.) – für die anders gestaltete Sozialstruktur des 18. Jahrhunderts ist in dieser Form nicht möglich. Diese Schwäche des Buches ist aber weniger dem Verf. als vielmehr dem Fehlen einschlägiger Vorarbeiten zuzuschreiben. In der städtehistori-

schen Forschung Schleswig-Holsteins existieren noch erhebliche Lücken bezüglich der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Der Verf. gibt dem Interessierten in seinen wirtschafts- und sozialhistorischen Schilderungen aber eine Fülle von Quellenhinweisen, die in jedem Fall für die vertiefende Arbeit hilfreich sind. – Durch den angenehmen Stil des Verf., die sinnvolle und reiche Illustration des Bandes und sein gelungenes Layout, ergänzt durch einen Anhang sowie ein Sach- und Personenregister liegt alles in allem eine kleine Stadtgeschichte vor, die die Kenntnisse um die Geschichte Eutins nicht nur zusammenzufassen, sondern auch zu vertiefen vermag. Ibs

Thomas Brück, Korporationen der Schiffer und Bootsleute. Untersuchungen zu ihrer Entwicklung in Seestädten an der Nord- und Ostseeküste vom Ende des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, Weimar: Böhlau 1994, 185 S. (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte; Bd. 29). – Zur Gruppe der ständischen Korporationen zählten in den niederdeutschen Hafenstädten auch die der Schiffer. Während die Handwerkszünfte und kaufmännischen Korporationen längst den neuzeitlichen Handels- und Handwerkskammern Platz gemacht haben, existiert die Schiffergesellschaft noch heute in Lübeck. Nicht zuletzt durch ihr ansehnliches Korporationshaus in der Breiten Straße, das, im Gegensatz zu den meisten Versammlungshäusern der übrigen Körperschaften, die Zeitläufe überstanden hat, ist sie im Bewußtsein der Lübecker lebendig geblieben. – Paul Hasse und Georg Fink haben 1901 und 1935 über die Schiffergesellschaft in Lübeck publiziert, wenn auch es sich um Arbeiten kleineren Umfangs handelte. 1977 ist die populärwissenschaftliche Veröffentlichung von Gustav Lindtke über dasselbe Thema hinzugekommen. – Vor allem auf Quellen des Stadtarchivs Stralsund sowie der dortigen Schifferkompanie basierend, beschreibt der Vf. die Entwicklung dieser Korporationen zwischen dem ausgehenden 15. und dem 17. Jahrhundert. Er untersucht eingehend deren Aufnahme als Standesvertretung, ihre wechselhafte Stellung im Gefüge städtischer Politik, nicht zuletzt ihre Rolle in der Armenfürsorge. Zahlreiche Statistiken ergänzen die Ausführungen des Vf. Am Schluß folgt noch ein vergleichender Seitenblick auf Schiffervereinigungen in anderen deutschen Hafenstädten. Auch auf die einschlägigen Verhältnisse in Lübeck wird relativ ausführlich eingegangen (142–150). Dennoch sollte gerade für die lübeckische Historiographie die vorliegende akribische Arbeit ein Ansporn sein, sich detaillierter als bisher mit der Geschichte der hiesigen Schiffergesellschaft im Rahmen neuerer Fragestellungen zu befassen. Nicht zuletzt hat die Eingliederung der Rückführungsbestände im Archiv der Hansestadt Lübeck die dazu notwendige Quellenbasis wiederhergestellt. Im Schnittpunkt zwischen städtischer Verfassungsentwicklung, Sozial- und Schiffahrtsgeschichte angesiedelt, bilden die Schifferkorporationen ein interessantes Forschungsobjekt für die stadthistorische Forschung der Hansestädte. Ostersehlte

Karl-Heinz Glaser/Hanno Lietz/Stefan Rhein (Hrsg.), David und Nathan Chytraeus – Humanismus im konfessionellen Zeitalter, Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 1993. 232 S., zahlr. Abb. – Die Stadt Kraichtal nahm das Gedenkjahr des Humanisten Nathan Chytraeus, geb. 15.3.1543 in Menzingen, zum Anlaß, eine Ausstellung zu besorgen, die sich diesem und seinem in der Kirchengeschichte bekannten Bruder David Chytraeus (1530–1600) widmete. Ein bleibender Ertrag ist die gleichzeitige Heraus-

gabe eines Sammelbandes, der in materialreichen und anschaulich geschriebenen Abhandlungen eine gelungene Gelehrten- und Städtekooperation, vor allem mit der Universitätsbibliothek Rostock und dem Archiv Melanchthonhaus in Bretten, darstellt. Die Autoren sind ausgewiesene Fachwissenschaftler. Werfen wir, dem Untertitel des Bandes folgend, zunächst den Blick auf *Stefan Rheins* Beitrag, der mit einem Satz aus Melanchthons Brief an Erhard Schnepf vom 29.10.1549 betitelt ist: „‚Die Ostseeküste braucht eine blühende Universität': Philipp Melanchthon und die Universität Rostock". Er – so R. – appellierte nicht nur an „die Pflicht der Herzöge, für ihre Landesuniversität zu sorgen und dadurch Bildung und Religion eine Heimstatt gegen ihre Gegner zu schaffen". Sondern er sorgte auch in umfangreichen Korrespondenzen, Drucken und Lehrbüchern, wie er es für zahlreiche Bildungsstätten Deutschlands tat, für eine „fächerübergreifende und polyhistorische" Umformung des Wissensstoffes in Schulliteratur. In Rostock nahm das neu entstehende Bildungswesen Gestalt an hauptsächlich durch die Brüder Chytraeus und Arnold Burenius (1485–1566). In der Darstellung des Letztgenannten würdigt R. die Arbeit des mitteldeutschen Melanchthonforschers Horst Koehn, der am 27.1.1992 in Halle starb. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Aufspaltung des Protestantismus kommen Ziel und Ringen Melanchthons um ein versöhnliches Miteinander eindrücklich heraus. Dem Ziel einer Einheit des Luthertums widmete sich auch David Chytraeus. Dem Knabenalter kaum entwachsen erlebte er in Wittenberg noch Martin Luther in seinen Vorlesungen. Dort nahm ihn Melanchthon, sein Kraichgauer Landsmann, in sein Haus auf. Die Freundschaft war die Grundlage zur Fortsetzung des kirchlichen, pädagogischen und literarischen Wirkens Melanchthons. In dem Beitrag *Rudolf Kellers* (Martin-Luther-Bund/Erlangen) bekommen wir ein Bild vom Werden der lutherischen Bekenntnisschriften vor dem historischen Hintergrund der Zeit und der friedfertigen Persönlichkeit des David Chytraeus. – Der Aufsatz von *Thomas Fuchs* (Universität Regensburg) „David und Nathan Chytraeus – Eine biographische Annäherung", geht näher auf die konfessionelle, territoriale und universitäre Situation ihres Lebensraumes ein. Es wird deutlich, wie den Brüdern die umfassende Kenntnis antiker Literatur und der Umgang in Latein als einer lebenden Sprache gemeinsam war wie auch ihre lange Lebenszeit in der Stadt und Universität Rostock. Verdankten dem Älteren der Brüder die Universitäten Rostock und Helmstedt, die Mecklenburgische Kirche und die Niederoesterreichischen Landstände Wesentliches und Entscheidendes, so tritt uns hier der jüngere Chytraeus, Nathan, nicht nur in einem bedeutenden pädagogischen und dichterischen Lebenswerk, sondern auch in seiner im Humanismus wurzelnden unbeugsamen Eigenständigkeit in religiöser Hinsicht entgegen: 21jährig wurde er zum Professor der lateinischen Sprache berufen. Der Ertrag seiner Reisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien wurde durch seinen Reisebericht bekannt. Er legte den Grundstock zur Rostocker Universitätsbibliothek. Seine eigene Schulzeit in Straßburg bei Jakob Sturm half ihm bei Begründung, Ausgestaltung und Unterricht der Rostocker Schulbildung. Seiner Zeit galt er als einer der bedeutendsten lateinischen Dichter. Den Predigern der Hansestadt Rostock war Nathan Chytraeus nicht gelegen. Sie schlossen ihn wegen calvinistischer Tendenzen vom Abendmahl aus, so daß er sich zur Veröffentlichung seines persönlichen Glaubensbekenntnisses gezwungen sah. Er mußte daraufhin aus Rostock weichen und leitete die letzten 5 Jahre seines Lebens die im Calvinismus berühmte Lateinschule der Hansestadt Bremen. Seine Auffassung

des Abendmahles als einer manducatio spiritualis hatte in Rostock als Grund des Verhaltens der Pfarrerschaft ihm gegenüber gegolten. Es ging aber um mehr: Wie sollte das geistliche Ministerium dort unter den damaligen Umständen mit einem Universitätslehrer fertig werden, der sich auf sein Gewissen berief, „darin man ‚allein auff gott, der die warheit selbst ist, vnd nicht auff menschen vnd ihre gunst sehen muß'"? – auch andere Wesenszüge des Humanen leuchten aus diesem Gelehrten und Praktiker hervor, z.B.: „Das an Gott als strengem ‚pater' orientierte Vaterbild der reformatorischen Theologie erscheint hier in einer Gestalt, der alles Bedrohliche oder Strafende fehlt." So schreibt *Hermann Wiegand* (Mannheim/Heidelberg) in seinem Beitrag über die „Heimatbeziehungen im poetischen Werk von Nathan Chytraeus; ‚Aber der Heimatboden ist mir doch viel lieber..."! – *Thomas Kaufmann* (Universität Göttingen) schließt seinen Beitrag über das Brüderpaar in Rostock so: „Gegen Ende ihres Lebens waren die beiden Brüder, die den größten Teil ihres Lebens Seite an Seite als Rostocker Universitätslehrer gelehrt hatten, in unterschiedliche konfessionelle Lager getrennt. Der Keil des Konfessionalismus, der Deutschland spaltete, trennte auch zwei Biographien, die trotz aller spezifischen Interessen des einzelnen in weitgehender Parallelität und persönlicher Nähe verlaufen waren." Behandelt wird in diesem Aufsatz auch die „Catechesis", die David Ch. geschrieben hat. Sie sollte eine große Bedeutung als Lehrbuch für die religiöse Erziehung in Mecklenburg, aber auch im gesamten deutschen Luthertum erlangen. – Eine Nachwelt, die die Festlegungen der Bekenntnisschriften, an denen David Chytraeus führend mitgewirkt hat, als Ausdruck verhärteter Positionen im Fachgelehrtenstreit kritisch betrachtet, sollte das Wahrheitsstreben und die schöpferische Vielfalt gerade dieses Autoren und auch seinen heimatlichen Nährboden kennen. Er gehört zu den humanistischen Gelehrten seines Jahrhunderts, die als Historiker und Polyhistoren das eigene Fachgebiet in Zusammenhang mit anderen, neuen Forschungsbereichen sehen. Verschiedene Aufsätze geben darüber Aufschluß: *Helge Bei der Wieden,* Die Darstellung Islands in der „Saxonia" des David Chytraeus; *Arnold Scheuerbrandt,* Die Kraichgaurede des David Ch. aus dem Jahre 1558. Die „faszinierende Geschichts- und Kulturlandschaft Kraichgau" läßt uns den Menschen verstehen: *Hermann Ehmer,* Die Reformation in Menzingen, Johann Rudolphi und Matthäus Chytraeus; *Harald Drös,* Menzingen im 16. Jhdt.;*Walter Thüringer,* Melanchthons Brief an Peter von Mentzingen. – Der „Quellenteil" des Bandes fördert Neues zutage: *Sabine Pettke* (Universität Rostock) gibt dazu zwei Beiträge: „Das Testament des David Chytraeus – ein überraschender Fund" und „Die Entlassung des Nathan Chytraeus aus Rostock – Zeitweise verschollene Akten des Geistlichen Ministeriums"; *Thomas Fuchs,* „Das Entlassungsgesuch des Nathan Chytraeus an den Bürgermeister und Rat der Stadt Rostock." – Ferner dessen Pestgedicht aus dem Jahr 1577. *Lupold von Lehsten,* „Zur Genealogie der Familie des David Chytraeus". – Ein Register hat der Sammelband nicht. Der Anmerkungsapparat ist gründlich, reichhaltig und übersichtlich. Dem Buch ist Verbreitung zu wünschen, weil in ihm Grundlagen unserer Kultur anschaulich und lebendig – vielleicht auch nützlich werden.

Rohrbach bei Huttwil Fritze

Margarete Schindler, Blick in Buxtehudes Vergangenheit. Geschichte einer Stadt, hrsg. v. der Stadtsparkasse Buxtehude, 2. neubearb. Aufl. Buxtehude 1993, 83 Abb., 263 S. – In der stark überarbeiteten und ergänzten Neubearbeitung des 1978 erstmals erschienenen Buches gelingt es der Autorin ebenso kenntnisreich wie kurzweilig, die Geschichte Buxtehudes zu vermitteln, wobei sie erfolgreich den engen Blickwinkel der Kirchturmperspektive vermeidet. Das hier erstmals dargestellte Gründungskonzept des Erzbischofs Giselbert von Bremen in Verbindung mit der Vermessungsleistung sowie den wasserbaulichen Maßnahmen durch Niederländer (54/55) ist für die vergleichende Stadtforschung von Belang. Von einem Fluchtpunkt auf der nahen Geest wurde demnach der Verlauf der Stadtgräben (Viver) als auch des zentralen Fleets festgelegt. Alles in allem ist der Verf. mehr gelungen als das selbst zum Ziel gesetzte „Lesebuch zur Geschichte der Stadt Buxtehude" (11). Sowohl für den Leser, der sich gezielt mit der Geschichte der Stadt beschäftigen will, als auch für denjenigen, der sich eher „schmökernd" darin bewegen will, bietet das Buch immer fundierte, durch interessante Quellen und Abbildungen ergänzte Kapitel, die alle Bereiche der Buxtehuder Geschichte berühren. Ibs

Verfasserregister

Albrecht 423, Angermann 354, Bauer 393, Beckers 349, Behm 364, Bei der Wieden 430, Bengelsdorf 419, Bergfeld 377, Berghaus 390, Biedermann 380, Binder 355, Blaschke 425, Blunck 400, Böcker 355, Boettcher 389, Bohnsack 408, von Bonsdorff 357, Bracker 359, Bringmann 389, Brockow 372, 373, Brockstedt 358, 359, Brück 353, 428, Bruns 389, Bünz 417, Clasen 382, Danker-Carstensen 359, Diemer D. u. P. 349, Dinzelbacher 350, Dittmer 358, Dorošenko 354, Dräger 378, Drös 430, Dufraisse 359, Dummler 382, Eckstein 365, Euler 421, Ehmer 430, Eickhölter 372, 374, Ellermeyer 354, 355, Engel 355, v. Engelhardt 382, Esner 387, Ewe 355, Fabian 355, Falk 360, 362, Freytag 422, Fuchs 429, Gerding 359, Gerkens 386, 387, Gläser 355, 360, 361, Glaser 428, Goetz 355, Grabkowsky 356, Grabowski 363, Gramatzki 372, 373, Graßmann 381, Groenman-van Waateringe 364, Haese 419, 424, Hammel-Kiesow 365, 372, Hannemann 382, Harder-Gersdorff 354, Harms 394, Hatje 409, Hauschild-Thiessen 413, Heftrich 396, Heinzle 349, Henn 354, Hennings 419, Herzig 356, Hoch 419, Hoffman 388, Hofmeister 415, Honemann 392, Isenberg 362, Jansen 387, 388, Jaschke 426, Jeannin 376, Jensen 388, Jürgensen 418, Jung-Köhler 411, Kaemena 415, Kasten 419, Kaufmann 430, Keller 429, Kiupel 359, Klatt 389, Kopitzsch 356, Krätzschmar 399, Krause 356, Krüger 356, Kruse 363, Kühnel 351, Kümpers-Greve 391, Kugler-Weiemann 389, Lamschus 354, 356, Landenberger 414, Langenfeld 427, Legant-Karau 362, Le Goff 350, v. Lehsten 430, Lesle 399, Lietz 428, Link 395, Lüder 389, Menke 374, Morkegaard 359, Mührenberg 363, 378, Müller 362, Muller 393, Neidhardt 387, 388, Neininger 356, Neugebauer 361, Nielsen 358, North 352, Ostersehlte 415, Pelus-Kaplan 372, Pettke 421, Pfeiffer 360, Pieler 412, Pietsch 383, Poeck 375, 414, Postel 356, Prange 421, Prawitt-Haese 424, Prechel 364, Presuhn 415, Prühs 427, Queckenstedt 353, Ramm 425, Rauert 391, Reichstein 364, Reinhardt 356, Remann 363, Rhein 428, 429, Rheinheimer 418, Rir 399, Risch 356, Röhl 382, Röpcke 415, Roth 391, Rudolph, H. 359, Rudolph, W. 359, Sahlmann 379, Schalies 363, Scheftel 363, Scheuerbrandt 430, Schindler 431, Schilds 351, Schirok 374, Schleier 414, Schmidt 359, Schmitt 363, Scholkmann 360, Schröder 394, Schuldt 389, Schwarz 415, Seeliger 384, 385, Siegfried 389, Simon 376, Steppuhn 363, Stieve 410, Stubbe-da Luz 412, Suhr 384, 385, Thormann 401, Thüringer 430, Tidow 364, Uhlig 418, Urbanski 354, 357, Valentin 392, Veltmann 369, Vogtherr 353, Voß 393, Walitschke 396, Wernicke 357, Wiegand, Wilbertz 357, Winekenstädde 397, Wissmann, 417, Wriedt 392, Wrobel 365, Wulf 357, Zabeck 409, Zimmermann, H. 386, Zimmermann, H.-P. 498, Zimmermann, J. 398.

Jahresbericht 1993

Wie in den Vorjahren konnten unsere Mitglieder und Freunde zu zahlreichen Veranstaltungen eingeladen werden, wobei auch dem Jubiläumsjahr „850 Jahre Lübeck" Rechnung getragen wurde.

12. Januar: Im Amt für Vor- und Frühgeschichte der Hansestadt Lübeck kommentiert Herr Dr. Uwe Müller Funde der archäologischen Ausgrabungen am Schrangen mit Vorführung der Objekte; Frau Doris Mührenberg gibt hierzu eine kurze Einleitung über die Befunde und Grabungen.

21. Januar: Vortrag von Herrn Dr. Ulrich Simon M.A. über „... der Physikus soll Arm und Reich gleichermaßen warten". Zur Organisation des Gesundheitswesens in Lübeck seit dem Spätmittelalter (anschließend an die Jahresmitgliederversammlung).

27. Januar: Frau Dr. Ingaburgh Klatt führt durch die Ausstellung im Burgkloster „... dahin wie ein Schatten". Aspekte jüdischen Lebens in Lübeck.

16. Februar: Festvortrag von Herrn Professor Dr. Helmut G. Walther, Kiel: Als aus Liubice Lübeck wurde.

9. März: Vortrag von Herrn Professor Dr. Günter P. Fehring, Amt für Vor- und Frühgeschichte der Hansestadt Lübeck: Archäologie in Lübeck 1973–1993. Rückblick und Ausblick (mit Lichtbildern).

16. März: Herr Dr. Christian Ostersehlte M.A., Lübeck, berichtet im Rahmen des „Kleinen Gesprächskreises" über die Geschichte der Seenotrettung in Deutschland und Lübeck.

22. Mai: Wissenschaftliche Exkursion an den Selenter See unter Leitung von Herrn Studiendirektor Günter Meyer, Hamburg (Besichtigung der Kirche von Selent und des Gutes Lammershagen).

8. Juni: Frau Dr. Hildegard Vogeler, Museum für Kunst und Kulturgeschichte, führt durch die Ausstellung „Madonnen in Lübeck" im St. Annen-Museum.

10. Juni: Herr Dipl.-Ing. Otto Kastorff, Bad Schwartau, berichtet im Rahmen des „Kleinen Gesprächskreises" über das Rehder-Gutachten im Zusammenhang mit der Lübecker Stadtentwicklung um die Jahrhundertwende.

19. August: Präsentation des Buches „Die alte Reichs- und Hansestadt. Veduten aus vier Jahrhunderten" von Peter Sahlmann (gemeinsam mit dem Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck).

1. September: Frau Brigitte Heise, Museum für Kunst und Kulturgeschichte, führt durch die Ausstellung „Der Lübecker Kaufmann" im Burgkloster.

11. September: Wissenschaftliche Exkursion „Burgen östlich von Wismar" unter Leitung von Herrn Studiendirektor Günter Meyer, Hamburg, Herrn Professor Dr. Horst Keilling, Schwerin, und Mitarbeiter (Slawisch-obotritische Fürstenburg Ilow,

Neuburg, Groß Strömkendorf – wahrscheinlich Stelle des 808 zerstörten Rerik, Kirchdorf auf Poel).

16. September: Herr Dr. Hans Wißkirchen führt durch das neugestaltete Buddenbrookhaus (Heinrich und Thomas Mann-Zentrum).

21. September: Frau Hanna-Maria Schuldt, Lübeck, führt durch die Ausstellung „Wie kommt der Fisch in die Dose?" (Zur Schlutuper Fischindustrie) im Schuppen 6.

7. Oktober: Präsentation des Buches „Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten" hrsg. von Dr. Alken Bruns (gemeinsam mit dem Amt für Kultur der Hansestadt Lübeck); im Rahmen der Buchvorstellung Vortrag von Herrn Professor Dr. Friedrich Hassenstein, Göttingen, über Dorothea Schlözer.

19. Oktober: Vortrag von Herrn Dr.-Ing. Michael Scheftel: Bürgerhäuser und Siedlungsstrukturen in Lübeck um 1300. Baugeschichtliche Untersuchungen auf dem ehemaligen LN-Gelände.

17. November: Führung über den jüdischen Friedhof Lübeck-Moisling durch Herrn Albrecht Schreiber, Rhauderfehn, mit Ergänzungen durch Rabbiner Barsilay, Hamburg.

30. November: Vortrag von Frau Dipl.-Ing. Gabriele Legant-Karau, Amt für Vor- und Frühgeschichte der Hansestadt Lübeck: Wie die Lübecker unter Herzog Heinrich dem Löwen wohnten. Zur Besiedlung des Kaufleuteviertels im 12. und frühen 13. Jahrhundert.

9. Dezember: Vortrag von Frau Dr. Ursula Buske, Lübeck: „Eine complete Mumia in ein Futteral". Die rund 300jährige Odyssee einer altägyptischen Mumie in der Hansestadt Lübeck.

Die Zeitschrift des Vereins für das Jahr 1993 konnte termingemäß im Dezember ausgeliefert werden. Auch dieser umfangreiche Band konnte nur mit finanzieller Hilfe der Possehl-Stiftung, der Sparkasse zu Lübeck und der Hansestadt Lübeck erscheinen. Mit großer Dankbarkeit muß hervorgehoben werden, daß mehrere Mitglieder des Vereins zu Spenden von DM 1000,– oder darüber bereit waren. Ihnen und auch den zahlreichen Mitgliedern, die einen etwas höheren als den üblichen Jahresbeitrag überwiesen haben, sei verbindlichst gedankt. Nur auf diese Weise ist es möglich, die satzungsgemäßen Ziele des Vereins zu erreichen und, sei es durch Führungen, Besichtigungen und Vorträge, sei es durch die Veröffentlichungen von aktuellen Aufsätzen in der Zeitschrift des Vereins, die Kenntnisse von der Lübeckischen Geschichte weiter zu verbreiten und neue Forschungsergebnisse möglichst schnell bekanntzumachen. – Im Oktober erschien das mit viel Beifall und Interesse aufgenommene Buch „Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten", eine Zusammenstellung aus gedruckten und noch ungedruckten Beiträgen des Biographischen Lexikons für Schleswig-Holstein und Lübeck, das gemeinsam von der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und dem Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde herausgegeben wird. Die Finanzierung gelang aufgrund von Zuschüssen der Possehl-Stiftung, der Reinhold-Jarchow-Stiftung und des Vereins für Lübeckische

Geschichte und Altertumskunde. Angeregt wurde die durch Herrn Dr. Alken Bruns besorgte Veröffentlichung durch das Amt für Kultur der Hansestadt Lübeck.

Durch Einsatz der EDV konnte die Umstellung auf die neuen Postleitzahlen leicht bewältigt und auch die Verwaltung der Mitgliederadressen sowie ihre jeweilige Vorbereitung für die Einladungsversendung erleichtert werden.

In das Jahr 1993 geht der Verein mit 390 Mitgliedern. Fünf Neueintritten standen 11 Austritte gegenüber, wobei zwei Todesfälle zu beklagen sind und zahlreiche weitere Mitglieder altershalber die Verbindung zum Verein nicht mehr aufrecht erhalten konnten. Die Beitritte im einzelnen: Frau Frauke Hans-Schier, Scharbeutz, Frau Gabriele Legant-Karau, Lübeck, Herr Dietrich Scharmacher, Bad Segeberg, Herr Karsten Fecker, Stockelsdorf, und Herr Joachim Hess, Lübeck. Folgende Mitglieder verließen den Verein: Die Herren Klaus Weigert, Herbert Sandt, Peter Thoemmes, Stefan Corleis, alle Lübeck, Dr. Henrik Karge, Kiel, Dr. Bernd Kreutzfeldt, Göttingen, Reiner Thiel, Herford, die Damen Dr. Elisabeth Kerck, Helene König, beide Lübeck. Verstorben sind Herr Professor Dr. Helmuth Berndt, Lübeck, und Herr Dr. Rolf Rosenbohm, Steinbach/Taunus.

Im Vorstand des Vereins traten keine grundlegenden Änderungen ein. Nach Ablauf ihrer dreijährigen Amtszeit wurden die Herren Günter Meyer und Dr. Hammel-Kiesow sowie Frau Dr. Graßmann wiedergewählt. Herr Baudirektor a.D. Schlippe gehört wegen Erreichung der Altersgrenze dem Vorstand des Vereins weiterhin als Altmitglied an.

Lübeck, den 31.12.1993 Graßmann